



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

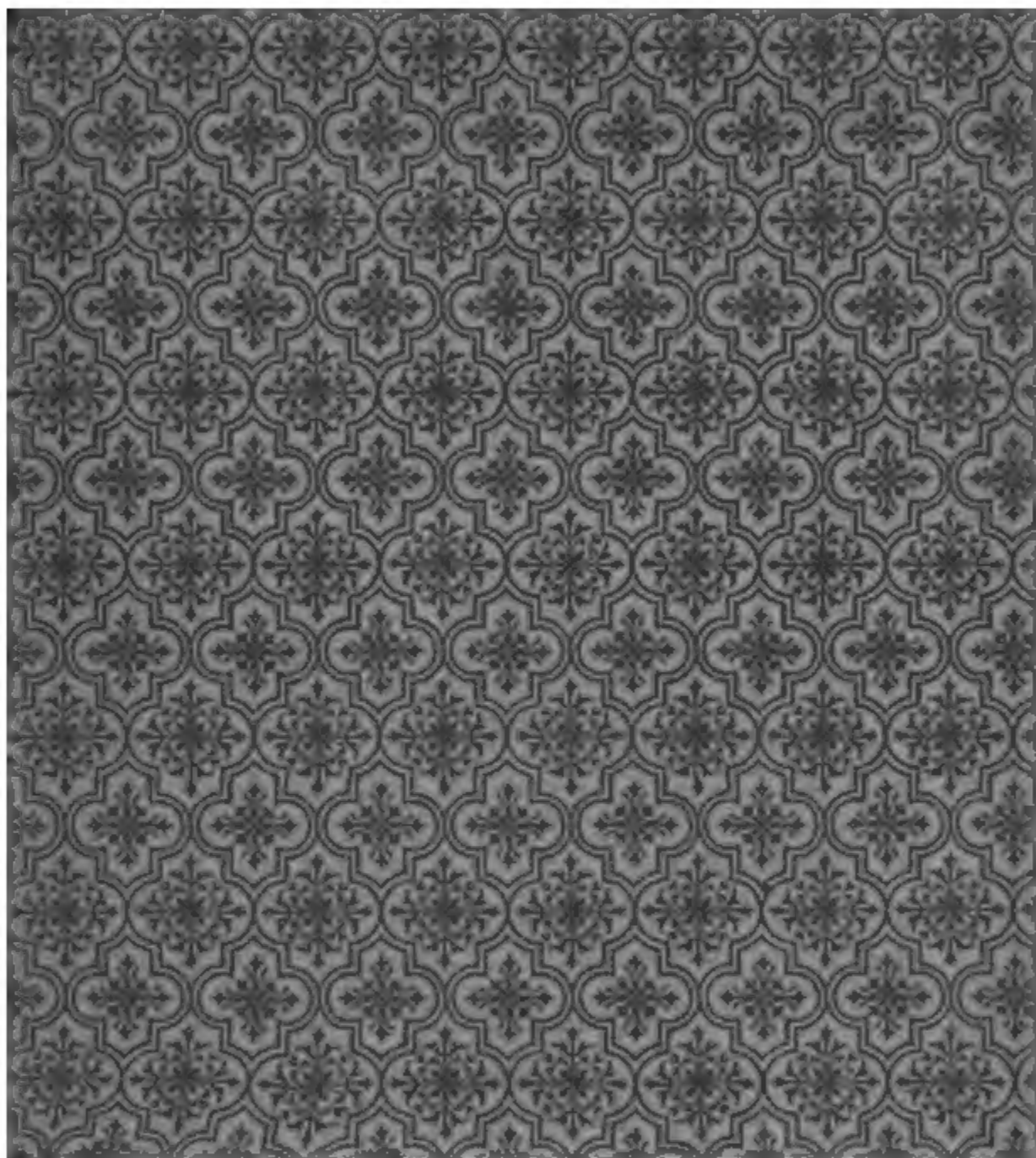
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Stanford University Libraries

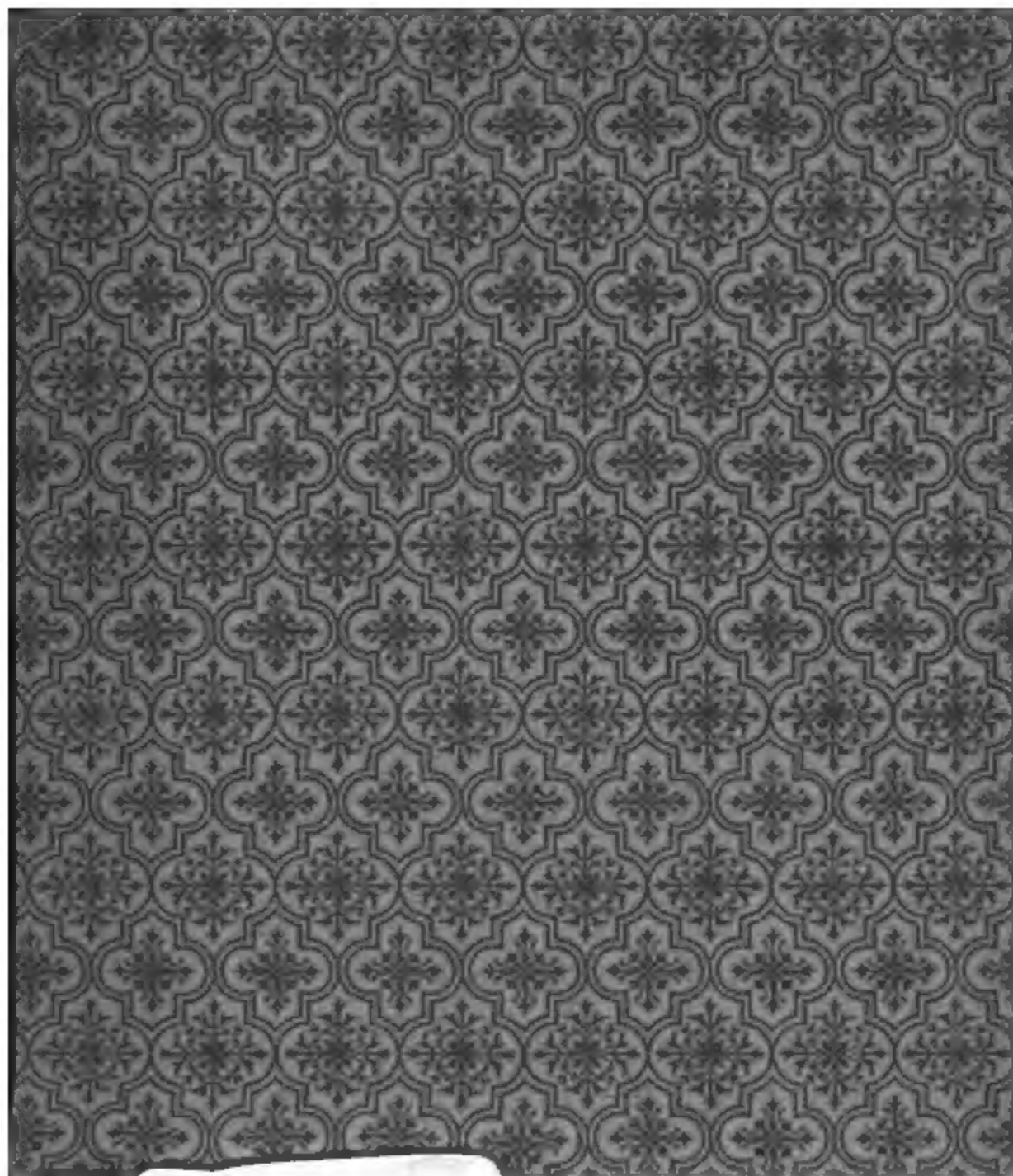
3 6105 117 029 004

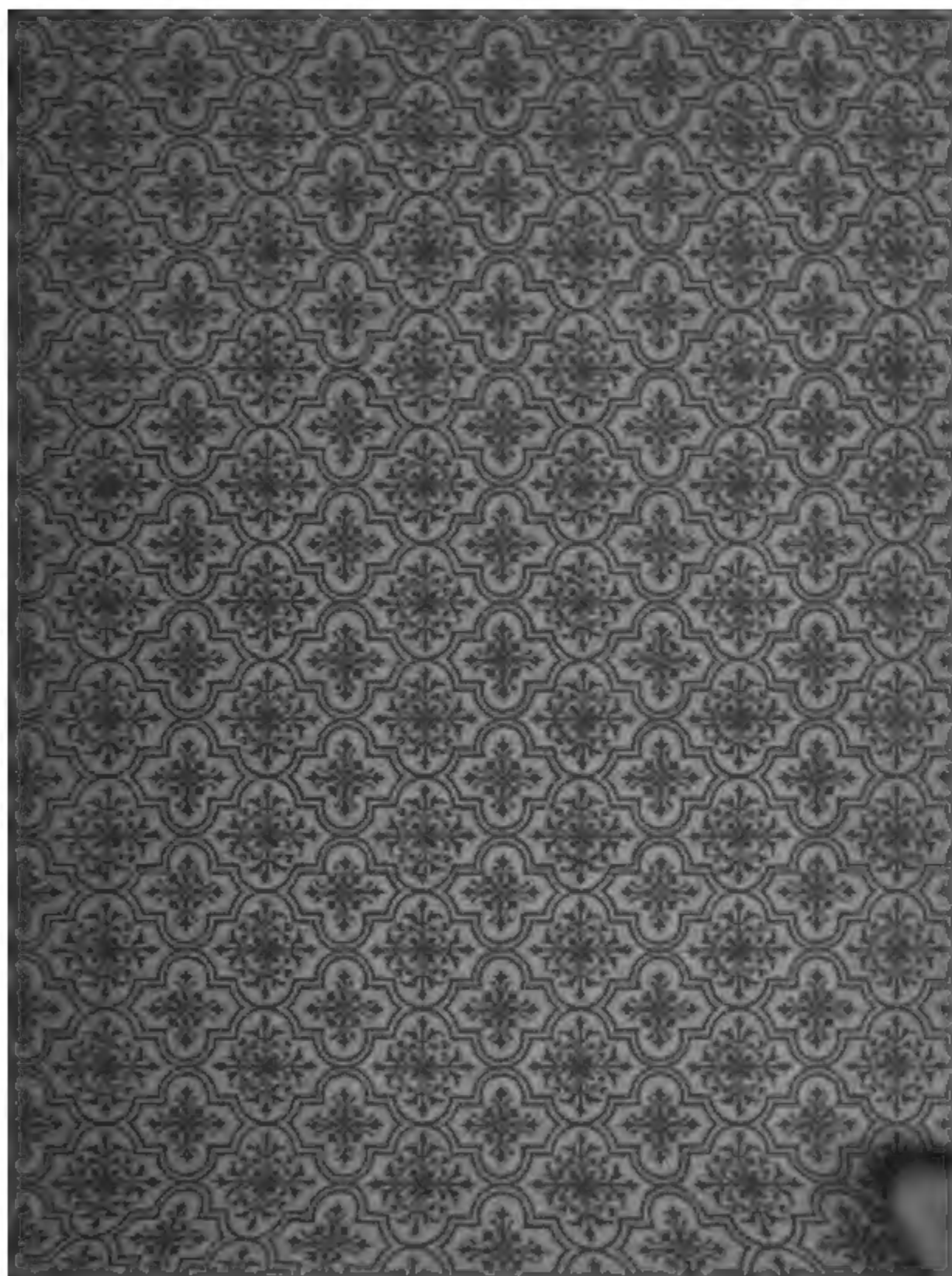


LIBRARY OF THE
LESLIE GRADUATE SCHOOL OF BUSINESS
STANFORD UNIVERSITY









830.

0927

Herder - Cid .

Herder - Legenden .

Klopstock - Oden . - 1st and 2nd .

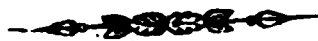
Erläuterungen
zu
den deutschen Klassikern.

~~~~~  
Vierte Abtheilung:

**Erläuterungen zu Herders Werken.**

22.

I. Cid.



**Leipzig,**  
**Verlag von Ed. Wartig.**  
**1874.**

# Herders Eid.

Erläutert

von

Heinrich Dünker.

Zweite, neu durchgesehene Auflage.



Leipzig,  
Verlag von Ed. Wartig.  
1874.



**LIBRARY**  
**OF THE**  
**LELAND STANFORD JUNIOR**  
**UNIVERSITY.**

Hier ist Eid und hier Ximene,  
Muster jedes Heldenpaares,  
Donna Urraca, die Infantin,  
Zarter Liebe Musterbild.

A. 4733.

## I. Der Eid in Geschichte und Sage.

Zeit der geschichtlichen Einleitung, welche Johann von Müller 1805 der ersten Ausgabe von Herders Eid vorsetzte, hat die Beurtheilung der unserer Sagenbildung zu Grunde liegenden Thatfachen mancherlei Wechselhale erlitten, bis ihr erst neuerdings eine sichere Grundlage zu Theil wurde. Schon in demselben Jahre 1805 trat in Sparacu Masden im zwanzigsten Bande seiner *Historia critica de España* mit der Behauptung auf, die vom Augustinerbenedicten Manuel Risco herangezogenen *Gesta de Roderici Campidoeti* (so lautet der eigentliche Titel), welche Müller als Hauptquelle benutzte, seien untergeschoben und, wie er nicht undeutlich zu verstehen gab, wohl eine bloße Täuschung von Risco selbst. Verzehn Monate hatte sich Masden zu Leon aufgehalten und alle Handschriften des Benedictinerklosters San Adoro untersucht, in welchem Risco seinen Fund gethan haben wollte. Die Mönche behaupteten, die betreffende Handschrift nicht vorzufinden, und wollten nicht begreifen, wie sie verschwunden sein sollte. Masden begnügte sich mit dieser Verwerfung der *Gesta* keineswegs, sondern er ging so weit, die Unrechtheit aller den Eid betreffenden Urkunden nachweisen zu wollen, ja die Behauptung aufzustellen, kein einziger Zug von seinen Thaten, nicht

**Erläuterungen**  
zu  
**den deutschen Klassikern.**

~~~~~  
Vierte Abtheilung:
Erläuterungen zu Herders Werken.

22.

I. Ctd.



Leipzig,
Verlag von E. d. Wartig.
1874.

Herders Eid.

Erläutert

von

Heinrich Dünker.

Zweite, neu durchgesehene Auflage.



Leipzig,

Verlag von Ed. Wartig.

1874.

LIBRARY
OF THE
LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY.

Hier ist Eib und hier Ximene,
Muster jedes Heldenpaares,
Donna Urraca, die Infantin,
Barter Liebe Musterbild.

A. 473.3

I. Der Cid in Geschichte und Sage.

Seit der geschichtlichen Einleitung, welche Johann von Müller 1805 der ersten Ausgabe von Herders Cid vorsetzte, hat die Beurtheilung der unserer Sagedichtung zu Grunde liegenden Thatfachen mancherlei Wechselfälle erlitten, bis ihr erst neuerdings eine sichere Grundlage zu Theil wurde. Schon in demselben Jahre 1805 trat in Spanien Masdeu im zwanzigsten Bande seiner *Historia critica de España* mit der Behauptung auf, die vom Augustinerbruder Manuel Risco herausgegebenen *Gesta de Roderici Campidocti* (so lautet der eigentliche Titel), welche Müller als Hauptquelle benutzte, seien untergeschoben und, wie er nicht undeutlich zu verstehen gab, wohl eine bloße Täuschung von Risco selbst. Vierzehn Monate hatte sich Masdeu zu Leon aufgehalten und alle Handschriften des Benediktinerklosters San Pildoro untersucht, in welchem Risco seinen Fund gethan haben wollte; die Mönche behaupteten, die betreffende Handschrift nicht vorzufinden, und wollten nicht begreifen, wie sie verschwunden sein sollte. Masdeu begnügte sich mit dieser Verwerfung der *Gesta* keineswegs, sondern er ging so weit, die Unechtheit aller den Cid betreffenden Urkunden nachweisen zu wollen, ja die Behauptung aufzustellen, kein einziger Zug von seinen Thaten, nicht

einmal das Dasein des Helden Rêbe geschichtlich fest. Konnten die letztern Aufstellungen bei niemand Anklang finden, so halte man doch vor der umfassenden geschichtlichen Gelehrsamkeit Masdeus, die man freilich sehr übertrieb, so große Ecken, daß man eine Vertheidigung der Gesta nicht wagen mochte. Masco war durch den Tod gehindert worden, auf Masdeus Angriff zu erwidern, und eine von de la Canal verfaßte Uebersetzung unterdrückte der Verfasser selbst auf die Nachricht von Masdeus Ableben. Als letzterer die Geschichte des Eid für eine leere Fabel erklärte, waren von den arabischen Quellen nur die wenigen ungenauen, ohne Kenntniß und Urtheil angefertigten Auszüge bekannt, welche Casiri in seiner in zwei Bänden zu Madrid (1760 bis 1770) herausgegebenen Biblioteca arabico-hispana Escorialis mitgetheilt hatte. Im Jahre 1820 trat Conde mit seiner spanisch geschriebenen Geschichte der Herrschaft der Araber in Spanien, auf verschiedene Handschriften und arabische Berichte gegründet, hervor, wonach nun alles geschehen zu sein schien, da man sich dem leider unverdienten Vertrauen auf die Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit des madrider Akademie-Mitglieds hingab. Daß aber Masdeus Zweifel an der Person des Eid ungegründet gewesen, zeigten unwidersprechlich die von Conde übersehten arabischen Berichte. Neun Jahre nach Conde wurde das Dasein der von Masco benutzten Handschrift der Gesta in der spanischen Uebersetzung von Bouterweks Geschichte der spanischen Poesie und Beredsamkeit von de la Cortina und Fugalde y Molinero nachgewiesen, welche auch ein Facsimile der dem zwölften oder dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts angehörenden Handschrift beigaben. Huber in seiner dankenswerthen Geschichte des Eid Ruy Diaz (1829) wußte nichts von Masdeus Verdammung der Gesta, und sowohl Rich-

bach^{*)} als Schäfer^{**)}, die Massdens Bedenken gegen die Echtheit der Gesta entschieden theilten, nichts von der Auffindung der Handschrift.

Ein ganz neues Licht wurde über die Geschichte des Eid durch das im Jahre 1849 erschienene treffliche Werk des niederländischen Akademikers Dozy verbreitet: *Recherches sur l'histoire politique et littéraire de l'Espagne pendant le moyen âge*, Tome I. Dozy hat nicht allein die von Casiri und Conde auf unverantwortlich nachlässige, ganz irreführende Weise angeführten Stellen in ihrer eigentlichen Fassung mitgetheilt, sondern auch neue nicht unbedeutende Berichte arabischer Geschichtschreiber hinzugefügt, die Zeugnisse christlicher Schriftsteller der eingehendsten, neue Gesichtspunkte eröffnenden Betrachtung unterworfen, und den aus allen diesen Berichten sich ergebenden geschichtlichen Bestand festgestellt.

Die bedeutendsten arabischen Nachrichten über den Eid gibt Ibn-Bassam in dem zehn Jahre nach dem Tode des Helden (1109) geschriebenen dritten Buche des Werkes *Thathîra*, das in der Lebensbeschreibung des Ibn-Zahîr einen vollständigen Bericht über Balencias Einnahme durch die Christen liefert. Der Eid heißt hier der Tyrann der Campeador (el Campeador) oder Rodrigo der Campeador. Daneben verdienen besondere Beachtung die Angaben in dem Buche *Kitâbo-'Liktisâ*. Nur in einer spanischen Uebersetzung ist uns eine höchst wichtige Stelle eines gleichzeitigen arabischen Schriftstellers über die Einnahme Balencias und des Eid Verhalten während seiner Herr-

^{*)} Geschichte Spaniens zur Zeit der Herrscher der Almoraviden und Almohaden I, 349 ff. De Lidi historiae fontibus dissertatio (1849)

^{**)} Geschichte Spaniens II, 349 f.

schaft über die Stadt in der von Alfonso X. zusammengestellten *Crónica general* erhalten. Alfonso hatte zu diesem Werke außer den ältesten spanischen Chronikenschreibern und vielen Volksliedern auch arabische Quellen benutzt. Daß in der Geschichte des Cid, welche mehr als die Hälfte des ersten Theiles der *Crónica* einnimmt, die Darstellung der Ereignisse zu Valencia von der Einnahme Toledo's an bis zur Uebergabe an den Cid einem gleichzeitigen arabischen Schriftsteller entnommen sei, hatte bereits Huber (1844) vermuthet, Dozy unwidersprechlich erwiesen, und ist die Ansicht des letztgenannten Gelehrten nicht unwahrscheinlich, daß wir in demselben den Bericht des berühmten arabischen Dichters und Gelehrten Abu-Isa'ar-al-Battî besitzen, der nach dem Zeugnisse arabischer Schriftsteller zu Valencia auf Befehl des Campeador verbrannt wurde *) Schon in der nach Dozy dem Ende des vierzehnten oder dem Anfang des folgenden Jahrhunderts angehörenden *Crónica del Cid*, welche sich auf die *Crónica general* gründet, wird dieser Bericht einem Araber zugeschrieben, und zwar einem gewissen Abenfarag **) (so steht in der Handschrift, nicht, wie der erste Herausgeber unter so vielen andern willkürlichen Veränderungen drucken ließ, Abenalfange); aber Dozy hat nachgewiesen, daß dies nur eine willkürliche Erfindung des Wüthches von San-Pedro de Cardena sei, welcher die Legende vom Cid nach andern Quellen zusammenlegte. ***)

*) In der Klage eines Arabers auf den Hü von Valencia, welche neuerdings Malo de Molina in seiner Schrift *Rodrico el Campeador* 1857) auf das genaueste behandelt hat, wird des Cid gar nicht gedacht. Nach jener auch in der *Crónica* mitgetheilten Klage ist Romanze 80 bei Keller (87 de Regis, 127 bei Michaelis) gedichtet.

**) Es ist wohl Abenfarag gemeint, den Al-Kadi nach Valencia sandte.

*) Sie erschien in einer willkürlichen Uebersetzung des Abtes Juan

Wenden wir uns zu den spanischen Schriftstellern und zwar zunächst zu den eigentlichen Chronikenschreibern, so gedenkt des Eid schon dessen Zeitgenosse Pedro, Bischof von Leon, in seiner sehr kurzen Chronik von Alfonso VI, aus welcher Sandoval in seinem Werke *Quince Reyes* (1615) die betreffenden Stellen mitgetheilt hat; die Chronik selbst scheint nicht mehr vorhanden. Von der Chronik des Mönches von Silos eines Zeitgenossen des Eids, ist bloß der erste, bis zum Jahr 1065 reichende Theil erhalten, doch dürften sich auf ihn die Berichte der Chronikenschreiber des dreizehnten Jahrhunderts, Lucas von Tuy und Rodrigo von Toledo, gründen. Einige kleinere Chroniken des dreizehnten Jahrhunderts gedenken nur des Todesjahres des Eids; in der bis zu Fernando III, der 1251 starb, reichenden Chronik unter dem Titel *Laber regum* findet sich eine trodene Zusammenstellung aus andern Quellen und einigen wenigen Ueberlieferungen. Von besonderer Wichtigkeit ist eine lateinische Chronik des Lebens des im Jahre 1157 verstorbenen Königs Alfonso VII., welche der Verfasser nach dem mündlichen Bericht von Angehörigen verfaßte. Diese in Prosa abgefaßte Chronik gedenkt der Belagerung von Almeria, und gibt das Verzeichniß der Belagerer in lateinischen Hexametern. Unter den Belagerern befand sich auch der Enkel des Alvar Fanez, welcher als Genosse des Campeador gefeiert wird. Von diesem Alvar Fanez, dem vielbesungenen („allen ist Alvar Fanez bekannt“, heißt es 1. er, wird nun bemerkt: „Selbst Rodrigo, der immer mio (i) (mein Eid) genannt wird, von dem man singt, daß er von seinem Feinde überwunden ward,

royez de Belorado zuerst im Jahre 1612, neuerdings in einer guten neuen Ausgabe von Huber (1844). Ein trodener Auszug daraus (zuerst 1489) ward zum Volksbuche.

der die Mauren bezwang, auch unsere Grafen bezwang, erhob diesen (den Jañez) und schrieb sich geringern Ruhm zu. Aber ich gestehe, daß, was keine Zeit verwischen wird, von den Männern dieser mio Cid der erste war und Alvar der zweite. Den Tod des Freundes Rodrigo betrauert Valencia *) und der Diener Christi konnte es nicht länger bewahren.“ Es ist dies die älteste Stelle, welche mio Cid als Namen des Helden hat. Cid ist offenbar das arabische Sid Herr. Höchst wahrscheinlich ward er von seinen arabischen Soldaten und den Bewohnern Valentias mit diesem Namen bezeichnet. Es ist kein Grund vorhanden, jene Hexameter, welche schon von Liedern des unüberwindlichen Helden sprechen, einer spätern Zeit zuzuschreiben, vielmehr müßten sie eher für gleichzeitig mit der Belagerung von Almeria (1147) zu halten sein **)

Die oben erwähnten Gesta, die Dozy um das Jahr 1170, siebenzig Jahre nach dem Tode des Cid, setzen zu datiren glaubt,

*) In einer franz.ischen bis zum Jahre 1.34 herabreichenden Chronik heißt es unter dem Jahre 1.99. in Spanien sei bei Valencia der Graf Rodrigo (Rodericus) gestorben, worüber die Christen sehr getrauert, die feindlichen Heiden sich gefreut hätten

**) Die Verse bedürfen mehrfacher Herstellung, was auf Herübernahme aus einer ältern Quelle deuten konnte. In dem Verse: Audio s.e dici, quod est Alvarus illo Fanici ist est statt est zu schreiben und die Interpunction nach Fanici zu tilgen; zwei Verse vorher ist in cognitus et omnibus das et zu streichen. Starke, nicht sicher zu verbessernde Verberbungen haben zwei andere Verse erlitten, wie die Verlesung des Verses zeigt. Dozy schrieb in den Worten: Nec minus hostibus extulit impius urbs bonitatis, wohl mit Unrecht impius man hat improbus, urbs bonitatis, herzustellen, nach dem bekannten Gebrauch von improbus für gewaltig. Vocatus muß statt vocatus in den Worten mio Cid semper vocatus hergestellt werden und statt des Versanfangs mio C. di wohl hic mio Cidi

wissen noch nichts von der Wiederoberung von Valencia (1236). Sie enthalten freilich manche Irrthümer, doch beruhen sie auf geschichtlicher Ueberslieferung, und der Verfasser hatte die entschiedenste Absicht, die volle Wahrheit zu sagen, und sich von der willkürlichen Dichtung der Volksfage, wie sie schon damals in Ueberein- und Ungang, frei zu halten. Manche Zeitabschnitte, über die er nicht unterrichtet ist, übergeht er, da er nur das glaubhaft Ueberlieferte geben will. Der Herausgeber Nisco hat ihn häufig mißverstanden. Masdeus Bedenken gegen die Echtheit treffen oft nur Niscos Mißverständnis; gar oft werden sie durch die Masdeus abgehende Kenntniß sonstiger unzweifelhafter Ueberslieferung glänzend widerlegt.

Eines der ältesten Denkmäler der castilianischen Dichtkunst ist das Poema del Cid, wie das Gedicht vom ersten Herausgeber Sanchez (1779) genannt wurde*); richtiger sollte es, nach Ansehung eines Verses des Gedichtes selbst, den Namen führen Cantar de gesta de Mio Cid el de Bivar. Die einzige Handschrift, welche der neueste Herausgeber Pinard ins dreizehnte Jahrhundert setzt, wurde lange Zeit zu Bivar aufbewahrt. Das Gedicht, das nur die Erlebnisse des greisen Cid behandelt, gehört nach den bewährtesten Reimern der spanischen Litteratur spätestens dem Ende, vielleicht der Mitte des zwölften Jahrhunderts an; Dozy will es erst in den Anfang des dreizehnten setzen. Als geschichtliche Quelle kann es durchaus nicht gelten; längst hatte die Sage mit ihren goldenen Fäden die überlieferten Züge überwunden und den Campeador zu ihrem Helden umgestaltet. Dozy hält die Crónica rimada de las cosas de España desde la

* Deutsch von C. v. D. Wolff (1800). Zgl. auch Hr. Litz „Altspanische Romane, besonders vom Cid, Kaiser Karls Paladinen“ (1821).

murte del rey Don Pelayo hasta Don Fernando el Magno
 was particulamente de las aventuras del Cid, welche zu
 erst im Jahre 1816 abgedruckt, dann von Hinard größtentheils
 seiner Anëgabe des Poema del Cid beigefügt, auch von H. Wolf
 am Schlusse der Abhandlung „Ueber die Romanzenpoesie der
 Spanier“ und in Durans Romanero general gegeben wurde,
 für älter als das Poema. Die gleichfalls einzige Handschrift
 des uns erhaltenen Aufsatze der Cronica rimada gehört dem
 Ende des vierzehnten oder dem Beginne des fünfzehnten Jahr-
 hunderts an, aber Dazu sowohl wie Hinard glaubte die ur-
 sprüngliche Auffassung weit höher hinaufsetzen zu müssen, Dazu
 in das Ende des zwölften oder den Anfang des dreizehnten
 Jahrhunderts, Hinard zwanzig bis dreißig Jahre nach dem
 Poema. Dagegen fällt ein so gewogener Kenner der spanischen
 Litteratur wie Ferdinand Wolf diese Cronica rimada für eine
 kaum ältere Zusammenstellung als die Cronica general, wegegen
 Amador de los Rios in seiner Historia critica de la Literatura
 Española III, 81 981 ihr ein höheres Alter als dem Poema
 del Cid geben möchte. Der Verfasser der Cronica hat die ältern
 dichterischen Bruchstücke theils durch ähnliche Metriken theils
 durch prosaische Uebergänge eine großes Geschick und bedeutende
 Fertigkeit in der Verbindung miteinander verbunden: aber sie gewinnen gerade
 eine sehr hohe litterarhistorische Bedeutung durch die „Kunstlose,
 wenig überarbeitete Aneinanderreihung viel älterer volksthümlicher
 Traditionen, so daß deren ursprüngliche Elemente nicht nur dem
 Stoffe nach der Form, sondern auch dem Geiste der Auffassung
 und Darstellung nach sich noch hinlänglich erhalten
 haben.“ Geschichtliche Gewähr kann sie eben so wenig in An-
 spruch nehmen als die ältesten Volk-Lieder und die umlaufende
 Sage. Zulegt hat über beide Gedichte J. H. Schenck in seiner

Geschichte des Dramas VIII, 317—316 gehandelt, der beiden eigentliche Erfindung und didactischen Werth abspricht und ihre Bedeutung darin setzt, daß das erstere „zu Gunsten des asturisch-leonesischen Lehnadels“ geschrieben sei, das andere“ zur Verkündung der unbedingten Machtvollkommenheit des Königthums und zum Lobpreise des unbedingt Königstreuem Vasallenthums.

Versuchen wir die geschichtlich liegenden Züge kurz zusammenzustellen. Rodrigo (Rui) war der Sohn des Diego (Didaco), eines castilischen Großen (Mico me), wahrscheinlich*) ein Nachkomme jenes Königs Galvo, der zugleich mit Raimo Nasara zur Zeit Truella II. (924—925) von den Castilianern zum Schuttschutz gezwungen wurde. Sein Vater Diego soll zwar Elbar, bei Burgos) im Kriege mit dem Könige von Navarra 1054 erobert haben. Rodrigos Name erscheint zuerst in einer Urkunde Fernandos I. vom Jahre 1064. Daß er im Jahre 1063 Don Sando nach Saragoza begleitet habe und seiner Tapferkeit wegen zum Hahnenträger des Reiches ernannt worden, nimmt Guizot nach den Gesta und der Genealogia del Cid an. In demselben Jahre theilte dieser König auf dem Reichstage zu Leon mit Genehmigung aller Bischöfe und weltlichen Großen das Reich unter seine drei Söhne, und so erhielt nach dem im folgenden Jahre erfolgten Tode des Königs der älteste, Sancho, Castilien, Navarra und Bampeluna, der mittlere, Alfonso, Leon und Asturien, der jüngste, Garcia, Galizien und Portugal. Die beiden Töchter wurden mit der Aufsicht über die sämtlichen Klöster betraut, und ward der ältern, Urraca, Zamora, der jüngern, Elvira, Toro zu Theil. Rodrigo blieb bei Sancho, der ihm, als er 1067 seinem Vetter Sancho von Navarra den Krieg er

*) Nach der Angabe des Rodrigo von Tolebo und der Gesta.

führte, den Oberbefehl und das königliche Banner übertrug. *) Ueber den Verlauf dieses Krieges fehlen uns zuverlässige Berichte, doch scheint er für den castilischen König keinen günstigen Erfolg gehabt zu haben. Rodrigo kämpfte auch in der Schlacht bei Plantada (1068)**), in welcher Sandoß er Alfons den Sieg davon trug. Drei Jahre später tritten die Castilianer tapfer gegen die Leonesen unter Alfons bei Golpejares, mußten aber endlich das Feld räumen. Alfons verbot den Soldaten, die Fliehenden zu verfolgen, da er sich nach der getroffenen Vereinbarung jetzt für Castiliens Herrn halten zu dürfen glaubte. Der Eid aber, als er die Leonesen mit ihrem Könige sorglos unter den Zelten ruhen sah, forderte seinen König auf, die Fliehenden zu sammeln und beim Grauen des Tages das siegreiche Heer zu überfallen.***) So that Sandoß die Leonesen, von denen die meisten fielen, die übrigen ihr Heil in der Flucht suchten. Alfons selbst wurde auf der Flucht gefangen genommen und nach Burjos gebracht. Wir sehen hier den Eid eine keineswegs ehrenvolle Rolle spielen, da er den König zum Vertragstrach aufforderte.

Auf Fürbitte seiner Schwester Urraca gestattete Sandoß dem Bräutigam, sich in ein Kloster zurückzuziehen, aber dieser vergaß Trug mit Trug, er entfloh und suchte beim Emir von To-

*) Nach Pedro von V. von den Gesta.

**) Nach der Angabe der Gesta.

***) So berichten Rodrigo von Toledo und Ximenes von Lugo. Velturer führt diesen Fall des Eids mit folgenden Worten an: „Aber in jenen Tagen hatte sich ein Krieger, Namens Rodrigo, Sohn des Diaz, tapfer im Kriege, erhoben, der in allem, was er unternahm, oblegte. Dieser munterte, als er schon einen großen Namen sich erworben hatte, den Sandoß auf u. s. w.“

ledo Al-Mamun Schutz. Sancho wandte sich nun gegen Garcia, und als er dessen Reich eingenommen und ihn zur Flucht gezwungen hatte, gegen die Besitzungen seiner Schwestern. Elvira mußte ihm Toro überlassen, während Urraca sich tapfer in Zamora verteidigte.*) Längere Zeit hatte die Belagerung gedauert, als der Zamorese Pellido Tolfos den König Sancho meuchlerisch tödtete; der Eid verfolgte diesen, sobald er die Unglücksstunde empfing, und er hätte ihn gerade am Thore noch getödtet, hätte dessen Schnelligkeit ihn nicht gerettet.***) Der Tod des Königs, der von den Seinen betronert und nach dem Kloster Oña gebracht und daselbst mit königlichen Ehren bestattet wurde, löste die Belagerung auf.

Die Castilianer berieten nun Alfonso auf den erledigten Thron, doch unter der Bedingung, daß er vorher schwöre, seinen Theil an der Ermordung seines Bruders zu haben. Da niemand dem Alfonso den Schwur abnehmen wollte, bot sich der Eid dazu dar, woher Alfonso Hülfe gegen diesen suchte. So berichten Rodrigo von Toledo und Lucas von Tuy. Pedro von Leon dagegen erzählt, Alfonso habe den Schwur in die Hände von zwölf castilianischen Rittern geleistet. Der König unterdrückte zunächst seinen Haß, so er ließ den Eid sich mit seiner Nichte Ximena (Scemena), der Tochter des Grafen Diego (Ddago) von

*) Die Gesta berichten, der Eid habe hier einmal allein gegen fünfzehn Feinde gekämpft, von denen sieben gepanzert gewesen, den einen tödtete er, verwundete zwei andere und trieb die übrigen durch den Schrecken seiner Kräfte in die Flucht. Man erkennt hier auf den ersten Blick die Uebersetzung der Volkslage.

**) Diesen Zug berichtet Rodrigo von Toledo; ob nach den Volksliedern oder nach sonstiger geschichtlicher Ueberslieferung, ist nicht zu entscheiden.

Leido und der Elvira, der Schwester des letzten Königs von Leon, vermählen. Der am 19. Juli 1064 ausgefertigte Heirathsvertrag ist von Alfonso, dessen Schwestern, Alvar Fañez, dem Senoscu und Verwandten (sobrinus) des Eids, Garcia Ordoñez, Graf von Najera, und andern Mätern unterzeichnet.^{*)} Im Frühling des Jahres 1075 begleitete er König Alfonso auf der Wallfahrt nach Liedo, wo er nach Ausweis vorhandener Urkunden als Schiedsrichter urtheilte und als Kämpfer in einem gerichtlichen Zweikampf für Alfonso auftreten sollte, doch ward der Zweikampf durch gütliche Ausglicung von Seiten der Gegenpartei abgestellt. Eine Urkunde von Alfonso aus dem Jahre 1075, in welcher der Eid den Namen Campidator führt (Müller, Note 47), ist nicht ohne Bedenken wegen eines Verstoßes gegen die Zeitrechnung. Die Gesta nennen ihn Campidoctus, andere Campidoctor, während sich Rodrigo von Toledo näher an die spanische Form Campeador hält, das er durch Campiator wieder gibt. Ueber die Bedeutung des Namens hat Dozy eine Vermuthung geäußert, die ich aber trotz seiner entschiedenen Behauptung nicht für richtig halten kann. Graf Berenguer Ramon von Barcelona nennt in einem angeblichen Briefe den Eid einmal Albaraz, vorher aber Campeador; da nun al barráz im Arabischen derjenige heißt, welcher vor der Schlacht aus den Reihen hervorzutreten pflegt, um einen der Feinde zum Zweikampf herauszufordern, der Herausforderer, so meint Dozy, Campeador sei der Kämpfer, der immer zum Zweikampf herausfordere, und ganz dasselbe mit al barráz; Berenguer gebe dem Eid einmal den spanischen, dann aber den gleichbedeutenden

^{*)} Auffallend ist, daß in der Unterschrift Alfonso, dessen Schwestern, Urraca und Elvira, „mit den Brüdern (der Ximena?)“ genannt werden.

albaraz den Titel, um anzudeuten, daß er mehr ein maurischer als ein christlicher Ritter sei. Viel wahrscheinlicher ist albaraz hier ein Schmalwort; (sagt ja albarazo, albarraz Ausfag, und auch ein widerliches Kraut führt davon den Namen. Das Herkommen liegt nicht im Worte Campeador. Weeshalb sollte das nicht der Krieger^{*)}, ein Ehrenbeiname des unüberwundenen Helden sein, dessen Reden der Kampf ist? Verbindet ja bellator et campeador als Beinamen des Eid in einer Weise, welche ihr die gleiche Bedeutung beider Ausdrücke giebt. **)

Daß die Gesta von einer Sendung des Eid an die Fürsten von Cordova und Sevilla und von dem Siege über Granada in die Hand der Schlacht berichten, ist zu vielen Bedenken unterworfen, als daß es für beglaubigt gelten dürfte. Der Fürst von Granada ließ viele sehr vornehme christliche Ritter, unter ihnen Garcia Ordoñez, in Gold gelockt haben. Eid nahm diese gefangen, gab sie aber am dritten Tage wieder frei, doch verpflichtete er sie Großmuth so wenig sie zum Danke, daß sie gerade von jetzt an, und besonders Garcia Ordoñez, seine erbittertesten Feinde wurden. (Vgl. Romanze 66 67. 103). Auch was die Gesta weiter von einem Siege des Eid über die wider die Burg Gormaz und den Feinde, so wie von der im Toletanischen geliebten Feste berichten, wodurch er seinen Feinden Anlaß zur Verleumdung beim Könige gegeben, wird bloße Anschuldigung der

*) Das Wörterbuch der spanischen Akademie erklärt es bellator fortis. Das Wort kommt wohl nicht von der deutschen Wurzel kämpfen. Es kommt auch auch auch an, von campus Feld, Schlachtfeld, woron aus campo, campegiare, champeler.

**) Den Gegensatz bildet dort talis, qualem dicunt in vulgo Castellanis albarazo (Herra per) et in vulgo Francorum bauxador (Hehriger).

aussprechenden Sage sein Vgl. Romanze 73 (74 115). Erer mochte als geschichtlich feststehendes sein, daß Garcia Erbes; Erbes Bauerfreund war.

Alonso ließ den Verleumdungen sein Ohr und verbannte den Helden aus Castilien. Der Eid begab sich nach Saragoza, das unter dem Stamme der Benou-Houd stand. Der Fürst Al-Moktadir warb wie die Gesta berichten, bald nach seiner Ankunft, wonach, da dessen Tod in das Spätjahr 1081 fällt, der Eid in diesem Jahre Castilien verlassen haben mußte. Dann würde der Rodrigo Diaz, den wir als Zeugen in einer Urkunde des Jahres 1082 finden, unmöglich der Eid sein können.* Im letztern Falle wäre nur ein unbedeutendes Versehen der Gesta anzunehmen, denn in den nächsten Jahren von 1082 an findet sich der Eid in keiner Urkunde. Ibn-Banain berichtet bei Gelegenheit der Pläne des Rodrigo genannt Campeador auf die Stadt Talencia von diesem „galizischen Hund“: „Es war dieses ein Mann, gewohnt Gefangene zu machen, Festungen zu schleifen, seine Gegner in die äußerste Noth zu bringen. Er hatte den kleinen arabischen Königen der Halbinsel mehrere Schlachten geliefert, ihnen Uebel aller Art zugefügt, sie wiederholt überfallen. Früher waren es die Benou-Houd gewesen, die ihn aus seiner Dunkelheit erhoben hatten, sie hatten sich seiner Hilfe bedient, um ihre außerordentlichen Gewaltthatigkeiten auszuüben, ihre widertrachtigen und verabscheuungswürdigen Pläne auszuführen; sie hatten ihm verschiedene Provinzen der Halbinsel überlassen: er hatte die Heere derselben unter seine Füße getreten und sein Banner in den höchsten Provinzen aufgezogen.“

* Nach Huber S. 98 erscheint auch ein Jude in einer Urkunde vom Jahre 1099 unter dem Namen Jed.

Nach dem Tode Al-Moltadir's erhielt dessen ältester Sohn Jusuf-al-Mutamim Zaragoza, der andere Mondhir, mit dem Beinamen Al-Hadib, Lérida, Tortosa und Lerida. Bald kam es zwischen den Brüdern zum Streite. Mondhir verband sich mit Sancho Ramirez, König von Aragon und Navarra, und dem Grafen Perenzuer von Barcelona, wogegen der Eid auf der Seite des Bruders stand. Ein Bericht über diesen Krieg findet sich nur in den Gesta, was freilich an sich, bei der Sparsamkeit an betreffenden Nachrichten, keinen Grund zum Zweifel abgeben kann, doch dürfte jedenfalls die Erzählung von der Sage ausgemildert worden sein. Der Eid zog in Monzon im Angesicht der Verbündeten ein, obgleich König Sancho geschworen hatte, daß er es nicht wagen werde, und besetzte sich mit Al-Mutamim in dem alten Schlosse Almenara zwischen Lerida und Tamaritz, welches die Verbündeten belagerten. Die Belagerung zog sich in Länge, und schon begann im Schlosse das Wasser auszugetren. Der Eid, der eben die Festung Escarpa genommen hatte, rief dem Al-Mutamim, mit dem er zusammenkam, von einer Schlacht ab und suchte ihn zur Zahlung eines Tributs zu bestimmen. Da aber die Verbündeten diesen Antrag verwarfen, griff er sie mit erbitterter Gewalt an, schlug sie in die Flucht, gewann reiche Beute und nahm den Grafen von Barcelona und andere Grafen, die sich an Mondhir angeschlossen hatten, gefangen, entließ sie aber schon fünf Tage später. Bei seiner Rückkehr nach Zaragoza empfing man ihn mit großen Ehren. Der Eid aber suchte bald darauf (1084), nach dem Unfalle, welchen Alfons, der ins Tolosa'sche eingedrungen war, durch den Verrath eines maurischen Hauptlings in der Festung Rueda erlitten hatte, diesen von Tug aus im Lager auf. Alfons nahm ihn ehrenvoll auf und bat ihn dringend, ihm nach Casilien zu folgen; der Eid ging darauf ein.

aber da er bald merkte, daß der König ihn noch immer hasse, verließ er ihn wieder eiligst und kehrte nach Zaragoza zurück. Diese Zusammenkunft mit Alfonso, von welcher bloß die Gesta und Romanze 83 (124) berichten, ist an sich wenig wahrscheinlich. Die Gesta wissen auch noch von zwei Unternehmungen des Eid im Auftrage von Al-Mutamin. Er fiel in Aragon ein und kehrte nach fünf Tagen mit reicher Beute und vielen Gefangenen nach Monzon zurück. König Sancho wagte nicht ihm entgegenzugehen. Dies sieht ganz wie eine haltlose Erfindung aus. Nicht weniger möchte dazu die Erzählung von einem Einfälle des Eid in das Land Mondhir gehören. Mondhir rief den König Sando zu Hülfe, der den Helden zu sofortigem Abzug auffordern ließ. Da dieser ihm aber erwiderte, komme Sancho in friedlicher Absicht, so wolle er ihn frei ziehen lassen, ja ihm noch hundert Soldaten zum Geleit geben, übrigens bleibe er, wo er sei, so zogen Mondhir und Sancho gegen ihn. Lange dauerte die Schlacht, bis endlich die Gegner in die Flucht geschlagen wurden. Der Eid verfolgte die Fliehenden, nahm viele aragonesische Grafen und zweitausend Soldaten gefangen, und kehrte mit reicher Beute nach Zaragoza zurück, wo er von Al-Mutamin mit Ehren überhäuft ward.

Als Al-Mutamin 1085 verschied, blieb der Eid bei dessen Soane Moftain zu Zaragoza. Selbst nach dem gewaltigen Schlage, den Alfonso durch die Murabatsin (Almoraviden) am 23. Oktober 1086 bei Bataia erlitt, kehrte er nicht nach Castilien zurück, was freilich die Gesta behaupten, aus welchen der Irrthum in die Crónica general überging. Im Jahre 1088 verband sich Al-Moſtain mit dem Eid zu einem Zuge gegen Valencia; ersterer stellte viertausend, der Eid dreitausend Ritter. Al-Aadir in Valencia hatte Al-Moſtain und Alfonso gegen den ankommenden Mondhir zu Hülfe gerufen; aber zu gleicher Zeit

war ein valencianer Hauptmann Ibu-Ratbun zu Mostain mit der Aufforderung gekommen, ihm nach Valencia zu folgen, da er ihm diese Stadt, wie sein Bruder Segorbe, überliefern werde. Mostain ließ sich hierzu verleiten: der Eid sollte mit ihm die Stadt angreifen, diesem die ganze Beute, die Stadt dagegen ihm selbst anheim fallen. Wir sind hier auf arabische, auch in die Cronica general übergegangene Berichte einzig angewiesen. Als Mostain in Valencia erschien, hatte sich Mondhir bereits zurückgezogen. Die gehoffte Uebergabe von Segorbe erfolgte nicht; ebensowenig hielt der Eid, der sich durch große Geschenke von Al-Kadir hatte bestechen lassen, sein gegebenes Wort. Von Mostain darüber zur Rede gestellt, erklärte er, daß Zaragoza dem König Alfonso gehöre, dessen Lehnsmann Al-Kadir sei; wolle er Alfonso den Krieg erklären, so werde er die Stadt in kurzer Zeit erobern, und sei er selbst bereit, ihm gegen Alfonso beizustehn. Auf den Wunsch Mostains, der einen seiner Hauptleute mit einer Mutterdar zu Valencia zurückließ, während er selbst nach Zaragoza zurückkehrte, belagerte der Eid die Festung Kerita, mußte aber die Belagerung aufgeben, als Mondhir zum Entsatz herbeieilte. Da dieser mit Al-Kadir sich ausgesöhnt und verbunden hatte, so fürchtete der Eid, er werde auch Valencia gewinnen, weshalb er Al-Kadir aufforderte, ja an niemand, wer es auch sein möge, die Stadt zu übergeben. Zu gleicher Zeit gab er einerseits Mostain, andererseits Mondhir das Versprechen, jedem von ihnen zur Erlangung Valencias behülflich zu sein. Auch ließ er Alfonso berichten, er betrachte sich immer als seinen Lehnsmann, handle und kämpfe nur zu seinem Vortheil; das castilische Heer, das ihn begleite, werde er auf Kosten der Mauren erhalten; diese letztern suche er zu schwächen und solle ein Lehnsherr bald im Besitz des ganzen Landes sein. Alfonso fuhrte

sich durch des Eid Erklärungen befriedigt. Dieser aber benutzte die Zeit zu neuen Streifzügen, und wenn man ihn deshalb zu Rede stellte, erwiderte er, er thue es nur, um zu essen zu haben. Im folgenden Jahre schloß Moslain, da er wohl einsah, der Eid habe ihn getauscht, ein Bündniß mit Berenguer von Barcelona, der sofort vor Valencia rückte. Der Eid hatte sich unterdessen, wahrscheinlich auf eine Einladung des Königs, nach Castilien begeben, um mit diesem zu unterhandeln, der nach den Gesta ihm einige Schloßer auf den Marken von Castilien, worunter die Burg Gormaz, schenkte und ihm und seinen Nachkommen das Eigenthum aller seiner Eroberungen sicherte. Mit siebentausend in seinem Solde stehenden Kriegern brach er auf. Er zog über den Duero. Bei Calamocha erschienen vor ihm die Gesandten von Ibn Razin, Wesir von Albarracin, mit der Bitte, ihm bei Alfonso freundliche Aufnahme zu verschaffen. Der Eid verpflichtete sich, ihn ganz in Ruhe zu lassen, unter der Bedingung, daß er an Alfonso Tribut zahle. Von hier zog der Eid in die Nähe von Murviédro, wo er bei dem Dorfe Torres sich lagerte. Berenguer hob bei der Ankunft des Eid die Belagerung auf und kehrte nach Barcelona zurück. Die Gesta berichten, der Eid habe die bittern Worte, Beleidigungen und Drohungen, welche die Soldaten Berenguers gegen ihn sich erlaubt, nicht gerochen, weil dieser ein Verwandter von Alfonso gewesen. Al Rádir nahm den Helden von Castilien, der ihm versprach, die von ihm abgefallenen benachbarten Festungen wieder unter seine Vormäsigkeit zu bringen, ihn gegen seine Feinde zu vertheidigen, sich in Valencia niederzulassen und alle Beute, die er machen werde, dorthin zu bringen und zu verkaufen, sehr freundlich auf und verstand sich zur monatlichen Zahlung einer bedeutenden Summe. Auch Ibn-Tabban von Murviédro erkaufte sich seinen Schutz. Die Gesta

erwähnen nun zunächst eines Streifzuges nach Alpuente, mit welcher Beute beladen verließ er das damals mit Elche von demselben Fürsten beherrschte Land und kam nach Requena. Dann aber zwang er diejenigen, welche die von Valencia abhängigen Stellungen inne hatten, den gewohnten Tribut an Al-Radir zu entrichten. Alfonso schrieb ihm darauf (im Jahre 1090), er möge seiner von Yusuf, dem König der Murabathin, bedrohten Festung Alédo zu Hülfe kommen. Der Eid begab sich sogleich nach Látiva, wo ihn ein Bote des Königs mit der Meldung traf, dieser befinde sich mit 18000 Mann zu Toledo, und er fordere ihn auf, ihn zu Villena zu erwarten. Da es aber in Villena an Lebensmitteln fehlte, so begab er sich nach Ontüente. Als er hier zu seinem Verdrusse vernahm, Alfonso habe einen andern Weg genommen und sei ihm zugekommen, so trennte er sich von seinem Herrn und kam, von wenigen begleitet, nach Melina. Yusuf aber hatte bei der Ankunft Alfonsos die Furcht ergriffen und sich über Forca zurückgezogen. Der König ging deshalb nach Toledo zurück, der Eid aber wandte sich nach Elche. Die kastilianischen Großen drangen indeß beim Könige mit ihren verleumdnerischen Reden vom Verrathe des Eid durch, der seine Ankunft verspätet habe, damit sein Heer von den Saracenen vernichtet würde. Alfonso entzog ihm deshalb alle geschenkten Ländereien und Schlösser, belegte seine Festungen mit Besatz und nahm seine Frau und Kinder gefangen. Vergebens suchte der Eid sich durch einen Abgesandten beim Könige zu vertheidigen und seine Unschuld zu beweisen: ja auch sein Vorschlag, einen der Seinen als Zeugen der Wahrheit zum Boerskampfe zu stellen, ward abgelehnt, doch sandte man ihm Frau und Kinder zurück. In den Gesta finden sich vier solcher Vertheidigungsschriften des Eid mitgetheilt, deren Echtheit zweifelhaft bleibt.

Weihnachten 1090 begab sich der Eid, den Gesta zufolge, von Elche vor die mit Schätzen und kostlichen Stoffen angefüllte Festung Polop, die er binnen wenigen Tagen zur Uebergabe zwang, wo er sich unermesslicher Reichthümer bemächtigte. Den ganzen Winter verweilte er in der Gegend von Déma, die er mit seinen Streifzügen so beunruhigte, daß von Orihuela bis Xativa keine Plauer Stehn blieb. Die Beute verkaufte er in Valencia. Darauf zog er mit seinem ganzen Heere nach Tortosa, plünderte das Land und nahm die Festung Moravet (heut Lora), wo er sich festsetzte. Mondhir regte unter großen Versprechungen den Grafen Berenguer von Barcelona gegen den Eid auf. Dieser sammelte ein starkes Heer und schlug sein Lager bei Calamocha auf; der Eid nahm in einem, von hohen Bergen umgebenen Thale, zu welchem nur ein schmaler Gang führte, seine Stellung. Moissain glaubte sich ihn dadurch geneigt machen zu müssen, daß er ihm durch einen Boten zu wissen that, Berenguer bereite sich zum Angriff. Dieser antwortete, er warte auf seinen Feind, überhäufte aber zugleich den Berenguer, welchem Moissain den Brief zeigen moge, mit Schmähworten, welche dieser sodann in einem an den Eid gerichteten Schreiben erwiderte. Berenguer warf ihm besonders vor, daß er kein Christ, sondern ein Götzgottener sei, der christliche Kirchen zerstört und entweiht habe, und forderte ihn auf, morgen in der Ebene zu kämpfen, damit er ihn für Rodrigo, genannt der Krieger und Campeador, halte: weigerte er sich dessen, so sei er ein Verräther und Betrüger. Der Eid blieb die Erwiderung nicht schuldig. Er habe Berenguer deshalb geschmäht, weil dieser zu Calatayud dem Moissain gesagt, der Eid wage aus Furcht vor ihm nicht das Gebiet von Zaragoza zu betreten, was Raymon de Baran und andere kastilische Großen auch vor Alfonso in

Castilien behauptet, und weil Berenguer in Gegenwart Mostains sich vor Alfonso gerühmt, er würde den Eid aus dem Lande Mondbars verschleucht haben, da dieser seine Ankunft abzuwarten nicht gewagt hätte. Das seien eitle Großsprecherereien; nur aus Liebe zu seinem König, dessen Lehnsmann er sei, habe er den Kampf mit ihm gemieden. Er sagt ihm seinen gewohnten Sold zu und erklärt sich bereit, in der Ebene zu kämpfen. Die in den Gesta ausführlich mitgetheilten Briefe können unmöglich als urkundlich gelten. Wenn Dozy in ihnen deutliche Beweise ihrer Uebersetzung aus dem Spanischen gefunden zu haben meint, so würde daraus noch keineswegs die Echtheit folgen; kann ja der Verfasser der Gesta eine in spanischer Sprache geschriebene Lebensbeschreibung des Eids kennen gehabt haben, welche diese enthielt. Die Ueberlieferung des Eids an Berenguer stimmt nicht ganz zum Briefe des letztern *). Bei dem am folgenden Morgen von Berenguer versuchten Angriffe stürzte der Eid vom Pferde und verwundete sich, doch erfochten die Seinen einen glänzenden Sieg, nahmen den Grafen und an fünftausend Mann gefangen, unter ihnen Geraud Aleman de Cerveillon, den man irig zu einem Normannen gemacht hat (Müller Note 88), und erbeutete sein Lager. Berenguer ließ sich in das Zelt des Eids führen und bat um Verlohnung; dieser aber behandelte ihn mit stolzer Härte, so daß er ihn nicht gestattete, sich neben ihn zu setzen, doch ließ er es weder ihm noch den Seinen an irgend etwas fehlen.

* Wenn der Eid diesem vortrzt, ohne Grund behauptet zu haben, *quod feci aleva ad forum Castellae aut bauxia ad forum Galliae (Currae)*, so findet sich nichts der Art in Berenguers Briefe, nur das ca-
 ste. an sehe Schmähwort *alevosa* und das französische *bauzator*, wie wir oben S. 17^o anführten.

Endlich gab man ihm und Geraud Aleman (gegen 80,000 Mark Goldes von Valencia, nach dem Bericht der Gesta) die Freiheit wieder. Auch die übrigen Gefangenen wurden auf ihr Wort gegen Lösegeld entlassen; sie brachten so viel Geld, als ihnen möglich war, und stellten für den Kesi i re Söhne und Eltern als Geiseln, doch der Eid erließ ihnen großmuthig das Fehlende.

Der Sieger begab sich nach Sacarca auf dem Gebiete von Zaragoza und zwei Monate später nach Daroca, wo ihn eine Krankheit befiel. Seine an Mostain gesandten Boten finden dort Berenguer, der ihnen seinen lebhaften Wunsch ausdrückt, des Eid Bundesgenosse und Freund zu werden. Dieser ging auf Rathen seiner Freunde darauf ein: Berenguer kam zu ihm ins Lager und stellte einen Theil der Grafschaft unter seinen Schutz. Als Mondhir bald darauf starb, beerbten sich dessen Nachfolger, die Freundschaft des Eid durch einen jährlichen Tribut zu erkaufen, einen solchen zahlten ihm die Wesire von Albaracin, Almenara, Alpuente, Murviédro, Segorbe, Valencia und Lerica. Da Xirra die Zahlung des Bedingenen weigerte, zog der Eid im Jahre 1092 vor die Stadt. Hier trafen ihn Briefe der Königin Constanca und seiner Freunde, welche ihn dringend baten, dem Könige auf seinem gegen Yusuf unternommenen Zuge beizustehn, wodurch er dessen Gunst wiedergewinnen werde. Sogleich die Uebergabe der Festung bevorstand, brach der Eid mit seinem Heere ungesäumt auf und eilte Alfonso entgegen, den er zu Martos, westlich von Jaen, traf. Vereint zogen sie dann gen Granada; der König nahm sein Lager auf dem Gebirge von Elvira, nach der Crónica bei Librilla, der Eid hatte sich in der Ebene vor Alfonso gelagert, um diesen gegen einen Angriff zu schützen. Dies mißfiel dem Könige, der darin eine Annäherung sah, worin die Höflinge ihn bestärkten. Wenn die Gesta behaupten, Yusuf

vor dem Krieg mit Alfonso, der hier sechs Tage weilte, nicht geragt, sondern sich zurückgezogen, so steht dies im entschiedensten Widerspruche mit dem Berichte eines höchst achtbaren arabischen Geschichtschreibers, des Ibn-el-Athir, der unter dem Jahre 1092 berichtet, Alfonso habe mit seinem ganzen Heere einen Einfall in das Land Jaen in Andalusien gemacht. Die Muselmanen griffen ihn an; nach einem heftigen Kampfe nahmen sie die Flucht, aber darauf verlieh ihnen Gott den Sieg über die Franken, so daß sie diese in Verwirrung brachten, eine große Zahl derselben töteten, und Alfonso selbst kaum mit wenigen sich retten konnte. Ibn-el-Athir bemerkt, dieser Sieg bei Jaen sei einer der glorreichsten nach dem bei Zallalah erfochtenen gewesen und werde von den Dichtern häufig gefeiert. Der Sid muß diesmal unter den Flüchtigen gewesen sein. Die spanischen Geschichtschreiber mit Ausnahme der Gesta gedenken dieses unglücklichen, erst durch den arabischen Geschichtschreiber bestätigten Zuges des castilianischen Königs mit keinem Worte, die Gesta selbst wollten das Unglück dieser Schlacht, bei welcher Sid fliehen mußte, nicht geben und ließen Alfonso, wenn auch nicht als Sieger, doch ruhmvoll aus dieser Unternehmung hervorgehn. Der Sid durfte ja nicht von dem ins Unglück gerathenen König scheiden, auch dünkte es nicht wahrscheinlich, daß der König ihn gerade nach einem solchen Schlage von sich gewiesen habe. Die Gesta lassen Alfonso dem Sid auf dem Rückmarsche in dem Lager bei Libedarte Worte geben und mit Gefangenschaft drohen. Der Sid schwieg, in der Nacht aber brach er auf und ging ins valencianische Gebiet, viele der Seinigen jedoch verließen ihn und folgten dem König. Wahrscheinlich hatte Alfonso dem Sid den unglücklichen Erfolg der Schlacht Schuld gegeben, worauf dieser sich beleidigt zurückzog.

Alfonso's unglücklicher Zug scheint in den Juni und Juli 1092 zu fallen, nach den von Müller (Note 95) erwähnten Urkunden. Der Eid lehrte, nachdem er die von den Saracenen zerstörte Festung Pessacatel wieder aufgebaut hatte, nach Valencia zurück, wo er, da Al-Rädir schwer erkrankt war, eigentlich die Regierung führte. Von Valencia, wo er den Ibro-L-Faradj als Stellvertreter zurückließ, wandte er sich nach Morella. Die Nachricht der Gesta, daß er hier Weihnachten gefeiert, läßt sich mit der Zeitfolge der Begebenheiten nicht vereinigen. Zu Morella kam ein Abgesandter zu ihm, der ihm die Festung Borja, zwischen Baragoza und Luy, zu überliefern versprach. Schon hatte sich der Eid in Bewegung gesetzt, um dorthin zu ziehen, als Mostain ihn um Hilfe gegen Sando von Aragonien bat, der sich mehrerer seiner Festungen bemächtigt hatte und jetzt Luy belagerte. Mit wenigen Begleitern eilte er zunächst nach Baragoza, wo er auf die Bitten der bedeutendsten Bürger sich zur Hilfe bereit finden ließ. Daß man ihn wegen Borjas getäuscht, hatte er bereits auf dem Weg erfahren. Mit seinem Heere lagerte sich der Eid bei Fraga, Sando mit seinem Sohne Pedro zu Gurrea in der Nähe von Huesca. Sandos Versuch einer friedlichen Ausgleichung wurde vom Eid angenommen, der sodann nach Baragoza zurückkehrte.

Unterdessen war von Alfonso in Verbindung mit den Genuesen und Pisauern während der Abwesenheit des Eid die Belagerung Valentias zu Wasser und zu Lande begonnen worden. Kaum hatte der Eid dieses vernommen, als er in Calahorra und Najera einfiel, Alberita und Logroño einnahm, das Land mit Feuer und Schwert verwüstete und Alfaro eroberte. Selbst die Gesta schildern diesen Streif- und Raubzug ihres Helden, der sich hier bereicherte, mit großen Farben. Zu Alfaro kamen von Garcia

Ercoñez, der damals in Alfonsos Namen Majera regierte, Boten, welche den Eid aufforderten, sieben Tage zu warten, damit er ihm hier eine Schlacht liefern könne. Da aber dieser, statt in der festgesetzten Zeit zu erscheinen, bei Alberita, von Schrecken ergriffen, sogleich umkehrte, so braunte der Eid alles nieder, was noch übrig war, und kehrte nach Zaragoza zurück, ohne die Anstalt Alfonsos abzuwarten, der, um sein eigenes Land zu schützen, die Belagerung Valentias aufgeben und nach Castilien eilen mußte.

Zu Zaragoza trafen ihn die dringenden Bitten seines Statthalters Jbno-'l-Jaradj, Valencia baldmöglichst zu Hülfe zu eilen, da Jbn-Ahischah, der sich eben Témas und Murcias bemächtigt hatte, durch Jbn-Djahlaf, sich er in Valencia, und den Wesir von Alira eingeladen sei. Alira und Valencia zu besetzen zwanzig Tage hatte Jbno-'l-Jaradj vergebens auf die Hülfe des Eids gewartet, als die Stadt im November 1692 in die Hände des von Jbn-Ahischah abgesandten Abu-Nacir kel Al-Hadir ward sogleich getödtet, Jbno-'l-Jaradj gefangen genommen. Valencia erhielt eine reichthümliche Verfassung und ward von einem Senat regiert, an dessen Spitze Jbn-Djahlaf stand. Die Anhänger des ermordeten Al-Hadir flohen theils nach dem ein paar Stunden entfernten Gebolla, wohin auch die Soldaten von Jbno-'l-Jaradj sich begeben, theils nach Zaragoza zum Eid, dem sie von den Ereignissen Kunde gaben. Dieser Eide sich nun sogleich gegen Gebolla in Bewegung, das er belagerte. Alle, die aus Valencia geflohen waren, schlossen sich ihm an. Die benachbarten Stellungen verdrängte er auf, ihm Lebensmittel für sein Heer zu liefern, doch mußte er sich darüber mit dem Herrscher von Albaracón vorher verständigen, dessen Hülfe der auch als Richter bekannte Abun-Djahlaf ben-Tabbun zu Murviédro angerufen hatte.

zweimal am Tage, Morgens und Abends, ließ der Eid Valencias Gebiet durch seine Scharen durchziehen, Heerden rauben und alle, die man fand, gefangen nehmen, mit Ausnahme der Ackerbauer und Gartenbewohner, welche sie freundlich behandeln und zur Arbeit ermuntern sollten. Die Reute wurde zu Murviedro verkauft. Ibn Djahhaf, der eine Schaar von dreihundert um sich versammelt hatte, bestimmte sich gar nicht um den von Ibn-Ahischah gesandten Abu-Macir, welcher aus Mißmuth darüber sich mit dem Haupte der mächtigen Familie der Benou-Zahir, mit Ibn-Zahir, in Verbindung setzte. Der Eid ließ bald auch noch zu Mittage Streifzüge anstellen und flügte den Feinden immer größeren Schaden zu. Eines Tages wurde ein reicher Maure gefangen genommen, den der Eid foltern ließ, bis er sich mit einem hohen Abloßgeld freikaufte und ihm eine Anzahl Häuser in Valencia, wenn er Herr der Stadt werden sollte, abzutreten versprach. Um zunächst die Mannen Ibn-Ahischahs aus Valencia wegzuschaffen, setzte er sich wieder mit Ibn Djahhaf in Verbindung, dem er seinen Schutz unter der Bedingung ihrer Entfernung zusagte. Die aus dem Rath Ibn-Ahischahs an Yusuf mit reichen Geschenken abgeordnete Gesandtschaft fiel in die Hände des durch seinen Ibno-'l-Faradj, der sich selbst darunter befand, davon unterrichteten Eid. Nachdem Gebolla endlich gefallen war, schloß der Eid Valencia enger ein. Die Dörfer in der Umgebung der Stadt, alles, was dem Ibn-Djahhaf und dessen Familie gehörte, die Mühlen und Schiffe auf dem Guadalaviar wurden verbrannt, das Getreide (es war gerade im Juli 1093) eingeerntet, darauf alle Häuser und Thürme niedergerissen, die Steine und das Holz nach Gebolla zum Wiederaufbau der Festung geschafft. Bald hatte der Eid die Vorstädte Villanueva und Al-Audia in seine Gewalt gebracht. Unterdessen waren auch die

Unterhandlungen mit Ibn-Djahháf fortgesetzt worden. Die Valencianer baten jetzt um Ruhe, wozu der Eid nur unter der Bedingung der Entfernung der Mannen Abu-Nácirs sich bereit erklärte. Die Waffenruhe ward bewilligt. Jene verließen die Stadt unter sicherem Geleite, Ibn-Djahháf erstattete dem Eid das Getreide wieder, daß er von diesem zu Valencia gefunden und gebraucht, und zahlte den monatlichen Tribut; der Eid erhielt die Erlaubniß, sein Heer in Gebolla zu halten. Da indessen die Nachricht sich verbreitete, die Murabathíns bereiteten sich zum Marsche gegen Valencia, so wußte er den Ibn-Djahháf durch Zusicherung seiner Hülfe zu bestimmen, diesen den Eintritt zu verwehren und sich zu gegenseitigem Beistande mit den Wesiren von Kativa und Cullera zu verbinden. Da Ibn-Maimun in Alcira den Beitritt weigerte, so ließ der Eid durch seinen Stellvertreter in Gebolla dessen Stadt belagern. Er selbst überfiel plötzlich das Land Albarracin, da, wie er vernommen, Ibn-Názim, dem mit ihm geschlossenen Bündnisse zum Troß, dem König Sancho von Aragon seinen Beistand zur Eroberung von Valencia zugesagt hatte. Mit reicher Beute kehrte er von dort nach Gebolla zurück. Zwölf Ritter hatte er mit seinem Speere getödtet; er selbst verlor nur zwei Ritter, ward aber an der Kehle verwundet.

Im Oktober erhielten die Valencianer sichere Nachricht, daß, da Yusuf erkrankt sei, dessen Schwager Abu-Bekr (auch Abu-Dahya genannt) mit einem großen Heere ihnen zu Hülfe kommen werde. Hierdurch ermutigt drohten sie dem Ibn-Djahháf Rache. In seiner Angst wandte sich dieser an den Eid, der wiederum einen Streifzug nach Albarracin gemacht hatte. Zu Gebolla fand eine Zusammenkunft der Verbündeten statt, welche durch einen von hier erlassenen Brief Abu-Bekr benachrichtigten, der Eid

habe einen Vertrag mit Sancho abgeschlossen, und ihm rathen, sich nicht vor Valencia zu zeigen, da er es mit achttausend gewappneten christlichen Rittern und mit den tapfersten Kriegern der Welt zu thun haben würde. Von Ibn-Djahhâf aber bat sich der Sid den Warten von Ibn-Abdo-'l-Aziz bei Valencia aus, um dort einige Tage auszuruhen, was dieser ihm ebensowenig abzuschlagen wagte als die Forderung, durch ein Thor der Stadt sich in denselben zu begeben. Er wollte dadurch nur die Mura-kathin bedeuten, daß die Valencianer seine Freundschaft der übrigen vorzögen, und zugleich versuchen, wie viel sich diese aus Furcht vor ihm gefallen ließen. An dem bestimmten Tage kam er nicht, doch hatte er gesehen, daß auch einer so harten Zuthung die Valencianer sich nicht thätlich widersetzten. Ganz unerwartet begab er sich eines Tages in den Warten und bemächtigte sich der benachbarten Vorstadt. Nach wenigen Tagen aber kehrte er wieder zum Heere zurück. Entschlossen, die Ankunft des großen Heeres unter Abu-Bekr hier zu erwarten, ließ er die Brücken über den Guadalar ar zerstören und die ganze Ebene überschwemmen, so daß das feindliche Heer nur durch eine sehr enge Schlucht herankommen konnte. Dieses war bereits bei Bacer unter Alira, wo die Valencianer von ihren Thürmen in einer dunkeln Nacht seine Wachtfeuer sehn konnten, aber ein furchtlicher Regen und der Mangel an Lebensmitteln zwang es zum Rückzug. Als die Valencianer diese Trauerkunde vernahmen, gerietten sie in Verzweiflung. Der Sid kehrte in seinen Warten zurück und ließ die Vorstadt zerstören, sodann schloß er Valencia von allen Seiten ein, und man sah sich jetzt jeden Tag vor der Stadt. Da Ibn-Arifaah die Rückkehr des Heeres der Murakathin in Aussicht stellte und die Valencianer beschwor, sich nicht zu ergeben, so bat man Ibn-Djahhâf, wieder eine Besatzung der

Murabathin in die Stadt zu nehmen, wozu dieser aber wenig Lust hatte. Zu Valencia war der Preis der Lebensmittel insoweit aufs höchste gestiegen, während den Belagerern nichts mangelte. Der Eid hatte die Felder umher bebauen lassen: Al-Koudia war zu einer Stadt geworden, zu deren wohlbesetzten Markte man von allen Seiten strömte. Die Befehlshaber der umliegenden festen Plätze baten den Eid um seinen Schutz, welcher unter der Bedingung gewährte, daß sie ihm Schützen und Hilfsvolk zur Belagerung stellten. In der That hatte in der letzten Zeit die Familie der Benou-Tahiris geherrscht und Jbn-Tjabbat war ganz zurückgetreten; letzterer aber mußte die immer zunehmende Noth des um Befreiung aus seinem Elend stehenden Volkes so zu benutzen, daß er von neuem zum Befehlshaber der Stadt ausgerufen wurde. Der Eid erhielt wieder den gewöhnlichen Tribut, wogegen er die Stadt nicht krummzügen wollte. Da man auf dessen Forderung, die Benou-Tahiris aus der Stadt zu entfernen, nicht eingehn wollte, so kermächtigte sich Jbn-Tjabbat derselben in einer Nacht (spätestens in der ersten Hälfte des Jahres 1094) durch einen Handstreich und lieferte sie dem Eid aus, der sich eben zu Al-Koudia befand. Doch auf seine Zusage, ihm seinen eigenen Sohn als Geißel zu stellen, künzte der Eid ihm seinen Schutz unter gewaltigen Drohungen auf, während er die Benou-Tahiris auf das freundschaftlichste behandelte und ihnen seinen Beistand zusicherte.

Von jetzt an herrschte Jbn-Tjabbat in Valencia mit grausamster Gewaltthätigkeit, wodurch die Verzweiflung der Bewohner aufs höchste stieg. Schon begann man Hunde, Katzen und Mäusen zu essen, die man zu hohen Preisen bezahlte. Täglich stürzte sich eine Anzahl von Männern, Frauen und Kindern aus der Stadt, die theils getödtet, theils gefangen genommen und verkauft wur-

habe einen Vertrag mit Sancho abgeschlossen, und ihm rietzen, sich nicht vor Valencia zu zeigen, da er es mit achttausend gewappneten christlichen Rittersn und mit den tapfersten Kriegern der Welt zu thun haben würde. Von Ibn-Djahar aber bat sich der Eid den Warten von Ibn-Abdo-'l Aziz bei Valencia aus, um dort einige Tage auszuruhen, was dieser ihm ebensovienig abzuschlagen wagte als die Forderung, durch ein Thor der Stadt sich in denselben zu begeben. Er wollte dadurch nur die Murabat'in bedenten, daß die Valencianer seine Freundschaft der ihrigen vorzögen, und zugleich versuchen, wie viel sich diese aus Furcht vor ihm gefallen ließen. An dem bestimmten Tage kam er nicht, doch hatte er gesehen, daß auch einer so harten Zumuthung die Valencianer sich nicht thätlich widersetzten. Ganz unerwartet begab er sich eines Tages in den Warten und bemächtigte sich der benachbarten Vorstadt. Nach wenigen Tagen aber lehrte er wieder zum Heere zurück. Entschlossen, die Ankunft des großen Heeres unter Abu-Batr hier zu erwarten, ließ er die Brücken über den Guadalfiar zerstören und die ganze Ebene überschwemmen, so daß das feindliche Heer nur durch eine sehr enge Schlucht herankommen konnte. Dieses war bereits bei Bacer t unter Alcala, wo die Valencianer von ihren Thürmen in einer dunkeln Nacht seine Wackfeuer sehn konnten, aber ein fürchterlicher Regen und der Mangel an Lebensmitteln zwang es zum Rückzug. Als die Valencianer diese Trauerkunde vernahmen, geriethen sie in Verzweiflung. Der Eid kehrte in seinen Warten zurück und ließ die Vorstadt zerstören, sodann schloß er Valencia von allen Seiten ein, und man schlug sich jetzt jeden Tag vor der Stadt. Da Ibn-Ayischah die Rückkehr des Heeres der Murabat'in in Aussicht stellte und die Valencianer beschwor, sich nicht zu ergeben, so bat man Ibn-Djahar, wieder eine Besatzung der

anabalim in die Stadt zu nehmen, wozu dieser aber wenig Lust hatte. In Valencia war der Preis der Lebensmittel indessen aufs höchste gestiegen, während den Belagerten nichts mangelte. Der Eid hatte die Fester umher belauern lassen; Al Koudia war zu einer Stadt geworden, zu deren wohl-gehegtem Markte man von allen Seiten strömte. Die Nachbarn der umliegenden festen Plätze hatten den Eid um seinen Lohn, welchen dieser unter der Bedingung gewährte, daß sie ihm Schiffe und Kaufvolk zur Belagerung stellten. In der Stadt hatte in der letzten Zeit die Gemüthe der Leon-Talirs gekränkt und Ibn-Dachas war ganz zurückgezogen; letzterer aber wollte die immer dringenderen Vortheile des um Verheimlichung aus seinem Glend stehenden Volkes so zu benutzen, daß er von neuem zum Befehlshaber der Stadt ernannt wurde. Der Eid erhielt wieder den gewohnten Tribut, nur wegen er die Stadt nicht beunruhigen wollte. Er machte auf dessen Forderung, die Benou-Talirs aus der Stadt zu entfernen, nicht eingingen wollte, so bemächtigte sich Ibn-Dachas selber in einer Nacht (höchstens in der ersten Hälfte des März 1694) durch einen Handstreich und lieferte sie dem Eid aus, der sich eben zu Al Koudia befand. Doch auf seine Bitterkeit, ihm seinen eigenen Sohn als Geisel zu stellen, kündigte der Eid ihm seinen Schutz unter gewaltigen Drohungen an, während er die Benou-Talirs auf das freundlichste behandelte und ihnen seinen Beistand zusicherte.

Von jetzt an herrschte Ibn-Dachas in Valencia mit grausamster Verwüstung, wodurch die Verzeihung der Verwöhner aufs höchste steig. Schon begann man Hände, Köpfe und Ratten zu essen, die man zu hohen Preisen bezahlte. Täglich stieg sich eine Anzahl von Männern, Frauen und Kindern aus der Stadt, die theils getödtet, theils gefangen genommen und verkauft wur-

den. Die Versuche Ibn-Diakbāss, von Mosaim in Zaragoza und von Alfonso in Castilien Hilfe zu erhalten, waren vergeblich; beide bielten ihn mit leeren Versprechungen hin. Alfonso hatte erwidert, er werde ihm Marcia Erdoñez mit vielen Meistern zu Hilfe schicken und bald persönlich nachfolgen, aber er wollte damit nur Zeit gewinnen und dachte gar nicht daran, sein Wort zu erfüllen. Mosaim that seine Absicht kund, den Eid begütigen zu wollen; gelinge dies nicht, so werde er mit einem großen Heere diesen aus dem Lande treiben; doch sollte Ibn-Diakbāss die Sache ganz geheim halten. Der Versuch des Eids, eine Empörung gegen Ibn-Diakbā in Valencia selbst zu erregen, endete unglücklich. Auch ein gegen die Stadt auf den Rath einiger reichen Valencianer unternommener Sturm hatte für die Belagerer able Folgen; der Eid, der sich diesmal hatte täuschen lassen, gerieth dabei selbst in Gefahr. Jetzt entschloß er sich die Stadt auszuburgern. Deshalb befahl er allen Valencianern, die in seine Gewalt gerathen waren, nach dieser zurückzulehren, und er drohte die Widerspenstigen lebendig zu verbrennen. Dieselbe Strafe sollte, wie er vor den Mauern der Stadt laut, daß man es drinnen vernahmen konnte, verhanden seyn, alle diejenigen treffen, die es von jetzt ab wagten, aus der Stadt zu fluchten. Da aber noch immer viele Valencianer dieses Verbot nicht achteten, so ließ er die Betroffenen auf einer allen Valencianern sichtbaren Höhe verbrennen; an einem Tage trar achtzehn Unglückliche diese schreckliche Strafe; andere ließ er von Hunden zerreißen. Der Unwille gegen Ibn-Diakbāss erreichte endlich den höchsten Grad, und da er an jeder Hülfe verzweifeln mußte, so überließ er die Regierung dem Jahn Al Wattan, der sogleich mit dem Eid einen Waffenstillstand unter folgenden Bedingungen abschloß. Die Valencianer schickten Gesandte an Mosaim in Zara-

goza und Ibn-Anschaf zu Murcia mit der Bitte, ihnen sofort zu Hülfe zu kommen; erschienen diese nicht binnen vierzehn Tagen, so ergibt sich die Stadt. In dem letztern Falle soll Ibn-Diakhaf wieder die Stelle als Richter versehen, sein Leben und sein Gut, auch seine Frauen und Kinder unverlegt bleiben. den Oberbefehl über die Besatzung erhält Minsá, welcher nach dem Tode Al-Kadirs, dessen Geschäfte er verwaltet, immer auf der Seite des Eid gestanden, der ihm eine Festung anvertraut hatte: die Besatzung soll aus Mozarakern (Christen, die unter den Arabern lebten) bestehen; der Eid bleibt in Echolla und verpflichtet sich nichts an den Befehl, den Abgaben und dem Weib zu ändern. Die Abgesandten sollten nur jeder fünfzig Denare mit sich nehmen. Der Eid aber ließ letztere, ehe sie zu Schiffe stiegen, untersuchen und bemächtigte sich der großen Schaze, welche sie mit sich führten, nur ihre fünfzig Denare wurden jedem belassen. Die wirkliche Uebergabe erfolgte am 15. Juni 1094. Wenn die Gesta den Eid Valencia erstarren lassen, so theilen sie diesen Text am mit zwei arabischen Schriftstellern.

Anfangs waren die Mauren mit der Haltung des Eid und dem Betragen seiner Soldaten außerordentlich zufrieden. Das von Ibn-Diakhaf ihm angebotene, auf unrechtmäßige Weise erworbene Geld lehnte er ab. Aber die großartigen Versprechungen, die er bald darauf den vornehmsten Valencianern in seinem Garten gab, gingen nicht in Erfüllung, und als diese sich darüber beklagten, nahm er eine ganz andere Sprache an, und verlangte, wenn sie seine Gunst gewinnen wollten, die Auslieferung des Verräthers Ibn-Diakhaf. Als sie diesen und seine ganze Familie ihm überliefert, die er sofort, wie auch alle Theilnehmer am Morde Al-Kadirs, ins Gefängniß werfen ließ, redete er sie also an: „Da ihr gethan, was ich veranlagt, so fordert von mir,

was ihr wollt, und ich werde es gewähren, aber unter der Bedingung, daß ich in der Burg von Valencia wohne und meine Christen alle Festungen bewachen.“ Auch diesem neuen Vertragsbruche mußten sie sich flüchten. Ibn-Djahhās wurde nach Gebolla gebracht und dort fast zu Tode gefoltert; zwei Tage darauf führte man ihn nach Valencia zurück, wo er im Garten des Sid gefangen gehalten wurde. Dieser ließ ihn eigenhändig eine Liste aller seiner Schätze und Besitzthümer aufsetzen und in Gegenwart der Christen und der angesehensten Mauren schwören, daß er weiter nichts besitze; auch erkenne er dem Sid das Recht zu, ihn zu tödten, wenn man noch andere Schätze von ihm auffinden sollte. Aber nicht allein brachte der Sid durch seine Drohungen oder durch das Verlangen, seine Gunst zu gewinnen, die Freunde Ibn-Djahhās dahin, die von ihm ihnen anvertrauten Schätze zu entdecken, sondern auch ein Sklave des unglücklichen Mannes verrieth den Ort, wo dieser viel Gold und kostbare Edelsteine verborgen hatte. Die Senatoren von Valencia aber rief der Sid nun auf das Schloß zusammen und redete sie also an: „Ehrenmänner des Senates von Valencia! Ihr wißt, wie sehr ich Eurem König gedient und beigestanden, und wie viel Ungemach ich erduldet, ehe ich diese Stadt gewann. Da nun Gott mich zum Herrn dieser Stadt hat machen wollen, so will ich sie für mich und diejenigen haben, die mir dazu verholfen, unbeschadet der Oberherrlichkeit meines Herrn, des Königs Don Alfonso. Ihr alle seid in meine Gewalt gegeben, so daß ich mit Euch machen kann, was ich will und für gut finde. Ich könnte Euch alles nehmen, was Ihr auf der Welt besitzt, Eure Personen, Eure Kinder, Eure Frauen; aber ich werde es nicht thun. Es gefällt mir und ich bestimme, daß die ehrbaren Männer unter Euch, die, welche sich stets redlich aufgeführt, mit den übrigen

ihre Häuser in Valencia bewohnen; aber ich will nicht, daß einer mehr als ein Hausknecht und einen Diener habe, noch daß Jemand Waffen trägt oder besitzt als im Falle der Noth, mit meiner Genehmigung. Alle übrigen sollen die Stadt verlassen und zu Al-Moucia weichen, wo ich früher gewohnt. Ihr werdet eure Moscheen zu Valencia haben und draußen in Al-Ronda, Ihr werdet eure Kallis (Rechtsgelehrte) haben und unter euren Befehlen leben. Ihr werdet eure von mir eingesetzten Maaiden (Töchter) und eure Aljagils (Vorsteher der Rechtsstühle) haben. Ihr werdet euer Eigenthum besitzen; aber Ihr werdet mir das Recht des Herrn über alle Einkünfte geben, die Rechtsstühle wird mir angehören und ich werde Geld schlagen. Diejenigen, welche unter meiner Herrschaft blieben wollen, mögen bleiben; diejenigen, welche nicht wollen, mögen mit gutem Willen weggehen, aber ohne irgend etwas mitzunehmen. Ich werde ihnen sicheres Weisthagen. Die Valencianer mußten sich fügen. Die Zahl der Auswandernden war so groß, daß der Zug derselben zwei Tage ununterbrochen dauerte. Zum Ersatz der Scheidenden traten die Chandalen von Al-Ronda ein. Dem Jbu-Djahhäs aber ließ der Sultan eine Grube stellen, so daß bloß Kopf und Hände herausstanden, und dann einen rund herum angehängten Scheiterhaufen anzünden. Auch seine Frau und Kinder *) sollten verbrannt werden; er ließ sich aber endlich durch den allgemeinen Unwillen der Strafen und

*) Im Vorwort nennt die Frau und Tochter und liegt nur einen von der Seite der Eid für die Frauen stehn. Dagegen berichtet Jbu-'l-Akbar, der Richter, er von seinen Verwandten und Freunden umgeben gewesen (sicher hatte er gesagt, alle, die bei ihm gewohnt, und seine Verwandten habe der Eid eingeleitet), der Eid habe diese alle verbrennen lassen wollen, sei aber durch die Bitten der Muselmanen und Christen, doch der Kinder und Enkel den zu schonen, davon abgebrocht worden.

Mauren bestimmen, davon abzustehn. Diese Rache traf den Ibn-Djahhâf im Mai oder Juni des Jahres 1095. Auch den Dichter und Gelehrten Abu-Djafar von Valencia ließ der Eid, wir wissen nicht weshalb, verbrennen. Sein Versuch, nach der Einnahme der Stadt dem König Alfonso sich zu nähern, ist wohl nur eine That der Sage.

Bald darauf nahte ein großes Heer der Murabathins der Stadt. Am ersten Tag der Belagerung machte der Eid einen Ausfall und schlug die Feinde in die Flucht. So berichteten die Mesta. Ibn-Baslam sagt von Yusuf, er habe an nichts gedacht, von nichts geschrieben und gesprochen als von der Wiedereroberung Valentias. „Er schickte gegen sie zahlreiche Truppen, verwandte viel Geld, legte seine Schlingen und ließ es durch seine Krieger angreifen. Das Glück ferner Waffen wechselte; bald erklärte sich der Sieg für den Feind, bald zur die Heere des Emirs der Muselmanen“ An dem Kampfe zwischen König Pedro von Aragon, der im Jahre 1094 seinem Vater gefolgt war, und Murcia konnte sich der Eid nicht betheiligen. Pedro hatte die Belagerung der Festung Huesla, vor welcher sein Vater gefallen war, nicht aufgegeben. Mostain rief Alfonso zu Hülfe, der ihm ein großes Heer unter Garcia Ordoñez sandte. Pedro gewann über die vereinigten Heere Mostains und Alfonsos bei Alcoraz am 18. November 1096 einen glänzenden Sieg. Sieben Tage später ergab sich Huesla. Die Aragomer aber drangen nun in Pedro, mit dem Eid ein Schutz und Trugbündniß zu schließen, worauf dieser gern einging. Pedro führte sein Heer auf Valencia zu und traf mit dem Eid in Peñacatel zusammen, wo sie Lebensmittel anzuhäufen gedachten. Bei Lativa begegnete ihnen das murabathinische Heer von 30,000 Mann, welches zunächst den Angriff vermied, sich aber dann von einem in der Nähe gelegenen

langen Bergströmen auf die Verbündeten stürzte, welche zu gleicher Zeit von der Flotte aus beschossen wurden. Den Muth der über diesen doppelten Angriff bangten Christen wußte der Eid zu beleben, indem er mit Siegesgeistes durch die Reihen sprengte. Die Reinde wurden geworren und stoben zu den Schiffen; das ganze Lager fiel in die Hände der Sieger, welche nach Valencia zurückkehrten. Wenige Tage später zogen sie gegen die Festung Monte Ernes, die sich gegen Pedro empört hatte, und zwangen sie zur Uebergabe. Der König von Aragon kehrte nun in sein Land zurück. Der Eid aber, von dessen Annäherung an Alfonso auch nicht die geringste geschichtliche Spur sich nachweisen läßt, belagerte zunächst Almenara, das sich nach drei Monaten ergab, worauf er sich ganz unerwartet gegen Murviédro wandte, dessen Besir Abu-Nazari nicht im Stande war, seiner bedrängten Stadt zu Hülfe zu eilen. Die Belagerten baten um eine Frist von dreißig Tagen; sei bis dahin keine Hülfe erschienen, so wollten sie die Stadt übergeben. Ihre Veruche, von Alfonso, Moslam und dem Murabathins Hülfe zu erlangen, waren vergeblich. Der junge Graf Berenguer von Barcelona glaubte durch die Belagerung von Dropeza Murviédros Lage erleichtern zu können, aber auf die Nachricht vom Zurücken des Eid zog er sich rasch zurück. Noch zweimal verlangerte der Eid die gestellte Frist, gestattete auch, daß sie ihre Frauen, Kinder und ihre Besitzthümer weg-schafften. Am Johannisstage, den 24. Juni 1098, zog er in Murviédro ein. Mehrere Mauren waren in der Stadt zurück-geblieben. Diesen gebot er am dritten Tage, ihm alle Schätze zu geben, welche sie durch die ausgewanderten Einwohner hatten in reichemut bringen lassen, und alles Geld, was sie den Murabathins geboten; weigerten sie sich dessen, so werde er sie gefangen nehmen und in Ketten werfen. Die Gasta selbst gesehen,

stanten Ramiro von Navarra, dessen Sohn als Garcia IV. den Thron bestieg. Maria vermählte sich mit Berenguer von Barcelona, dem letzten Verbündeten des Eid. Garcias Tochter Blanka ward 1151 dem Infanten Sancho von Castilien angetraut, der nur ein Jahr als Sancho III. regierte. Die Sage gibt den Töchtern Eids ganz andere Namen, und läßt sie zuerst nach des Königs Willen mit den Infanten von Carrion sich vermählen.

Der geschichtliche Rodrigo ist ein tüchtiger spanischer Häuptling, der, vom König in die Verbannung geschickt, durch eigene Kraft, Muth und Beharrlichkeit sich eine selbstständige Macht schafft, den Mauren furchtbar wird und, was der König von Saguen, selbst im Bunde mit den Pisaniern und Genuesen, nicht vermocht, den Ungläubigen Valencia abzwängt, auch vieler anderer Orte sich bemächtigt. Er ist nichts weniger als ein eigentlicher Glaubensgeiz, aber von echt vaterländischen Gefühlen erfüllt, wenn er auch freilich nicht umhin kann, sich mit mohammedanischen Fürsten zu verbinden, gegen die Ehre der spanischen Nation ist er nichts weniger als gleichgültig, wie wir ja hören, daß er hoffte, die kleinen maurischen Fürsten sich einander aufreiben zu lassen und Ibu-Bassam ihm die Befreiung Spaniens von den Fremden als höchsten Wunsch zuschreibt. Was ihn außer seinem heldenmuthigen Kampfe gegen die Murabathins besonders dem Spanier empfißt, das war gerade die ungerechte Behandlung, die er von Seiten des Königs erfuhr. Daß er, der Unterdrückte, der in tiefstem Elend von dem Könige versetzte Held, sich durch eigene Kraft emporhebt und den Mauren mehr Abbruch thut als Castiliens König selbst, das zog den Spanier um so mehr an, als schon in ruhiger Zeit im spanischen Volke ein tiefwurzelnder Haß gegen das Königthum sich zeigt, dem man jede Treulosigkeit, jeden fügen Uebermut, jedes Verbrechen zuschreiben zu dürfen

glaubte. Gerade die beiden Stände, an welche sich die umherziehenden Sänger (juglares) besonders wandten, die Vornehmen und die Bauern, hatten nach den in Spanien zu Tage tretenden Verhältnissen besondern Grund, dem Königthum zu großen, und so ist es kein Zufall, daß diese von Schloß zu Schloß, von Dorf zu Dorf wandernden Sänger vor allen solche Helden sich wählten, welche mit dem übermüthigen König zerfallen waren und, ihm troend, sich ihr eigen Schicksal schufen, neben dem Cid Bernardo del Carpio und Fernan Gonzalez.

II. Das Heldenlied und die Romanzen vom Cid.

Das Heldenlied vom Cid, das sogenannte Poema del Cid, beabsichtigte keineswegs, wie der ausgezeichnete Kenner der spanischen Literatur F. Wolf behauptete, den Ruhm und die Ehre des Geschlechts des Cid aus der von seinen Feinden und Neidern beabsichtigten Demüthigung um so glänzender hervorgehen zu lassen, da sogar Königsöhne sich zuletzt um seine Verwandtschaft bewarben, vielmehr will es uns im Cid das Muster eines vollkommenen Ritters darstellen, wie sich dies schon in der häufig wiederkehrenden Bezeichnung ausspricht, „der zu guter Stunde geboren ward“, „der zu guter Stunde sich mit dem Schwert umgürtete“, woneben sein starker, von keiner Hand noch entehrter Bart hervortritt, so daß seine Gattin ihn gar auredet: „Cid, du so vollkommener Bart“. Männlicher Muth und unüberwindliche Ritterstärke, Ehrenhaftigkeit, anhänglichste Lehnstreue, die uns fast alles Maß zu überschreiten scheint, frommes Gottvertrauen und innigste Familienliebe bilden die Hauptzüge dieses echtspanischen Ritters, der gerade dadurch so groß erscheint, daß er trotz der allerbedrängtesten Verhältnisse, wo so leicht die Leidenschaft auf Irrwege führt, unerschütterlich in allen diesen vielgeprüften Tugenden feststeht. Er ist der wahre Heldemann,

der auch einem schlechten, ihn ins Elend treibenden König die Treue wahr, ein Gegensatz, der besonders in den Worten hervortritt, welche die Männer und Frauen dem Scheidenden zufließen: „O hätte der gute Lehmann doch auch einen guten Herrn!“ Der Eid ist gerade der glänzendste Beweis, wo in diese wahren Hittertugenden zu führen vermögen, da er von unbedeutender Herkunft sich nicht allein zum mächtigsten Helden, sondern auch zu fast königlichem Rang emporhebt. Der geschätzte Eid erscheint hier schon bedeutend anerkannt, woran wohl der Dichter faßt, in welchem ein Gedächtniß der zu verkleinern ist, einen nicht unbedeutenden Antheil haben möchte.

Der Rang des Gedichtes ist verloren gegangen, da die ersten Blätter, wie auch in der Mitte eines, in der einzigen erhaltenen Handschrift aufgeschnitten sind. Von der Geschichte selbst haben wir schwerlich etwas verloren; es war wohl nur die Einleitung, die vielleicht wegen ihrer Unklarheit, etwa gegen das Königthum gerichteten Aeußerungen beseitigt ward. Gleich am Anfange sehen wir den Helden mit schwerem Herzen unter bösen Zeichen von seiner verordneten Burg hinweg scheiden. Von der Ursache der Ungnade des Königs vernehmen wir nur, daß „die Pländerer“ ihn vertrieben; nicht einmal der Ort, wo des Königs Horn ihn getroffen, wird angegeben. Am Hofe zu Burgos kann es nicht geschehen sein. Von Burgos, wo er unter guten Zeichen mit sechzig ihm treugebliebenen Kittern einzelt, muß er gleich weg; denn der König hat auf das strengste verboten, ihn aufzunehmen (sein eigenes Haus findet er verfallen) und ihm Lebensmittel zu reichen. Zum andern Thore von Burgos rettet er deshalb heraus und verweilt bei Santa Maria seine Andacht; denn als frommer Christ soll der Eid sich überall bewahren. In seiner argen Noth nimmt sich der gute Burgalese Martin Alarcón

II. Das Heldenlied und die Romanzen vom Cid.

Das Heldenlied vom Cid, das sogenannte Poema del Cid, beabsichtigte keineswegs, wie der ausgezeichnete Kenner der spanischen Literatur F. Wolf behauptete, den Ruhm und die Ehre des Geschlechts des Cid aus der von seinen Feinden und Neidern beabsichtigten Demüthigung um so glänzender hervorgehen zu lassen, da sogar Königsöhne sich zuletzt um seine Verwandtschaft bewarben, vielmehr will es uns im Cid das Muster eines vollkommenen Ritters darstellen, wie sich dies schon in der häufig wiederkehrenden Bezeichnung ausspricht, „der zu guter Stunde geboren ward“, „der zu guter Stunde sich mit dem Schwert umgürtete“, woneben sein starker, von keiner Hand noch entehrter Bart hervortritt, so daß seine Gattin ihn gar anredet: „Cid, du so vollkommener Bart“. Männlicher Muth und unüberwindliche Ritterstärke, Ehrenhaftigkeit, anhänglichste Lehnstreue, die uns fast alles Maß zu überschreiten scheint, frommes Gottvertrauen und innigste Familienliebe bilden die Hauptzüge dieses echtspanischen Ritters, der gerade dadurch so groß erscheint, daß er trotz der allerbedrängtesten Verhältnisse, wo so leicht die Leidenschaft auf Irrwege führt, unerschütterlich in allen diesen vielgeprüften Tugenden feststeht. Er ist der wahre Heldemann,

were ihm Alvar Jafiez Dinaya, der in der Sage als kühnster Kämpfer des Helden erscheint, treu zur Seite steht. Der Held Alvar Jafiez, den wir als einen der bei Alfonso besonders beliebten Großen und als den bedeutendsten Feldherrn des Königs finden, hat den Eid nie bei seinen auf eigene Hand unternehmenen Zügen begleitet. Das Wahre an der Sache ist, daß er wie der Eid, gegen die Ungläubigen kämpfte, und sich ihnen nicht erweicht machte. Die Gesta bedenken seiner nicht. Von der Beute, die in Folge der Thaten dieses „Ähnen Speers“ gemacht wird, will der Eid ihm den fünften Theil geben. Castellan wird erklärt und die Beute getheilt, wovon der Eid, wie immer, ein Fünftel erhält. Da König Alfonso bekennt, ihm seine Eroberungen abzunehmen, so zieht der Eid, als treuer Lehensmann, gleich weiter, weil er mit seinem Herrn nicht streiten mag. Am Salon bezieht er ein Lager, um die benachbarten Maurenstädte sich zuzueignen. Wieder nimmt er mit List. Da wenden sich die geängsteten Mauren an den König Lame zu Lencaso, der drei Maurenkönige gegen ihn absendet, die ihn lebendig vor ihn bringen sollen. Nach mehrmonatlicher Belagerung macht die aus 600 Mann bestehende Besatzung einen Ausbruch, wobei der Eid dem tapfern Pero Bermuez*) das Banner überreicht. Dreitausend Mauren bleiben auf dem Kampfplatz; zwei Könige werden verwundet. Der Eid sendet durch Alvar Jafiez dreißig wohlgefattelte, gut aufgezügnete Rosse dem König Alfonso zum Geschenk; auch an seine Gattin und Töchter läßt

*) Oder Pero Mucho (der Stumme, wegen seiner beschwerlichen Sprache), Pedro Bermudez, der Sage nach ein Sohn eines Bruders des Eids und einer Christianin. Eine höchst bezeichnende Sage über die Art, wie der Eid ihm sein Banner übergibt, hat die Cronica rimada erhalten.

er ihn einen Theil der Beute bringen und Geld für tausend in Burgoß zu lesende Messen. Alcocer verkauft er an die Mauren von Calatayud; als er abzieht, segnen ihn die Bewohner für seine Wohlthaten. Alfonso freut sich, daß der Eid den Mauren so reiche Beute abgenommen, und er stellt den Castilianern frei, zu ihm zu ziehen, doch will er noch immer nichts vom Eid wissen.

Auf seinen weitem Zügen tritt ihm Graf Berenguer von Barcelona, der mit den Mauren im Bunde steht, bei Tebar el Pinar entgegen. Der Eid besiegt ihn und erbeutet sein Schwert Colada*), das mehr als tausend Mark Silber werth ist; ihn selbst nimmt er gefangen, und entläßt ihn nach drei Tagen, nachdem er sich endlich dazu verstanden, trotz des Mergers, von solchen „Lumpenhunden“ besiegt zu sein, von den vorgesezten Speisen zu essen. Unser Lied läßt den Eid vor der Schlacht den Versuch machen, den Berenguer vom Kampf abzuhalten. Darauf wendet er sich mit seinen Mannen gegen Süden und das Meer, wo er im Laufe dreier Jahre viele Eroberungen macht. Die Valencianer, denen er in jedem Jahre ihr Getreide raubt, rüsten sich gegen ihn; er sammelt Truppen in Aragon, Navarra und Castilien, und belagert Valencia neun Monate lang. Bei der Beutetheilung der Stadt fallen dem Geringsten hundert Mark zu; die Zahl seiner Mannen ist auf 3600 gestiegen. „Mit weit wenigern rückten wir von Bivar!“ ruft er aus. Von neuem sendet er jetzt den Alvar Fañez zum König Alfonso, diesmal mit hundert Pferden; er soll seinem „angestammten Herrn“ die Hand küssen und ihn bitten, ihm Weib und Kind verabsolgen zu lassen.

*) Man zeigt dieses Schwert, wie auch die Lizona, noch in der Rüstkammer zu Madrid.

Hierbei verweist der König dem Grafen Garcia-Ordóñez seine verbleibenden Vöden über den Eid mit den Worten: „In jeder Weise dient er mir besser als Ihr.“ Er sendet diesem seine Gattin und Töchter unter anständigem Geleit und versichert ihn von neuem seiner Gnade. Dem Abte von San-Pedro de Cardeña schenkt der Eid tausend Mark Silber. In Valencia setzt er den Bischof Gerónimo ein, der aus dem Orient zu ihm kam, „wichtig zu Fuß und zu Pferd.“ Wir fanden diesen ersten Bischof von Valencia, der nach besser beglaubigten Nachrichten aus Parisgord stammte, bereits in den Gesta. Des Eid Gattin und Töchter ziehen festlich in Valencia ein; dieser selbst reitet auf seinem Roß Babieca ihnen entgegen und führt sie in das Haus, in das „Erbe“ ein, das er ihnen erworben. Als Jussuf (Jussuf) mit 50,000 Mann gegen Valencia zieht, gerathen die Frauen in Furcht. Doch der Eid greift an seinen Bart und beruhigt sie durch die Versicherung, vor vierzehn Tagen werde man jene Trommeln, welche sie jetzt in solche Angst versetzten, ihnen zu Füßen legen. Bei seinen Ausfällen, bei denen auch Gerónimo mit geistlichem Beistande half, that er Wunder der Tapferkeit; von 50,000 Mann entkamen nur 104; aus der unermesslichen Beute fielen ihm allein 1'00 Pferde zu. Alvar Jañez, dem er von seinem Theile doppelt so viel geben will, als er verlangt, und Pero Bermuez werden an den König Alfonso gesandt, dem sie zweihundert Pferde überbringen und auch als Lehnsherrn in seinem Namen huldigen sollen. Alfonso nimmt sie ehrenvoll auf, aber ein „böser Feind“, Graf Garcia-Ordóñez, brätet Trugmuth gegen den Eid. Hier wird nun die Geschichte der Vermählung von Eids Töchtern Elvira und Col mit den Infanten von Carmon eingeleitet, mit Ferron und Diego Gonzalez, aus dem Geschlechte der Vana-Gomez, „woraus Grafen von Werth und Stärke herders E.d.

bezeugen“ Hannon Gomez, die Grafen Gomez, finden wir von dem arabischen Geschichtschreiber Ibnu-Khaldoun genannt als Verwalter des Landes zwischen Zamora und Castilien, dessen Hauptstadt Santa Maria, früher Carrion genannt. Die Grafen Diego und Fernan Gomez, von denen der letztere 1083 starb, können hier ebenso wenig in Betracht kommen als der Romanzenheld Fernan Gonzalez, dem in einer Romanze der König unter andern Städten auch Carrion verspricht. Auch die Nachkommen der Juana Elvira und des Infanten Erdoño hießen von ihren Besitzungen im Orte von Carrion Infanten von Carrion. Der Sage zufolge das edle Geschlecht der Gomez als Verwalter von Carrion mit jenen Infanten zusammen, die Namen Ferran und Diego Gonzalez aber sind willkürlich gewählt. Diese Infanten sollten im Gegensatz zu dem durch tüchtige Kraft sich auszeichnenden Adel unwürdige, feige und habfüchtige Nachkommen edlen Blutes darstellen, die vom Könige nur ihres Adels wegen, und weil sie ihm zu schmeicheln wissen, geehrt werden.

Die Infanten werden durch die Macht und den Reichtum des Sid angelockt, beim König um dessen Tochter zu werben, und dieser läßt sich, nachdem er „eine lange Stunde sich bedacht“, dazu bestimmen, dem Sid, dem er durch seine Gesandten seine volle Gnade zusichert und seinen Besuch in Aussicht stellt, diese Ehe als eine vortheilhafte und ehrenvolle zu empfehlen. Obgleich dem Sid die Heirat mit den freilich mächtigen und viel bei Hofe vermögenden Grafen nicht gefällt, so will er sich doch dem Rathe des Königs fügen, welcher mehr gelte als er. Zur nähern Besprechung wird eine Zusammenkunft mit Alfonso und den Infanten verabredet. Der Sid fällt dem König zu Füßen und bittet flehentlich um die Gewährung seiner Gnade. Alle werden durch die demüthige Unterwerfung und die liebevolle Verehrung des Helden,

dem Alfonso so viel Ungemach bereitet hat, höchlich erfreut, nur seine Todfeinde Alvar Diaz und Garcia-Ordoñez grossen. Der König, dessen Rath der Eid sein muß, halt am folgenden Tage für die Infanten um die Tochter an, und dieser überläßt sie ganz dem Willen des Königs, indem er nur bei sich denkt, die Paare paßten nicht zusammen. Nachdem der König selbst die Verlobung vorgenommen, wobei er einen Theil der Aussteuer übernimmt, stellt der Eid zu Valencia die Infanten seinen Töchtern als ihre Verlobten im Namen des Königs vor. Die Hochzeit der Infanten, die sich auf der Iberuban als gute Reiter bewahren, wird festlich begangen. Zwei Jahre leben sie vergnügt in Valencia mit ihren Wittinnen, denen sie alle Liebe bezeigen.

Der zweite Gesang beginnt mit der Geschichte der Stadt der Infanten vor dem Bösen, welche am Hofe gegen diese den bittersten Spott hervorruft. Obgleich der Eid alle Spottreden darüber verbieten läßt, füllen die Infanten sich beleidigt. Da erscheint vor Valencia der jenseit des Meeres wohnende maurische König Bucar mit 1500 Zelten. Die Infanten ängstigen sich vor den Mauren, scheuen sich aber doch zu Valencia zurückzubleiben, was der Eid ihnen anbietet. Vor dem Auszug läßt der Bischof die Dreifaltigkeitsmesse; Eid selbst eilt mit in den Kampf und erschlägt viele Mauren. Die Christen fliehen und verfolgen die Mauren sieben Meilen weit. Der Eid erreicht den König Bucar, welcher der sichern Schnelligkeit seines Rosses vertraut, drei Klaffer vom Meere und haltet ihn mit seiner Colada bis zum Gürtel. Dessen Schwert Tizen (Feuerbrand), tausend Mark Gold werth, wird ihm zu Theil. Auch Alvar Diaz verrichtet Hundertthaten, an seinem Ellenbogen ruht das Blut von zwanzig erlegten Mauren herab. Er und Eid spotten über die Tapferkeit der Infanten. Während der Kampfspiele zur Feier des Sieges

werden diese geflüstertlich vernachlässigt. Bei diesem großen Siege sollte wohl die Schlacht bei Salatrices vor, welche sieben Jahre nach dem Tode des Edkads. Das Heer der Murabattin wurde damals von Abat L. u. Lentin geführt. Alvar Jañez und der Pater Piero von Cortez setzten sich besonders im Kampfe aus, wosjen Garcia Ordoñez und seine Rassen, die Grafen von Carrion, sich bezeugten. „Gott sei Dank“, rief Alfonso, als er des Kaisers Schwand mit Blut besetzt sah, „daß die Geistlichen thun, was die Ritter ihnen sollten, und die Ritter Geistliche geworden sind für meine Sünden.“ Garcia-Ordoñez suchte sich durch Alfonsos Ralle so verletzt, daß er zu den Mauren überging.

Die babische Rache, welche die Grafen Carrion an ihren Gattinnen nehmen, wird vom Heldentum ausführlich beschrieben. Auf dem Wege wollen sie sich auch durch feigen Mord der Schätze des Mauren Abengalvon bemächtigen, welcher sie als Schwieger-söhne des ihm befreundeten Eidgahlich aufnimmt. Als drauf Eid von dieser Tathandlung der durch seinen Vetter Jelez Muñoz geretteten Tochter vernimmt, stürzt er eine lange Weile, erhebt dann die Hand und schreit, indem er seinen Bart anfaßt: „Dank sei Christus, dem Herrn der Welt! Da solche Ehre die Insanten von Carrion mir angethan haben, so sollen sie bei meinem Parte, den noch niemand auferst, sich dessen nicht freuen denn meine Tochter will ich wohl verheiraten.“ Der Eid läßt die Insanten dieser Schandthat wegen bei Alfonso verklagen und eine Mißvernehmung zur Aburtheilung beantragen. Diese wird nach Toledo berufen. Ehe der Eid sich zu derselben begibt, betet er zu San Servan in der Nacht vor dem beleuchteten Altar zu Gott. Am Morgen hört er andächtig die Messe. Von den Insanten fordert er seine ihnen geschenkten Schwerter Lizon und Colada zurück, welche die Richter ihm zuerkennen, und jene

gern herausgeben, in der frohen Hoffnung, der Cid werde sich damit beruhigen. Dieser aber verlangt nun weiter die Rückgabe des ihnen zur Aussteuer gegebenen Geldes, und erst als auch dieser Punkt berichtigt ist, besteht er darauf, daß sie im Zweikampf ihm zu Recht stehen. Graf Garcia schmäh't auf den Bart, den der Cid vor dem versammelten Hofe trage, und auf dessen Töchter, welche die hochadligen Infanten nicht zu Kebsweibern haben möchten. Der Cid aber nimmt sich seines Bartes an, den er dabei ansaßt. „Dank sei Gott! deshalb ist er so lang, weil er mit Lust gepflegt ward. Noch kein vom Weibe Geborener hat ihn mir berührt, kein Christen- oder Maurensohn gerauft, wie ich Euch that im Schlosse zu Cabra, da ich Cabra nahm und Euch beim Barte; da war kein Bube, der nicht seine Handvoll Euch austraupte.“ Die Gesta berichten, wie wir oben erwähnten, von Cids Siege über den König von Granada, wobei er Garcia-Ordoñez gefangen genommen haben soll; die Schlacht erfolgte zwischen Lucena und Cabra, wo noch der Name des Steins des Cid sich erhalten hat. Den schlechten Entschuldigungen der beiden Beklagten, welche Töchter von Edelleuten ihrer unwürdig halten, treten Pero Bermuez und Martin Antolinez mit scharfer Hervorhebung der Feigheit und Nichtswürdigkeit der Infanten entgegen. Dann aber kommt Asur Gonzalez, der so einfältige wie hochmüthige Oheim dieser, der auf Cids Abkunft spottet. „Wer bringt uns Neuigkeiten von meinem Cid (mio Cid) von Bivar?“ spricht er. „Er ging nach Riodovir, um die Mühlen zu besorgen und das Mahlgeld zu erheben. Wer hieß ihn sich mit denen von Carrion verschwägern?“*) Hier wird also der Cid als Sohn eines Müllers, wie Karl der Große in den Romandichtungen,

*) Hieraus schöpfte der Dichter von Romanze 126 (127. 176).

gedacht. In einer alten Romanze (119. 167) nennen ihn die Infanten selbst Sohn eines Bauern, und in der Cronica rimada läßt der Eid dem Grafen von Savoyen spottend erwidern, er sei der Sohn eines Tuchhändlers von Rua, der ihm nur zwei Stücke Tuch hinterlassen habe. Nachdem noch Musio Gussioz gegen Afur Gonzalez aufgetreten und mit edlen Worten zum Zweikampf aufgefordert, will der König keinen weiteren Aufschub. Da treten zwei Abgeordnete der Infanten von Navarra und Aragon als Bewerber um Eids Töchter auf. Der König, dem dieser die Sache überläßt, gibt seine Genehmigung. Alvar Jañez erhebt sich nun und spottet der Infanten, daß sie jetzt des Eid Töchter als ihre Gebieterinnen, wie es sich gebühre, verehren müssen. Gomez Delavet erwidert ihm, aber der König macht dem Wortwechsel ein Ende und bestimmt den Kampf auf den andern Tag. Doch erhalten die Infanten Aufschub, weil sie ohne Waffen und Pferde seien, ja Carrion wird zum Kampfplatz bestimmt. An dem festgesetzten Tage erscheinen beide Parteien, die Infanten mit vieler Begleitung, nicht ohne die Absicht, ihre Gegner durch Verrath wegzuschaffen. Vergebens wollen sie den Juttern des Eid den Gebrauch des Lizon und der Colada verwehren; diese aber machen den König auf die große Anzahl von Mannen aufmerksam, welche die Gegner begleiteten, worauf Alfonso jede Vertheiligung derselben untersagt. Pero Bermuez stößt dem Ferron Gonzalez die Lanze durch den Brustharnisch, so daß er vom Pferde stürzt; als er das gegen ihn erhobene Schwert Lizon erkennt, ruft er: „Ich bin besiegt!“ Martin Antolinez und Diego Gonzalez brechen dann die Lanzen gegeneinander, worauf ersterer mit dem Schwert Colada einen guten Hieb auf diesen führt, dem andere folgen, bis Diego vor ihnen über die Schranken flieht. Musio Gussioz treibt dem Afur Gonzalez den Speer durch

den Leib, so daß dieser an der andern Seite hervordringt, hebt ihn damit aus dem Sattel und zieht den sammt dem Jannet... gerötheten Schaft heraus. Als er ihm darauf den Todesstoß geben will, steht er um sein Leben. Der König läßt die Sieger, um sie gegen Nachtheilung zu sichern, Nachts abziehen, und er beireist die Hochzeiten zu Navarra und Aragon. „Die ersten Hochzeiten waren großartig, aber diese sind besser“, heißt es zum Schluß: „zu größerer Ehre vermählte er sie als das einmal. Sehet, wie er zuzimmt, der zu guter Stunde geboren ward, da seine Töchter von Navarra und Aragon Gebieterinnen sind. Heute sind die Könige von Spanien seine Verwandten. Allen wird Ehre durch den, der zu guter Stunde geboren ward. Am Pfingsttag*) ist er aus diesem Leben geschieden. Durch Christi's werde ihm Vergebung zu Theil; also geschehe auch uns, Gerechten wie Sündern. Das ist die Meldung von meinem Eid Sampeador.“

Pangst hatte sich die Romanzendichtung des Helden von Bivar bemächtigt, seine Geschichte durch die mannigfaltigsten Umgestaltungen und Thaten ausgeschmückt, ehe das eben in kurzen Auszügen mitgetheilte Heldenlied gedichtet ward. Die ältesten Romane, in welchen sich der Charakter des geschichtlichen Eid, als des auf eigene Hand die Mauren bekriegenden, den König aufachtenden Helden, und der lebhafteste Haß gegen das Königthum ausdrückt, sind uns in der Cronica rimada erhalten, diesem entschiedenen Ausdruck der vom Königthum sich freimachenden Großen, der sich mächtig erhebenden Alca-Homeria. Dabei gehören die Romane, wo der Eid sich weigert, dem König die Hand zu küssen, dahin die grobe Behandlung des Königs Ber-

*) Im Jahre 1099 fiel Pfingsten auf den 29. Mai. Bgl. S. 41

nanbo, der überall sich unsäbig zum Herrschen zeigt, besonders die unhöfliche Antwort, die er ihm auf seinen Antrag ertheilt, Ximene zu heiraten. Als später sich im Königthum das Bewußtsein des spanischen Volks als einer Gesamtheit vereinigte, mußte auch der Eid immer mehr als der treue Lehnsmann hervortreten, durchdrungen von der unverletzlichen Würde des Monarchen, wie er bei noch weiterm Fortschritt zum gelaunten Hofmann ward. Aber auch das Volk wollte den Helden zu dem Feind machen, und so wurde er zu einem Emporkömmling aus niederem Stande, man machte ihn zum Sohne eines Müllers, eines Bauern, eines Tuchhändlers, oder gab ihm eine uneheliche Mutter, wie denn schon die *Crónica general* der Sage widerspricht, seine Mutter sei eine Bäuerin, mit welcher sich Diego Lainez vergangen. Endlich wollte auch die Legende ihren Antheil am Volkshelden sich nicht nehmen lassen. So wurde denn die Sage vom Eid von den mannigfaltigsten Standpunkten nicht weniger als von den verschiedensten Dichtern Jahrhunderte lang behandelt, und verleugnet sich auch kaum in irgend einer der vielen Romane der spanische Charakter, so ist doch an eine einheitliche Auffassung des Helden und eine widerspruchsfreie Darstellung wenigstens wie an ein strenges Nüchternschreiben der einzelnen Romane zu denken. Als begeisterter Verehrer der Epiromane tritt J. R. Klein auf; sie seien, meint er, „durchwacht vom wahren Volkseifer eines durch bürgerliche Freiheit, allgemeine Sittlichkeit und Rechtsgleichheit beschränkten, durch diese Beschränkung aber verfassungstarken Königthums“, ihr Held der „persönliche Ausdruck solchen freien Staatswesens, worin jeder einzelne in Kraft seiner individuellen Menschenwürde, seines staatsbürgerlichen Menschenadels ein Pizarro und das Staatsoberhaupt, der König, nur die Majestät des Schutzherrenthums dieser

allgemeinen Freiheit und Berechtigung, dieses allumfassenden Nationalabels und Volkstritterthums darstellt“. Aus dem Volke gemeißelt, trete uns hier der National- und Volksheld, unbestradet des schlichten, durchaus thatsächlichen unmittelbaren Sagentons in einer prägnanten innerlichen und lebensvollen Persönlichkeit als poetische, gleichwohl ohne jedes merkbare Kunstbestreben herausgearbeitete Volksgestalt entgegen. Aber er unterscheidet von den alten im Volkstone gehaltenen Romanzen die von Espinosa „aus Chroniken in den volkstümlichen Romanzenstil künstlich überdesulirten“. Von den sämtlichen Romanzen dürfte keine in der jetzigen Gestalt vor das vierzehnte Jahrhundert gehören; die meisten sind offenbar jünger, manche gehören entschieden dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert an, wenn auch in denselben manche ältere Stübe erhalten sind. Zuweisen hat die jüngere Fassung sich neben der ältern erhalten, wie Romanze 10 (13) in einer spätern Bearbeitung (9. 12) eine ganz andere Einleitung erhalten hat, und eine dritte (11. 15) ist nur eine schwache Nachahmung. Aber auch in jener ältesten Behandlung ist Ximena von der ursprünglichen Fassung ihres Charakters sehr verschieden. Die geschichtliche Ximena ist eine Verwandte des Königs; in der ältesten Sagentgestalt, die wir in der *Crónica rimada* besitzen, ist sie schon zur Tochter des Grafen Gomez von Gormaz geworden*), aber von einer Liebe zum Eid ist hier noch keine Spur, vielmehr bietet sie dem Eid ihre Hand nur, um einen Bürgerkrieg zu verhüten, und auch im Heldenlied erscheint sie nur immer als die treue gehorsame Gattin. Die spätern Romanzendichter haben sie

*) Wenn dieser in den jüngern Romanzen Graf Pozano heißt, so haben die Dichter hier den Beinamen *el conde lozano* (*lozano* ist frisch, blühend) irrig zur einen Eigennamen genommen.

aber zu einer Liebesheldin gemacht, und eine durchaus fremde Schörednerei ihr gegeben, so in einer wurden zum Theil die Reden der Donna Xambra aus der Geschichte der sieben Infanten von Lara auf sie übertragen. Viele der Romanzen sind ganz nach den Caroniken gedichtet und haben nichts weniger als dichterischen Werth. Die jetzt noch auf den Straßen dem Volk zum Verkauf ausgebotenen Straßenromanzen (Pasos) sind nicht der Sage, sondern den dramatischen Bearbeitungen des Stoffes entnommen.

Die ältesten und echten Romanzen finden sich in der *Silva de varios romances* (1550) und fast vollständig im *Cancionero de Romances* (1555); einzelne unstmäßige stehen auch im *Romancero General* (seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts). Die Eidromanzen sammelte unter andern Juan de Estobar (1612); zu den 96 Romanzen dieser Sammlung traten in der Ausgabe von 1702 noch sechs hinzu; Gonzal de Neuguera schrieb in der Ausgabe von 1818 wieder 24 aus, so daß nur 78 blieben. Kellers Ausgabe (1840), von welcher eine gelungene Uebersetzung von Gottlob Regis vorliegt, enthält mehr als anderthalb hundert Romanzen.*) Indessen fehlen einzelne auch bei Keller, und selbst in der vollständigsten und zuverlässigsten Sammlung aller spanischen Romanzen, in dem *Romancero General* von Duran (1849—1851), die von Eid 187 hat, haben nicht alle Aufnahme gefunden. Ist freilich auch die Vollständigkeit für gelehrte Zwecke höchst wünschenswerth, so kann dem weitem Leserkreise doch nur eine Sichtung der besten und bezeichnendsten Romanzen erwünscht

*) Neu sind bei Keller folgende: 1. 5. 9. 11. 16. 17. 19. 20—24. 34. 35. 36. 42. 43. 46. 51. 52. 54. 55. 57—60. 63. 65. 66. 71. 72. 75. 82. 85. 86. 89. 91. 95. 96. 105. 106. 108. 110. 112. 113. 127. 137. 143. 144. 147. 152. 158. Unsere ersten Anführungen beziehen sich auf diese Ausgabe.

sein, und jene Vollständigkeit bleibt immer nur ein Stückwerk, da die Laune des Zufalls hier gewaltet, welche so manche alte gute Romanzen untergehn ließ, während eine Fülle schwacher Nachahmungen und neuerer Vermäßerungen sich erhielt. Die neueste Sammlung des Romancero del Cid von Caroline Michaëlis (1871), der wir auch die Erläuterungen zu Herders Cid in der Bibliothek der deutschen Nationalliteratur von Brockhaus (1868) verdanken, hat die Zahl der Romanzen auf 205 gebracht, denen sie einen noch heute in Andalusien gesungenen dialogischen Volksgefang zugeibt.*)

*) Die Nummern dieser Sammlung fügen wir denen der Ausgabe von Reiser und der Uebersetzung von Regis hinzu

III. Der Cid auf der spanischen und französischen Bühne.

Der Held der Romanzen, der allmählich zu einem galanten Lebhaber herabgedrückt worden war, konnte auch auf der sich aller geschichtlichen Stoffe leicht und gestuht bemächtigenden spanischen Bühne nicht lange seines Dichters warten. Schon in Lope de Vega's (1562—1635) *Las almenas de Toro*, die Zinnen von Toro, gedruckt 1620, welche Sancho's Angriffe auf die Besitzungen seiner Schwestern und seine Ermordung durch den Verräther Pello de Tosos behandelte, mußte der Cid bedeutend hervortreten. Der Lope de Vega befreundete Dichter Guillen de Castro y Belois (1569—1631*) stellte in zwei Theilen die Jugendgeschichte des Cid (*Las mocedades del Cid*) dar (1621 gedruckt), von welchen der erste durch Corneille's Nachbildung weiteste Verbreitung gefunden hat.

Bilden auch die Romanzen die Grundlagen beider Stücke, in deren Dialog de Castro sie zum Theil glücklich verwoben, so hat der Dichter doch im ersten Theile eine denselben ganz fremde

*) Lope hatte *Las almenas de Toro* mit einer an ihn gerichteten Widmung herausgegeben. Guillen de Castro nahm den ersten *Las mocedades del Cid* enthaltenden Band seiner Komödien dessen Tochter Marcela.

frühere Liebe des Sid zu Ximena eronnen, um den Kampf zwischen Liebe und Ehre, um welchen sich das ganze Stück als um seine Achse dreht, desto wirksamer hervortreten zu lassen. Gleich in der ersten Scene, wo Rodrigo vor dem versammelten Hofe zum Ritter geschlagen wird, verräth sich die Leidenschaft Ximenas und der Infantin Miraca für den Helden, und zugleich tritt der hochfahrende Charakter des Prinzen Don Sando im Gegensatz zur edlen Würde des Sid hervor. Der König theilt darauf seinen Verräthen mit, daß er einen derselben, Diego Ramirez, zum Erzieher des Prinzen erwählt habe, wodurch Graf Pozano (so heißt hier Graf Gormaz. Vgl. S. 57 *) sich so beleidigt fühlt, daß er zu den bittersten Ausfällen über die Günstlichkeit des alten Diego und in der Hitze des Streites zu thätlicher Verletzung sich hinreißt. Der durch den Wadenstreich besämpfte Greis ruft in der folgenden Scene nacheinander seine Söhne zu sich und versucht, ganz nach der bekannten Dichtung, ob wohl einer derselben genug Gefühl für Ehre und genug unbändige Kraft besitze, seine Schmach zu rächen. Rodrigo erscheint hier als der älteste der drei Söhne. Nachdem der über Rodrigos Heldenmuth entzündete Vater ihm die Erlöse seiner Ehre aufgetragen, tritt in diesem der Kampf zwischen Ehre und Liebe mächtig hervor; die letztere ruft ihn todend zu, als die geliebte Ximena vom Balkon zu ihm herüberreicht, aber das Auftreten des Grafen stillt das Gefühl der Rache und der Blick auf seinen entehrten Vater macht dem Schwanken ein Ende. Es folgt darauf ein kurzer, von Corneille genau nachgebildeter Wortwechsel zwischen Rodrigo und dem Grafen Pozano; beide gehen kämpfend ab, hinter der Scene hört man des Grafen Ruf: „Ich bin besiegt!“ Rodrigo flieht vor des Grafen Begleitern, die Infantin hält die Verfolger zurück. Ximena und Diego erscheinen im zweiten Akt vor dem König, der eben

den Tod des Grafen erfahren; die eine als Anklagerin mit einem blutigen Taschentuche, der andere zur Vertheidigung, die Wange mit Rodrigos Blut gefärbt. König Fernando sagt Ximena seinen Schutz und Rodrigos Verhaftung zu, der Prinz Sancho aber, dessen Uebermuth ihn selbst zu Drohungen gegen den König treibt, verwendet sich für Diego. Es folgt dann das ergreifende Wiedersehen der Geliebten. Rodrigo hat eben im Verborgenen gehört, wie Ximena ihrer Vertrauten ihre glückende Liebe zu ihm entbillet, welche auch die Ermordung ihres Vaters nicht auszulöschen vermocht habe. Als er sich ihr darauf mit der Bitte zu ihren Füßen wirft, ihren Vater an ihm zu rächen, wie er den seinen an dem Grafen Pizano gerochen, erklert sie, trotz der Zuneigung ihres Herzens, dem Gebote der Ehre folgen und alles thun zu wollen, den Mörder ihres Vaters der Gerechtigkeit zu überliefern. Diego aber, dessen leidenschaftliches Entzücken über die heldenmüthige Rache seines Sohnes und die gerettete Ehre seiner selbst wie der Familie hinreichend geschildert wird, treibt den Sohn in den Maurenkrieg. Wir treffen sodann die Infantin auf ihrem einsamen Landsteg; mehrere Reiter sprengen vorüber, unter ihnen Rodrigo, der als er sie erkennt, sich vom Pferde schwingt und ihr für seine Rettung dankt, die er ihrer Vermittlung schuldet. Die Infantin kann ihre herzliche Liebe kaum verbergen, während Rodrigo sich nur als galanter Mann zeigt. Sofort werden wir in den Maurenkrieg versetzt. Rodrigo besiegt einen Maurenkönig und erkart, daß er vor Ende des Tages noch zwei andere gefangen nehmen müsse. Bei diesen drei Maurenkönigen mächte die Stelle des Heldenliebes vorschweben, wo König Lancel von Valencia drei Maurenkönige gegen den Eid sendet, der zwei derselben verwundet. In den Romanzen nimmt er fünf Maurenkönige noch in erster Jugend gefangen. Eine weitere Szene zeigt

den heftigen und abergläubischen Charakter des Prinzen. Dann erscheint Rodrigo wieder vor dem Könige, dem er die Kriegsbeute zu Füssen legt. Der Maurenkönig redet Rodrigo wie Cid an, und sein König ertheilt ihm diese Anrede als beständigen Beinamen. Nun aber tritt Ximena von neuem mit ihrer Klage gegen Rodrigo vor dem König auf, in Begleitung von vier wehklagenden Dienern: sie trägt ihre Klage genau mit den Worten der Romanze vor. Der König verheißt ihr, den Cid wegen der Ermordung ihres Vaters zu verbannen.

Die Auflösung wird durch den Hölbling Arias Gonzalo eingeleitet, dem die Infantin am Anfange des dritten Actes, nicht ohne ihre Eifersucht durchblicken zu lassen, im Vertrauen bemerkt, Ximena sei in den Cid, trotz seiner Verfolgung, ernstlich verliebt. Der König, zu welchem wir darauf geführt werden, will die Entscheidung seines Rechtes auf die Stadt Calahorra einem Zweikampf überlassen und bestimmt den Cid zu seinem Kämpfer. Des Zweikampfes des Cid mit Martin Gonzalez vor Calahorra gedenkt die Romanze 20 (24). Die Ankündigung eines Dieners, daß Ximena wiederum Zutritt verlange, läßt dem König den Ausdruck seines Mißvergnügens über ihre wiederholten Klagen entfahren, was den Arias Gonzalo veranlaßt, ihn auf die Liebe Ximenas zu Rodrigo und auf eine Heirat als das beste Mittel zur Ausgleichung hinzuweisen. Man kommt überein, Ximena zu prüfen. Während diese den König, wie früher, der Fälligkeit zeugt und dringend Recht fordert, meldet ein Diener, Rodrigo sei getödtet, worauf sie ohnmächtig zu Boden fällt. Als der König die Kiste öffnet und ihre Liebe zu Rodrigo für erwiesen erklärt, will sie diesen Beweis durch ihr Anerbieten zu nichte machen, ihre Hand und ihre Besitzungen dem Edelmann, dagegen ihr halbes Vermögen dem geringern Manne zu schenken, der Rodrigos Haupt

ihr dringe. Der König, der Unüberwindlichkeit des Eid ver-
 steht, läßt dies Anerbieten bekannt machen. Daran schließt sich
 die bekannte Geschichte vom aussätzigen Bettler, welche auch die
 Romanezen dem Zwerlamir Rodrigues vor Calahorra unmittelbar
 vorangehn lassen. Es erfolgt nun die Verkündigung, ein Zwer-
 kampfs solle das Schicksal Calahorras entscheiden. Mit frechem
 Uebermuth ruft der aragonische Riese Don Martin jeden castili-
 anischen Ritter heraus; der Eid nimmt den Kampf an. Der
 beschlossene Zwerkampf verletzt Ximena in höchste Besorgniß. Als
 sie einen Brief von Don Martin erhält, der ihre Hand und ihr
 Eigenthum für sich fordert, da er bald mit dem Hainpe des
 Mörders ihres Vaters vor ihr erscheinen werde, bricht sie, von
 schneidendstem Schmerz erfüllt, in den Ruf aus, sie bete den
 Schatten ihres Feindes an, bewerne den Mann, den sie getödtet.
 Die letzte Scene spielt am Hofe, wo Ximena, bräutlich geschmückt,
 erscheint, und sich den Anschein hoher Freude über den vermeint-
 lichen Tod des Eid gibt. Als sie diesen aber als wirklich erfolgt
 berichten hört, erfaßt sie der erschütterndste Schmerz, der sie ihre
 innige Liebe zum Väter ihres Vaters gestehn läßt; der König
 möge ihre Hand dem Don Martin verweigern, denn sie ihr Ver-
 mögen gern überlassen will. Zu diesem Augenblicke erscheint der
 Eid; er berichtet die Besiegung des Riesen und bittet um Xime-
 nas Hand, welche diese nach einigem Sträuben ihm nicht verwei-
 gern kann.

Den Mittelpunkt dieses mit großer Kraft und Feinheit in
 echt romantischem Geiste und reinem Volkssinne ausgeführten
 Stückes bildet nicht Eid, sondern Ximena, die ihrer Liebe Gewalt
 antut, weil ihr die Ehre über alles geht; aber eben deswegen
 sind nacheinander mit der Hauptandlung nur lose zusammenhängende
 Zwischenszenen, wie das Ausreiten des Prinzen Sancho, Ro-

linges Erscheinen bei der Inszenierung, die selbst alle mit dem Aussehen, um so weniger zu bringen, wenn auch freilich der Zuschauer, der überhaupt eine freiere Bewegung und ein bunteres Bühnentreiben liebt und ganz in den Epiromanzen lebte, daran keinen Anstoß nahm. Auch sollte das Stück ja nur den ersten Theil einer Darstellung von des Cid Jugendgeschichte liefern, was freilich den Mangel abgerundeter Einheit nicht entschuldigen kann. Der zweite Theil enthält die weiteren Jugenderlebnisse des Cid, die Sendung nach Zamora, die Belagerung der Stadt, des Königs Sancio menschliche Ermordung durch Pelido Pelios und die Befreiung der Stadt von dem Verdacht der Mitschuld durch den Heldenkampf der drei Söhne des großen Arias Gonzalo, bei welchem der Cid als Kampfrichter auftritt. Innere Einheit geht diesem Stücke völlig ab, doch fehlt es auch hier, und besonders im herrlich durchgeführten dritten Acte, nicht an schönen dichterischen Schönheiten. „Besonders glücklich“, bemerkt von Schack in seiner ausgezeichneten Geschichte des Dramas in Spanien, „sind in diesem echten Nationaldrama Spiel Geist und Ton des spanischen Mittelalters getroffen. Der Cid trägt hier mehr als in dem ersten Theile jenen hochfahrenden und trotzen Charakter, der ihm von den Romanzen geliebt wird; überhaupt sind die Volkslieder und Chroniken noch fleißiger benutzt.“

Cornetille hat seinem ersten tragischen Versuche das spanische Stück zu Grunde gelegt. Sein Cid (1636) ward der Bahnbrecher des klassischen französischen Dramas. Er selbst sagt im Examen seines Stückes, de Castro habe den Stoff vor ihm behandelt, und er beruft sich bei mehreren Gelegenheiten, wo es ihm nicht gelangt, einzelnes in der Anlage und Ausführung seines Cid zu vertheidigen, auf den spanischen Dichter, dem er ge-

folgt sei. Bei der ersten Zusammenkunft Rodrigo's mit Ximenes bemerkt er, die Reden der Ximene, die zuweilen zu geistvoll für ihre Verträubung seien, habe er seinem Vorgänger entnommen. Hat er auch die Grundzüge der Handlung beibehalten, so mußte ihn doch schon die Rücksicht auf die drei Einheiten zu manchen Aenderungen im einzelnen bestimmen. So durfte Rodrigo nicht den Mauren entgegenziehen, sondern die Mauren mußten in die Nähe der Stadt kommen. Deshalb verlegte er die ganze Handlung nach Sevilla, obgleich er wohl wußte, daß diese Stadt sich damals, und noch mehr als ein volles Jahrhundert später, in den Händen der Mauren befand, wobei er zugleich die Möglichkeit annehmen mußte, daß die Flut des Meeres die Flotte in den Guadalquivir bis an die Mauern der Stadt treiben könne. Sornelle hat sich über diesen Pun't in seinem Examen ausführlich ausgesprochen, was aber von Schad überflüssig, und deshalb sowohl dem Dichter den ganz unbegründeten Vorwurf der größten Unkenntniß der Geschichte macht, als die Antiker mit vollem Unrecht bezichtigt, einen solchen Verstoß ganz übersehen zu haben. Eben so wenig wie Sornelle seinen Held in den Maurenkrieg schicken konnte, durfte er ihn nach Salahorra ziehen und mit dem Riesen Don Martin kämpfen lassen. An die Stelle jenes Riesen tritt ein gewöhnlicher Heimgaun, ein Liebhaber Ximenens, dem er den Namen des von ihm mit Recht weggelassenen Prinzen Sando lieh. Hierdurch hat aber die Handlung an Bedeutung anendlich verloren, denn wenn wir für den Helden, als er mit dem Riesen kämpfen soll, mit Recht dängen so können wir den Zweikampf des Besizers der Maurenkönige mit diesem Sando nur für ein leeres Spiel halten und nicht begreifen, wie Ximene einem solchen Arme ihre Sache überantworten, wie sie hoffen kann, dieser werde ihn besiegen, und daß

Die daran wirklich nicht denkt, legen uns zum Ueberflus noch ihre eigenen Worte gegen Rodrigo sehr nahe.

Cornuelle selbst hat die Umstände, welche die Zusammenkunft der Handlung in die Zeit von vierundzwanzig Stunden verknüpft, in seinem Examen hervorgehoben, was von Schack wieder übernahm. Wenn dieser weiter daran Anstoß nimmt, daß Kimene einige Stunden nach dem Tode ihres Vaters, dessen Leiche noch kaum bestattet sein könne, dem Mörder ihre Hand reiche, so hat er die Absicht des Dichters, welche dieser gleichfalls in seinem Examen entwickelt, völlig verkannt. Daß Kimene in die Vernehmung willige, glaubt von Schack gegen Laharte aus den Worten schließen zu dürfen, womit diese den Geliebten unmittelbar vor dem Zweikampf mit Sancio entläßt:

Sors vainqueur d'un combat dont Chimène est le prix,
wovon sie aber sogleich hinzufügt:

Ah! non, ce mot lâché me fait rougir de honte.

Daß die Furcht, der Geliebte werde den Tod im Zweikampf finden, ihr die libereste Andeutung abzwinge, sie werde ihm als glückseligem Sieger zu Theil werden, kann man nicht unnatürlich finden, und der Dichter bedurfte einer solchen, um dem Rodrigo den Muth zum Leben zu verleihen, wenn er auch freilich eine solche Nothigung durch andere Anordnung des Ganzen hätte vermeiden können und sollen. Aber die Aussicht, daß Kimene zu Theil werde, ist von einem wirklichen Reichen der Hand weit entfernt. Dieses letztere geschieht auch am Schlusse seines Exams, auf den von Schack besonders seine Aufmerksamkeit hätte richten sollen. Cornuelle bemerkt in seinem Examen, das Schweigen der Kimene auf die Aussicht, welche der König am Schlusse dem Rodrigo mache, beweise nicht, daß sie zustimme: das Schweigen auf das Wort der Könige sei keine Einwilligung, sondern

die einzig gestattete Art des Widerspruchs, wenn ihre Befehle nicht augenblickliche Erfüllung fordern. „Es ist wahr“, sagt er, lege ich mich zu seinem Standpunkt hinzu, „daß man sich bei diesem Streite damit begnügen muß, den Rodrigo außer Gefahr zu setzen, ohne ihn als zur Vermählung mit Ximene zu bringen. Es ist dies geschichtlich und hat seiner Zeit gekostet: gewiß würde es der unsern mißfallen, und ungern sehe ich, daß Ximene bei dem spanischen Dichter einwilligt, obgleich sein Ethel länger als drei Jahre dauert. Um der Geschichte nicht zu widersprechen, habe ich geglaubt einen Gedanken daran andeuten zu müssen, aber ohne den Ausgang zu entscheiden, und dies nur um den Anstand der Ximene mit der geschichtlichen Wirklichkeit zu vereinigen.“ So hebt sich denn am Ende der Rodrigo wieder in den Laurentianerpfad, wo er, dies wünscht der Dichter, unter allen Heldenthaten der Ximene die Treue bewahren soll. Hier noch wichtiger soll er zu erklären, so daß es der Geliebten zum Aussteige gereiche, ihm ihre Hand zu bieten. Das Herz der Geliebten soll er schon; den Geirpflanz, der ihrer Verbindung entgegenstehe, werde die Zeit, seine Stärke und der Heng überwinden. Der Kampf in Ximenens Brust hat demnach noch nicht sein Ende und die Frage des Eids noch nicht ihr Ziel erreicht, wodurch freilich das Ganze des eigentlichen Abschlusses entbehrt.

Wenn Corneille auch die ganze Handlung nach Sevilla verlegte, so vermochte er doch nicht, mehrfachen Szenenwechsel zu entgehen, was Voltaire nicht ungestraft lassen konnte. Der Dichter selbst weist auf diesen Wechsel hin, daß die Szene bald im Paat des Königs, bald im Zimmer der Infantin, bald im Saal der Ximene, bald auf der Straße oder auf einem öffentlichen Orte spiele, ja er unterläßt nicht die Schwierigkeit hervorzusetzen, ob für mehrere zusammengehörende Szenen einen

besten Ort zu finden, was er in Folge der i d - n. unter
 berichtet. Obgleich im Auszuge des Stückes ist doch ein da-
 der Ortswechsel nöthig geworden, daß er um zu sein
 (an?), dann die Infantin und an dritter Stelle erst den Streit
 zwischen Diego und Gomes vor, während bei de Castro
 noch beim Mitterschlag Ximena und die Infanten ihre Befehle
 erteilen und die Streittheile in Gegenwart des Königs an-
 wesen sich daran schließt. Aber Corneille, wenn er auch die
 Forderung auf die Bühne zu bringen wagte, best es doch für
 unannehmlich, einen solchen trübseligen Streit in Gegenwart des
 Königs stattfinden zu lassen, weshalb er sich die Abänderung
 gebieten zu müssen glauzte. Eine bedeutende Reihe von Szenen
 die dadurch manden Ortswechsel ist die unglückliche Verwick-
 lung der Infantin in die Handlung veranlaßt, welche so wenig
 als notwendig erscheint, daß man seit J. B. Rousseau be-
 zweifelt, ihre Rolle ganz zu streichen, was aber freilich nicht
 ohne einige Gewaltthaten angest. Als höchst mögliches mäs-
 sen wir die von Corneille zu seinem Zweck gemachte Annahme
 annehmen, daß die Infantin ihre Liebe zu Medrige bezogen
 und diesen für Ximena gewonnen habe, die er früher ver-
 liebt. (Vgl. mit Don Rodrigue a vaincu son rival); vertreten
 so durch diese ungeschickte Erfindung die Liebe zwischen Medrige
 und Ximena einen reinen Glanz, da sie nicht als die höhere

Als dramatisch begann das Stück mit einem Gespräch zwischen Ximena,
 der Infantin Ximena, mit ihrem Vater, der seine Billigung von An-
 derer Seite zu fordern und den Zweck, der ihn eben an den Hof führte, an-
 zuzeigen. Die von Voltaire gelobte spätere Veränderung der Scene ersten
 Zweck sollte sein als Verbesserung gelten dürfen.

Stimme des Herzens erscheint, sondern zu einem gewöhnlichen, durch Frauenhand schlaue gestickten Verhältniß herabsinkt. Von sonstigen Veränderungen sei noch der von Voltaire besonders belobten gedacht, daß die heroische Probe, welche Diego mit seinen Töchtern anstellt, weggefallen und an ihre Stelle die einfache Frage getreten ist: *Rodrigue, as-tu du coeur?* wodurch ein Szenenwechsel und die Einführung von zwei neuen Personen vermieden wird, die um so bedenklicher gewesen wäre, als schon die Hofmeisterinnen der Infantin und Ximenes und neben Arias Gonzalo die Hofleute Sancho und Alonso neu geschaffen sind. Der Spanier konnte jener berühmten Romanzenzene nicht entbehren, deren Wegfall wir freilich nicht tadeln wollen, aber bei Corneille kommt doch jene Frage gar zu abgebrochen und die Antwort kann unmöglich ihre volle Wirkung üben.

Corneille hat aus dem trefflichen spanischen Drama eine sehr abgeschwächte Nachbildung ganz im französischen Hofgeschmack gebildet, die an Frische, Leben, Kraft, Schwung und dichterischer Schönheit ihrem Urbilde weit nachsteht, dabei an manchen Unwahrscheinlichkeiten und entschiedenen Schwächen leidet, wenn sie auch auf der französischen Bühne, um die es bis dahin hochst ärmlich bestellt war, als ein höchst bedeutender Fortschritt sich heroorthat, und das Herz des Volkes durch den lebhaft geschilderten Kampf zwischen Ehre und Liebe ergreifend hinriß. Daß die wärmsten Löhne dem spanischen Stücke entlehnt waren, aus dem so viele treffende Stellen wörtlich herübergenommen sind, lämmerte das Volk nicht, welches in seinem Cid ein echt französisches Stück zu haben glaubte, und sich in seiner Freude auch nicht durch die Kunstichter stören ließ, welche auf dessen Zehler hinzuwiesen nicht verfehlten. Galt ja in Frankreich von da an

der Ausdruck beau comme le Ciel als sprichwörtliche Bezeichnung alles Schönen und Vorzüglichen.

Eine höchst merkwürdige Erscheinung ist es, daß ein späterer spanischer Dramatiker Juan Bautista Diamante, von dessen Lebensumständen wir nichts wissen, in seinem Stücke El honorador le su padre, der Rächer seines Vaters, nicht bloß einzelne Stellen, sondern ganze Szenen, so unter andern die vier letzten Szenen des ersten Actes, wörtlich aus Corneille herübergenommen hat. Ein Theil der Stücke des Diamante erschien in zwei Bänden zu Paris in den Jahren 1670 und 1674, den Honorador le su padre finden wir schon seit 1659 im ersten Bande der Sammlung Comedias nuevas*), also lange nach Corneilles Stück. Aber von Schack glaubt im Drama Diamantes die Folge eines Originalwerkes, das durchgeleuts im spanischen Stile geschrieben sei, zu deutlich zu erkennen, als daß der Gedanke an Nachahmung eines ausländischen Vorbildes möglich sei, und er vermuthet deshalb, das Stück sei bereits vor dem Ciel Corneilles veröffentlicht worden. Doch Corneilles völliges Schweigen von diesem Vorgänger spricht entschieden hiergegen, und gerade die eben genannten vier Szenen, welche Corneille aus Diamante wörtlich genommen haben soll, dürften eher französischen als spanischen Ursprung verrathen. Daß Diamante aus dem bereits geworkenen Stücke Corneilles manches in seine neue Bearbeitung des von de Castro so glücklich bearbeiteten Stoffes herübernahm, hat nichts Unglaubliches. Die weiteren Jugendthaten

*) Es ist das erste Stück Diamantes, welches wir in dieser mit dem Jahre 1652 begonnenen Sammlung lesen, andere Stücke finden sich in V. 12. 23. 26. 27. 34. 43.

des Cid gaben dem Diamante den Stoff zu einem zweiten Stücke El cerco de Zamora, die Belagerung von Zamora. De Castros' zwei Theile der Mocedades wurden durch diese neuen Darstellungen nicht verdrängt, hielten sich vielmehr neben und vor jenen in ungeschwächtem Ansehen.

IV. Herders Bearbeitung.

Als Herder in den Jahren 1778 und 1779 die beiden Bände *Deutscher Lied* herausgab, benutzte er für Spanien die *Historia de las guerras civiles de Granada* von Perez de Guzman, den *Cancionero de Romances* (Antvers 1568), den von Otton auf einen dringenden Wunsch ihm am 20. December 1777 gesandten *Cancionero General* von Fernance de Castille (zuerst Valencia 1711, den *L'arnas* Español und die *Obras* des Luis de Góngora von den Sidromanzen fand keine Aufnahme, mit Ausnahme der gar nicht in die Eidsammlung geordneten, bei Escobar mit Recht fehlenden Romanze 152 bei Stella, 37 bei Diez). In seinem Freund August von Emsiedel hatte er sich wegen vieler Bücher, besonders wegen des *Cancionero* und des *Romancero general* und des *Juán de los Amadores*, gewandt, damit dieser sie ihm von seinem Oheim verschaffe. „Er kam zu uns geritten“, schreibt dieser am 28. September 1778, „brachte mir beifolgende Bücher, und versprach mir, sobald er konnte, mir den Katalog einer wenigen spanischen Bücher für Euch zu schicken.“ In wenigen Wochen konnte er ihm spanische Bücher von dem frühern spanischen Gesandten von Bachoff zu verschaffen, der um 1760 in Madrid gesammelt habe. Indessen scheint es dazu gar nicht gekommen zu sein.

Seiner Bearbeitung der Eudromauzen legte Herder den im Juli 1783 erschienenen Band der auch von Wieland zu seinem Oberon benutzten *Bibliothèque universelle des Romans* zu Grunde, in welcher ein Unbekannter die Eidsage meist nach der Romanzensammlung von Escobar bearbeitet hatte.*) Außer diesem, den er als Hauptquelle nennt, hatte er nach seiner eigenen Angabe den *Tesoro escondido de todos los mas famosos Romances, asi antiguos como modernos del Cid* von Francisco de Meje (Barcelona 1626) benutzt, und zwar Nr. 5. 16. 17. 24. 65. 71. 72. 95 (7. 20. 21. 27. 101. 109. 110. 138) und bei Michaels Nr. 195 aus dem *Romancero general*. Aber außerdem hatte er noch fünf Romanzen in seiner Weise übertragen, von denen er Nr. 75. 85. 89. 91. 122. 126. 129. 133) nur aus Miguel de Madrigals *Segunda parte del romancero general* (Valladolid 1605), 144 (193) nur aus dem *Romancero general* schöpfen konnte. Ein von ihm angeführter Auhang einer Romanze und ein Vers, den er im Spanischen gibt, stimmt mit seiner bekannten Sammlung. Auch fünf Romanzen, die man für seine Erfindung erklärt hat, werden aus noch nicht nachgewiesenen Sammlungen stammen. „Von der Verlihntheit des Helden, der Eigenthümlichkeit der Tonn, dem Anziehenden der alten Sitten und der Wahrheit und von dem Verdienste einer natürlichen, bestimmten, edlen und freigerischen Beredsamkeit ist das Buch erfüllt“, schreibt der Bearbeiter. „Jeder kennt den Namen des Eid. Corneilles Tragedie unterscheidet sich von unserm Roman dadurch, daß der Dichter genöthigt war nur einen Theil des Stoffes zu nehmen, eine Handlung aus tausenden; dies ist der Held der Eidsage, den man ge-

*) Schon im vorigen Dezemberhefte hatte derselbe eine Eudromanze (Nr. 85. 129) in seiner Bearbeitung gegeben

sehen lat. Hier ist der Held des ersten Jahrhunderts, der spricht, wie er sprechen mußte, der sich zeigt, wie er war." Wir erhalten aber bei ihm nichts weniger als eine treue Wiedergabe der französischen Romane, obgleich er zuweilen Verse aus dem Spanischen wörtlich anführt. Bei allen ändert er, läßt weg, setzt zu, wie es ihm beliebt, zuweilen schmelzt er mehrere zusammen. Herder wurde auf diese französische Bearbeitung durch eine Uebersetzung der neun ersten Romane aufmerksam, welche ein S. unterzeichnete Mitarbeiter des Neuen Deutschen Merkur im Februar 1792 unter der Aufschrift Romantische Geschichte des Sid gab. „Es wäre sehr zu wünschen“, hieß es hier in dem Vorbericht, „daß ein Dichter, vom Geiste der herderschen Volkslieder angeweht, uns mit einer poetischen Uebersetzung der sammtlichen Romane, welche den Sid und seine Thimene zum Gegenstand haben, beschenken möchte, in welcher so wenig als möglich von der sublimen Einfachheit, geistvollen Energie und herziehenden Klarheit, Zartheit und Wärme der Originale verloren ginge.“ Herder war diese Mahnung kaum entgangen, und er suchte sich deshalb den Band der Bibliothèque zu verschaffen. Dagegen war er nicht, was auch dem Mitarbeiter des Merkur entgangen zu sein scheint, daß der französische Bearbeiter, der am Schluß bemerkt hatte, er lasse die Geschichte der Tochter des Sid und der Grafen von Carrion wegen ihrer geringen Wahrscheinlichkeit und wüßlichen Langweile weg, diese doch im Oktoberbande 1784 der Bibliothèque gegeben hatte. Mitte März 1793 bat er Freund Heine in Göttingen um die Sammlung der Sidromane von Escobar aus der göttinger Bibliothek, da er da dieser nicht vorhanden war, sandte ihm Heine am 18. März den Cancionero de Romances in der Ausgabe des Martin Nucio von 1555, und wahrscheinlich auch den Romancero general (Madrid 1604,

den *Romancero* par Alonso de Ledesma (Madrid 1513) und die *Romances nuevos y antiguos de historias artíficias de la cronica de España* par Lorenzo de Sepulveda (Antwerpen 1551); denn diese Angaben bezieht die Göttinger Bibliothek, und zehn Jahre später schreibt ihm Herne, diese Sammlungen, außer denen sie nichts über den Eid besäßen, seien ihnen bekannt. Die drei letztern scheint Herder schon früher zurückschickt zu haben. Dagegen mußte ihn Herne am 11. Dezember 1794 noch um den *Cancionero de Romances* bitten, worauf Herder erst am 23. März des folgenden Jahres erwiderte: „Das Buchelchen spanischer Romanezen (von welchem er früher die Absz. von 1768 von der Weimarer Bibliothek gehabt hatte) müssen Sie mir noch her lassen, es ist unverloren.“ Herders in Göttingen studirender Sohn meint es der Bibliothek zurückschickt zu haben. Auch an August von Einsiedel hatte sich Herder wieder wegen spanischer Werke gewandt. Dieser schreibt ihm am 12. September 1794: „Die spanischen Bücher erhaltet Ihr anbei“, und bittet ihn, wenn er noch weitere für den Winter verlange, sich deshalb an seinen Bruder in Weimar zu wenden, der solche leicht von Lampzig (bei Altenburg), wo er wohnet, verschaffen könne, sobald er selbst den Vater noch abwesend sein werde. Herder mag schon damals einzelne Romanezen bearbeitet haben. Zwei spanische Romanezen, aber keine aus dem Eid bezügliche, das Lied eines Gefangenen und Die Entfernte, gab er bereits im Sommer 1795 Schiller für dessen *Musenalmanach* auf das folgende Jahr. Noch Ende 1797 erhielt er durch Einsiedel zwei ohne Zweifel spanische Bücher, die er verlangt hatte, von Bachoff. Am 21. August 1797 schreibt er dem nach seiner fränkischen Heimat zurückgekehrten Freunde Knebel: „Erfundigen Sie sich doch in Jena, Jena und Ansbach nach spanischen Romanezen. O wenn Sie

nur ein paar sowie keine *Sancioneros*, wie sie dort an den
 Wänden verkauft werden, mitbringen oder finden könnten! Zu-
 merkwürdiger vom *valeroso* *Cid*, *cando de Bivar*! Anebels Be-
 suchung blieb jedoch fruchtlos. Eben so wenig gelang es Herder
 Jacoars Sammlung zu erhalten. Von *Cid* und den sonstigen
 Romanzen, die ihn als „die reinsten, ältesten und überhaupt
 der Uebersetzung aller Romanzen,“ auf das lebhafteste an-
 zogen, war zunächst keine Rede mehr, wenn er auch bedauerte, „wie viel gol-
 dene Lieder an jenen Bäumen, in jenen Gärten, und so verbergen
 und unbekannt liegen.“ Mit welcher Sorgfalt und Nahe er
 sich auch um spanische Bücher bemüht hatte, Jacoars Sammlung
 hatte er noch immer nicht aufstreifen können. Aber die Liebe
 zu diesen herrlichen Volksdichtungen war so groß, daß er sich
 selbst im Herbst 1802 trotzdem zur dichterischen Darstellung ent-
 schloß, wobei er sich nicht auf die französische Bearbeitung an-
 zuweisen sah. „Den *Cid* übertrug er im Winter 1803—1804“,
 berichtet seine Gattin, „und diese Arbeit half ihm den damaligen
 kalten, schweren Winter durch eine glückliche Erholung, von
 welcher seine ganze Seele erfüllt war. Seine Mühsung, wenn er
 ein und vorlas, war ungewöhnlich. manden Gesang konnte er
 in Bewegung nicht vorlesen hören. Ach, ich mußte damals
 mit, was in seiner Seele vorging.“ Das Anfangs Wort aus
 der ersten Strophe (V, 1) von Herders Zeitschrift *Adrastea*
 schon mit den dreizehn ersten Romanzen, die hier unter dem
 Titel erschienen: „Der *Cid*. Geschichte des Don Ruy Diaz
 von Bivar. Nach spanischen Romanzen“, und zu dem
 Namen des Helden hatte Herder die Bemerkung hinzugefügt:
 „Cid heißt Rodrigo. Uebrigens muß kein Romanzenfänger zum-
 voraus historisch erzählen, was der Hörer aus der Romanze
 selbst, d. i. romantisch erfahren soll. Er höre. Wer sein Leb-

taber der Poesie ist, beziehe die folgenden Romanzen als kleine Erzählungen, mithin als Prose zu lesen. Sie sind historisch“ Am Schlusse hieß es. „Die Fortsetzung folgt“ Da Freund Knebel bei seinem Danke für das ihm zugesandte Heft der *Adriaca* im Briefe vom 14 Mai des Eid nicht gedacht hatte, schrieb ihm Herders Gattin: „Mein Mann sitzt jetzt wieder bei meinem Eid. Wenn Sie den prächtigen Eid nicht so lieb haben als ich, so thut mirs sehr le.d.“ Knebel erwiderte darauf am 24: „Ich habe Ihren prächtigen Eid noch am letzten Abend laut vorgelesen, und Sie können denken, wie er uns begeistert hat! Ich liebe diese Versart außerordentlich, und was den Inhalt des Gedichtes betrifft, so hat es mich aufs neue überzeugt, daß nur historische Gegenstände, d. h. Fakta, die hauptsächlichste Wirkung auf die Einbildungskraft thun, den meisten Reiz annehmen, und daher vorzüglich Gegenstände der Poesie sind Unsere meiste deutsche Poesie ist zu sehr bloß auf Empfindungen gegründet; denn wir haben weder Geschichte noch Leben.“ Dieses Urtheil Knebels entzückte Herder und seine Gattin. Daß dieser sich noch später wegen neuer Quellen an Heyne in Göttingen wandte, beweist des letztern Brief vom 17 Juni, worin er bedauert, daß die Bibliothek die beiden von ihm bezeichneten Stücke nicht besitze was diese habe, sei ihm schon bekannt. „Haben Sie schon in Wollenhüttel nachgefragt? Vermuthlich; sonst will ich es thun“ Der Bibliothekar Reuß habe es übernommen wegen der Geschichte des Eid und der Romanze nachzusehn. Eine Woche später sendet er ihm die in einem Briefe seiner Gattin verlangten beiden Bände der *Coleccion de Poesias Castellanas* und verspricht ihm auch nächstens den *Sarmiento* zu senden, den augenblicklich noch Prof. Pontenroel habe. Die *Obras posthumas del Martin Sarmiento* führt Herder in dem bald darauf gedruckten Aufsatze *Romanze*

an Als er am 12 Juli die Reise nach Eger antreten wollte, gab er, eben reisefertig, in seinem Zimmer den von seiner Hand eben abgeschriebenen Eid seiner Gattin, indem er mit einem unbeschreiblich wehmüthigen Blitze hinzufügte: „Hier hast du Deine: Eid“

Den Anfang des zehnten Stückes der Adraſtea, das leider erst nach seinem Tode erschien, da während des letzten dazu bestimmten Auftrages ihn Mitte Oktober die Krankheit ergriff, welcher er am 18. Dezember 1803 erlag, bildeten Romanze 14 bis 22. Im Titel war hier nach Pivar noch hinzugefügt „unter König Ferdinand dem Großen“. In einer Nachschrift hatte Herder bemerkt: „Da die Fortsetzung der Geschichte Eids, die eben nur den Knoten gewonnen, durch weitere Unterbrechungen (wie es in einer Zeitschrift doch sein müßte) zu viel verlieren würde, so sei hier die Meldung genug, daß der ganze Eid (wohl das erhabenste Romanzenepos, das existirt), nachdem dem Uebersetzer glücklicher Weise die erwünschtesten Hülfsmittel zu Händen gekommen, in seinem treiflichen Zusammenhange und den nothwendigen Erklärungen analgetrennt aus Licht treten werde. In Frankreich hat man den Eid das erste tragische Sujet genannt; daß er das erste epische sei, wird sich zeigen“ Auf der kurfürstlichen Bibliothek in Dresden hatte Herder die *Crónica del Eid* gefunden und viele andere für ihn „sehr interessante Bücher“, ohne Zweifel auch manche für seinen Eid bedeutende, vielleicht gar die Sammlung von Escobar; aber leider war es ihm nicht mehr vergönnt, diese Hülfsmittel zu seinem Eid zu benutzen. Dasselbe Stück der Adraſtea brachte nach der Fortsetzung des Eid die Aufsätze Herders über Romanze, Volksgeſang und Epopöe. Hier heißt es: „In Deutschland wagte man im Jahr 1778, 1779 zwei Sammlungen Volkslieder verschiedener Sprachen und Völker

herauszugeben; wie verfehrt die Aufnahme sein wurde, sah der
 Sammler ein. Da er indeß seine Absicht nicht ganz verli-
 bat, so bereitet er seit Jahren eine paltingensirte Sammlung
 solcher Gesänge, armenisch, nach Ländern, Zeiten, Sprachen, Na-
 tionen geordnet und aus ihnen erkant, als eine lebendige
 Stimme der Völker, ja der Menschheit selbst vor, wie sie
 in allerlei Zuständen sich mild und grausam, fröhlich und traurig,
 scherhaft und ernst, hier und da hören ließ, allenthalben her um-
 beläutend. Die Gedichte Eids 3 B ist in ihren Romanzen so
 reich an trefflichen Szenen, an hohen Empfindungen und Tugenden
 als „wage ich's ja sagen?“ als Homer selbst. Manche andere
 Reihe romantischer Begebenheiten und Momente nicht minder
 Einerseits bedauert man, anderseits freut man sich, daß man
 dort und da nicht leben dürfe, daß jene Sitten, diese Zeiten aus
 der Welt verschwanden. Ja Eindrücken dürfen sie indeß nicht ganz
 dahin sein, da ihrer manche auch in Wirkungen noch fortleben.“
 In dem Aufsatze über die Epopöe heißt es: „Die Epopöe ist
 eine Poesie der Menschlichkeit: denn wegen eines kleinen
 Selbsttums, der jeden ereilen kann, leidet der Held, oft unerrett-
 bar — Durch Leidenschaft wirkt sie auf die Leidenschaft, durch
 Aufstehen, mit der Gewalt des Dolcents ergreift sie Sinne und
 Herzen des Volks, das nur durch diese Mittel ergriffen werden
 konnte. Anders die epische Dichtung. Ihr Held darf frei dieses
 Selbsttums sein, und auf seiner glorreichen Bahn doch mit dem
 Schicksal kämpfen, Hindernisse, die ihm widerstehen, überwinden
 ihn nicht, sondern feuern seinen Muth an: denn sein hochauf-
 getauchtes Ziel ist rein und für die Menschheit ewig erreichbar.
 Er erreiche es nun oder nicht (begung er Fehler, so hat er, wie
 der tragische Held, diese auszugleichen): sein Gang in wachsender
 Größe ist edel ermunternd.“ Diesen Gang in wachsender

Größe wollte nun Herder in der deutschen Bearbeitung der seinen Landsleuten fast völlig verborgenen Eidromenzen an das beste Licht des Tages stellen, während man bis dahin nur den Eid und Kymenen im Kampf zwischen Egre und Liebe aus dem französischen Drama kannte. Dieser Eid schien ihm der wahre Held eines ethischen (im Gegensatz zum pathetischen) Epos; die Gedanken eines solchen Helden müßten göttlicher Art, seine Kräfte, sein Gang, seine Gestalt, sein Verus göttlich sein. „Je vollkommener, desto mehr schlugen wir uns an ihn: denn er ist nur vollkommen auf dieser seiner Bahn, was ihn sonst auch für Fehler begleiten mögen: in den mit- oder gegenwirkenden Charakteren werden diese nicht mangeln.“ Durch das Bild des edlen spanischen Ritters wollte Herder in seinen Deutschen das Gefühl des Muthes und der Ehre wirksam wecken, das, wie schon Leibniz gesagt, in allen Ständen Europas allgemach abnehme, und besonders dem unbeliebten Treiben mit leeren oder unsittlichen Balladen entgegentreten. Allbekannt ist, welchen Aerger die schillerischen und besonders die goetheschen Balladen Herder gleich am Anfang erregten, und mit steigendem Unmuth sah er so viele andere Dichter ihren Spuren folgen. „Wissen wir keine andern Gegenstände der Ballade“, ruft er in der Abhandlung über Volksgefang aus, „als Gefechte mit Ratten und Mäusen, Szenen aus der Aërra (philologica). aus Verdenmeier^{*)}, aus der skandinavischen Chronik oder aus der Hölle selbst, weil gewöhnlich zuletzt a Gluten und Pluten, in Grusten, Lülsten und Klülsten, indisch und welsch, hebräisch und christlich, der Teufel alles holet — Und so war es mit dem echten Volksgefange abermals nicht etwa nur der Hauptzweig alter edler, rühmlicher und Ruhm weckender Poesie,

*) Aus dessen „poetischer Anleitung in die Universalhistorie“ (1714).
Herders Eid

die innere Rechtschaffenheit und Honnetetat im Herzen des Volks - ermordet." Das Gefühl für Muth und Ehre und den wahren, reinen Familienfinn zu wecken, dieser edle sittliche Zweck schwebte Herder bei seiner Bearbeitung der Dramen vor.

Sein Eid ist der männlich starke, an Gott, Vaterland, König, Recht, Ehre und Treue unerschütterlich festhaltende von unangster Gatten-, Vater und Freundesliebe durchglühete Ritter, der sich freilich wohl augenblicklich von der Leidenschaft hinreißen lassen kann, aber doch stets auf dem Grunde seiner so kräftigen als edlen, so gesunden als tief und wahr fühlenden Natur ruht. Ganz seiner würdig ist seine Gattin, die so ihm stehende als gesaßt und muthig tragende, besonnen versorgende, auf Erre, Recht und Würde haltende, ihren Heldenmuth verehrende Kamear, zu welcher Herder manche Folge aus seiner eigenen Liebe hernehmen konnte, und sein Eid war gerade auch deshalb so sehr mit seinem Innersten verknüpft, weil er in ihrer Darstellung seiner Gattin, die ihm eine so beherzete Stütze und ein unerschöpflicher, ihm stets neuen Muth einhauchender Trost während seines von Mithen und bitterm Leiden so reichen Lebens geworden war, ein Denkmal setzte. Der Eid erschien im Jahre 1803 im dritten Bande der Sammlungen Werke zur schönen Literatur und Kunst von Johann von Müller besorgt und mit einer kritischen Einleitung versehen unter dem Titel: "Der Eid. Nach Joh. Her. Romanzen bearbeitet durch Johann Gottfried von Herder." Der Eindruck, den das Drama hervorbrachte, war so mächtig, sie drang in das Herz des Volk und es that sich etwas, eine große um so mehr, es zeigte sich die Welt wurde unerschütterlich. Vaterland des Landes gestaltet. Und noch heute ist Herder. Eid auf alle unverderblichen Lege eine mächtige Anweisung.

Allgemein heißt man Herder's Eid für eine neue Uebersetzung

oder Bearbeitung der spanischen Romanzen, ja selbst Villemain glaubte darin das falsche deutsche Roland, die deutsche Eleganz des achtzehnten Jahrhunderts zu finden. Aber schon 1844 sprach Damas Pinard in der Einleitung zu seinem *Romancero general* die Ueberzeugung aus, daß Herder nach der Bearbeitung der *Bibliothèque universelle des Romans* seinen *Cid* gedichtet habe, deren Verfasser bei aller Feinheit und allem Geschmacl keine hinreichende Kenntniß des spanischen Mittelalters gehabt, die Romanzen travestirt und einige ganz frei hinzugebracht habe. Weder die Kenner der spanischen Literatur in Deutschland noch die Bearbeiter unserer deutschen Dichtung, noch diejenigen, die Herders *Cid* besonders behandelten*), hatten von dieser Entdeckung Kunde. Erst als Emmanuel de St. Albin im Jahre 1866 in dem Werke *La Légende du Cid, comprenant le Poëme du Cid, les Chroniques et les Romances* 'Traduction', gegen Villemain bemerkte, Herder habe seinen *Cid* nach jener französischen durchaus freien Prosabearbeitung in Verse gebracht, erwarb sich unser trefflicher Heinrich Köhler das Verdienst in der musterhaften Schrift „Herders *Cid* und seine französische Quelle“ die Art der deutschen Bearbeitung im einzelnen nachzuweisen. Seltsam, daß Klein o o C. von dieser Entdeckung Köhlers noch nicht das Geringste wußte.

Der französische Bearbeiter hat das Ganze in drei Abschnitte getheilt, nach den drei Königen, unter denen der *Cid* gebient, Ferd.nand, dem er seinen Beinamen gibt, Don Sancho dem

*) Vonnich „Herders *Cid* und die spanischen *Cidromanzen*“ (1854) Ute-
becker „über Herders *Cid*“ (1867) Erst Verfassers erste Ausgabe der „Er-
läuterungen“ (1880) Bei meiner billigen Textausgabe, mit Einleitung, den
abweichenden Passagen und Erläuterungen (Leipzig, 1881), konnte ich bereits
die Text-Übungen Köhlers benutzen

Starken, wobei er die Jahreszahlen 1065—1073 anführt, Alfonso VI. dem Tairern; die einzelnen Romanzen sind durch Absätze und Striche von einander getrennt, nur einige haben besondere Ueberschriften. Herder hat die drei Abtheilungen beibehalten, aber noch eine vierte unterschieden, in welcher er den Eid als selbstständig betrachtet: „Der Eid zu Valencia und im Tod.“ Die einzelnen Romanzen hat er durchlaufend gezählt. Zweimal hat er eine Romanze in zwei getheilt (34. 35 und 49. 50), die vierzeile ganz umgedichtet, die dritte Romanze, ein Liebesgedicht in vier sechszeiligen gereimten Strophen, hat er ausgelassen; zuge-dichtet sind nach den spanischen Romanzen 54—61, 64—66, 68—70, da der französische Bearbeiter die Geschichte der Groien von Carriou weggelassen und, was Herder entging, erst in einem spätern Bande der Bibliothèque nachgetragen hatte. Dem Bearbeiter war es darum zu thun, aus den Romanzen eine möglichst zusammenhängende Geschichte zu bilden, in welcher die in den Romanzen sich findenden Lücken, Wiederholungen und Widersprüche möglichst vermieden würden und der ungleiche Ton einer gleichartigen Behandlung wiche. Daß er dabei mit Geschick und Geschmac verfuhr, kann nicht geleugnet werden, wenn er auch freilich oft den feinen französischen Ton zur Unzeit anwandte und die Darstellung nicht selten an zerfließender Breite und matter Verfahrenheit leidet.

Da Herder von einer Anzahl Romanzen, die der Franzose bearbeitet hatte, im Cancionero de Romances, im Cancionero general und in der Sammlung von Sepulveda das spanische Original kannte, so konnte ihm unmöglich entgehen, wie frei jene Bearbeitung war; aber ihm blieb, da ihm Escobar nicht zugänglich war, keine andere Wahl als dem Franzosen im allgemeinen zu folgen und nur da von ihm abzuweichen, wo ihm

dessen Darstellung weniger selbstthümlich und bezeichnend schien. Ja häufig folgt er ihm auch da größtentheils, wo wir wissen, daß ihm die spanische Fassung vorlag. Vielfach hat er sich kleine Aenderungen, Zusätze, Weglassungen, Umstellungen erlaubt, wodurch die Romanzen meist sehr gewonnen haben; höchst selten ist er hinter der französischen Darstellung in treffender Bezeichnung, Klarheit und Geschmeidigkeit zurückgeblieben. Freilich hätten ihm überall die spanischen Romanzen vorgelegen, so würde er manches anders gestaltet haben, aber er würde auch hier mit derselben Freiheit sich bewegt haben, die er bei den wirklich nach spanischen Romanzen gearbeiteten Stücken zeigt, bei denen er einzelnes ausgelassen und geändert, manches frei behandelt, vieles hinzugefügt, ja Theile einer Romanze in die andere versetzt hat. An einzelnen Stellen hat Herder durch Verwechslung zweier ähnlicher französischen Wörter sich irre führen lassen. Im allgemeinen hat der Ton der Darstellung wesentlich gewonnen. Wie hoch steht Herders gehobene, würdige, knappe, in ernstgemessenen Versen sich bewegende Sprache über der oft schwachen, breitspurigen, phrasenreichen Prosa des feinen, geschmeigten, aber den vollen Brustton verfehlenden Franzosen! Freilich ist auch bei ihm einzelnes Unklare und Mächtige untergelaufen. Manchen Ausdruck würde er ohne Zweifel noch verbessert haben, wäre es ihm vergönnt gewesen, die Romanzen vor dem Erscheinen noch einmal durchzugehen oder selbst den Druck zu leiten.

Natürlichkeit, Einfachheit, Klarheit, Kraft und Nachdruck waren die Anforderungen, welche Herder an jede Dichtersprache stellte, und die er in seinen eigenen Dichtungen besonders erstrebte. Bei seiner Bearbeitung des *Cid* suchte er zugleich den Ton ernstlicher spanischer Würde zu treffen, wogegen er auf die leichte Beweglichkeit des frisch quellenden Volksliedes Verzicht that. Unter den

Mitteln, durch welche er der Rede, Kraft und Würde zu verleihen sucht, treten besonders hervor: die Wiederholung desselben Wortes oder ganzer kleiner Sätze, die einen bedeutenden Begriff voranstellende Wortfolge, der Gebrauch von Partizipialsätzen, wie „angehört den Schimpf des Hauses,“ und die Auslassung des *es* in Sätzen, wie „Sprach der Eid,“ wogegen sonst durch ein Fürwort häufig ein vorangegangenes Hauptwort wieder aufgenommen wird, wie „Mit dem Deggen, mit ihm redet mein Gemahl“, „Das Audenten an die Härte — längst ist es aus meiner Brust“

Wie wenig er äußern Schmuck suchte, ergibt sich daraus, daß er sogar auf den Reim verzichtete, den er nur in einzelnen Stellen, wo es den innigen Ausdruck der Liebe galt, sich gestattete, im Briefe Rodrigos in Romanze 7, in dem Liebesgespräch (14)*), in den Klagen Ximenens in Romanze 23 und in den vier Versen, welche in Romanze 27 das Glück der Liebe feiern. Bekanntlich herrscht in den spanischen Romanzen die Assonanz, welche Herder als dem Geiste unserer Sprache zuwiderlaufend betrachtete, während sie der Beschaffenheit des Spanischen entspreche und dem darin gewohnten Lhre des Volkes angenehm klinge. „Alle aus dem Latein entsprossenen Sprachen waren reich an solchen“, bemerkt er, „so daß man ihnen kaum entgehen konnte, und da die begleitende Guitarre, die Melodie, der milde Hummel, der Athem des Sängers selbst, geschweige Sinn und Zweck des Gesanges, dergleichen Ausklänge forderten und liebten, so wiederholet sich oft

* Die Worte „Wie? — sollen?“ sind als ein Vers zu nehmen, wogegen der Vers „Vermaissete Ximene,“ an welchen „Du Stifter meiner Thränen“ (worauf der drittfolgende Vers reimt) wohl absichtlich anklingt ohne Reim geblieben. Vorher scheinen drei Verse auf mit, hier und mit aufeinander zu reimen, so daß die Worte „Dem Ungenannten“ einen vollständigen Vers bilden.

des zum Ende des Liedes hinaus ein heller Vokal oder ein sanfter Tonrad zahllos." Schon in der Vorrede zu seinen Vollenkungen hatte er bemerkt, daß nichts schwieriger sei als die Uebersetzung einer „Junpeln" spanischen Romanze. „Uebersetze jemand, wenn sich, ein langes historisches Gedicht herab, jede zweite Zeile auf ar endigt und damit im Spanischen prächtig und angenehm in der Lust verhältet, überseze jemand so etwas in unsere Sprache!" Den spanischen vierfüßigen Trochäus hat Herder als durchgehendes Versmaß gewählt, doch so, daß am Ende eines Abschnittes immer der letzte Fuß eine Silbe einbüßt. Anfangs beachtete er die Romanzen in vierzeiligen Strophen zu dichten, deren letzter Vers immer in der eben angegebenen Weise verkürzt war. In solchen vierzeiligen Versen sind auch mit sehr geringen Ausnahmen alle seine spanischen Uebersetzungen in den Volksliedern gedichtet, wo nur als zufällige Ausnahme der vierte Vers kürzer ist. Von der fünften Romanze an gestattete er sich neben vierzeiligen auch größere Strophen, doch hatten vorab jene noch das entschiedene Uebergewicht, bis von der ersten an meist größere bis zu 15 Versen gehende Strophen sich finden. Die Strophen schließen gewöhnlich mit dem kleineren Verse, doch finden sich davon auch einzelne Ausnahmen, wie 7, 4. 12, 5. 13, 36. 37, 29. 46 *) Zwei kürzere Verse stehen am Schluß 12, 16 f. 38, 41 f. 53, 12 f. 58, 6 f., wo meist derselbe Vokal am Schluß beider Verse; die gereimte lyrische Stelle 27, 26 f. gehört nicht mehr. Der kürzere Vers findet sich aber auch oft an Stellen, wo kein Abschnitt angedeutet ist, ja in der Mitte des Satzes, wie 11, 12. An zwei Stellen schließt ein Abschnitt mit einem

*) In Romanze 24 gehört der Vers. „Ach, was thut Ihr, edler Gut!" zu den beiden vorhergehenden Versen zu derselben Strophe

rossen Verse, dem ein kürzerer vorangeht (55, 41 f. 62, 80 f.), aber dort dürfte ein Abschnitt mit Unrecht im Druck angedeutet sein, wie auch sonst häufig Abschnitte falsch angegeben und wirkliche Abschnitte durch den Druck nicht angedeutet sind. Nur in besonders gehobenen Reden läßt der Dichter statt der vierfüßigen fünf- und sechsfüßige Verse eintreten, welche mit einem kürzern Verse abschließen; wir finden solche nur in drei Romanzen, 28, in der Rede der Urraca^{*)}, 51, in der bewegten Mahnung an Pelaez^{**)}, und 63, in Cids rückrender Ansprache an Ximenes. Ganz eigen- thümlicher Art sind die Verse in den gereimten lyrischen Stellen. Im Briefe Rodrigo's an Ximenes finden wir jambische Verse von verschiedener Länge, die erste Hälfte mit weiblichem, die letzte mit männlichem Ausgange. Das dramatische Gespräch zwischen dem Liebenden in Romanze 14 beginnt trochäisch, aber schon V. 3 und 6 mischen sich jambische Verse ein, und diese sind von V. 9 an stehend; hier wechseln große Verse mit kleinern zum metrischen Ausdruck. Zweifüßige, unmittelbar aufeinander reimende Verse finden wir zwischen vierfüßigen an den bewegtesten Stellen der Rede Ximenens in Romanze 23^{***)} In prosodischer Hinsicht hat sich Herder der zu seiner Zeit gangbaren Freiheiten bedient, wie er z. B. die letzten Sylben in Königes, inicete

*) Auffallend ist, daß hier am Schlusse ein mit des halb beginnender Vers abbricht, indem der gewohnte Refrain kräftig eintritt.

**) Eigentlich sollten hier nur die vier Verse „Nieder unterm Fuß — Verleumdung“ in fünffüßigen Versen abgefaßt sein, aber der Dichter gab diesem Versmaß nicht allein dem Schluß der Rede des Cid, sondern auch den vier umächst folgenden Versen der Erzählung.

***) Hier findet sich einmal ein Vers ohne Reim. Aber statt „so ich will“ soll wohl, wie später, „so ich meiden“ sein, so daß wir hier wieder einen dreifachen Reim hätten.

als lang braucht, Verse mit den Entehrten, der großsinnig u. s. w. beginnt. Statt des Trochäus hat er nie sich des Dactylus bedient oder die erste Silbe des Trochäus aufgelöst. In Castilien wird das i nach l fast ohne Ausnahme konsonantisch gesprochen, wie auch häufig das i in Arias, Aragonien, Spanien, Galicien, Asturien, Valencia, Diego. Donna Urraca, Donna Elvira gelten als zwei Trochäen, insofern das schließende a in Donna abgeschliffen wird, wie in Diego das n vor Ordoño.

V. Erörterung der einzelnen Romanzen.

Unsere Hauptaufgabe wird hier sein, die Abweichungen Herders von seiner französischen Quelle und, wo ihm die spanischen Romanzen vorlagen, von diesen nachzuweisen; aber zugleich soll das Verhältniß der französischen Bearbeitung zu den zu Grunde liegenden Romanzen im einzelnen verfolgt werden, so daß überall ein Vergleich Herders mit der spanischen Volksdichtung, auch wo diese ihm nicht vorlag, vermittelt wird.

I. In der Sammlung der spanischen Eidromanzen nimmt diejenige die erste Stelle ein, welche uns den neunjährigen Anaben als altväterisch weisen, von den Rittern in einem bedeutlichen Falle gewählten Richter zeigt. Diese Romanze, welche, abgesehen von ihrer innern Unwahrscheinlichkeit, uns den Eid nicht von seiner charakteristischen Seite zeigt, hätte Herder, wenn er sie auch gekannt, gar nicht benutzen können; Eid mußte mit seiner ersten großen That beginnen, welche auch sein Verhältniß zu Kinnenen, dieser holden Begleiterin seines Lebens, in wunderbarer Weise begründet.

Um zu zeigen, wie sehr Herder die französische Darstellung gehoben, führen wir diese hier wörtlich an.

Jamais homme ne fut plus triste que l'étoit Don

Diégue *) Jour et nuit il ne faisait que penser à la honte de sa Maison **) La Maison de Laignez étoit riche, noble, antique ***), passant celle de Ignigos et des Abarca †) Il voit que sa force ne suffit plus à ses ressentimens généreux; que sa vieillesse l'entraîne au tombeau sans vengeance ††); et que l'ennemi Gormaz †††) se javeue sous le ciel, sans que personne ose lui barrer son chemin Il ne peut dormir, ni manger, ni lever les yeux de la terre, ni passer le seuil de sa maison, ni porter la parole à ses amis Il refuse la pa-

*) Es ist traurig tief auf zwei Werken zu lesen, wie XXI, 10 S. 89 tief gekränkt, XXIV, 55 tief unzufrieden Die Nachsetzung des tief soll dieses mehr hervorheben, wie XII, 13 glänzend schöner Wie viel bezeichnender sind die beiden ersten Werke als des Franzosen einfacher Bericht

**) In zwei spanischen Romanzen wird der Törfelge gedacht, durch welche Laignez entehrt worden Nach einer soll Gomez diesen bloß mit Worten gekränkt haben, weil er seinen Jagdhunden einen Hasen entressen Die andere Komada kennt als Veranlassung des Zweikampfs zwischen Erdo und Gomez einen Streit zwischen den Hürten der beiden Herrschaften

*** Wie schon schließt Herder hier an Er folgt aber dem Juri im des Franzosen Don Diego heißt als Sohn des Herrn Laignez, aber keineswegs sein Geschlecht

†) Im Spanischen heißt es all vor Nigo und Abarca (antes de Nigo y Abares) Der König Garcia Nigo von Navarra starb in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts und die Sage läßt ihm einen mehr als hundert Jahre ältern Vorfahren gleichen Namens vorangehen Nach ihm nannte sich wohl ein spanisches Geschlecht, wie ein anderes von Sancho II, genannt Abarca (Bauernschuh), dessen Regierung man in die Jahre 970 bis 984 setzt, sich herleitete und seinen Namen führte Ein Vorfahre Diego's machte sich unter Brota II. (924—925) berühmt. Herder ließ sich hier irre führen. Abarcos war wohl Druckfehler statt Abarcas

††) Dies was vorgehen durfte Herder nicht übersehen

†††) Nichtmehr Gomez, der Graf von Gormaz war

role a ses amis *) qui le consoleroient, et il craint que l'haleine d'un homme déshonoré ne les deshonoré. Enfin, Don Diegue se oua la charge de tant d'idées cruelles et fit venir ses fils. Il ne leur fit pas entendre un mot; il leur prit seulement les mains à tous et les leur serra de fort liens qu'ils souffrirent, quoiqu'avec des larmes ils lui demandassent miséricorde **) L'esperance qu'il avoit conçue s'écouloit de sa pensée, lorsque, venant pour her aussi Rodrigue, le plus jeune de tous, il trouvat ce qu'il n'avoit pas esperé. Le jeune Rodrigue, avec des yeux embrasés de colere, pareils à ceux d'un tigre, recule avec souplesse et dit au Vieillard avec fierte: Vous oubliez que vous m'avez fait Gentilhomme: je me souviens que c'est vous qui m'avez fait. Sans cela, cette main que vous voyez tendue me serviroit de poignard pour aller chercher au fond de vos entrailles ***) la réparation de cette injure. Des larmes de joie coulèrent alors des yeux du Vieillard: Bien, mon fils, dit il; c'est toi qui es mon filst): ta colere me redonne la paix, et ton indignation charme toutes mes douleurs. Cette main, mon enfant, il te la faut montrer, non plus à moi, mais à l'infame qui nous a

*) Irrig überlegt hier Herder, und der von ihm mit denn angerügten Satz paßt dazu nicht.

**) Daß sie mit Thränen um Barmherzigkeit flehen, ist Zusatz des Franzosen, der auch nur errathen laßt, daß der Vater nachinander den Söhnen die Hände gepreßt. Herder folgt ihm ganz. In der Spanischen Romange brüht der Alte seine Ebbne so, daß sie des Todes zu sein glauben.

***) Das Stoßen des Dolches in die Eingeweide, daß der Franzose aus der Romange nahm, ließ Herder weg. Die Worte: Vous oubliez — Gentilhomme, die dem Franzosen gehören, hat Herder glücklicher gemendet.

†) Die Worte C'est — Als hat der Franzose hinzugefügt.

depouillés de notre honneur. Où est il?*) Ce fut toute la réponse de Rodrigue; et il ne donna pas le temps à son père de lui raconter son aventure. Die spanische Romanze schließt viel kräftiger damit, daß Diego dem Rodrigo das Schwert gegeben habe, womit er den Grafen geschlagen, „was seiner Thaten Anfang war“. Aber dies mußte wegfallen, sollte die folgende Romanze bleiben, die mit der unsern in Widerspruch tritt, ein Widerspruch, der freilich in einzeln gesungenen Romanzen, aber nicht in einem zu einer Einheit verbundenen Romanzenkranze statthaltbar war.

II. Der französische Bearbeiter von Romanze 3 (5. knüpft näher an, er läßt den Erd gehn, nicht stehn und V. 5-8 statt der Gedanken eine lebhaftere Rede eintreten. Nach der Bemerkung, Rodrigo habe den Himmel um Gerechtigkeit gefleht, findet sich im Französischen noch der erkältende, zum Theil ganz ungehörige Zusatz, „und um Platz hat er die Erde, um Urlaub den alten Vater, und um Ehre, Kraft und Muth“, wonach es im Französischen heißt: Justice au Ciel; du champ a la terre; à l'honneur de sa force au-dessus de ses années. Die Uebertreibung, daß selbst das neugeborene Kind eines echten Stammes für die Ehre sterbe, hätte wohl gemildert werden sollen. Mudarra (so ist statt Mudarra zu lesen) ist aus den Romanzen und Lope de Vega's El Rastardo Mudarra als Rächer seiner sieben Brüder, der Infanten von Lara, bekannt, die Ruy de Velasquez in einer Schiffschlacht ermordet hat. Fünfzehn Jahre alt, verläßt er seine Mutter, die Schwester des Königs von Cordova, sucht seinen Vater Gonzalo Bustos von Calas de Lara auf, den er an Velas-

*) Auch diese Frage, die Herder weiter anführt, fehlt in der spanischen Romanze.

hatte. Suivi de plus de trois cents Gentilhommes, Rodrigue au milieu de tous, l'épée sanglante au poing. Tous s'en viennent sur les males; Rodrigue fait ployer au couraier superbe Sowohl im Spanischen wie in der französischen Bearbeitung stehen die duftenden (olorosos, parfumés) Handschuhe nach der Erwähnung der Kleider von Gold und Seide Die spanische Romanze gibt den übrigen Rittern Säbel, Stäbchen und Hülte, dem Rodrigo dagegen ein vergoldetes Schwert, einen Speer und Helm mit rothem Müßlein darauf — In V 27 fehlt in der spanischen Romanze das Volk, und es heißt dort, einige hätten es leise gesagt, andere laut gerufen. — Rodrigo steigt nicht ab, weil es seinem Ehrgefühl widerspricht, dem König die Hand zu fassen; er unterwirft sich nur der Sitte. — In der spanischen Romanze begründet Diego seinen Befehl damit, daß Rodrigo immer Vasall des Königs sei, und dieser ärgert sich, daß sein Vater ihm so etwas befehle; als er sich zum Kneen neigt, fährt ihm das Schwert aus der Scheide, weshalb der König ihn entsetzt abweist; Rodrigo erwidert ihm unwillig darauf, und macht sich rasch mit den Seiningen fort, die nun bewehrt und auf Pferden, zum Zeichen ihrer jetzt kriegerischen Stellung, sich entfernen.

VI. Der französische Bearbeiter benutzte hierzu Romanze 8(11), deren Anfang er schon oben verwandt hatte V. 1—10 gehören ihm ganz an. Da Ximene so bedeutend hervortreten sollte, so mußte ihr Bild hier besonders gehoben werden; selbst in der langen Unterbrechung der Rede (V. 3—8) deutet sich die Theilnahme des Dichters an. — Das Zeichen der Parenthese vor V. 10 ist zu streichen und *Blid'* statt *Blid* zu lesen.*) — Den Trauer-

*) Im Französischen steht statt der Rede das Geschrei. *Ce qui dit la douleur, la Romance va le repeter; mais elle ne peut repeter ses sanglots, ni tous les cris dont elle accompagna ces paroles.*

galer hat sie zum Zeichen ihres Schmerzes zerrissen. Die Rede der Kimene lautet im Spanischen ganz anders. Zunächst bringt sie den Gegenstand der Klage vor, wo die Vergleichung mit der Schlange auf die Bosheit hindeutet, einen solchen Mann zu morden *) In die Ausführung, welchen Werth ihres Vaters Leben für den König, die Christenheit und das Reich gehabt, drängt sich die Erinnerung an sein so altes wie verdientes Geschlecht. — Der durch die Dichtung verherrlichte Pelajo flüchtete nach dem Unglückstage bei Xerès de la Frontera (711) in die asturischen Gebirge, wo sich die Westgothen erhielten und das Königreich Oviedo gründeten. — Almanzor (Al-Mansur, d. i. dem Gott hilft) ist Beiname mehrerer in Spanien herrschenden arabischen Fürsten. Der berühmte Heerführer und Staatsmann dieses Namens unter dem Chalifen Hisham II. war schon 1002 gestorben. — In der sich anschließenden Verufung auf die Nothwendigkeit, daß ein Fürst das Recht schütze, hat der französische Bearbeiter die Aeußerung, ein ungerechter Fürst verdiene nicht diesen Namen, noch daß er vom Tischtuch Brod esse, durch eine andere, Kimenes liebevolles Gemüth verrathende, mit Benutzung von Romanze 10 (13)**), glücklich ersetzt. Auch aus der bittern Aufforderung des Wütherichs, in ihren Busen (im Spanischen steht der Hals, garganta) zu stoßen, kann man die Verzweiflung herausfühlen, daß gerade Rodrigo ihr

* Im Französischen wird Rodrigo als ein Undankbarer bezeichnet. Rodrigo habe ihren Vater menschlerisch getödtet, wer ihn geliebt habe. Il a tué son pere, comme un serpent assassine celui qui l'aime. L'ingrat serpent a tué de l'assassin, Sir; assassin, car il est sur que mon generoux pere ne s'est pas defendu contre un jeune adversaire qu'il aimoit.

** Dort wird neben dem Brodchen vom Tischtuch des Adels mit der Hand genant.

solch Weh bereitet. *) Wenn dieser ihr nichts erwidert, so spricht sich darin nicht Verachtung aus, sondern die Unmöglichkeit, ihr, zu der sein Herz sich geheim gezogen fühlt, irgend entgegenzutreten. Ximene aber fühlt sich gerade dadurch auf das heftigste verletzt, und so bietet sie sich dem Rächer als Preis dar. Das Letztere fehlt in der spanischen Romanze.

VII. Von dieser Romanze finden sich im Spanischen zwei Fassungen, 9. 10 (12. 13), von denen der Franzose die ältere benutzte. V. 5 f. mit bescheidener Gebärde und jam mern d sind Zusätze. Ximenens erschütternder Schmerz und ihre Wuth gegen Rodrigo haben abgenommen, wenn sie auch die Klage gegen ihn nicht aufgeben kann. Den äußerlichen Fortschritt bildet der Tod ihrer Mutter, der sie zur Waise macht, aber es hat sich indeß auch ihr Verhältniß zu Rodrigo entwickelt, der täglich an ihr vorüberreitet, wie es zunächst in ihrer von Herder viel lebhafter und eindringlicher gestalteten Klage hervortritt **) Daß Rodrigos Falke ihre Tauben tödtet, geschieht wider seinen Willen, während er in der spanischen Romanze und der französischen Bearbeitung den Sperber absichtlich auf ihren Taubenschlag abrichtet; wie aber ihr Haß gegen ihn längst geschwunden, zeigt gerade der Umstand, daß sie sich wegen einer solchen unbedeutenden Kränkung bei ihm beklagt. Er selbst benutzt diese Gelegenheit zu seinem Briefe an Ximene, der deutlich genug seine Neigung verräth: er kann so wenig für des Falken Mord ihrer Tauben als für die ihm auferlegte Rölung der Rache. In

*) Im Französischen steht hier noch: On peut bien tuer une femme, quand on a tué celui qui nous aimoit.

**) Im Französischen heißt es. Tous les jours il m'envoie son oiseau qui me tue mes colombes seules ou à seules; et voilà mon tablier, sire, teint du sang de mes colombes innocentes.

der spanischen Romanze läßt Rodrigo auf ihren Beweis sie böss-
lich bedrohen. Der Brief gehört dem französischen Bearbeiter,
aber Herder hat ihn auf das glücklichste umgestaltet; denn bei
Xenen lautet er also:

Qu'à votre noble colombier,
Dame charmante,
Mon épervier
Porte la mort et l'épouvante,
De mes desseins, c'est le dernier.
Dame champêtre,
Quand d'une lettre,
On n'ose se fier,
Qu'on ne peut oublier
Et qu'on craint tant de l'être
Un épervier,
C'est l'Ecuyer
Qui dit les desseins de son Maître:

Ah! puissiez vous, Chimène, entendre le premier!

Der König merkt den Stand der Dinge und schreibt deshalb an
Rodrigo's Vater im nahen Bivar, den er zu sich bescheidet; Ro-
drigo erfährt nichts vom Inhalt des Briefes, der sich offenbar
auf die Reigung der Liebenden bezieht, aber er begleitet den
Vater nach Hofe, da er Xenen zu sehen wünscht. In der zu
Grunde liegenden Romanze ist Rodrigo nach Hof beschieden,
wem,stens sagt dieß der Vater, letzterer aber will für ihn hin-
gehn, was seltsam scheinen muß *) Eine andere Fassung der-

*) In der französischen Bearbeitung ist die Stelle sehr breit gehalten:
quand le Roi Ferdinand eut entendu la plainte de Chimène, il se mit à
penser et en suite de sa pensée, il fit une lettre. La lettre fut à peine
écrite qu'elle étoit partie et remise à Don Diego, qui voulut la ca. her à

vils et devient la source de leur ingratitude, le désespoir des bons, le premier motif des perfidies et le premier noeud des factions. Vous y avez mal regardé, Sire; vous n'y pensez assez. Pardonnez, si mes paroles vous offensent; le respect se change en audace sur les lèvres des femmes, lorsqu'elles sont outragées. Die Erinnerung, daß sie eine Waise sei, ist sehr treffend, dagegen der Ausdruck „sind undankbar ihren treuen Dienern“ nicht recht bezeichnend und das Folgende auch nicht anschaulich genug. Statt der sehr kurzen Zusicherung der Verzeihung äußert der König in der zu Grunde liegenden Romanze, 12 (16), Ximenens Klage könnte wohl ein steinern Herz erweichen. Verständlich genug deutet er hier an, daß er wohl fühle, Rodrigos Bestrafung wünsche ihr Herz nicht. Die französische Romanze schließt damit, daß der König sie in den Arm nimmt und mit ihr zu seiner eben angekommenen Tochter Urraca geht.

X. Den Anfang (V. 1–8) nahm der französische Bearbeiter aus Romanze 14 (17), welche Ximenes vor dem König erscheinen laßt, um Rodrigo sich als Gemahl zu erbitten, das Folgende aus Romanze 25 (29). — Die *Moreria* ist das Maurenland, hier wohl zunächst das afrikanische Mauritien, im Gegensatz zu den spanischen Königreichen der Mauren, an welche hier wohl nicht zu denken. Die Erhebung zum Ritter, welche besonders feierlich geschieht, kommt hier viel früher als in den spanischen Romanzen, und leitet schon hier sehr glücklich die Leidenschaft Urracas zu dem schönen Ritter ein, die in Gegensatz zu Ximenens zarter Neigung tritt. Die wunderbare Gewinnung Coimbra's mußte wegbleiben. Die Belagerung der Stadt hat bereits lange vor der Ermordung des Gomez begonnen; sie ergab sich im Jahre 1064 nach mehr als sechsmonatlichem Widerstand. Die sieben Jahre gehören der Sage an. — Die Ritterwacht Rodrigos ist eine

Guthat des französischen Bearbeiters, der dagegen die Bemerkung ausgelassen, der König habe ihm statt des Ritterschlages den Friedenstuß gegeben. — Den Schluß von Romanze 25 (29) von den neunhundert Rittern Rodrigo's und den hohen Ehren, welche der König ihm seiner Heldenthaten wegen anthat, übergang er, ließ dagegen gleich hier die eifersüchtige Bewunderung Urraca's höchst treffend hervortreten. Benutzt ist Romanze 23 (26), wo Jimene das Bild der nie von ihrem Manne getrennten Bäuerin beneidet *)

XI. Die Romanze 44 (45. 54), welche in die Zeit der Belagerung Zamoras fällt, ist hier vom französischen Bearbeiter auf freie Weise benutzt. Urraca hat Rodrigo's Liebe zu Jimenen gemerkt, da dieser es an Aufmerksamkeiten aller Art gegen sie nicht fehlen ließ und er in ihrer Nähe sein Herz verräth, wogegen er Urraca ganz vernachlässigt. Diese beschuldigt ihn zu sich, wo sie denn ihrer eifersüchtigen Laune vollen Lauf läßt, aber wie sehr sie sich auch über ihn erhebt und ihn herabzudrücken sucht, ihre glühende Neigung nicht verhehlen kann. In der spanischen Romanze, wo Rodrigo schon vermählt ist, sagt Urraca, sie habe um seine Liebe werben wollen, was aber ihr Unglück gehindert. Hier gibt die eifersüchtige Infantin ihm Schuld, er (seine Liebeshuldigkeit) habe ihr Herz ihr bekämpft**), insofern seine Schönheit dasselbe ergriffen und eingenommen, und sie schilt deswegen seine Kühnheit, die auf seine eingebildeten Vorzüge sich gestützt, setzt seine Thaten als etwas nichts Außergewöhnliches herab (sie geht von der letzten, der Eroberung Coimbras, aus, die hier Rodrigo zugeschrieben wird), wodurch er keinen Anspruch auf ihre Liebe habe. Bei der folgenden Vergleich-

*) Statt seine Mutter muß es nach dem Französischen ihre Mutter heißen.

** Bekämpft muß man wohl statt bekämpft lesen.

chung zwischen ihr und Ximenes liege die Aeußerung der Romanze zu Grunde, mit Ximenes habe er zwar Geld erfreit, aber der Stand sei doch viel besser als Vermögen, und stehe die Vasallentochter der Königstochter nach. Hier trifft ihn ihr bitterer Vorwurf, daß er klein genug gewesen, Vermögen der höchsten Geburt vorzuziehen.*) Alle seine Vorzüge, meint sie in bitterster Verhöhnung, seien nicht so bedeutend, daß er sich deshalb über alle erheben dürfte.**) — Das Grab bezeichnet sie als menschliche Vergessenheit. Vgl. Joh. 11, 44. — Sie will in ihm nur den Mitter erkennen, der kein Recht habe, zu einer Königstochter seine Blide zu erheben, aber ihre Leidenschaft und die Arbeit, womit sie eben beschäftigt ist, zeugen deutlich gegen sie. Herder hat in der Rede Ximenens mehrere kleine Sätze weggelassen, am Schluß steht: *Souvenez vous que le lion est respectable pour les animaux vulgaires, et non pas pour ses pareils*. Der Eid schweigt, wie oben (6) Ximenens Klage gegenüber. In Romanze 44 (54) ist Rodrigo im Begriffe, Ximenes untreu zu werden. Anmalt, daß bereits hier und im folgenden Rodrigo als Eid bezeichnet wird, obgleich XVIII. 23 f. 34 nach den spanischen Romanzen diesem Namen ein späterer Ursprung beigelegt wird.

XII. Eine spanische Romanze als Vorbild des französischen Bearbeiters ist noch nicht nachgewiesen. In dieser begehrt Ximenes vom Könige den Rodrigo zum Gatten. — S. 3. Die winterliche Erde wird mit einer greisen Alten verglichen (*vieille et en che-*

*) Im Französischen heißt es: *Les filles des Rois n'ont rien de vulgaire elles ont l'honneur, qui a fait divorce avec les propriétés. Mais n'a pauvreté, Rodrigue, n'est point une tache. L'auvreté de femme est autant que l'honneur de l'homme.*

**) Marciano der Sohn des Aukastres Gefährte der sich in sein eigenes Blut einer Quelle ihm wiedergefegelt hat verlor und aus Sehnsucht umwand.

veux blancs). - B. 12 17: Pour lui parler au bord d'une fontaine plus nette que le crystal, à la vue de tout le monde, mais de sorte que personne n'entendit. Bei mir ihm muß ein Abschnitt sein. Nach vernahm sollte wohl noch es sein.

B 18 heißt es besser im Französischen: Vous êtes vaillant, et je vous aime, mais vous êtes jeune — B. 24—27. Et regnent véritablement sur l'Univers: les hommes ne sont que les instrumens de leur empire. C'est en vain que nous elevons de grandes pensées; elles les feront évanouir, si elles leur déplaisent. — B. 38—42. Cette science a son principe caché dans les abîmes et pourroit vous mener, comme un certain Philosophe, à reconnoître quelques effets, et à vous précipiter au fond du gouffre, de désespoir de n'avoir pu rien expliquer. Von Philosophen Aristoteles erzählte das Mittelalter, er habe sich, weil es ihm nicht gelungen sei, den Grund der Ebbe und Flut zu erkennen, mit den Worten: „Fasse mich, da ich dich nicht lassen kann“ in den Sund zwischen Subba und Abotien gestürzt. B. 45 f. Dans le fond de leurs entrailles. — B.

50—52. Il pourra bien avoir la mortification de les savoir toutes coupables, et, par défaut de preuves, de les reconnoître toutes pour innocentes. Herder, der den letzten Vers hinzusetzte, scheint das Französische mißverstanden zu haben. B. 53 Du plus habile homme. — B. 55—67: Voici pourquoi: c'est que l'homme va toujours en avant, et que la femme regarde en arrière; que l'homme suit ses idées, et que la femme met toutes les siennes en rapport avec celle de l'homme; que l'un raisonne, et que l'autre élude, Rodrigue: et voyez vous cet oiseau qui se balance sur la branche du buisson? Il mènera son chasseur de buissons en buissons, se jouera de toute son ambition, et becquetera le blé du pauvre homme

sous ses yeux, sans que jamais la présence de l'ennemi désarmé l'empêche de faire toutes ses petites affaires. — V. 70 f. „Deskalb — Ausnahm“ ist Herders Zusatz — V. 72—74. J'ajoute qu'elles ressemblent toutes comme un oeuf ressemble à un autre oeuf, et que c'est une règle de la sagesse que de ne point épouser. Den letzten Vers hat Herder zugefügt.

XIII. Auch für Eids Antwort ist bisher keine spanische Bearbeitung als Quelle des französischen Bearbeiters nachgewiesen worden. — V. 5. Les règles de la sagesse. Mit alter Weisheit deutet Herber auf Weisefahrung. — V. 10. C'est une règle de l'honneur. — V. 13—19. Que d'acquiescer un droit et du poids pour aider son Seigneur dans ses Conseils; que de se faire un grand nomme qui protège, comme l'ombre d'un grand arbre, tous ceux qui s'y rangent; et que donner des Sujets à sa Religion et à son Roi. Herder „Kinder, die ihm gleichen.“

V. 27. Sa Religion, sa Patrie. — V. 29—36. Et le lien qui le faisoit tenir à la famille des hommes. Il en est puni par le mépris qu'on fait de sa désertion et son inutilité. *) — Für V. 37—39 steht im Französischen: Les femmes sacrifient tout à l'empire. Il faut bien que j'en convienne; mais, Sire. — V. 41. Maîtres, toujours vicieux, quand ils s'en laissent gouverner. — V. 42—45. Celui qui n'a point de vice qui lui fasse un besoin d'aide mercenaire et de secret, est fort contre tout le monde. — Ganz abweichend lauten V. 46—52: Jamais femme ne regna sur un homme bien entier dans son honneur, que par l'article du plaisir; et il faut le lui abandonner, car elle sait mieux gouverner le plaisir qu'un homme ne le peut faire. — V. 53 ist Herders Zusatz. — Statt V. 54 steht:

*) V. 33 steht irrig „Stammes“ statt „Stomms“, da hier ein Abschnitt sein muß

Je vous accorde, Sire, que les oeufs se ressemblent. — Auch im Folgenden weicht Herder wesentlich ab, zum Theil, wie es scheint, aus Mißverständnis; denn im Französischen heißt es: Toutes les femmes sont mauvaises: mais chaque femme est bonne, si son époux est homme. A pied et à cheval, contre tous, je soutiendrai que, quand une femme manque, c'est son époux qu'il faut accuser. Das nur behaupt' ich scheint doch einen falschen Gegensatz zu bilden. Die schließliche Bitte lautet im Französischen: Et partant, Sire, je vous prie, si c'est votre plaisir royal, de me faire épouser la Chimène, orpheline du Comte de Gormaz. — Am Schlusse wiederholt Herder die Worte, mit denen er die Romanze begonnen, während es im Französischen heißt: Après cet entretien, le Roi et le Cid s'en allerent des bords fleuris de la fontaine.

XIV. Diese Romanze gehört ganz Herder. Auch in der französischen Bearbeitung steht hier eine Romanze, welche ein getrenntes Liebesgespräch zwischen Rodrigo und Chimene enthält. Aber die Ausführung ist eine ganz andere. Sie beginnt: Voici les lieux charmants où mon âme repose. Wir haben hier den ersten Versuch Rodrigos, Chimenen seine Liebe zu gestehn. Zunächst sucht er die noch in stiller Mitternacht Trauernde zu trösten. Vertraulich will er zu ihr sprechen; nur deshalb soll sie ihm die Thüre öffnen. Als sie seinen Namen erfährt, will sie zuerst von ihm nichts wissen, doch entläßt sie ihn mit freundlichem Wunsche, in welchem sich ihre Versöhnung anmuthig ausdrückt. Die von dem König geschlossene Verlobung wird übergangen.

XV. Der französische Bearbeiter benutzte hier Romanze 15 (19) und 17 (21). Er macht den Bischof zu Rodrigos Oheim, während die bekannte spanische Romanze den Namen des Bischofs nicht nennt, nur der Gegenwart von Don Calvo, ohne Zweifel des

Großvaters des Eid, gedenkt, da wohl der Tod des Vaters angenommen ward. Luhn ist Schreibfehler Herders; im Französischen steht Lain. — Ueber Belforado vgl. VIII, 4. Gordonna schreibt Herder hier, XLI und LXIII, während es Cardena heißen muß, wie der französische Bearbeiter zweimal hat, hier freilich Cardaño. In Romanze LXX hat Herder das Richtige. Das Kloster San Pedro de Cardena liegt eine Meile von Burgos. — Die spanische Romanze läßt das Collet von Eids Vater (B. 26 ff) in drei bis vier Schlachten durchgeschwungen sein. Für die Darstellung des Fortschreitenden, wie sie Lessing an Homer rühmt, hat Herder nur B. 24 gesorgt. — Das Tuch der belgischen Stadt Courtray ist berühmte. — Jazerine (gliazzerino, jazzarant) ist ein algerisches Panzerhemd. — Für „ausgeplüschte ein Hermelin“ steht im Französischen une hongrelaine tudesque peluchée de soie, im Spanischen un tudesco en falpa todo forrado, also ein kurzer übergenommener Rock von Seide. — Tizonada nahm Herder aus dem Französischen Tizonade, gewöhnlich heißt dies Schwert Tizona oder Tizon, und so hat auch Herder unten in Romanze IX und LXIII Tizona. Daß der Eid nach Romanze LXI dieses Schwert erst viel später dem Maurenkönig Bucar nahm, hinderte ihn nicht, mit den spanischen Romanzen es den Eid schon viel früher gebrauchen zu lassen. Solche Widersprüche darf sich nach seiner Ansicht der Volksgefang gestatten; denn kaum möchte er selbst den Widerspruch übersehen haben. — In der spanischen Romanze geht der Eid nicht auf den Kirchenplatz, sondern in den Hof hinab, nach ihm X.mena, die dort mit dem Bischofe, dem Könige und dem Hofe seiner warten. Die Medaille des heiligen Michael ist allein ein Dorf werth, die Perlen und Juwelen werden übergangen. Das Erscheinen vor dem Altar ist nicht ausgeführt. Für tief beschnitten hat der französische Pe-

arbe ter avec un peu de rougeur, die Herder mit unbekannter Romanze ganz verwirrt (todo turbado). — Die Anekdote Cids beginnt im Französischen besser: J'ai tué votre père; je l'ai tué en homme de honneur et par la plus raisonnaable raison du monde. Im Spanischen heißt es: „Erschlagen habe ich deinen Vater, Amena, aber nicht in schlechter Weise that ich es. Ich erschlug ihn Mann gegen Mann, um zu rächen einen Schimpf“ Die Worte „Vater, Freund, Verwandte, Diener“ fehlen in der spanischen Romanze, die statt der letzten zehn Verse mit der Bemerkung schließt, alle hätten Cids Worte gebilligt, und so sei die Gottheit begangen worden.

XVI. In der französischen Bearbeitung nach Romanze 16 (26), wird nach den Herrn, les Seigneurs (V. 8), noch die Menge des nachfolgenden Volkes genannt. Von dem Ehrenbogen heißt es: „Man hatte für den prächtigen Bogen in der zum Palast führenden Straße mehr als 600 Francs (im Spanischen mehr als 31 Quart) gegeben“. — V. 15–19 hat Herder die französische Darstellung: D'espace en espace, on chantoit des chansons gaillardes au marié, weiter ausgeführt. Bei Alvar Fañez bemerkt diese: Il étoit suivi d'une danse des Laquais, très vive. In der spanischen Romanze macht Belano den Euer, hinter dem andere, und dann ein Laferantanz. Unter Antolin (so nennt ihn schon die spanische Romanze) ist der treue Bursche Antolin (vgl. S. 45 f) gemeint. Bei Martin Belaz, Sohn des eben genannten Pedro Belano (vgl. Romanze LI), setzt Herder das Toff statt der besser passenden Kinder — Statt der „Handvoll Maravedis“ (so hießen kleine Gold und Silbermünzen) hat die spanische Romanze sechszehn, und beim französischen Bearbeiter soll es wohl seize statt six heißen. Die Königin „empfang sie“ soll lezeichnen, daß sie zur andern Seite Kinnens ging. Daß

der Zug „stolz und freier“ hinter den Herrn) „ward“, (so steht richtig in der *Adrastea*), ist ein nicht glücklicher Zusatz Herders. — Vor der „Königin Angesicht“ sagt er für *malgré la présence de la Reine*. — Zu *le Roi* setzt die französische Bearbeitung hinzu *qui étoit encore verd.* Statt *Alvar Jañez* nennt die spanische Romanze hier den *Guero*. — Statt der folgenden Rede des Königs heist es beim französischen Bearbeiter ganz nach der zu Grunde liegenden Romanze: *Ferdinand lui fit donner un beau panache pour son bon mot; et il voulut que Chimène l'embrassât, lorsqu'on fut arrivé au Palais*. Herder verwechselte hier offenbar *panache* (Federstutz) mit *panier* (Korb). — Im Folgenden heist es statt: „Aber — weit entfernt“: *Mais c'est en vain que le Roi veut égayer la Chimène, et lui faire dire quelque chose de gaillard, und am Schlusse: Elle ne peut j. mais rien dire de si charmant, que son modeste silence.* Die spanische Romanze schließt mit der Ankunft am Thore, wo die Menge auseinander ging, nur die blieben, die der König zur Tafel lud.

XVII. Zunächst sehen wir den Eid als heldenkraftigen Verfechter von Spaniens Ehre gegen alle Uebergriffe von Seiten der christlichen Fürsten und des Papstes selbst. In den Eidromanzen steht die der französischen Bearbeitung zu Grunde liegende 27 (35) nach der folgenden; von der vorhergehenden ist sie ziemlich weit getrennt, obgleich die Hochzeit erst vor kurzem erfolgt sein soll. Papst Viktor II. (1055—1057) hatte Heinrich III. (+ 1056) zum Oberlehns Herrn aller christlichen Könige erheben. Der französische Bearbeiter sagt im engen Anschluß an die spanische Romanze: *La redoutée Chaire du bon Saint-Pierre étoit occupée par le Pape Victor Henri, l'Empereur, alla se prosterner devant le Pontife, et lui dit.* Den Papst nennt Herder bloß Bischof und er läßt den Kaiser der Deutschen sich nicht vor

ihn niederwerfen. Auffallt die Form Pedro. In der spanischen Romanze kommt Rodrigo, ohne etwas von der Sache zu wissen, zum Könige. Die Hinweisung auf die Pflicht der Diener fehlt in dieser. Statt der kurzen Bemerkung: „Denn, o König, — nichts“ hat die französische Bearbeitung: „Songez, Sire, que le système de tous ces gens-là, c'est de laisser faire la besogne pour se l'approprier, et que, si vous donnez une part, ils vous contesteront la possession toute entière. — Für „durch die Pässe von Aspa“ setzt Herder einfach „durch die Alpen“. — Der französische Bearbeiter hat die Sendung des Königs an den Papst und die Herausforderung des Kaisers übergangen, die 8000 Mann in 10000 verwandelt, und des Königs Theilnahme am Jag weg-gelassen, auch sonst vielfach gekürzt. Rodrigos Freude über des Königs Dank ist ein treffender Zusatz.

XVIII. Dem Könige weiß Rodrigo sich unterzuordnen. Die unbedeutliche Bemerkung, daß Fernando der Vater des unseligen Königs Sancho sei, wie die Erwähnung von Gids Töchtern hat der französische Bearbeiter mit Recht gestrichen, daß sie ihn ehrerbietig Sid genannt, B. 23 aus dem Schlusse der spanischen Romanze eingefügt, wie B. 24 die Anerkennung des Namens Sid. Auch die letzten drei Verse gehören dem Bearbeiter an, bei dem es heißt: Le quel admirer du Vasall ou du Roi.

XIX. Daß Rodrigo von neuem gegen die Mauren ausge-
rückt, ist hier wie in den Gidromanzen übergangen. Der fran-
zösische Bearbeiter benutzte Romanz 29 (39). Neu sind bei ihm die
Beschreibung der Stunde der Geburt B. 5—7, die B. 14 hinzuge-
fügten „mehr als tausend liebevollen Bitten“, auch vorher die
Beantworter in der „zarten Klage“ und dem „bescheidenen
Angesuch“. — Statt B. 16—18 heißt es in der spanischen Ro-
manze, ihre Klagen könnten wohl ein Herz von Marmor zähmen

und zum Mitleid treiben. Im Briefe Amencus an den König könnte man die weibliche Zartheit vermessen, aber die dringende Noth treibt sie, ihres Herzens Klagen vor ihrem väterlich zugeneigten Könige zu ergießen, gegen welchen sie auch sich eines freien Ausdrucks bedienen und, statt in weiche Klagen sich zu verlieren, ihrer Laune, aus der die Erregung ihrer zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Seele durchblickt, sich überlassen darf. Statt des Grusses, den die Romanze bietet, setzt die französische Bearbeitung gleich die Klage. Auch der starke Ausdruck, daß sie ihr Leben verfluche und dem König viel Böses wünsche, gehört ihm an, der gerade dadurch die Laune noch mehr hervortreten lassen wollte, wogegen in der Romanze Amena den Wunsch hinzufügt, daß Gott ihm alles gedeihen lassen möge. — Die sechs Monate (V. 30), welche er hinzusetzt, deuten die Zeit von Rodrigos Entfernung an. — Am Schlusse heißt es im Französischen, das hier von der Romanze abweicht: *Que la femme du plus honorable de vos Vassaux se délivre durant son absence comme une fille dont l'enfant n'auroit pas de père.* Die Bezeichnung der letzten beiden Strophen als Nachschrift gehört Herder, welcher damit auf eine charakteristische Frauensitte hindeutet. Die Erwahnung der ihr zur Seite schlafenden Schwiegermutter (der Schwiegervater wird als todt angenommen. Vgl. S. 104) steht in der hainischen Romanze an ganz anderer Stelle, und erfolgt in einer viel verberb, verlegenden Weise. Der Schmerz wegen der langen Abwesenheit des Sohnes und das Brennen der Augen Amencus von vielem Weinen ließ die französische Bearbeitung weg.

XX Nach Romanze 30 40). Den Brief hat der französische Bearbeiter am Anfange mit Recht gekürzt. — P. 4 f. Das von vier Punkten eingefasste Kreuz steht zu feierlicher Bestätigung nach gangbarer Sitte über dem Namenszuge, dem Monogramm. Im

französischen: Il fit une croix avec quatre points et une parole — B. 17 1. Des Eid Schuld ist es, daß er die Heiden-
 lüge noch nicht zu Ende gebracht, womit es freilich dem König
 nicht einß gemeint ist. Im Französischen lesen wir: Mais si je
 ne le retiens que pour me battre ces payens de Maures qui
 ont mes frontieres, ce n'est pas vous faire un si grand
 tort. Gleich darauf heißt es: Car il seroit à vos côtes, qu'il
 en retireroit en entendant mes tambours. — Ein paar Scherze
 sind ausgelassen, das Anerbieten des Königs etwas weiter zurück-
 geworfen. — In der spanischen Romanze will der König den Brief in
 seinem Archiv aufbewahren, wogegen im Französischen eine Er-
 widerung auf die bezügliche Aeußerung Ximenens eingefügt und
 der Schluß zugefügt ist, den Herder wieder als Nachsatz be-
 stimmt hat. Der König wird nicht in Burgos, sondern in der
 Hölle des Schlachtfeldes gedacht. Die Romanze, worin Fernando
 Ximenen nach der Geburt einer Tochter zur Kirche geleitet, 31 (41),
 ist nicht benutzt.

XXI. B. 1—7 gehören dem französischen Bearbeiter an. —
 Das Aufsicht hat die Blase erzeugt — „Spaniens Monarch und
 Kaiser“ ist Herders Zusatz. Fernando hatte den Titel Kaiser
 angenommen, den er schon in einer Urkunde vom Jahre 1656
 führt, während er auf seiner Grabchrift König von ganz
 Spanien heißt. — Daß er nur der Ewigkeit gedacht habe, seine
 Nothe und Güter bereits ausgeheilt, so wie der glückliche Ueber-
 winder gehört dem Franzosen, der die Rede der Infantin beden-
 kend gemildert hat, ohne die in ihr hervortretende Verwundtheit
 und „hohe Kühnheit“ zu verwischen, welche einen Hauptzug ihres
 Charakters bildet, der in entschiedensten Gegensatz zu Ximenen
 tritt. — Daß die bestimmte Andeutung der Gegenwart ihrer Br-
 der bei Herder wegerfallen, möchte kaum zu billigen sein. Im
 Herder's G. d.

Französischen heißt es doch wenigstens V. 30 nach der spanischen Romanze, 32.42): Entre mes freres Aïfonse, Sanche et Garcie, qui m'entendent.

XXII. Der in der französischen Bearbeitung vorantretende Gedanke, daß die lecke Rede eines Weibes auch Könige verstummen mache (Une femme libre suffit pour faire perdre la parole jusqu'à des Rois), folgt in der spanischen Romanze 33 (45) nach, die auch gleich des Wunsches des Königs gedenkt, der Tochter zu willfahren. Der Vorwurf V. 29—32, daß vielleicht V. 40, auch V. 59—69, welche lieber ihrem Kopfe als ihrem Herzen die Schuld geben möchten, und besonders die Vererbung von Loro an die jüngste Tochter Elvira, die nicht zugegen ist, gebören gleichfalls dem Franzosen an, der anderes in Hernandos Rede ausgelassen, verändert oder ausgeführt hat. Auch die an das Amen folgenden beiden Verse und die Anführung der andern Brüder im Gegensatz zu dem habgierigen Sancho sind treffende Zusätze.

XXIII. Bei dieser leidenschaftlich den Schmerz Kimenens über Rodrigos neue Entfernung aussprechenden Darstellung liegt Romanze 24 (27) zu Grunde. Anfang (V. 1—15) und Schluß (die fünf letzten Verse) finden sich in diesen nicht und durften Eigenthum des französischen Bearbeiters sein.*) Hatte Rodrigo bisher gegen die Mauren gekämpft, so muß er jetzt seinem Lehnsherrn in den ungerechten Krieg gegen dessen Geschwister folgen. In dem spanischen Gedicht bemerkt Kimena nach einigen vorhergehenden Aeußerungen, sie könne nicht begreifen, was ihn von ihr treibe, „er mußte denn wollen, daß sie sterbe, da seine lange Ent-

*) Er beginnt „il fait sonner l'alarme contre ses freres. Le d'ind mar loit à la tête de son armée. Tout bon Gentilhomme mar he à l'honneur, et n'examine point la justice des querelles de son Roi

fernung Geduld und Leben ihr raube. In der französischen Bearbeitung lauteten die dreimal mit geringen Veränderungen wiederholten Worte: Ah, Rodrigue vous avez résolu de me faire perdre la patience ou la vie! Wahrscheinlich soll es auch das erstemal bei Herder meiden statt müssen heißen, so daß hier ein dreifacher Reim wäre. — In der auf diese Iyrischen Verse folgenden Klage tritt zunächst, wie gleich am Anfang der spanischen Romanze, der Schmerz darüber hervor, daß er ihre treue Liebe durch eine so lange Entfernung verlegen könne, und nachdem dieser Iyrische Erguß sich wiederholt hat, kommt die in jener unmittelbar sich anschließende Betrachtung, wie sehr Abwesenheit auch die tiefen Wurzeln der Beständigkeit lockert, worauf dann die Versicherung folgt, daß sie damit nicht drohen wolle, da sie ja keiner Beleidigung des Geliebten fähig sei; nur aus kindischer Eifersucht könnte sie den kindischen, weil aus Zweifel an Rodrigos Treue hervorgehenden Entschluß fassen, sich den Tod zu geben.*) Dann aber, nach einer entschiedenern Fassung des Iyrischen Ergusses, ergeht sich Amene in bitterm Tadel der Unbeständigkeit der Männer und wendet sich zuletzt zu Rodrigo zurück mit der Erinnerung an seine Schwüre, denen er jetzt ganz untreu werde. — Die Hauptgedanken entnahm der französische Bearbeiter der spanischen Romanze, auch die äußere Form insofern, als jene in drei gleiche Theile zerfällt, die alle drei mit den in je zwei Versen wiederkehrenden Worten schließen: „Da du mit deiner langen Abwesenheit Amenen Leben oder Geduld nimmst“ Hier geht der von

*) Im Französischen steht hier: *Ce n'est pas pour vous menacer Rodrigue non, votre Chimène ne peut pas plus vous offenser d'effet que de paroles et si vous la rendez jalouse, elle n'est capable que d'en crever comme l'enfant de sa colère*

Herder lyrisch behandelte Refrain immer voraus. Zu Lamenens leidenschaftlicher Klage spricht sich die glühende Liebe und die Zartheit ihrer unerschütterlich an Rodrigo hängenden, auf ihn vertrauenden Seele aus, die nur der sie zerreißende Schmerz über des Geliebten Entfernung zu solchen ihrem Herzen fremden Vorwürfen hinreißen kann.

XXIV. Rodrigo erweist sich dem Befehle seines Königs treu, aber mit widerstrebendem Herzen, nicht ohne sein Unrecht diesem vorzuhalten. Den Anfang konnte der französische Bearbeiter zum Theil aus der zu Grunde liegenden Romanze 36 (46) beibehalten. Er lautet bei ihm fast ganz nach der spanischen Romanze: Don Sanche regnoit en Castille, et Don Garce en Galice; il y avoit longtemps que les deux nobles freres se guerroyoient sur leurs partages (Erbtheil, was Herder mißverstanden zu haben scheint): ils se recontrèrent dans une bataille éper-vantable, où perirent des milliers de braves de part et d'autre. — Die Aeußerung über Sancho (V. 9—14) setzte der Bearbeiter hinzu, ließ dagegen den Versuch Sanches weg, die ihn bewachenden sechs Ritter zu bestechen. — Auch hier, wie Romanze 16, wird Alcar Jarez als erster Freund des Cid (V. 15 f.) bezeichnet. — Die Ritter des Garcia heißen Asturier, da doch Asturien zu Alfonso's Reich gehörte; hart bezieht sich auf die rauhe Statur des Bergsvolkes. Als robuste Bauern werden in spätern Cid romanzen Asturier aus Oviedo genannt. — Die Beschreibung, wie Alcar Jarez von der Ritter niedergeworfen, vier in die Flucht geschlagen, sowie Sanches zum Kampf anfeuernde Rede ist aus gefallen, aus vierhundert Rittern sind sechshundert geworden und ein sehr lebendiger Uebergang zum Cid gewonnen. — Die ernste Mahnung Cids, daß der von Sancho begonnene Krieg ein ungerechter und unnützlich sei, so daß er nur mit Widerwillen

seine Vasallenpflicht thue, ist eine treffende Zuthat des französischen Bearbeiters, der auch ganz in demselben Sinne die fünf Schlussverse hinzudichtete, während in der spanischen Romanze der Eid außerordentlich fröhlich dem Sancho den Garcia bringt. — Auch die höchst lebendige Schilderung des Beginns der Schlacht ist diesem eigen; unmittelbar vorher hat er vier auf Garcias Freude über die Gefangenschaft Sanchos bezügliche Verse geschrieben.

XXV. Treffend wird der Uebergang zum Kriege Alfonsos gegen Sancho gemacht. Die vier ersten Verse sind nach dem Schlusse von Romanze 36 (46) gebildet, das übrige ist Eigenthum des französischen Bearbeiters, nur daß die Gefangennehmung der beiden Brüder, Sanchos Befreiung durch den Eid, und was weiter von Alfonso berichtet wird, aus der Geschichte und Romanze 37 (38-47) stammen, aus denen aber kein einzelner Zug aufgenommen ist. Die in der Romanze gegebene Beschreibung vom heldenmüthigen Kampfe des Eid ist absichtlich übergangen. Dieser sollte hier nur als der entschiedenste Freund des Rechtes, der Rächer der Beleidigung seiner Ehre und der stets bereite Vetter seines Königs erscheinen. — Der Eid wird von Alfonso ein mederträchtiger Mäuler gescholten, weil dieser ihn als Urheber aller Gewaltthaten betrachtet, zunächst mit Beziehung auf Garcias Aufhebung, was Donna Urraca am Schlusse ironisch eine Ehre nennt, da sie dem Eid aus Eifersucht bitter zürnt — B. 24-28 lauten im Französischen: Les méchans seroient honnetes, si les bons ne les servoient pas; et, par un retour de maxime, c'est le bon qui devient méchant quand il consacre, par ses succès, des entreprises illégitimes. — Zu B. 40 ff. ist zu bemerken, daß das Königreich Leon Bion, Castilien Castelle im Wappen führte. Mit „fangen oder hangen“ (gefangen und aufgehängt werden) überlegt Herder das passendere Französische: Ou me prendre ou le

rendre Cid bezieht sich auf Alfonso's Bezeichnung als Rauber. Die Gegner nehmen hier den Ausdruck wörtlich. Im Französischen fehlt jener Doppelsinn. Der Schluß lautet im Französischen: On emmena le malheureux Alphonse prisonnier: mais le Cid, pour le remercier de l'honneur qu'il lui avoit fait, le délivra secrètement dans la suite, et le Roi de Léon s'enfuit chez les Mauros. Herder läßt Don Urraca ihn befreien. Die Flucht Alfonso's zu Ali Maymon in Toledo ist geschichtlich, auch in der spanischen Romanze 38 erwähnt.

XXVI. Sancho wendet sich nun gegen Urraca, welche Alfonso in Freiheit gesetzt hat. Romanze 39 (40. 55) ist hier vom französischen Bearbeiter umgestaltet. König Sancho ist nicht, wie dort, schon vor Zamora angekommen, sondern befindet sich auf dem Zuge. — V. 5 f. ist eine lebhafte Frage des Dichters an den Cid, wie er den Zug gegen die Stadt der Infantin mitmachen konnte. — Die Rede Sanchos an den Cid ist mehrfach verkürzt, einzelnes, wie ein paar bezeichnende Bilder, eingefügt. — V. 17 ist unverständlich. Im Französischen heißt es: Le Douero lui fait une ceinture. — Die letzten elf Verse gehören ganz der französischen Bearbeitung an. Dieser neue Zug seines Königs macht den Cid bedenklich, eine Ahnung befällt ihn und auch sein Roß, ohne daß ihm klar wird, worauf sie deute. Sancho, der hier seinen Tod finden soll, ist wohlgemuth. Das Roß Babieca wird hier nach Romanze VIII ohne nähere Einführung genannt, seine Bekanntschaft vorausgesetzt. Vor dem Kloster San Pedro de Cardena soll es begraben liegen. Vgl. S. 100.

XXVII. Diese Romanze, für welche noch kein spanisches Vorbild nachgewiesen worden, schildert treffend Urracas eifersüchtigen, alles überdauernden Schmerz, sich Ximenes vom Cid vorgezogen zu sehn, ehe der Cid vor den Thoren erscheint. Eine so

leidenschaftliche, auf königliche Hoheit haltende Natur maß den Schmerz über das dem Vater in der letzten Stunde bereitete Leid und über das Unglück ihrer beiden Geschwister auf das nachhaltigste empfinden. Die Remverse, mit welcher die Rede Donna Urracas schließt, sind im Französischen breiter gehalten. Sie lauten dort also:

Non, rien ne vaut le bonheur d'être aimée
 Qu'est ce qu'un Trône avec la renommée?
 Et les trésors, qu'ont-ils de si charmant?
 Une Reine, c'est, sur la terre,
 La plus pauvre Bergère.
 Qu'adore son Amant.

XXVIII. Den größten Theil nahm der französische Bearbeiter aus Romanze 40 (41. 52). — Die Einleitung B. 1—16 hat mehrfache Aenderungen erlitten, besonders weil jene weiter zurückgreift. Die fünfzehn ihn geleitenden Ritter, von denen oben keine Andeutung, sind aus dem Schluß von Romanze 39 (40. 55), wo er mit diesen wirklich in Zamora eitreitet. — Die Liebe der Infantin ist im Spanischen in Strophen von zehn Versen gedichtet, von denen die erste beginnt, die zweite schließt mit den Versen: „Bleibe draußen, Rodrigo, stolzer Kastilianer bleibe!“ wodurch der Franzose zu seinem allusmaligen Refrain veranlaßt ward. Die Infantin wirft ihm vor, daß er seine Ehre aufgegeben, und weist ihn zurück. Er sei ihr Feind, da er sie ins Unglück gebracht und dem Unrecht seine Hilfe geliehen. Wenn sie ihm weiter vorwirft, daß er seinen Schwur, sie zu schirmen, gebrochen, so ist hier wohl an einen Eid zu denken, den er der Infantin noch vor seiner Vermählung geleistet, als sein Verhältniß zu Kamenen schon entschieden war. Sie wirft ihm dann Undankbarkeit vor, daß er dessen nicht mehr gedenke, was er seinen Eltern

schuld. In der Kirche zu Coimbra hatte er nicht bemerkt, wie sehr die Infantin ihn liebe, was jedes Mädchen entdecken konnte *); so versunken war er in sein Glück, wie er jetzt von seiner Vergangenheit nichts mehr wissen will. Aber auch jetzt kann sie ihm nichts Böses wünschen, da sie in den jungen Ritter, dem sie zu Coimbra die goldenen Sporen auschnallte, noch immer verliebt ist.**) Aus Romanze 41 (42. 56) sind die daran sich schließenden Vorwürfe über all das Unrecht geflossen, das Sancho seit dem Tode Fernandos unter seinem Verstande begangen. — Der Eid fühlt, daß er dem liebenden Weibe viel Herzeleid verursacht und er nichts gegen sie unternehmen dürfe, ja er wagt nicht ihr Niede zu siehn, sondern folgt beschämt ihrer Zurückweisung. Beim Schlusse schwebt das Ende von Romanze 44 (45. 51) vor, wo er aber nicht stumm zurücktritt, sondern die Geirigen zurückruft, indem er bemerkt, von jenem sinnlosen Thurne habe ihn ein Pfeil getroffen, der auch ohne Eisenspitze ihm blutig im Herzen widerhalle. Der Eid hat bisher dem König, wie sehr er auch sein Unrecht erkannte und strafte, überall schuldige Folge geleistet, hier aber fühlt er sich durch Herz und Schwur gehindert; das Unglück Urracas empfindet er bitter und sein Schwur brüdet ihn.

XXIX. Auf die Botschaft, daß die Infantin den Eid zurückgewiesen, verbannt der König diesen, weil er sich von ihm ver-

*) Im Französischen: Ce qu'il n'a point considéré, une fois de le considérer. In der spanischen Romanze: „Was du nicht bedacht hast, bedenken die Frauen“. Den ganzen Abschnitt B. 36—38 hat Herder vor den folgenden gestellt.

**) B. 56. 57 lauten im Französischen: S'il a blessé mon ame par son orgueil il a blessé mon cœur . . . , je ne sais par quoi si c'est ce qui me viennent tous mes maux, c'est de lui que me vient ma douleur.

rauben wohnt. Der französische Bearbeiter hat hierzu den Schluß von Romanze 41 (42. 56) frei benutzt, worin der Eid wirklich nach Zamora kommt und die Antwort der Infantin erhält. Der Anfang ist von ihm weiter ausgeführt, V. 7—10, 15 f. und der Schluß von Eids Rede (von „Auch aus denen“ an) sind neu. In der Romanze wird der Erziehung des Eid in Zamora durch König Fernando gedacht (an deren Stelle sind V. 19—22 getreten); Sanchos droht ihn hängen zu lassen und gibt ihm neun Tage Zeit, Castilien und sein ganzes Königreich zu räumen. — Unter den V. 13 genannten Weisheitsregeln sind die Mahnungen des Eid verstanden, daß der König das Recht nicht verletzen dürfe. — Erwidert auch der Eid auf Sanchos ungerechten Verdacht kein Wort, so muß er diesen doch in einer bitteren Frage an das, was er ihm verdanke, erinnern. Des Königs anerkennende Antwort entlastet ihn em Vötheln. Er scheidet im Gefühl seiner Unschuld und seines Werthes.

XXX. Bald soll Sanchos den Verlust des Eid fühlen. Der Franzose benutzte Romanze 45 (46. 60). Die beiden lebhaft einfließenden ersten Verse gehören ihm an*), V. 3—14 sind mehrfach verändert**), die treffend vortretende Bezeichnung der Namen und der Tapferkeit der beiden Ritter (V. 15—21) ist neu.***)

*) Im Französischen: Quel est ce bruit éclatant d'armures qui se fait entendre? Gal-t-pel galoppo'

**) In der spanischen Romanze haben sie grüne Waffenröde, hellbraune Harnische, reiche Schwerter, Schilde vor der Brust, dicke Lanzen, Silber an den Lanzen und Sporen noch Hammeluckenart; dunkler als Fögen fliegen sie den Fögen hinan. Herder hat hier das im Französischen stehende levrier (Hundhunde) mit levrier (Häsen) verwechselt.

***) Benfalo schreibt Herder immer nach dem Französischen statt Bon-
vito — „Zwei Gegner sind ihm“, er achtet sie so wenig.

und zum Mitleid treiben. Im Briefe Ximenens an den König konnte man die weibliche Zartheit vermissen, aber die dringende Noth treibt sie, ihres Herzens Klagen vor ihrem väterlich zugeneigten Könige zu ergießen, gegen welchen sie auch sich eines freien Ausdrucks bedienen und, statt in weiche Klagen sich zu verlieren, ihrer Laune, aus der die Erregung ihrer zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Seele durchblickt, sich überlassen darf. Statt des Grußes, den die Romanze bietet, setzt die französische Bearbeitung gleich die Klage. Auch der starke Ausdruck, daß sie ihr Leben verfluche und dem König viel Böses wünsche, gehört ihm an, der gerade dadurch die Laune noch mehr hervortreten lassen wollte, wogegen in der Romanze Ximena den Wunsch hinzufügt, daß Gott ihm alles gedeihen lassen möge. — Die sechs Monate (V. 36, welche er hinzufügt, deuten die Zeit von Rodrigos Entfernung an. Am Schlusse heißt es im Französischen, das hier von der Romanze abweicht: *Que la femme du plus honorable de vos Vassaux se delivre durant son absence comme une fille dont l'enfant n'auroit pas de père*. Die Bezeichnung der letzten beiden Strophen als Nachschrift gehört Herder, welcher damit auf eine charakteristische Frauenthätigkeit hindeutet. Die Erwähnung der ihr zur Seite schlafenden Schwiegermutter (der Schwiegervater wird als todt angenommen. Vgl. S. 108) steht in der spanischen Romanze an ganz anderer Stelle, und erfolgt in einer viel berber, verlegenden Weise. Der Schmerz wegen der langen Abwesenheit des Sohnes und das Brennen der Augen Ximenens von vielem Weinen ließ die französische Bearbeitung weg.

XX. Nach Romanze 30 40). Den Prier hat der französische Bearbeiter am Anfange mit Recht gelürzt. — V. 4 f. Das von vier Punkten eingefasste Kreuz steht zu feierlicher Bestätigung nach gangbarer Sitte über dem Namenszuge, dem Monogramm. Im

Statt V. 64—67 heißt es im Spanischen „lebendig Feuer schleudernd“ habe er zu reden begonnen; statt „euren Abstamm“ bemerkt Diego, er seye alle Verräther auf gleiche Stufe. — V. 8 steht im Spanischen: „Aber mit fünf will ich streiten, einer nach dem andern, wie es in Spanien bräuchlich ist.“ — Die letzten acht Verse der Herausforderung Diegos hat der französische Bearbeiter, vielleicht aus einer andern spanischen Romanze, hinzugefügt, ebenso den Uebergang V. 101 ff. und die ehrenvolle Bezeichnung der Zamoraner V. 103, wo im Spanischen steht, „wohlachtbare Männer, niedere und hohe“. — V. 92—94 heißen im Französischen: *L'honoré Vieillard Gonsalo ne lui repondit qu'avec douceur du haut du rempart, V. 109—104: Je suis vaillant et j'aime mieux aller mourir sur une Terre étrangère et ne cacher le reste de mes jours, que d'être vaincu en champ clos pour une cause de trahison et de lâcheté*. Herders Ueberwinder sein scheint weniger treffend.

XXXIV. In der zu Grunde liegenden Romanze 53 (54—75) ist die Infantin nur betrübt, weil man den Tod des Bruders der Stadt zuschreibt, während der französische Bearbeiter ihr auch schwesterliches Gefühl zuschreibt. Den allgemeinen Gedanken V. 8—11 läßt dieser selbständig hervortreten und statt der Vertheidigung des Diego von Seiten eines Verwandten bricht der Eid selbst in einen lebhaften Ausruf aus. In der Romanze tinct er vor der Infantin nieder. — Des Arias erste Rede ist etwas verkürzt, besonders die auffallende Bezeichnung weggeblieben, daß seine Tante vom Geschlechte Lam Caspos stammen, die zweite weßlich umgestaltet: die sechs Schlußverse sind Zusatz des Franzosen.

XXXV. Vollig umgestaltet nach dem Anfang von Romanze 56 (57, 95) vom französischen Bearbeiter, dem die ganze Erwähnung des Eids, und was damit zusammenhängt, angehört. Bei ihm

ist die Romanze von der vorigen nicht getrennt. Am Anfange wünschte man die Szene etwas näher bestimmt, in der spanischen Romanze reiten die Söhne mit ihrem Vater bereits zum Thor hinaus. Hier sollte die Infantin ihre noch immer nicht erloschene Liebe zum Eid verrathen. — Diego wundert sich, wie sie zum zweitenmal auf den Eid kommt, (er wiederholt verwundert ihre Worte „daß der Eid“), da von diesem hier nicht die Rede sei, worauf sie denn dessen Erwähnung fallen läßt. Im folgenden stimmt fast nur B. 24—26 mit der Romanze, in welcher die Ritter sich mit der Infantin zu der Bitte verbinden, Arias möge vom Kampfe ablassen, dieser aber dann schweigend davon absteht, und seine Söhne nach einander gegen Diego sendet.

XXXVI. Höchst glücklich hat der französische Bearbeiter hier Romanze 56 (57. 95), deren Anfang er eben benutzte, zu einem tragischen Bilde gestaltet, wobei der ihm eigene Refrain „Schweigt, unglückliche Trommeten!“ von ergreifendster, lebhaft vergegenwärtigender Wirkung ist. Die Romanzen 57—59 (88. 89. 90), in welchen Diego mit Arias, der seine Söhne verloren, Freundschaft schließt und letzterer als ein toller, prohlenischer Alter sich zeigt, sind unbenutzt geblieben. — Wir werden gleich auf den Kampfplatz geführt, wo wir die zum Kampfe mahnenden Trommeten hören. — Je weniger hier sonst mythologische Vergleichen gebraucht werden, um so bedeutsamer wirkt hier die Hindeutung auf die Herculushärte Diegos.*) — B. 10—34 sind vielfach gekürzt und dadurch gehoben. — Statt des Degens erhebt Diego im Spanischen den Stab (vara), womit er winkt. — Auffallend ist, daß in der Romanze hier nur von drei Söhnen des Arias die Rede ist, wäh-

* Im Französischen: Don Diégo le parcourut a pas de son cheval avec la fierte d'un Héros.

ternung Geduld und Leben ihr raube. In der französischen Bearbeitung lauteten die dreimal mit geringen Veränderungen wiederholten Worte: Ah, Rodrigue vous avez résolu de ne faire perdre la patience ou la vie! Wahrscheinlich soll es auch das erstemal bei Herder meiden statt missen heißen, so daß hier ein dreifacher Reim wäre. — In der auf diese Iyrischen Verse folgenden Klage tritt zunächst, wie gleich am Anfang der spanischen Romanze, der Schmerz darüber hervor, daß er ihre treue Liebe durch eine so lange Entfernung verlegen könne, und nachdem dieser Iyrische Erguß sich wiederholt hat, kommt die in jener unmittelbar sich anschließende Betrachtung, wie sehr Abwesenheit auch die tiefen Wurzeln der Beständigkeit lockert, worauf dann die Versicherung folgt, daß sie damit nicht drohen wolle, da sie ja keiner Verteidigung des Geliebten fähig sei; nur aus kindischer Eifersucht könnte sie den kindischen, weil aus Zweifel an Rodrigos Treue hervorgehenden Entschluß fassen, sich den Tod zu geben. *) Dann aber, nach einer entschiedenern Fassung des Iyrischen Ergusses, ergeht sich Chimene in bitterm Tadel der Unbeständigkeit der Männer und wendet sich zuletzt zu Rodrigo zurück mit der Erinnerung an seine Schwüre, denen er jetzt ganz untreu werde. — Die Hauptgedanken entnahm der französische Bearbeiter der spanischen Romanze, auch die äußere Form insofern, als jene in drei gleiche Theile zerfällt, die alle drei mit den in je zwei Versen wiederkehrenden Worten schließen: „Da du mit deiner langen Abwesenheit Chimenes Leben oder Geduld nimmst.“ Hier geht der von

*) Im Französischen steht hier: Ce n'est pas pour vous menacer Rodrigue non votre Chimène ne peut pas plus vous offenser d'être que de parler, et si vous la rendez jalouse elle n'est capable que d'enlever comme l'enfant de sa colère

XXXVII. Nur wenige Züge hat der französische Bearbeiter aus Romanzen 60, 61, 96 und 61 (62, 97) genommen, das Ganze sehr vereinfacht und zusammengezogen. Er läßt die Infantin die Botenschaft austragen, während sie in der zweiten Romanze berichtet wird, als Alfonso sie erhält, und sie ist viel bewegter, auch tritt die Liebe der Infantin zum Bruder, den sie aus der Gefangenschaft errettet hat (XXV), schon hervor. Die Asturier fügte er hinzu. Vgl. XXIV. — Die Reichsversammlung zu Burgos (B. 2) f. ist ein Zusatz Herders. — In der zweiten Romanze meldet schon Urraca von der von Eid gestellten Forderung, in der ersten dagegen erklärt dieser, als er in Zamora zu Urraca und Alfonso tritt, den Handfuß nur zu leisten, wenn Alfonso sich durch den Schwur vom Verdacht reinige. Auch der Schluß gehört dem französischen Bearbeiter, doch ist dabei eine Aeußerung benutzt, welche Alfonso in den Romanzen unmittelbar nach dem Schwure thut.*) — Alfonso verräth schon jetzt, wie sehr ihn die Forderung des Eids trauke, dieser aber fürchtet sich nicht vor der drohenden Ingnade, da er nur seiner Pflicht und Ehre folgt, ohne der Ehre des neuen Königs Abbruch zu thun.

XXXVIII. Der französische Bearbeiter hat die Romanzen 62 (61, 99), 64-63, 100 und 65 (64, 101) benutzt — Armbruch muß es statt Leinwuth heißen. Herder verwandelte *arbalète* mit *arbret***, Armbrust und Eisenriegel sollen auf Tod und Gefangniß deuten. Das Schwören auf Waffen war im Mittelalter

*) Gadea ist eine spanische Form des Namens der heiligen Maria. Die Kirche wird in den spanischen Romanzen bald *santa Gaden*, bald *Agueda* genannt. Der französische Bearbeiter hat *sainte-Gaden*.

** In Romanze 69 (75, 107) sagt Alfonso, er habe auf die vergoldete Leinwand geschworen, während ihm der Eid den Pfeil aus das Herz gestalter.

sehr gebräuchlich. — Den herben, weißbäufigen Eidschwur*) hat der französische Bearbeiter sehr gemildert und gelärzt, hinzugelegt das Selbstverschlucken des Herzens: er läßt aber den König selbst die Worte sprechen, während in den Romanzen der Eid sie vorspricht, indem er jenen anredet, und ihm die Wiederholung des Schwurs abverlangt.***) — Der zwölfte Eide, die dasselbe beschwören sollen, wird nicht gedacht. — Nach den Romanzen redet Alfonso gleich nach dem Eidschwur den Eid unprätig an und verbannt ihn, während hier die Verbannung nicht unmittelbar darauf erfolgt.

XXXIX. Der französische Bearbeiter gab dem König so eine Rede, welche dieser nach der Romanze 65 (CG. 101) unmittelbar vor dem Schwure spricht, aber verändert und knapper gefaßt. — Treifend deuten V. 21 ff. an, wie der König seinen Jern durch die Erinnerung an die Dienste, welche der Eid seinem Vater Hernando geleistet, befähigen will, ihn dann aber der Bedanke an die Bedenke, ist ihn entehrende Fassung des Eidschwurs zu seinem übereilten Entschluß hinreißt***). — Der Schluß ist aus dem Ende von Romanze 64 (CG. 100) genommen, wo aber statt der Worte „da vom Hiere gebent“ steht „weil es das erste ist, was Du in deiner Regierung befehle.“ — „Mit Wol sprachten auf den Eiden“ beruht auf falscher Uebersetzung des französischen avec leurs vœux mit le gueule (lies gueules, „mit ihren roth gerandeten Eiden“, Spanisch con borlas de colorado). Wenn der Bearbeiter den Eid die Hand des Königs nicht lassen und ihn die aufgelegte Verbannung sich selbst verlängern läßt, so folgt dieser hierin der menschlichen Gerechtigkeit des Augenblicks.

*) „wie Don Sancho von Hissido“, ist Herbers Zusatz.

**) „Drechet Amen“ sagte Herber für Répéter.

***) Nach: Jamais Gentilhomme ne porta la main sur le Roi (je ne le fais pas en cessant de l'être).

Herbers Eid

XL Die Liebe zum Eid noch immer nicht aus der Infantin Brust geschwunden, zeigt diese unendlich reizende Romanze, von welcher bisher noch keine spanische Quelle nachgewiesen worden ist. Sie weist darauf hin, daß auf Veranlassung der Infantin Alfonso den Eid zurückberufen. Jede derartige Andeutung fehlt den Romanzen, welche gleich nach der Verbannung des Eid diesen mit Aufträgen Alfonsos an den Maurenkönig Almucaus reiten lassen. Wahrscheinlich war die Verbannung gleich nach Alfonsos Regierungsantritt eine spätere Zudichtung. Die beiden rath aufeinander folgenden Verbannungen sind etwas störend. Urraca erscheint in unserer Romanze zum letztenmal.

XII Nach Romanze 68 (69 106) mit manchen Veränderungen vom französischen Bearbeiter gedichtet. V. 4 heißt es im Spanischen „mit dem Eid an einem Feste“ die Bezeichnung des Sonntags gehört dem französischen Bearbeiter. — Für des Gothenkönigs hat dieser ee Rodrigue, die spanische Romanze Rodrigo. Daß unter dem Namen hier dieser Gothenkönig zu verstehen sei, ergibt sich aus der spanischen Romanze 95 (96, 138). Herder setzte der Gothenkönig, weil Rodrigo sonst immer den Eid bezeichnet. Jener 714 bei Xeres de la Frontera gefallene König war in Florinda, die Tochter des an seinem Hofe lebenden Grafen Julian in Liebe entbrannt. Julian rief, um die Entehrung seiner Tochter zu rächen, die Araber aus Afrika herüber, welche Rodrigo stürzten. Spätere Romanzen besangen die so traurig endende Liebe dieses Gothenkönigs. — V. 5—9 würde man gern entbehren, und dafür lieber das von der Romanze als nachstes Ziel der Eroberung genannte Cuenca erwähnt sein. — Die erste Rede des Eid hat in der französischen Bearbeitung durch den am Anfang zugefügten allgemeinen Satz (V. 13—16), Verkürzung und die Weglassung der Erinnerung an das Verbrechen wegen Sanchos Ermordung be-

deutend gewonnen. — In Vermudos Worten sind hier „daß wir jetzt so friedlich denkt“ und „mehr zu lernen“ Zusätze, die „Lehren“ an Stelle des „Wunsches“ getreten und „Spanien“ für den „König“ gesetzt. — Die längere Erwiderung des Eid ist in ein Schlagwort verwandelt („Weißagt auch etwa die Kapuze“, heißt es unter andern in der spanischen Romanze), der Einspruch des Königs neu und des Eid Antwort aus dessen Rede gegen Vermudo genommen *) — In der Rede Vermudos sagte Herder „hab' ich Sonne, die“ für j'ai engendre qui ich habe einen gezeugt, der. — In der weitem harten Rede des Königs ist der Fluch und die Erwähnung des Schwurs auf die Armbrust mit Recht gestrichen. — „Ihr duldet Fehler“ ist etwas auffallend statt des spanischen „Ihr treibt Sachen“ (cosas tenedes). — Der wunderliche Schluß der spanischen Romanze, wo der König dem mit seiner Dame vorbeigehenden Grafen von Chate das Geleit gibt, ist völlig ungeändert, die Stelle von den Telflecken und die Mahnung, auf die Kanzel zu gehn und für den Sieg zu beten, aus den vorhergehenden Erwiderungen des Eid an Vermudo genommen. Die in der französischen Bearbeitung stehenden Schlußworte bereiten trefflich auf die zweite Verbannung vor, an welcher den Enkluserungen des Abtes ein großer Theil der Schuld zugeschrieben wird.

XLII. Nach der französischen Bearbeitung von Romanze 69 (70 107) — Des Königs Verbannung scheint zunächst durch ein freies Wort veranlaßt, das sich der Eid bald darauf erlaubt hat, Alfonso sucht allerlei leere Beschwerden mühsam hervor, um dem Felden etwas anzuhaben. — Wißet ist entweder Mißverständnis des französischen entondez oder Dackfehler für Wüßhet.

*) Trzonada, wie Romanze IV

B. 4 ff heißen im Französischen: vous pouvez attendre. Ce ne sera point avec mes bras que vous irez au Firmament. Vous faites peur quand vous êtes droit; demeurez à genoux c'est la posture qui — B. 11 ff heißt es in der spanischen Romanze, „seines Hochmuths arges Uebermaß“ (mal guisados escosos) habe sich ertheilt. — Die „hassenswerthe Ursache seines so gestiegenen Ruhmes“ ist seine Habacht. — B. 21—21 sagt der König dort: „Obgleich ich Euch frage, verstehe ich Euch gut und erkenne gut genug Euer Verhalten und Euren schmeichlerischen Schein.“ Er beuht sich auf des Eids bekanntes Schweigen, wenn man ihn zur Rede stellt. — B. 28 ff heißt es: „Zu Alcalá habt Ihr meinem Willensstübchen d., Frieden und Vertrag entgegengehandelt, als überschiet ihr meinen Willen durch den Euren“, womit wohl darauf hingedeutet wird, daß der Eid einen für Alfonso auszuwirken Frieden mit Ali-Plahmon abschloß. Nach Romanze 73 (74 115) veranlaßt der König den Eid, weil er in das Land des Königs Ali-Plahmon zu Toledo eingedrungen. Toledo ging erst 1085 an Alfonso über. — B. 32 33 sind ein Zusatz der französischen Bearbeitung. — B. 40 48 steht in der Romanze: „An der Maurengrenze, fragt Ihr, sind sie Euch so ergeben, daß sie Euch wie einen Gott verehren. Ja großes Vermögen habt Ihr von ihnen.“ — B. 49 ff. stehen in Widerspruch mit Romanze XXXVII während der Dichter der spanischen Romanze sie in Uebereinstimmung mit einer von dem französischen Bearbeiter übergangenen dachtete. Im Französischen heißt es: Vous m'avez brave dans Sainte-Galée, où je fis serment sur la serrure du Livre sacre, l'arbalète sur le coeur. Vg. Romanze XXXVIII. Die spanische Romanze hat „aber den vier Evangelien und auf die verackelte Armbrust, haltend den Pfeil auf die Brust“. — In der western Rede des Königs ist der Vor-

wurde der Furcht in den des Eigenthums verwandelt und die zweimalige Aeußerung, nur der Eid habe Verdacht gegen ihn geschöpft, hinzugefügt — V. 61 f. lauten im Französ. *Le Cid ne le fit point, parce qu'il ne fait que ce qu'il ose.* In der spanischen Romanze heißt es, einer, der nahe gewesen, habe gesagt, daß er es nur aus Furcht nicht gewagt. Daß zum zweitenmale ruht vom französischen Bearbeiter bei — Die Entscheidung, ob er des Eid Grassdaten einziehen solle, will er in der Romanze einer Verabredung mit den Seinigen vorzuziehen, was der leidenschaftlichen Erregung wenig entspricht, und er droht ihn aufhängen zu lassen, falls er etwas erwiedere.

XLIII. Herder folgte hier ganz der französischen Bearbeitung von Romanze 70 (71 108). In dieser ist der Anfang (V. 1—33) häufiger und eindringlicher ausgeführt*), die Stelle über den Schwur glücklicher verwendet, so daß alle Schuld des Eid dabei schwindet, wobei wohl Romanze 66 (67 103) vorschwebt. Auch V. 53 69 sind viel treffender und würdiger. Aus Romanze 74 (75 111) stammen V. 70—73.

XLIV. Ehe der Eid von Gemahlin und Kindern scheidet, erhält Lumenens Schmerz über eine solche Entfremdung und ihr Unwille über des Königs so unwürdiges als thörichtes Benehmen noch einen ihre Liebe und die Größe des Helden lebhaft vergegenwärtigenden Ausdruck. Der französische Bearbeiter, dem Herder auch hier ganz folgt, benutzte wohl die Aeußerungen des Leidenden Eid in Romanze 71 (72 109) und 72 (73 110), aber das Ganze ist wesentlich sein Eigenthum, wenn er nicht aus unbekannten spanischen Romanzen folgt. Die leidenschaftlichen Aeußerungen dürfte er eher der Gattin als dem Eid zuschreiben, aus deren auf-

*. Nach „und mich zu beben“ steht irrig Fragezeichen

flammender Blut die Wahrheit hell hervorleuchtet, wie Ximene selbst V. 6 f. andeutet *)

XLV. Nach Romanze 76 (77. 113) vom französischen Bearbeiter gebildet. V. 1—3 stammen aus Romanze 77 (78. 117). — V. 4—10 sind frei wiedergegeben, V. 11—39 eine schöne Uebersetzung. Vgl. Romanze XVIII. — Cids Aeußerung gegen die Juden, die Kisten enthielten, „all sein Silberwerk“, hat Herder absichtlich zweideutig gemacht. Der französische Bearbeiter hat *remphis d'ustensiles d'argent*; die spanische Romanze spricht von „zwei Kisten Silber“. Im Französischen heißt es von den Juden: *Ils n'emportèrent pas moins les deux coffres que le Cid avoit remphis le sable*, und es folgt der Ausruf des Dichters. *Infante neccessité! comment as-tu pu mordre sur l'ame du Cid et lui faire employer le seul subterfuge de sa glorieuse vie?* In der spanischen Romanze klagt der Cid selbst über die schimpfliche Nothwendigkeit, die schon so viele edle Herzen zu ähnlichen Dingen gezwungen. Bei Herder dagegen ist der Cid darüber nichts weniger als bekümmert, da er auf sein Glück vertrauen und sicher hoffen darf, die Juden nicht in Schaden zu bringen. — Die drei letzten, die Romanze kräftig abschließenden Verse sind gleichfalls ein glücklicher Zusatz des französischen Bearbeiters.

XLVI. Die von V. 12 an zu Grunde liegende Romanze 77 78. 117, ist vom französischen Bearbeiter durchaus verändert, viel würdiger, kräftiger und eindringlicher geworden, und besonders tritt des Cid Treue gegen seinen mißleiteten Herrn und sein tiefer Schmerz, von argen Schmeichlern und Meidern aus der

*) V. 30 Ximenes Jelfen, wo das einzige christliche Königthum in Spanien nach der großen Niederlage der Westgothen sich erhielt. Die Uebersetzung ist dem leidenschaftlichen Schmerze gemäß.

Gaust desselben verstoßen zu sein*), sowie das Vorgefühl seines Sieges viel ergreifender hervor. Auffallen muß es, daß hier, wie auch XLVIII, Valencia als nächstes Ziel des Zuges genannt wird, was mit der spätern Erzählung in Widerspruch steht. — Die Stelle von den Sirenen (den ehrfächtigen, seiner Eitelkeit fröhnenden Schmeichlern), die bedeutsam wiederholt wird, bot bereits die Romanze. Der Eid spricht dort die ganze Rede, während er die Spitze der Fahne faßt, mit welcher Abt und Mönche nach der Messe eintreten, um sie zu weihen, wogegen der französische Bearbeiter die Darstellung durch das Fassen, Aufrollen und Schwingen der Fahne belebte. Die Verse: „Nieder senkt' er jetzt die Fahne“ und „Hiemit hob er auf die Fahne“ sind glückliche Zusätze Herders. — Als vaterländischer und christlicher Ritter, der seine persönliche Rache dem allgemeinen Besten opfert, nur für Gott, Vaterland und Ehre streitet, tritt der Eid hier glänzend hervor, und kann man diese Romanze, bei welcher freilich der französische Bearbeiter das Beste gethan, als den Mittelpunkt der ganzen Dichtung betrachten. Er hat sich jetzt selbst überwunden und, wie groß auch seine Noth ist, dem augenblicklich gefaßten Gedanken entsagt, etwas für sich selbst zu erwerben. — Die Erwählung von Neucastilien und dem kleinen Schlosse, das er sich auf den Marken gewinnen müsse, ist aus Romanze 76 (77. 113). Hier wie sonst ist das eingetragte Spiel der lauthallenden kriegerischen Musik treffend benutzt.**). Das „heilige Geheimniß“ ist die in der Messe erfolgende Wandlung und Aufopferung

*) „Ob sie sie gleich tief gerührt“, sagt Herder sehr glücklich für das französische, quoique la maxime les (les ames superieures) exprime.“

**) Neben Trommeln, Zimbeln und Pauken werden als Blasinstrumente Trompeten, Finken, Pfeifen und Clarinetten erwähnt. Vgl. XXIII, 8.

XLVII. Der allgemeine Gedanke, B. I 10, wo die Erwähnung der großen heidnischen Götter etwas auffällt*), gehört dem französischen Bearbeiter an, der beginnt: Les Rois voudroient voir les hommes suffire à leur place, mais non pas se mettre au-dessus. Ils ne cessent pas toujours d'estimer quand ils punissent. Comme les femmes, il respectent leur vieime, et sont faibles seulement de ce qu'elle n'a pas voulu se rendre assez méprisable pour leur place. Das übrige ist mit Ausnahme von B. 38—44 aus Romanze 75 (76. 112) gekloppt. An der Stelle von B. 25—31 lesen wir dort, er sei, Eid sei der einzige Mann und gewinne tausend Willen, und er bedente, daß ein guter Krieger, wenn er von seinem König sich entferne, mit seinem Hofe zerfallen, sich an den feindlichen halte woran sich die folgende Vergleichung mit da (que) anschließt. B. 36—38 lauten in der französischen Bearbeitung: Un Gentilhomme entre au champ et ne s'inquiète que d'avoir une bonne épée: il faut qu'un Roi pense à tout, souffre tout et combatte. Der König tritt hier in seiner falschen Ehrsucht nach dem herrlichen Pöbel des Eid in der vorigen Romanze um so ungünstiger hervor.

XLVIII. Die hier vom französischen Bearbeiter benutzte Romanze 85 (86, 126) fällt eigentlich nach der Rückkehr des Eid, kurz vor die Belagerung Valencias. Die Einleitung B. 1—14 gehört ganz dem französischen Bearbeiter. Herder hat mit richtigem Gefühl die ersten sieben Verse vorangesetzt, während sie im Französischen nachstehen. Sie lauten: Il est armé le Cid. Les

XXIV, 53 f. XXXI, 87. LXVI, 20 ff. LXVII am Schluß. Mit dem neuen Worte „Conungshall“ gibt Herder hier das französische harmonie wieder.

*) Man vergleiche die schöne Beschreibung des Artabanus bei Herodot VII 10 und Herod. II 10.

Maures jurent Mahom*), et ne savent ce qu'ils vont devenir; Alphonse le brave se repent de l'avoir offensé; il n'est plus temps. Le Cid est armé; il s'en va du côté de Valence. — B. 9 f: Il parle à sa Chimène, en s'appuyant sur sa fiere épée — B. 13 f: Les bannières du Cid sont déployées au vent dans la prairie. Auch die vier ersten Verse der Rede Cids gehören dem Bearbeiter. Notre amour, heißt es bei ihm, n'est il pas assez fort pour supporter un moment d'absence? B. 19—27 sind durch freie Umgestaltung gehoben. „Jeder Cid“ sagt Herder für Tout homme de noble sang — B. 23—27 lauten im Französischen: Vous avez des sens et du courage, emportez-vous en mon absence, comme la fille des Heros, comme la femme d'un Guerrier et qu'on ne voye jamais de foiblesse en vous. — Weiter ausgeführt sind B. 28—38, wo die Romanze nur die Mahnung enthält, die kurzen Stunden zu benutzen, um ihre Geschäfte zu versehen, und keinen Augenblick müßig zu sein, da Müßiggang so gut wie Tod sei. Im Französischen heißt es: Occupez tous vos momens au soin de notre ménage: filez, brodez, chantez le soir avec vos filles, et levez-vous avec l'aurore, pour tenir l'oeil sur nos domestiques. Je vous laisse pour amusement le soin de nos poutres et de la bergerie, du lin à dépouiller, en veillant. Sonst folgt Herder fast ganz wörtlich dem Franzosen. Dieser hat B. 41 f. eingeschoben, B. 45 f. durch den neuen Vergleich den Ausdruck anders gewendet, B. 52 f. hinzugesetzt. Herder hat vor „doch laßt“ die Worte: tenez vos filles dans la retraite,

*) „Schwört bei Mahoma“ kann nur den Sinn haben, er beschwört den Propheten, ihm Beistand zu leisten. Die Nachricht von des Cid Ungnade war schon zu den Mauren gedrungen. Die Form „Mahoma“ hat auch Wieland im Oberon.

nach „von Gefahr“: ce seroit les en avertir weggelassen und nach „ohne euch“ die Bemerkung: ou du moins qu'elles soient par-tout sous vos yeux übergegangen. — In der weitem Rede Cids sind B. 68—72. 77—86, wo die Mahnung ausgefallen, auf den Rath der Töchter zu hören, wenn dieser gut sei, und 93 f. treffende Zufüge des französischen Bearbeiters, B. 100—107 weiter ausgeführt. — B. 55 steht im Französischen: Soyez discrète et modeste avec les étrangers. Bei Herder war Freunde offenerer Druckfehler für Fremde „Unnachgebend streng und fest“ steht er für das einfache sévère. — Weiter heißt es: Ne montrez point mes lettres à vos meilleures amies; mon ami le plus sûr et le plus sage ne verra jamais les vôtres: le secret d'un époux est saint. On ne respecte pas ceux dont on sait toutes les affaires; la femme indiscrete expose son époux à inconsideration et se fait mépriser elle-meme: le respect d'autrui fait la puissance des maisons. Si vous n'avez pas la force de cacher la joie que vous apporteront mes lettres (car les femmes ne savent pas cacher leur joie). Statt „fragt, was“ steht pensez à celui que; „und folgt dem Rath“ fehlt. Für Traitez-vous selon ce que vous êtes, schreibt Herder: „Haltet euch darnach!“ An der Stelle von „Lasset keinen als nur mich es wissen“ steht: faites en sorte qu'on l'ignore; envoyez m'en demander, lorsque j'aurai pris quelque Château. — „Keinen eurer Leute“ beruht auf einem Mißverständnisse des französischen et ne mettez aucun de vos atours en gage; denn Herder verwechselte atours (Schmuck) mit entours (Unterthanen). In der spanischen Romanze steht ganz entsprechend vuestras prendas (euren Schmuck). Weiter heißt es im Französischen: Un seul baiser: je n'en veux qu'un pour t'en rapporter mille, du milieu des batailles.

Raum dürfte keinen Druckfehler für tausend sein, obgleich man den Sinn Herders nicht wohl versteht. Statt: „Ich sei hier dem Bräutigam“, steht: *Qua je fais avec vous le jeune garçon.* — Ausgelassen hat der französische Bearbeiter am Schlusse, daß der Eid nach inniger Umarmung sich aufs Roß schwingt.

XLIX Nach Romanze 80 (81. 120), vom französischen Bearbeiter, dem die den Uebergang bildenden neun ersten Verse angehören. Die Eroberung des feiner Lage wegen wichtigen Maurenschlosses Alcocer erzählt Romanze 79 (80. 119). Die Reden von Alvar Fañez B 19 gehört dem Bearbeiter, und Eid sind verfürzt. In der spanischen Romanze gibt der Eid dem Pedro Fernandez die Fahne, was hier der Einfachheit und der bedeutendern Wirkung wegen geändert wurde. — Statt der weitem Beschreibung des Sieges wird nur des glücklichen Ausfalls gedacht. Die letzten sechs Verse sind ein weiter führender Zusatz, worin nur auffallend, daß des Eid neben Alvar Fañez gar nicht gedacht wird.

L Der Anfang gehört dem französischen Bearbeiter. Die zu Grunde liegende Romanze 81 (82. 122) schließt mit der Bemerkung: „Dieses schrieb Rodrigo den Grafen von Consuegra, den Edelleuten und Reichen, denen ohne Ehre und Vermögen.“ In der französischen Bearbeitung heißt es: *Et voici qu'elle fut la réponse du Héros aux Comtes de Consuegra.* Hiernach muß „dem Grafen“ bei Herder Druckfehler statt „den Grafen“ sein. — In der Antede heißt es in der französischen Bearbeitung: *Gentils-hommes de Villalon, Chevaliers de Valverna, honnêtes gens de Villalda, et bons Chrétiens de Sansueña.* Herder folgte dieser, nur daß er Vilalda schrieb, und gut auch statt honnêtes brauchte, um den Gegensatz zu den bösen Spürern schärfer hervortreten zu lassen. Aber honnêtes hommes soll dem spanischen *hombres buenos* entsprechen; *Christianos* hat in der

spanischen Romanze sein Beiwort *Salsuenra* bei Herber ist offenbar Schreib- oder Druckfehler. Statt *Valverna* muß es *Walduerna* heißen, wie es richtig XV, 11 steht. Der Eid steigt in der Anrede von oben nach unten. — Statt V. 11 f. hat die Romanze: „Höret mich, wenn ihr noch Gedächtniß habt, da meine Klagen Töchter Eurer Veleidung und Enkelinnen Eurer Schuld sind.“ — Nach V. 19 ist die Bemerkung ausgefallen, daß er im Kampf immer allen vorans sei, nach V. 22, daß er gern Hab und Gut hergebe. — Statt des Togens wird V. 25 die *Tizona* genannt, die Feder fehlt V. 24, wogegen die Bemerkung folgt, er sei nie mit klatschlichtigen Weibern zum Vorbild. — V. 27—30 treten höchst passend an die Stelle der Aeußerung, daß den Nachtsich Sturmlaufen bilde. Auch im folgenden sind manche glückliche Aenderungen eingetreten. V. 10 lauten in der Romanze also: „Nicht leg' ich mich sunend, mit Engen Güter zu erschuappen; wenn ich geradezu kann, nehme ich sie, wo n'cht, bleibe ich ohne sie. Und erobere ich ein Schloß, so lasse ich auf den Stein das Wapen des Königs Alfonso malen wie mich davor hincen.“ — Daß Amene glücklich lebe (in Erinnerung an und in treuer Pflichterfüllung) setzt die französische Bearbeitung hinzu, indem sie die Erwähnung der Feinde ganz wegläßt. Im Französischen heißt es: *Un homme, qui, quand il est seul, donne au soupir a son femme, abandonnée de lui comme une tourterelle, bien soule et bien triste sur une Terre étrangere, qui n'a nulle soit lien dans sa Terre.* — Der Schluß ist in der französischen Bearbeitung frei behandelt, die Verufung auf Gott weggefallen.

LI. Frei bearbeitet von dem Franzosen nach 87—91 (128—130 132 133) und bedeutend gehoben. Martin Pelaez (vgl. XVI, 27 ff.) wird dort als ein riesenhafter, aber feiger Asturier geschildert

Die bestimmte Beziehung auf Martins Vater Pedro gehört diesem an, wegen der die Worte, welche dort Sid zweimal spricht. „Lieber unterm Fuß der Heidenrosse“ ihrem wesentlichen Inhalt nach aus Romanze 89 (90. 129) nahm, wo sie längere Verse haben *

Die tapfern Helden neunt der Sid einmal Dämonen, weil sie durch ihren Heldenmuth über alle übrigen wie Götter erhaben sind, dann alte Teufel, weil sie würd'bar kämpfen, als ob der Teufel in ihnen saße. Vgl. V. 33 — Die Romanze gibt den Sid eine Brust von Stahl (pecho do acoço). Die Heldengestalt des Sid tritt uns gerade hier in wahrhaft einwach schöner Heldengröße entgegen. Was Herders Abweichungen von der französischen Bearbeitung betrifft, so steht in dieser V. 2 statt „doch unvermerkt“ sans fierte, sans colère. Les fautes à l'honneur doivent être reprochées en secret, que le reproche corrige. Den Absatz „Ehre du dret — Ehre nicht“, hat der Franzose erst nach „Eine Ehre annehmen“. Nur die Verse: „Sprecht nur nach“ steht einwach. Répétez ces paroles que je vais dire. Weiter heißt es. Pesez bien sur ces paroles, et que le vent ne les emporte pas quand nous serons dans la peme. Herder hat pesez nur richtig wiedergegeben; denn es steht nicht pesez ces paroles, wie ein Spanischer pondras estas palabras, und es ist auch gar nicht anzunehmen, daß sur Druckfehler sei. Der Franzose läßt den Sid sagen, er solle so auf die Worte denken, daß sie nicht fortfliegen — „Auf zum Schwert!“ und „Sorget nicht!“ sagte Herder hinzu, ließ aber den Satz weg: Qui ne songe point à soi n'a pas souci d'autrui, der hier nach. Je vais vous donner

*) „Eher sterben unter Feinden als die Ehre unter Uebsen einbüßen. So gerecht mich der Himmel befolgt, muß ich seinen Hohn zu befriedigen suchen.“

un cheval, car je pense que vous avez perdu le votre, folgt
 Endl. d. heißt es im Französischen: et tenant la main du jeune
 homme, il éleva sa voix en disant, avec un cœur d'acier

LII Valencias Eroberung wird auch von keiner spanischen
 Romanze beschrieben. Um so weniger konnte der französische Be-
 arbeiter, dem es mehr das Bild des Helden als Schlachtgemälde
 galt, dieselbe schildern wollen. Er hielt sich hier an Romanze
 92 (93. 136) und beim Schlusse an die darauf folgende. Die vier
 ersten Verse sind neu, mit Benutzung des Schlusses, der aber des
 Bestandes der Himmelskönigin nicht gedenkt. — Unter Pedro B. 5
 ist Pedro Bermudez gemeint, die zu Grunde liegende Romanze
 gibt den Namen des Angeredeten nicht an. — Der Eid befindet
 sich im Lager vor der Stadt oder in der Vorstadt. Die Bemerkung,
 daß Ximene im Kloster zu San Pedro de Cardena weile,
 ist ausgelassen. B. 20 heißt im Französischen: Je ne me sers
 point de femme, si non de la mienne légitime, quand je le
 puis — B. 25 nennt die Romanze dreißig Marken. B. 26 n.
 heißt es: „Kommt sie sich bereiten können, nach Valencia zu
 kommen, es zu sehen und zu genießen“ Der Abt Sancho wird
 übergangen, der unmittelbar daran sich schließende Auftrag an
 Alonso fällt weg, die Namen der Juden Raquel und Vida wer-
 den verändert — B. 32 sollten wohl zweitausend Goldgulden ge-
 nannt sein, das Doppelte der nach Romanze XLV geborgten
 Summe. Im Spanischen leihet der Eid tausend Gulden (florines)
 und läßt den Juden zweihundert Mark Gold und so viel Silber
 nebst den schuldigen Zinsen zufließen — Ueber Antolinez vgl. XVI,
 25. LXI, 47 — Die Bemerkung B. 46—48 ist neu. Statt B.
 50—52 heißt es in der Romanze: „Sagt dem König Don Al-
 fonso, daß er mich nehme an ihrer Statt, da meiner Ximene sehr
 gefällt Spiel und Sang“ Erst darauf folgt der Auftrag an

sonso ohne Angabe der in zweihundert Vierden bestehenden Geschenke. — Die letzten sechszehn Verse sind aus dem Schlusse von Romanze 93 (94 136); nur heißt es dort, wenn sie bei der Rückkehr nicht in Valencia träfen, würden sie ihn im Kampfe mit den Mauren von Consuegra finden. Im Französischen steht hier: *Peut-être feras-tu rire quelques Césars de la ruelle du Maître*. *Il se pourra que tels autres épluchent mes pensées et tes paroles.*

LIII. Der französische Bearbeiter hat hier zuerst einzelnes aus den Romanzen 94 (95 137) und 95 (96 138) benutzt. Die Geschenke werden hier zu Anfang nicht angegeben. Bei der Rede des Alvar Fañez ist bis V. 12 (V. 13 ist eingeschoben) die erste Romanze, von V. 14 an die andere frei benutzt. Nach letzterer sendet der Cid in einem silbernen Schrein fünf Kronen und Zepter und fünf Schlüssel, nach ersterer Gefangene und Pferde. — V. 46 ff. heißt es in der französischen Bearbeitung: *Les paroles honorables coûtent peu, Sire, et valent beaucoup aux Rois. elles leur valent des Sujets affectionnés; l'expérience de la fidélité du Cid vous apprend que leur injustice en fait aussi. Ne vous fiez pourtant pas sur cette expérience.* — V. 52—72 und 76—79 sind neu. — Bei V. 80—88 ist die andere Romanze mit größerer Verkürzung benutzt. — Des Königs Beschwichtigung des Alvar Fañez ist weggefallen. — Die letzten sieben Verse sind ein treffend abschließender Zusatz; die Bitte um die Sendung der Limene überträgt der Dichter dem Martin Antolinez, dessen die beiden Romanzen gar nicht gedenken, obgleich er in Romanze 93 (136) mitgesandt wird. Bei der wiederholten Aeußerung von Alvar Fañez, wo Cid nicht sei, sei er, ist die Aeußerung in Romanze 94 benutzt: „Da ich er bin in seiner Abwesenheit“.

LIV Diese und die meisten folgenden Romanzen (ausge

nommen sind LXII, LXIII, LXVII) hat Herder selbst frei nach den spanischen Romanzen gebildet; die unsere nach Romanze 97 (98, 140), welche er bei Sepulveda fand; wie auch die meisten folgenden. V. 10 ist die Bezeichnung von Miramamolín als Fürst von Tunis ausgefallen — V. 29 sind die Pauken neben den Trommeln ein Zusatz. V. 37. Der Sieg wird schon auf morgen verkündet, welche Zeitbestimmung in der spanischen Romanze fehlt — V. 42—44 lauten: „Und die Hörner, die sie führen und vor euch geblasen haben, werden für die Kirche des Volkes von Valencia dienen“. — V. 47 setzt Herder an die Thore statt durch die Gärten. — V. 57 ff. sind bedeutend verkürzt. Die beiden letzten vorgreifenden Verse wurde man lieber entbehren. Die Romanze schließt: „Es holte ihn der Eid den andern Tag, da er sie in die Flucht geschlagen.“

LV Nach Romanze 98 (99—141) mit unbedeutenden Auslassungen, Veränderungen und treffender Kräftigung des Ausdrucks — Das Thor der Wasserschlange zu Valencia erwähnen arabische Schriftsteller häufig. V. 32—34 springt das Pferd des Eid in der Romanze weit über den Laurencien, der, als er umkehrte, ein großes Stück voraus war und in ein Schloß sich rettete. — San Jago (der Erzapostel Jacob) ist der Schutzheilige Spaniens. Der Name ist hier wie auch in der folgenden Romanze dreisilbig zu lesen, dagegen zweisilbig weiter unten — V. 36 werden im Spanischen tausendtausend, V. 38 ist Gold neben Silber genannt.

LVI Herder übergeht den Kampf mit Bucar. Bei seiner Darstellung von den Grafen Carrion legt er meistentheils die kurz zusammenfassende Romanze 137 (138, 185) zu Grunde — V. 1—9 folgen in der Romanze nach V. 10—15, doch ist der Ausdruck mannichfach geändert. — Die Bewerbung beim Könige hat Herder verkürzt,

die Erzählung zusammengezogen, die Umarmung des Eid von Seiten des Königs weggeassen. In der Romanze beginnt der König mit der Freude über d. s. Eid Siege, fügt aber hinzu, es wundere ihn fast, daß er, wie er sehe, schon alt werde. Den Uebergang B. 46 f hat Herder glücklicher gestaltet, auch die Empfehlung der Heirat B. 51 f ist geschickter. In der Romanze bittet der König, der Eid möge sein Gesuch nicht abschlagen, da er sich selbst der Sünde zeihe, wenn es schlimm gerathe. Die Antwort des Eid ist zurückhaltender als in der Romanze, die Erwähnung Amenens ein treffender Zusatz. Den Dank des Königs hat Herder weggelassen.

LVII. Nach Romanze 137 (138. 175), nur abgekürzt. Uebergangen ist, daß der Eid mit den Grafen auch den mit sich nahm, der sie erzogen (die Erwähnung des Theims wäre hier nicht unschädlich gewesen, da desselben später gedacht wird), daß des Eid Glückunst die Freude verursacht, und daß die Grafen beim Bretspiel saßen. Neu ist das Umstürzen des Tisches, daß das Gebrüll des Löwen (nicht das Angstgeschrei) den Eid erweckt und daß dieser auf den Stuhl springt. Höchst glücklich fügt der Dichter den lebhaften Ausdruck seines eigenen Abscheus B. 40 f ein. In der Romanze halt der Eid die Grafen wirklich für niederträchtig und ahnt einen argen Anschlag. Herder schildert hier nur den Schmerz der Trennung von Mutter und Töchtern. Nach Romanze 109 (110. 154. läßt er den Eid die Töchter begleiten, aber dort begleitet er sie nur eine Meile weit.

LVIII. Nach letztgenannter Romanze, die als Ort der Schandthat die Eichenwälder am Flusse Lormes nennt. B. 1 - 7 stehen dort richtiger erst da, als Eid seine Töchter verlassen hat. Die Vasallen heißen „Herrn im Lande“. — Daß der Eid beim Abschied Thränen vergossen, sagt die Romanze ausdrücklich. — B. 16 redet

der Dichter, wogegen V. 15 die böse Ahnung der Töchter ausßrucht, welche die spanische Romanze dem Eid gibt. Der Abscheu des Dichters verrath sich V. 24 f. in einem hinzugefügten, an den in der vorigen Romanze anklingenden wiederholten Ausruf, der weiter unten wiederkehrt. — V. 26–31 sind neu. V. 33 f. erwähnt die Romanze nur vieler Tritte mit den Sporen — Das folgende ist verkürzt. — V. 46 gebt Herder der Zuruf „wie nach dem letzten Siege“ In der Romanze geht der hier treffend den Abschluß und den Uebergang zur folgenden Romanze bildende Mahnung des Eid an seinen Neffen Ordoño vorher, den Töchtern beistehend nachzureiten, um zu sehen, was ihnen zustöße.

IX. Gleichfalls nach derselben Romanze mit einzelnen Auslassungen und Aenderungen. So werden die Klagen der Damer und Ordoños übergangen. Herder gehört V. 10 f. 14–25 f. Treffend geändert sind V. 27–36. Die Eroberung Toledos (vgl. XLVI, 74) wird hier vorausgesetzt. Herder hatte hier und im folgenden die Handlung besser nach Burgos verlegt. Der Schluß ist stark verkürzt.

LX. Hier liegt am Anzuge wieder Romanze 137 (138. 185) zu Grunde. Herder hat die Rede des Eid auf das Alernothigste beschränkt, die des Königs weggelassen, der Zeugnisset von dreißig Tagen bis zum Erscheinen der Grafen beim Hoflage gar nicht gedacht. Auch die Forderung der beiden Schwertler ist ausgefallen. — Statt der Colado muß es die Colada heißen. Die Worte „schimpflich und doch nicht beschämte“ sind von Herder zugesetzt. — Vacar griff den Eid eigentlich erst an, als dieser schon im Besitze von Valencia war. — Die Rede des Eid an seine Brüder und an Bermudez und Jañez sind mit großer Abkürzung aus Romanze 135 (136. 175). Den zweiten Theil hat Herder größtentheils aus Romanze 137 (138. 185), die Rede des Grafen Garcia de Cabra

aus. Romanze 127 (128. 177) genommen, aber die Andeutung, daß der Cid der Sohn eines Müllers sei, weggelassen, wogegen die Beziehung auf Cids Eisenstimme sein Zusatz ist. Vgl. Romanze LI. — Das Greifen an den Bart findet sich bereits im Poëma.

LXI. Herder benutzte hier in ganz freier, besonders die Kampfszenen bedeutend verkürzender Weise Romanze 132 (133. 181). Er beginnt mit einem allgemeinen Satze; das folgende ist sehr zusammengezogen. — Wenn in der Romanze der Kampf in Carrión erfolgt, so wird er hier vom König nach Toledo zurückverlegt. — Der dritte Kämpfer des Cid heißt hier Gustios, wie im Heldenliede, wogegen die neuern Ausgaben der Romanzen Bustos lesen. — Die letzten neun Verse sind ein glücklicher Zusatz Herders, welcher den tiefen Eindruck, den diese den Töchtern angethane Schmach auf den schon alternden Helden geübt, andeuten zu müssen glaubte.

LXII. Nach der französischen Bearbeitung von Romanze 138 (139. 186). Wie weit der Ruhm des Cid reiche und wie seine echt christliche Ritterlichkeit der allerhöchsten Ehre gewürdigt werde, wird im Gegensatz zu seinem in Schmach gesunkenen Feinde in unserer Romanze dargestellt. — V. 1—8 sind ein schön ausführender Zusatz, der uns die allmähliche Abnahme der Kräfte des Cid schildern soll; in der spanischen Romanze reitet dieser dem persischen Gesandten ein Stüd entgegen und führt ihn dann in sein Haus. Den Mittagsschlaf des Cid finden wir schon in der Geschichte vom Löwen (Romanze LVII), und seiner Ermattung gedenkt auch Romanze 139 (140. 187). — Die liebevolle Sorge der Gattin um den alten Helden widerspricht keineswegs dem Geiste der spanischen Romanzen. — V. 9 ff. heißt es in der französischen Bearbeitung: Quand le Cid parut debout devant eux, leurs yeux s'abaissèrent involontairement; et ils furent

épouvantés de la grandeur de l'homme, après avoir été frappés par sa renommée. Ray Diaz, dirent ils. — Das folgende ist sehr vereinfacht. — B. 18 nennt die Romanze Scharlach, Purpur, Seidenstoffe, Gold, Silber, Weihrauch und Myrrhen. — Die Rede des persischen Sultans steht in dieser bei der Absendung seines Gesandten; hier, wo die Zahl der Gesandten verdoppelt wird, tritt sie besser erst bei der wirklichen Ankunft ein. — Die Rede des Eid ist völlig geändert, um seine Bescheidenheit und den Schmerz über seine niedrig gesinnten Verläumder anzudeuten. *) In der Romanze bewillkommt er den Mauren in seinem Reich Valencia, und äußert seltsam genug, er würde den Sultan gleich in seinem Reiche besuchen, wenn er ein Christ wäre. An der Stelle von B. 43—54 heißt es in der Romanze, der Eid habe dem Gesandten sein Haus, seine Töchter und Kaminen gezeigt, und dieser sei über den so großen Reichthum erstaunt. Der französische Bearbeiter hat hier nur: *Après ce discours, et d'autres encore, le Cid montra sa femme et ses filles: les Persans furent étonnés, de ce qu'étant si belles, elles n'étoient pas couvertes de pierreries; et lorsqu'il leur eut montré sa maison, ils ne revenoient pas de leur surprise en voyant une si grande pauvreté.* Gerade die Einfachheit in seinem ganzen äußern Haushalte ist für den Eid, den edlen Ritter, der alles für König und Vaterlande thut, viel bezeichnender als der glänzende Reichthum, über welchen sogar der persische Gesandte erstaunen soll. Hatte ja der Eid nach so vielen Siegen, als er verbannt ward, keinen Maravedi. Das einfache, gemüthliche Familienverhältniß des Eid ist nichts weniger als den Eidromanzen fremd. — B. 55 f.

*) „Schwerlich, nicht“, d. h. schwerlich oder vielmehr gewiß nicht. Die Verbindung ist freilich hart. —

und neu. — Zu den letzten sieben Versen benutzte Herder (denn sie sind ein Zusatz von ihm) die Angabe am Schlusse von Romanze 137 (138. 135), daß die Prinzen von Navarra und Aragon, weil der Cid sehr gerüchtet gewesen, um seine Töchter angehalten, was zur weitern Erwähnung derselben in Romanze 138 (139. 186) nicht stimmt.

LXIII. Die Einleitung B. 1 — 8 hat der französische Bearbeiter aus Romanze 139 (140. 187), das folgende in freier Nachbildung aus 102 (103. 146) genommen — B. 31 f. sind ein Zusatz, der Schluß ist ganz frei ausgeführt, da die zu Grunde liegende Romanze nur sagt, der Cid sei ausgezogen, um dem Bucar eine Schlacht zu bieten. Im Französischen heißt es: *Le Cid va porter la bataille au Roi Boncar, qui vient lui disputer Valence.* — Die dreißig Könige nahm Herder aus der spanischen Romanze 139 — B. 19 ff. lautet dort: *Pour me servir de parure funéraire, laissez ma bonne épée dans ma main droite, et j'ordonne qu'elle ne passe jamais entre des mains efféminées.* Die Tizona nennt ausdrücklich die spanische Romanze 103 (104. 147), woher sie wohl Herder nahm. — Merkwürdig ist, daß Bucar, dem der Cid die Colada genommen hat (LXI, 46 f.), hier wiederkehrt oder auch sein Kampf mit dem Cid so spät gesetzt wird. — Das Aussteigen vom Edstein deutet auf die Schwäche des Alters.

Mitgefühl und Vorahnung legt schon Homer den Pferden der Helden bei. Vgl. Romanze XXVI.

LXIV. Herder benutzte Romanze 139 (140. 187), wo der Cid trübselkümmernd nachsinnt und Gott bittet, ihm immer zur Seite zu stehn und ihn aus der von Bucar drohenden Gefahr zu erretten. Den Erfolg des in der vorigen Romanze angedeuteten Auszugs des Cid hat Herder ebenso wenig als eine der spanischen Romanzen beschrieben. Der Inhalt von Romanze 139 ist im wesentlichen, an manchen Stellen wörtlich, an andern ins kurze gefaßt,

wiedergegeben, nur die Beziehung, daß der Eid den Tempel des Pedro de Cardena so sehr liebt, ist weggeblieben. Der erste Vers stimmt fast ganz mit dem der vorigen Romanze. V. 4 stellt der Eid in der spanischen Romanze zu Gott, daß er ihm immer beistehen und ihn aus allen Gefahren retten möge. Von der Erscheinung des Heiligen steht es dort „wie kraus und strahlend, so weiß wie der Schnee, mit sehr erhabenem Lichte“. Der Eid lobt sein Haus, das von Cardena genannt werde, gebaut, bemerkt dort der Heilige, und der Sieg wird ausdrücklich als Sieg über den Viceroy bezeichnet. Pedro fordert ihn auf, wegen seiner Sünden Buße zu thun. Die beiden letzten Verse sind bei Herder viel kräftiger als der Schluß der spanischen Romanze, in welcher der Heilige erst verschwindet nach der Bemerkung, der Eid könne ihm unmöglich nahen und seine Füße küssen.

LXV. Von Herder frei bearbeitet nach Romanze 140 (141. 188) und 143 (144. 192) — V. 1—10 sind ganz neu, nur daß der Eid in Timenens Gegenwart klar und deutlich seinen letzten Willen ausspricht, nahm Herder aus dem Spanischen. Auffallend sind die vier ersten Verse, da der Eid erst neunundzwanzig Tage später starb. Statt zwei und dreißig sollte sieben und dreißig stehen, denn das Todesjahr des Eid 1099 ist nach der spanischen Aera 1087. Auch der Todestag des Eid ist nicht angegeben, man setzt ihn gewöhnlich auf den 10. Juli, das Feldmalied auf den Pfingsttag. Herder folgte hier einer Romanze bei Sepulveda (G. Michaelis 194). — Die Romanze 140 beginnt mit der Zeitbestimmung „zwei Tage vor Eids Tod“. Aus Romanze 143 ist die Bestattung und das Vermächtniß der fünfshundert Maravedi, aus 143 die Begleitung der Leiche entnommen; V. 18—23 gehören Herder an. — Gil Diaz, der hier zum erstenmal vorkommt und wohl hätte übergangen werden sollen, war nach Romanze

142-144. 191) ein zum Christentum übergetretener Maure, Namens Alfarag oder Alfacati. Eids alter Freund heißt er Romanze 140.

- Von Jeronymo, wie auch Romanze LX statt Hieronymus sein sollte, da Herder im allgemeinen die spanischen Formen gewöhlt, war Erzbischof von Valencia, wie er auch in den spanischen Romanzen und bei Herder selbst in Romanze LVII bezeichnet wird. - Die drei Schlußverse gehören Herder.

LXVI Nach Romanze 140 von Herder bearbeitet Die drei beginnenden Verse sind aus dem Schlusse gebildet. V. 5 ff. In der Romanze heißt es, sie wüßten, Bucar ziehe heran, ihm Valencia zu nehmen, das er gut bewahrt habe. „Große Macht hat er bei sich, viele Könige folgen ihm. Das erste, was ihr thun sollt, sobald meine Seele vom Leibe geschieden sein wird, ist, daß ihr diesen wohl waschet“. - V. 7 ist eingeschoben, V. 8-27 sind anders gewendet. V. 15 heißt es in der Romanze, sie sollten sein Haupt salben, daß nichts fehle. V. 16 ist neu. V. 25 f. heißt es geradezu umgekehrt, sie sollten es alle am Orte wissen, laßen insgeheim, kein Maure aus der Vorstadt Al-Anda solle zurückbleiben. Unter dem Mohren-Seewolf versteht der Eid die mit Bucar über das Meer gekommenen räuberischen Mauren. - Alle sind die Freunde und Diener des Eids mit Ausnahme der im folgenden genannten. - Die wiederholte Einschärfung über die Begleitung seiner Leiche erklärt sich aus der großen Wichtigkeit der seinen Zweck. - San Pedros Verkündigung ist hier ein Zusatz, ebenso die drei letzten Verse, welche die persische Sendung als eine nicht von ungefähr gekommene, sondern eine zu seiner künftigen Salbung für seinen letzten Triumphzug bestimmte bezeichnen.

LXVII. Der Franzose benutzte die letzte Eidromanze des Tesoro escondido (bei C. Michaelis 195) und vielleicht noch eine uns

unbekannte. Cid nimmt zuletzt von seinen Fahnen, der schönen ihn umgebenden Natur und seinem treuen Volke Abschied; immer mehr ermattet zum tiefsten Schmerze seines tapfern Herzensfreundes und seines treuen Weibes, denen er nur noch stumm die Hand drücken kann, entschläft er, während die Fahnen ihm den letzten Gruß zurauschen, und sofort ertönt nach seinem letzten Willen kriegerrische Musik, um seinen Tod den Feinden zu verbergen. — Die französische Bearbeitung beginnt mit Benennung der vier ersten spanischen Verse: *Vieilles, vénérables et lamentables bannières, bannières que j'ai si longtemps chéries, mon dernier regard vous voit encore flotter aux vents, et pleurer, quoique vous n'ayiez point de larmes ni de plaintes à répandre. Elle s'agit comme la romane espagnole, ces mots au Cid (C'est ainsi que parla le Cid, le foudroyant Cid Campeador, humilé sur le lit fatal, et plus faible qu'un enfant), während das Folgende: Adieu, montagnes d'Albaracin et de Teronel; adieu, sa belle Valence; adieu, nobles reliques de son courage et de sa fortune; adieu, la gloire et la vertu: la mort n'est-rien, ne veut de rien, ne laisse rien; le brillant Cid va s'en aller comme un ver qu'il ne faut pas, mit der darauf eintretenden syrischen Strophe, die beginnt:*

Pour dérober ses cendres aux vautours,

*) Im Spanischen beginnt die Romane: „Alle, traurige Fahnen des Sieges, langgeliebte, Sie flattern im Winde und weinen ohne zu reden. Es tönten die heisern Stimmen der musumigen Trommeln und die hochmüthigen Pfeiler erfüllten Straßen und Plätze. Es lag Cid Campeador demüthig und sank auf seinem Bette, unterworfen der Härte der rachgierigen Vögel.“

der Dichter selbst sprechen muß. Herder weist auch den Anfang sehr passend dem Dichter zu, sein Eid kann nicht mehr sprechen, während er in der spanischen Romanze und bei dem französischen Bearbeiter noch seinen letzten Willen sagt; erst darauf folgen die Worte bei Herder B. 19 f. Die Städte Teruel und Albaracin liegen am Guadalaviar, erstere auf einer Höhe, letztere in einem von reichen Bergen eingeschlossenen Thale. Nahm der französische Bearbeiter diesen Abschied von den Bergen, die hier bei Valencia gedacht werden, aus einer andern Romanze? Der Guadalaviar ergießt sich unterhalb der Stadt ins Meer. Der Gebirge, die Valencia beherrschen, gedenkt Romanze 86 (87, 127) Herder hat sich großer Freiheit bedient, und die Stelle wesentlich gehoben. Das Bild vom Habicht deutet auf die Raubgier. — B. 19—24 lauten in der freien französischen Bearbeitung: *Qu'a-t-il dit, le terrible Campéador? il est étendu dans son lit plus foible qu'un enfant. Il n'a plus de tête et plus de voix que pour demander a voir son ami Babieça.* Auch hier hat Herder den Ausdruck bedeutend gehoben. Daß er nicht vorher, wie die spanische Romanze, seiner beiden Schwerter oder, wie die französische Bearbeitung, der *Lizonada* gedenkt, dürfte zum Vortheil der reinen einheitlichen Wirkung sein. Die spanische Romanze läßt den Eid erst seine beiden Schwerter sich bringen, die er anredet, dann erst das Roß *Babiera*, an das er gleichfalls Abschiedsworte richtet. — Die etwas breit gehaltene, von Herder ins knappe gezogene Schilderung des französischen Bearbeiters lautet: *Il vint, le noble coursier du Héros; on le fit entrer: et lorsqu'il vit les vieilles, vénérables et lamentables bannières, honteusement inclinées sur le corps de son maître, il parut sentir que les courses de la gloire étoient finies: il se tenoit l'à plus doux qu'une brebis innocente, ouvrant*

le larges yeux; et pour montrer qu'il se pénétrait de douleur, il ne disait rien. Son maître a voulu le voir, et ne peut lui rien dire — Mit dem Tode Cids bricht die französische Romanze ab. Folgte der französische Bearbeiter einer unsterblichen Romanze? In Romanze 144 (147, 193) heißt es nur, Alcar Fañez, der berühmte Schreiber, sei mit vier Zeugen bei Cids Vermählung zugegen gewesen. Interessant ist auch hier die Darstellung des Brautseins von Herder geloben worden. Diese lautet: Comme et ses filles pleurent sans parler, le brave Fañez de Minaya se consoloit de douleur en silence, et se seroit battu contre la mort. (Schwebt bei diesem Ausdruck die Sage von der Alceste vor, die Hercules dem Todesgott abrang?) Jusqu'aux bannières qui flottoient avec bruit, agitées par le vent des fenêtres, vinrent à se faire d'une noble silence de tristesse. Wie schön läßt Herder auch Wind und Fahnen zuletzt schweigen! Die französische Bearbeitung schließt: Fifres, clairons et tambours (vgl. XXXI, 37), eclatez maintenant; et laissez les cris des femmes; accompagnez l'ame du Guerrier la voila partie. Vgl. den Befehl Cids LXVI, 19 ff.

LXVIII. Nach Romanze 146 (147, 197, mit wenigen Änderungen und Verkürzungen Herders. Die „lieblichen und rothen Wangen“ des Todten hat Herder weggelassen, dagegen den „ehrwürdig-weißen Bart“, nach Romanze 150 (151, 201), hervorgehoben, während Romanze 146 diesen nur als wohl besorgt bezeichnet. — Daß der Wundenkranz Bucar Valencia hart bedrängte, ist ein passender Zusatz, während die Romanze „Bucar und sein Lumpenpoß“ (canalla) nennt. — Die „goldnen Kreuze“ auf der Ausrüstung hat Herder hinzugefügt. In „wellenförmig“ hat er aber das spanische ondata mißverstanden. — Jeronimo und Gil Diaz reiten

in der Romanze. — Die beiden Verse über Babieca, der sich seines Herrn noch einmal freut, verdanken wir dem deutschen Dichter. — Das Öffnen der Thore und die Bezeichnung des Thores als Trabethor, ein erfundener Name, sind gleichfalls ein treffender Zufall, wogegen Herder die Erwähnung des Gepäcks weggelassen. — Statt Stern des Himmels stellt in der Romanze das einfache Stern (Estrella). Die Ritter des Eid, nicht Alvar Fañez allein, ledten die hundert Mauren. — Die sechs und dreißig Mauren, welche Herder statt „aller Könige seines Heeres“; nur dreißig wurden Romanze LXIII genannt. Die Romanze hat siebzigtausend statt sechsundhunderttausend. — Die bezeichnenden Worte: „Also steigt“ auch nach dem Tode, weil San Jago ihm voranging, Eid“ fügte Herder ein, mit Beziehung auf Romanze LXIV. — Der Ausdruck „die freundlichen Begleiter“ scheint etwas mager, allein Herder läßt hier absichtlich die Rede ein wenig abfallen; aber das einfache „sie“ des Spanischen wäre besser. Die spanische Romanze schließt mit der Ankunft in Cardena.

LXIX. Der Himmel hat den Helden nach seinem Tode wunderbar geehrt; aber auch auf Erden muß ihn von den höchsten Herren königliche Ehre zu Theil werden. Bei unserer Romanze liegt die spanische 148 (149. 199) zu Grunde, deren Anfang, die Schilderung der Reise nach der Besiegung Bucars bis zur Ankunft im Kloster San Pedro de Cardena, mit Recht wegließ. Erst nach der Beschreibung der Reise heiße es dort, Jimene habe seinen Voten gesandt an die Verwandten des Eid und seine königlichen Schwiegereltern. B. 7–10 fehlen. — B. 16 ff heißen im Spanischen: „Der Eid hat noch das liebliche Antlitz, diese herrlichen Augen. Da er so wohl sich erhalt, bedarf es keiner Veränderung.“ — Statt des dreißigsten Elmedo in Valladolid

setzt Herder B. 24 das zweisilbige Osma am Duero. In der spanischen Romanze warteten Don Sancho und Garcia dort. — B. 36 setzte Herder schwarz hinzu. — B. 43 hat er die Bemerkung unterdrückt, daß beide sich verwundert den Eid so wie lebend zu schauen, und viele aus Castilien gekommen, ihn zu sehn. — B. 51—53 sind ein unnöthiger Zusatz Herders. Auch gehören ihm B. 56 und 60 f.

LXX. R. Köhler hat bemerkt, daß Herder hier nicht der Romanze 151 (152. 202), sondern einer bei Sepulveda gefundenen (jetzt bei C. Michaelis 203) folgte. Daß der Wahn des Uebermüthigen durch den Anblick der Fahne des Eid gebrochen werde, was B. 10 f als Inhalt der Romanze anzudeuten scheinen, thut sich nicht entschieden hervor, ja die Erinnerung an die Verwandtschaft, die ganz zurücktreten sollte, scheint bei weitem mehr zu wirken. Auch bewundert Sancho mehr die schöne und große Fahne des Eid, als daß ihr Anblick ihm verehrende Demuth abzwänge. Der Schluß der Romanze deutet auf einen ganz andern Mittelpunkt, darauf, daß Eid auch noch im Tode wohlthätig gewirkt. Viel treffender läßt die spanische Romanze 151 den König vor der vom Abt ihm entgegengetragenen Fahne sofort niederfallen und seine volle Verehrung der wunderbaren Größe des Helden aussprechen — B. 1—17 hat Herder die weitere Darstellung der Romanze etwas verkürzt. Der von der Romanze und von Herder genannte Sancho der Starke (*il valiente*) ist Sancho VI. (1150—1194), der Urenkel des Eid, der mit Alfonso VIII. von Castilien und den Königen von Aragon in viele Kriege verwickelt war und mehrere glückliche Einfälle in ihre Lande machte. Herder hätte jedenfalls den hier auftretenden Alfonso genauer bezeichnen und von dem Alfonso des Eid unterscheiden sollen. In der Romanze steht: „Mit dem Könige Alfonso hat er Krieg, mit

dem, der in Kastilien herrschte“. Nach „der Cid“ hat Herder weggelassen „den sich von Bucar nannte der starke Campeador“. — V. 27—32 lauten: „Er nahm die Fahne des Cid vom Altare, wo sie stand, da, wo Don Sancho stand, und hob die Fahne in die Höhe. Der König erstaunte, indem er die Fahne bewunderte, da in jener Zeit keine ähnliche Fahne sich fand, die ihr gleich, noch in ganz Spanien es eine gab. Der Mönch reichte sie dem Könige, der vor derselben sich demüthigte.“ — V. 33—49 sind nicht wesentlich verändert; doch heißt es gleich: „In ihm liegt der edle Leichnam des guten Cid, der kämpfte“, und statt V. 31 f. steht: „Aus Ehrfurcht für Cid und diese seine geehrte Fahne.“ — V. 57 heißt es „von jenem guten Cid Campeador, der sich Ruy Diaz nannte.“ — V. 59—61 sind weitläufig ausgeführt. — V. 62—67. „Zweitens lasse ich sie wegen jener geehrten Fahne und aus Ehrfurcht für seinen Leichnam, den ihr bewahret. Und hätte ich nicht diese Gründe, so wäre es recht sie zu lassen, weil ich sie.“ — V. 74 f. „Aus diesen Gründen, die ich angegeben, erfülle ich eure Bitte“. — V. 76—81. „Es befahl der König, die Beute zurückzulassen und alles, was er genommen. In San Pedro de Cardena blieb sie sehr lange Zeit, wo man große Almosen gab für den guten Cid, der hier lag.“

Wie Herder das Wunder vom Juden, der den Bart des toten Cid berührt (Romanze 150. 151. 201), übergangen hat, so hätte er auch diese Klosterlegende fahren lassen sollen. Das Gedicht würde mit Romanze LXIX treffend abgeschlossen haben, wo freilich die Angabe, daß der Cid länger als 10 Jahre unter dem Tabernakel gefessen, ehe er bestattet worden, weggelassen und der Dichter uns, ohne weitere Hindeutung auf die spätere Bestattung, in dem Augenblick entlassen mußte, wo das Tabernakel vollendet war, etwa mit Hinzufügung eines kurzen Preises des Cid als des

Erläuterungen
zu den
Deutschen Klassikern.

Vierte Abtheilung:
Erläuterungen zu Herders Werken.

23.

II. Legenden.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag
(Ernst Goppe).
1880.

Herders Legenden.

Erläutert

von

Heinrich Dünker.

Zweite, neu durchgesehene und vermehrte Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag
(Ernst Goppe).
1880.

Verlag von Ed. Wartig in Leipzig:

Vier altdeutsche Weihnachtslieder

für vierstimmigen Chor gesetzt von **Michael Praetorius**.

Zur Aufführung in Concerten, Kirchenmusiken, häuslichen Kreisen sowie zur Einzelausführung eingerichtet und als Repert.-stücke des Riedelschen Vereins

herausgegeben von **Carl Riedel**.

Partitur

Preis 15 Gr.

Stimmen dazu

Preis 15 Gr.

Inhalt: 1. Es ist ein Ros' entsprungen, 2. Dem neugeborenen Kindelein, 3. Den die Hirten lobten sehr, 4. In Bethlehem ein Kindelein.

Vorstehende Lieder, welche seit langen Jahren zum Repertoire des Riedel'schen Vereins gehören und dort wie überall wo sie bisher gesungen wurden, den ungetheiltesten Beifall ernteten, erscheinen hier in einer dem gebildeten Geschmacke der Jetztzeit entsprechenden Auswahl und Gestalt. Der Name des Herausgebers bürgt für die Gediegenheit dieser Werke, so dass sie einem jeden Musikfreunde mit Recht als wahre Perlen empfohlen werden können.

Zwölf Gesänge

für Männerchor componirt von **Carl Riedel**.

4 Hefte.

I n h a l t :

- Heft 1: Deutschland über Alles (Kinkel), Reiterlied (Lenau), Todesahnung (Kinkel) Preis 22 $\frac{1}{2}$ Gr.
Heft 2: Reiters Angriff (Schultes), Schlachtenlied I (Arnold), Abendlied nach der Schlacht (Kinkel) Preis 22 $\frac{1}{2}$ Gr.
Heft 3: Schlachtenlied II (Arnold), Waffenstillstand bei Nacht (Eichendorff), Reiterlied (Korner) Preis 1 Thlr.
Heft 4: Vorposten-Gefecht (Pechlin), Auf der Wahlstatt (Hoffmann v. F.), Husarenlied (Hoffmann v. F.) Preis 22 $\frac{1}{2}$ Gr.

Erläuterungen
zu den
Deutschen Klassikern.

Vierte Abtheilung.
Erläuterungen zu Herders Werken.
23.

II. Legenden.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag
(Ernst Goype).
1880.

Herders Legenden.

Erläutert

von

Heinrich Dünker.

Zweite, neu durchgesehene und vermehrte Auflage.

Leipzig,

Ed. Wartig's Verlag
(Ernst Goppe).

1880.

Jede Tugend blüht
An ihrem Ort und webet ihr Gewand
Vom Aether ihres Tages.

I. Die deutsche Legendendichtung vor Herder.

Unter dem Namen Legende begreift man die gesammte auf religiösem Boden erwachsende Sage, die heilige Sage (*ἱερὸς λόγος*), im Gegensatz zur Heldensage. In Deutschland trat die christliche Legende erst längst nach der Heldensage, nicht vor dem zwölften Jahrhundert, in das Bewußtsein des Volkes und dessen lebendigen Gesang. Zunächst verbreitete sie sich unter den Geistlichen, und demgemäß im Lateinischen, als der herrschenden Kirchensprache. Bereits im neunten Jahrhundert begegnen wir zwei höchst bedeutsamen Versuchen von Geistlichen, die Erzählung der Evangelien dem Volke in seiner eigenen Sprache und Dichtart nahe zu bringen, und so dem noch immer vorwaltenden Heidnischen und Rohen ein wirksames christliches Gegengewicht zu bieten. Was der altsächsische Heliand für den deutschen Norden, das wurde Otfrieds altfränkische Evangelienharmonie, freilich in geringerem Grade, für den Süden, tauchte der Dichter des erstern tiefer in die volkstümliche Anschauung und das echt epische Element, so ist Otfried mehr ein gelehrter und lehrhafter Bearbeiter, der sich an den lateinischen geistlichen Sängern und den römischen Dichtern herangebildet hat und von ihnen nachst der Bibelsprache seine Töne leiht.

Konnte letzterer wegen seiner Nüchternheit und Ungewandtheit, so wie des fremden Tones wegen nicht tief eindringen, so hatte der altfächsischer Dichter den Volkston ganz getroffen, wobei freilich das christliche Element nicht völlig zu seinem Rechte gelangen konnte. Simrock nennt den Heliand das einzige christliche Epos, das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christenthum. Wir sehen den Schauplatz in die deutschen Wälder gerückt, vor Burgen mit hochgehörnten Zinnen, die Apostel sind fächsische Reden und nicht selten bricht die hochherzige Gesinnung deutscher Helden hervor, die ruhrende Treue der Degen zu dem fürstlichen Herrn und Gebieter. Von einem Leben Christi aus dem ersten Jahrhundert haben wir nur Bruchstücke einer spätern Bearbeitung. Lyrischer Art sind die derselben Zeit angehörenden sogenannten vier Evangelien, wobei das Lied zu Grunde liegt, das der Bamberger Scholasticus Ekko 1065 auf einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe dichtete, durch das viele Zuhörer zum Mönchsstande bestimmt wurden. Sie sollen die im alten Bunde verkündete, im neuen vollendete Neuschaffung des Menschen durch die Gnade Christi darstellen und uns eindringlich mahnen, in unerschütterlichem Glauben an den Heiland auf dem Meere der Welt zur himmlischen Heimat zu steuern. Nach der Schilderung der Schöpfung und der Ausstattang des Menschen leitet der Dichter uns an den einzelnen Sternen vorüber, die zur Zeit des alten Bundes geleuchtet, bis zum Morgenstern, Johannes dem Täufer, welchem die Sonne des neuen Tages in Christus gefolgt, dessen Leben, Wunder und Tod mehr berührt, dagegen eingehend die Erfüllung aller Weissagungen und Vordenkungen des alten Bundes auf das blutige Opfer des hehren Ofterlammes hervor-

gehoben wird. Einen ähnlichen Ton schlägt das gleichfalls dieser Zeit angehörende Loblied auf Salomo an, worin jener weise König, die Königin von Saba und des Königs Dienstmannen auf Gott, die Kirche und die Geistlichkeit bezogen werden; an die biblische Erzählung schließt sich die Sage von dem Drachen an, der alle Brunnen Jerusalems austrank, bis ihn Salomo berauscht und zur Angabe des Mittels zwingt, welches den Tempelbau fordert. In den beiden ersten Theilen der Bücher Moses, deren erste Abfassung noch dem ersten Jahrhundert angehört (wie auch in dem gleichzeitigen Bruchstück einer Judith) wird die biblische Erzählung einfach wiedergegeben, wogegen im dritten Theile die Geschichten von Moses nur kurz erzählt, manche spätere Sage eingefügt, von Josua gleich auf Christus übergegangen und die mannigfaltigsten Deutungen und Beziehungen höchst gezwungen mit besonderer Neigung herangezogen werden. Eine sinnige, echt gemüthliche Auffassung weht uns in dem Leben Jesu einer Klausnerin Awa zu Göttiweih († 1127) entgegen, das nur gelegentlich auf die Vordeutungen des alten Bundes hinweist; eine jüngere Bearbeitung dieses Gedichtes mit vorangeschickter Lebensbeschreibung von Johannes dem Täufer ist die sogenannte görlitzer Evangelienharmonie. Die Behandlung des Bersames ist in allen diesen Dichtungen noch sehr regellos.

Mit dem zwölften Jahrhundert wendet sich die aus gläubigem, frommem Gemüthe fließende dichterische Behandlung auch der Thaten des Heilands, den Aposteln und allen Bekenntnissen des Christenthums zu, nicht bloß denjenigen, die zur römischen Kaiserzeit litten, sondern sämmtlichen Heiligen bis zur allernächsten Vergangenheit. Der Pfaffe Bernher dichtete

im Jahre 1172 nach einem unechten (apokryphen) Evangelium (*liber de infantia Mariae et Christi salvatoris*) in drei nur bis zur Rückkehr aus Aegypten reichenden, durch Darstellend, Auffassung, Sprache und größere Regelmäßigkeit des Verses ausgezeichneten Liedern ein Leben Marias, von dem wir nur Bruchstücke und eine etwa ein Jahrzehnt spätere, sowie eine wohl erst dem folgenden Jahrhundert angehörende Bearbeitung haben. Auch fallen in diese Zeit die ältesten Legendengedichte von Johannes dem Täufer, dem Apostel Paulus, von den heiligen Jungfrauen Veronika, Margaretha und Crescentia, dem heiligen Regidius, von einem wunderlichen Bischof Bonus, von den Heiligen Servatius, Ulrich und Beit, und selbst der im Jahre 1075 gestorbene Erzbischof Anno von Köln erhielt bereits im Anfange des zwölften Jahrhunderts sein Loblied. Alles Wunderbare fand jetzt die bereitetste Stätte, nicht allein wurden die Erzählungen der unechten Evangelien unbedenklich aufgenommen (auch das Evangelium des Nikodemus brachte man in Verse), sondern jeder sonstigen Sage, von wo sie auch kommen, wie wunderbar sie auch sich gebarden, wie deutlich auch ihre sagenhafte Bildung sein mochte, der argloseste Glaube entgegengebracht. Auch von einer an die Reihenfolge der deutschen Könige sich anlehnenden Legendensammlung haben sich Ueberbleibsel erhalten. Die meisten Geschichten der Heiligen aus der römischen Zeit drangen in die Kaiserchronik ein, deren früheste Gestalt dem zwölften Jahrhundert angehört. An welchen seltsamen Erfindungen man sich erbaute, zeigen die Geschichten von Pilatus, den man zum natürlichen Sohne eines rheinischen Königs Arus und einer Müllerstochter Phla machte, und der Bericht vom irischen

Ritter Tundalus, der in einem todahnlichen Schlummer durch Himmel und Hölle geführt wird; beide finden wir schon gegen das Ende des Jahrhunderts behandelt.

Um diese Zeit sehen wir die christliche Legende auch von ritterlichen Sängern aufgenommen, während sie bis dahin ganz in den Händen geistlicher Dichter gewesen. Heinrich von Velsede, mit dem die neue höfische Dichtung beginnt, schrieb auch einen Servatius. Hartmann von Aue, ein schwäbischer Ritter, der sich dem Kreuzzuge vom Jahre 1197 anschloß, dichtete, nachdem er sich an einem britischen Stoffe, dem Eric des Erethiens von Troies, versucht hatte, nach der Vie da pape Grégoire la Grand die Legende von Gregorius vom Stein, worin die Oedipusfage in christlichem Gewand erscheint. Gregorius, als er das unwissend begangene Verbrechen erzählt, wandert als Bettler aus, duldet jede Schmach, läßt sich endlich von einem Fischer auf einem Felsen im Meere festknien, wo er siebenzehn Jahre ohne Speise weilt, bis eine Stimme Gottes den Büsser als Nachfolger auf dem eben erledigten Papststuhle bezeichnet. Später fällt die wahrscheinlich nach einem lateinischen Buche bearbeitete schwabische Vollsage vom armen Heinrich, den Gott wunderbar von der Missethät, dem Aussatz, heilt, nachdem er auf das Opfer des armen Mädchens verzichtet, das mit seinem Blute ihn von dem schrecklichen Uebel zu befreien sich bereit erklärt hat, ja schon unter dem Messer des Arztes sich befindet. Simrod erklärt dieses Gedicht für einen Edelstein, der kaum seines Gleichen habe, und für unser bestes christliches Gedicht; die zu Grunde liegende deutliche Sage, vielleicht ursprünglich eine heidnische Opferfage, sei durch das Christenthum so glücklich umgebildet, daß die Idee vollkommen zu Tage

treue und das Wunder kein Wunder bleibe, weil es in der göttlichen Weltordnung begründet sei. Aber der Gegenstand behält immer etwas Abstoßendes, besonders in der Szene, wo das Mädchen sich allein mit dem Arzte befindet (auch ihr Schmahen, als Heinrich auf ihr Opfer verzichtet, ist etwas widerwärtig), und ein irdischer Lohn ist es, welcher dem Heinrich für seine fromme Ergebung in Gottes Willen, dem Mädchen für seine Opfertreue zu Theil wird; denn nur Letztere wird doch eigentlich belohnt, nicht echt christliche Hingabe des irdischen Lebens zur Erlangung himmlischer Seligkeit, wie auch Heinrichs Ergebung nicht aus innerster Seele quillt, sondern nur durch Mitleid mit dem geliebten Mädchen hervorgerufen wird, so daß die Triebfeder des Ganzen nicht christlicher Glaube und Duldung, sondern die Macht der Liebe ist. Daß Heinrich auf die Hingabe des Mädchens eingeht und keine Annehmung von dem Frevelmuth des Entschlusses hat, diesem das Herz ausschneiden zu lassen, wirkt doch höchst verlegend; dieser hätte für ein solch hündliches Unterfangen wohl lebenslänglich Buße üben sollen, um es recht anschaulich hervortreten zu lassen, daß der Mensch nie zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehmen dürfe, sondern gesagt das von Gott ihm gesandte Uebel ertragen müsse. Die eigentliche dichterische Einheit, welche das Ganze aus einer echt christlichen Idee sich entsalten lasse, können wir dem Gedichte bei aller Unmuth und der eben so reinlichen als gefühlten Ausführung des einzelnen unmöglich zugestehn.

Schon hier, wo die hofische Dichtung sich der Legende bemächtigt hat, vermiffen wir den Pulschlag jenes tief ergriffenen, ungezwungenen Glaubens, der die frühern Darstellungen beseelt. Die überwuchernde ritterliche und hofische Dichtung durchbrach

immer mehr die Macht gläubiger Verehrung, und so trat die Legende zur Zeit der höchsten Blüte der ritterlichen Dichtung ganz zurück, und als sie um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wieder aufgegriffen ward, da war der alte Geist einfältigen, sich ganz gefangen gebenden, im Wunderbarsten sich am behaglichsten fühlenden Glaubens geschwunden; die dichterische Kunst war zur höchsten Höhe gediehen, aber die Gewalt ureigener Glaubensglut vermochte sie nicht einzubauen. Von geringer Bedeutung sind am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts des Oesterreichers Konrad von Füssenbrunnen Kindheit Jesu nach sagenhafter, vielleicht französischer Quelle, des Genüthlichen Konrad von Heimesfurt Gedicht von unserer Frauen Hinfahrt und die Urstunde, eine trodene Erzählung von Christi Leiden, Auferstehung und Holfenfahrt nach dem schon genannten Evangelium des Nikodemus. Der Schweizer Rudolf von Ems, Dienstmann zu Montfort, ein Nachahmer Gottfrieds von Straßburg, der die Zeit der höchsten Blüte der ritterlichen Dichtung überlebte (er starb kurz nach 1250), bearbeitete in spätern Jahren, wo er bereits seine weltlichen Gedichte als ein Werk des Truges betrachtete und auf die Welt verächtlich herabblidte, die auf buddhistischer Grundlage beruhende Sage von Barlaam und Josaphat, welche den Sieg des Christenthums über die heidnische Lehre nach einer lateinischen Uebersetzung der dem Johannes von Damaskus (in der Mitte des achten Jahrhunderts) irrig zugeschriebenen griechischen Erzählung darstellt. Der Mangel an wahrer innerer Begeisterung in Behandlung dieser vom Abte von Guindo erhaltenen, zu rhetorischer Ausführung geschickten Sage läßt sich nicht verkennen. Auch ein Bischof Otto und ein anderer unbekannter

Dichter versuchten sich an diesem Stoffe. Rudolfs Eustachius (vgl. Herders Legende 25) ist uns nicht erhalten. Von einer andern gleichzeitigen dichterischen Bearbeitung dieser Legende haben wir Bruchstücke. Auch in seinem guten Gerhard, den er auf Antrieb eines Rudolf von Steinach schrieb, ist die nach sonstigen Sagen (vgl. Herders Legende 5) gedichtete Einfassung der Erzählung legendenartig: Kaiser Otto I. wird durch die Stimme Gottes gedemüthigt, der ihn auf den guten Gerhard als ein Musterbild von wahrer Milde und Güte hinweist, dessen Name im Buche des Lebens in goldener Schrift erglänze, wogegen darin des stolzen Kaisers, der den Himmel um Belohnung seiner großen Verdienste angegangen hatte, gar nicht gedacht sei. Der Baiar Rembot vom Turu schrieb auf Wunsch Otto's des Erlauchten von Baiern (1231—1253) nach französischer Quelle in Nachahmung Wolframs von Eschenbach das Leben des heiligen Georg nicht ohne Schwung und ergreifende Lebendigkeit, woneben es freilich an Schwallst und Ueberspanntheit nicht fehlt; die ängstliche Ausmalung der schrecklichsten und scheußlichsten Martern ist höchst widerwärtig. Eine der frühesten Dichtungen war des bürgerlichen Sängers Konrad, der sich von Würzburg nannte (er starb 1287), eines Nachahmers von Gottfried, Legende vom heiligen Nicolaus nach dem Lateinischen; derselbe behandelte auch nach lateinischer Quelle die Legende des heiligen Alexius, eines vornehmen römischen Junglings, der gleich nach der Hochzeit seine Frau verläßt und ein Leben voll der härtesten und schwachvollsten Entbehrungen fuhr. Ueber diese sehr beliebte, mehrfach bearbeitete Sage vgl. Goethes Brief aus Münster vom 11. November 1779 in den Briefen aus der Schweiz. Auch

dichtete er die Sage vom heiligen Papst Silvester, der Kaiser Konstantin zum Christenthum bekehrte (vgl. Herders Legende 17), und die für zwei baseler Bürger in deutsche Verse gebrachte Legende des heiligen Pantaleon. Gleichzeitig mit letzterm bearbeitete ein unbekannter hessischer Dichter, gleichfalls in Nachahmung Gottfrieds, die *Vita sanctae Elisabethae* des Dominikaners Dietrich von Upolba; derselbe dichtete auch eine Geschichte der Erlösung. Der Bruder und deutsche Ordensritter Hugo von Langenstein aus Schwaben fuhrte im Jahre 1293 elf von den zwanzig Martern der heiligen Martina in einem über 30000 Verse umfassenden Gedichte aus, worin er die einfache von Rom mitgebrachte Legende durch weitläufige Schilderungen, Ausschmückungen, Allegorien und Lehren aller Art aufzustufen suchte. Wackernagel nennt den Dichter der überlangen Legende verworren und verwildert in Sprache und Vers, geschmacklos bis zur Freude am Häßlichen, voll Entlehnungen aus Reinbot und Konrad. In dieselbe Zeit gehört das aus mehr als hunderttausend Versen bestehende *Passional* eines unbekannten geistlichen Dichters, dessen Sprache auf das nordwestliche Deutschland hinweist. Das Ganze zerfällt in drei Bücher, von denen das erste von Jesu und Maria, das zweite von den Aposteln und in einem Anhang vom heiligen Michael, von Johannes dem Täufer und Maria Magdalena handelt, das dritte die Legenden von 75 Heiligen nach der Folge des Kirchenjahres vom Dezember (dem 6. Nicolaus) bis Ende November (den 25. Katharina) umfaßt. Beim Leben Marias und bei der Kindheit Jesu hat der Dichter ein lateinisches Reimgedicht, bei den Legenden Marias ein dem zwölften Jahrhundert angehörendes lateinisches Werk benutzt. Im zweiten Buche folgt er außer

der Bibel den sagenhaften *Acta apostolorum*, den Kirchenvätern und manchen andern, auch deutschen Quellen, ja selbst mündlichen Berichten. Zum dritten Buche benutzte er außer einer umfassenden Lebensbeschreibung der Heiligen, die auch der genuesische Erzbischof Jakob von Vira (de Viragine oder Viragine), der 1298 starb, bei seiner später als *legenda aurea* oder *historia Lombardica* bezeichneten lateinischen Legendensammlung zu Grunde legte, viele einzelne Quellen. Daß er nicht ohne „großes Umsuchen“ die drei Bücher vollbracht und, so viel er gekonnt, der rechten Wahrheit sehr nachgeforscht habe, sagt er selbst in der „Nachrede“ des letzten. Von demselben Dichter ist uns handschriftlich noch ein Leben der Altväter in 30000 Versen erhalten, nach den zehn Büchern der das Leben der Einsiedler darstellenden sogenannten *Vitae patrum* *) Auch einzelne Legenden, wie die von den Siebenschlafnern, scheinen ihm anzugehören. Ein Marienleben dichtete der Karthausbruder Philipp. Prosaische Predigtmärlein zur Veranschaulichung der vorgetragenen Lehren finden sich schon jetzt

Auch im vierzehnten Jahrhundert verstummte die Legendendichtung nicht, aber sie schleppte sich nur im gewohnten Schritte ohne besondere dichterische Kraft und glänzende Begeisterung fort. Das Leben des Heilands behandelte ein Bruder Johann von Frankenstein in Polen in einem von Christus als erstem Kreuzträger der Kreuziger (*cruciger*) überschriebenen Gedichte. Marienleben reimten Master von Rheman und der Schweizer

*) *De vita et verbis sanctorum*, deren von dem Jesuiten Hieribert Stossmayr besorgte große Ausgabe (1815) für Herder eine Hauptquelle war. Vgl. G. Wone „Nach der Altväter oder Bilder und Sprüche aus dem Leben der Einsiedler“ (Maderborn 1863).

Wernher, des Konrad von Heimesfurt Gedicht von unserer Frauen Hinfahrt wurde neu bearbeitet. Aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts besitzen wir eine Darstellung des Lebens und der Wunder der heiligen Elisabeth in sieben Büchern von mehr als 11000 Versen. Herzog Lothar von Braunschweig, der 1331—1334 Hochmeister des deutschen Ordens war, schrieb das Leben der heiligen Barbara in deutschen Versen. Auch die heiligen Frauen Marina, Susanna und Ursula, sowie die heiligen Dreikönige wurden dichterisch behandelt. Mehr als je betrieb man das Legendenbichten handwerksmäßig, es galt für ein gutes Werk, wozu es weiter keines innern Antriebes bedurfte; aber diese gutgemeinten Versuche fanden auch keine weite Verbreitung. Ein prosaisches Buch von der Heiligen Leben ließ Hermann von Friklar von 1343—1349 von einem andern schreiben; es war „zusammengesessen aus vielen andern Büchern und aus vielen Predigten und aus vielen Liedern“; derselbe meldet, daß noch zu seiner Zeit die Blinden auf den Straßen das Leben und die Zeichen des heiligen Nicolaus sangen. Die erbaulichen Predigtmärlein, zu denen man jetzt auch die Legenden verwandte, wurden immer beliebter. Dem vierzehnten Jahrhundert gehört auch wohl das vielverbreitete Leben der Heiligen nach Jakob von Burg an, welches seit 1471 als Winter- und Sommertheil mehrfach aufgelegt ward, ebenso das Leben der heiligen Altväter nach den *Vitae patrum*. Daneben erhesten sich auch lateinische Legendenbücher fort, wie des Karmeliter's Johann von Hildesheim, der 1315 starb, *Historia trium regum*.

Noch im fünfzehnten Jahrhundert erhielt sich die Legenden-

dichtung; so finden wir die Heiligen Alexius, Barbara, Dorothea, die Dreikönige, Elisabeth, Eustachius, Georg, Hieronymus, Katharina, Margaretha und Veronika, zum Theil mehrfach, von bekannten und unbekannten Dichtern behandelt. Eine gereimte Passion dichtete der Stadtschreiber Johann Rothe aus Eisenach, der 1434 als Domherr daselbst starb. Von ihm haben wir auch ein Leben der heiligen Elisabeth. Höhern dichterischen Werth hat des Kunz Rütener Legende von den Jakobsbrüdern. Die Beliebtheit der Legende und der Werth, den man ihr beilegte, ergibt sich besonders daraus, daß die Buchdruckerkunst gleich in der ersten Zeit sich auf Legendenbücher warf, die, wie auch mystische und asketische Schriften, dem Gange der Zeit entsprachen. Alle Zeiten der Heiligen und der Mutter Gottes und ihrer wunderthatigen Bilder hatten ihre eigenen prosaischen Legendenbücher. Nur wenige Spuren der Legende bietet das sechzehnte Jahrhundert; sie sind meist im Liederton, häufig haben wir nur neue Drude älterer Gedichte. Der Protestantismus verdrängte die Heiligenlegende mit dem Heiligendienste. Hans Sachs hat sich ausnahmsweise der Legende zur moralischen Einleitung als Eckwand bedient (mehrfach tritt der Heiland mit St. Peter auf, wie im St. Peter mit der Geiß), häufiger hat er sie dramatisch behandelt. Im Drama, in den geistlichen Spielen, besonders in den Jesuitenkomödien hat sich die heilige Sage am längsten dichterisch erhalten. Sonst fristete die Geschichte der Heiligen fast nur noch in prosaischen Darstellungen ihr Leben, oft mit abgeschmackten Thaten und langweiligen Lehren verschüttet, wie es in den weitverbreiteten Legenden der Heiligen des Kapuzinerpaters Martin von Cochem geschah, neben welchen

die deutschen Uebersetzungen des Lebens der Heiligen des Spaniers Ribadeneira, die gelehrten Werke von Surius und die von dem Jesuiten Johann von Bolland 1643 begonnenen, von dem nach ihm benannten Bollandisten mit längerer Unterbrechung fortgesetzten gelehrten und weitschweifigen massenhaften Folianten der Acta sanctorum hergingen.

II. Herders Legenden.*)

Herder, welcher überall den Geist der Völker und Zeiten zu erfassen sich gedrungen fühlte, mußte auch von der eigenthümlichen Bedeutung der neuern Legende um so lebhafter angezogen werden, als dieselbe für die Entwicklung des christlichen Lebens von höchster Wichtigkeit gewesen. Aber in die 1778 und 1779 herausgegebene Sammlung Volkslieder der ganzen bewohnten Erde gestattete er der christlichen Legende keinen Eingang. Später seßelte ihn dauernd die griechische Anthologie, aus welcher er viele Gedichte übertrug; nicht weniger wandte er sich der römischen und morgenländischen Dichtung zu; auch die ältere deutsche Literatur hatte er schon früher in den Kreis seiner Betrachtung gezogen, und sie sprach ihn immer von neuem an, wo er denn die verrufene Legende eben so wenig als aus theologischem Gebiete außer Acht lassen konnte. Daß er schon im Jahre 1780 die Legende St. Franziskus und die Grille bearbeitet hatte, zeigt ein Brief an J. G. Müller. Im Januarheft von Wielands „Deutschem Merkur“ 1782 findet sich unter der Chiffre J. seine Legende von Jo-

*) Vgl. jetzt Tobien „Herder als Gründer der Legendenbildung“, Programm von Lubenscheid (1864).

Iannes und dem Jager *) Die Briefe das Studium der Theologie betreffend (1780 und 1781) gedenken der Legende nicht, obgleich er dort auf die dichterische Ausschmückung der Erzählung der Evangelisten zu sprechen kommt, gegen die er sich entschieden erklärt, da dem Christenthum unendlich an der einfachen thatsächlichen Wahrheit, diesem unerschütterlichen Boden seines Daseins, gelegen sei. „Die Absicht und die Einfachheit des Christenthums erträgt nicht, daß seine Geschichte das Fabelhafte, wenn auch aufs beste gemeinter Dichtungen werde.“ Wer ihm ein Evangelium Christi zum Roman mache, bemerkt er, habe sein Herz verwundet, hätte er es auch mit dem schönsten Roman von der Welt gethan. „Mein Auge reicht nicht so weit, den Triumphirenden Stern nach Stern vorbeiziehen zu sehn, wie ihn der alte Otfried und Scultetus schildern, und so schlage ichs lieber zur Erde, wie mit die Himmelsboten sagten.“ Bereits 1767 hatte er es Klopstock vorgeworfen, daß sein Messias nicht so menschlich wie in den Erzählungen des neuen Testaments erscheine. Einige Szenen aus dem Leben des Heilands hatte er freilich selbst früher in Cantaten- oder Liederform dargestellt.

Als er im Jahre 1785 die erste Sammlung der zerstreuten Blätter herausgab, begann er dieselbe mit einer großen Anzahl übertragener Epigramme aus der Anthologie und einer deren Bedeutung in das Licht setzenden Abhandlung; dieselbe Sammlung brachte noch eine Reihe sinnbildlicher, auf den alten griechischen Mythos gebauter Dichtungen (Paramythien). Zwei Jahre später gab er in der dritten Sammlung unter dem Titel

*) Wir geben diese unten am Schlusse.

Blätter der Vorzeit a) oder Fabeln aus der Sage oder Geschichte der Morgenländer, von der Herder vom Jahre 1761 hatte einige davon als jüdische Fabeln und Fabeln mitgetheilt. „Niemand vermische diese Fabeln mit den Erzählungen der Bibel“, schreibt er. „Sie sind völlige Apokryphen, entweder alte Sagen mehrerer morgenländischen Völker oder wenigstens aus Samenkörnern dieser Art entsprossene Gewächse. In ihrer Ausbildung gehören die meisten nur völlig zu; wenige nur sind, wie sie da stehen, ganz in der Tradition gegeben. Alle andern aber müssen sich ebenfalls, wie jeder Belesene es wissen wird, auf Sagen, und je mehr sie sich auf solche stützen, je echter sie den Geist des Morgenlandes, der in solchen herrscht, auch in dieser Nachbildung hauchen, desto mehr erreichen sie ihre Wirkung. Man hört in ihnen sodann ein fortgesetztes Märchen seiner Kindheit: die Fabel schlingt sich an das, was man von Jugend auf lernte, indem sie den Schatten und Umriss berühmter Gegenden und Namen gleichsam nur ausmalet.“ So hielt er also bei den Erzählungen des alten Bundes das für völlig unbedenklich, was ihm bei den Evangelisten, wo alles gerade auf die tatsächliche Wahrheit ankomme, Entweihung schien. Erst 1792 erschien die vierte Sammlung der zerstreuten Blätter. Sie gab zunächst unter dem Titel Rosenthal eine große Anzahl Lehrsprüche aus dem Blumengarten des persischen Dichters Saadi und ähnlichen Werken; nicht als eigentliche Kunstwerke wollte er diese schönen „Kinder der Phantasie und des Verstandes“ verpflanzt haben, vielmehr sollten sie als treffliche Sittensprüche angenommen werden. Auch Indien mußte zu derselben Sammlung beisteuern; denn er theilte hier die Sprüche

einiger Bramanen und seine Betrachtungen über das indische Drama Sakontala mit, wovon G. Forster eben eine Deutsche Uebersetzung geliefert hatte. Die fünfte Sammlung (1793) ward mit Parabeln und Gesprächen des „alten, geliebten“ Johann Valentin Andrea eröffnet, wovon Herder schon früher (1779) einzelnes übersetzt geboten hatte. Bei dem, was jetzt die Seelen so vieler Menschen beschäftigt, äußerte er, habe er geglaubt, nicht nach Ergeßlichkeiten des Witzes und der Einbildungskraft suchen zu müssen, sondern nach etwas, das dem Gemuth Belehrung und Stärke verleihe. Nach den Mittheilungen aus Andrea gab er Briefe zum Andenken an einige ältere deutsche Dichter, denen in der letzten Sammlung vielleicht Briefe über einige ältere deutsche Prosaisten folgen sollten. „Der Kern alter Redlichkeit, Niederkheit und Treue ist in unsern Vorfahren“, bemerkte er, „ob sie gleich in altern und neueren Zeiten durch das Schaumgold mehrerer Ausländer, eben ihres guten Glaubens wegen, oft verführt und fast immer betrogen wurden. Mich dünkt, ich sehe eine Zeit kommen, da wir zu unserer Sprache, zu den Verdiensten, Grundjahren und Endzwecken unserer Vater ernster zurückkehren, mithin auch unser altes Gold schätzen lernen.“ Die Briefe über unsere ältern deutschen Dichter beginnen mit Otfried und dem schon in den Volksliedern mitgetheilten Ludwigslied; in letzterm findet er Charakter, deutsche Brust, deutschen Muth, deutsche Treue, eine Anhänglichkeit an die Regenten, wie sie zu allen Zeiten der deutschen Natur und auch ihrer Dichtung eigen gewesen. Von dem Lobgesange auf den heiligen Anno, diesem „vindarischen Loblied“, macht er ausführliche Mittheilung. „Was sagen Sie zu dem Gedichte?“ fragt er. „Zu seiner Kom-

position, zu seiner Würde, zu seinem Umfange, zur Zusammenleitung seiner Theile, zu seiner moralischen Schönheit, endlich zur Blume seines Vortrages? Hätte jeder Heilige einen solchen Lobreder, jedes Kloster einen solchen Dichter gezogen, wie reich wären wir! wie gern wollten wir diese Heiligen ehren! — Das Gedicht ist wie eine ungeheure gothische Kirche, im schönsten Stil dieses Geschmacks.* Die folgenden Briefe handeln von den Minnesingern, Heinke dem Fuchs, einer der ersten Compositionen, die er in irgend einer neuern Sprache lenne, und die bald in einer neuen Gestalt (in Goethes Bearbeitung) gewiß zum zweitenmal ein klassisches Werk unseres Volkes sein werde, weiter von den Spruch- und Fabeldichtern, von den Bräuen und Priamelu der Meisterjänger, von Hans Sachs, „der Meisterjänger Meister“, Luther, Andrea und Weckherlin. Der Cäcilia überschriebene Aufsatz geht von der Stelle der Legende aus, durch deren Mißdeutung jene Heilige zur Schutzheiligen der Musik geworden sei. Die sechste und letzte Sammlung (1797), die Herder mit einigen Gedichten der durch die Wahrheit ihrer reinen, hohen Empfindung ihn anziehenden römischen Dichterin Faustina Zappi eröffnet, schließt mit der Abhandlung über die Legende und 21 von ihm bearbeiteten Gedichten dieser Art *) In dem Vorbericht gibt er die Bemerkungen, welche sich mit einer geringen am Anfang gebotenen Veränderung als Vorerinnerung des Verfassers in den

*) Im Jahre 1796 hatte er in der siebenten Sammlung der Briefe zur Beförderung der Humanität 24) bemerkt: „Wenn Vornehme dergleichen (inunderbare) Erzählungen in ihre Chroniken aufnahmen und ihre Legenden selbst darnach schrieben, so thaten sie es nicht immer aus Lust zu betrügen. Es war Geschmack und sogar Kreis des Wissens, Derart der Zeit.“

Werken finden. Schon am 26. Dezember 1796 schrieb er an Gleim: „Zu den zerstreuten Blättern kommen Legenden, für die Ihr mich als einen Kirchenvater verehren sollt“; er bezeichnet sie als christliche Märchen. Es waren die ersten Versuche dieser Art seit der Reformation.*) Den 10 Februar 1797 gingen die ersten gedruckten Bogen der Legenden an Gleim ab. „Die besten Legenden kommen noch nach“, bemerkte Herder; „die lustigen habe ich auf ein andermal gespart.“ Also auch an solchen fehlte es ihm nicht; nur eine davon hat er später gegeben. Daß auch schon J. G. Jacobi einmal die Absicht gehabt, Legenden zu dichten, meldet Gleim, dem Herders Witten am 19 März das vollständige Exemplar der letzten Sammlung der zerstreuten Blätter gesandt hatte.

Zu Weimar scheinen die Legenden Aufsehen gemacht zu haben. Herders Witten schreibt am 6. Mai 1805 dem Rutheransgeber der Werke, J. G. Müller: „Schiller fragte den Vater (Herder): „Woher nehmen Sie den Stoff zu Ihren Legenden?“ Der Vater antwortete: „Aus der Geschichte und den Sagen. Hier ist eine reiche und noch ungebrauchte Fundgrube.“ Geist- und seelenvolle Menschen haben seine Legenden mit unendlichem Interesse aufgenommen; mehrere haben ihm nach versucht, aber den geistigen Sinn des Wunderbaren verfehlt. Selbst Schiller hat einen ganz verkehrten Begriff davon; er sagt, das Wunderbare müsse unzusammenhängend mit der Person und der Gegenwart sein. Der Vater hingegen sagt gerade das Gegentheil:

*) Wielands Sigt und Märchen oder der Monch und die Nonne auf dem Müdelstein (1775) in zwei Gefängen kann ebensowenig zu den christlichen Legenden gerechnet werden als des heiligen Blasius Jugendgeschichte und 3 Stollen in Alexandrinern (1784) von Karl Arnold Schmidt.

das Wunder muß zusammenhängend mit unsern inneren Gedanken, Wünschen und Beschäftigungen sein; es ist gleichsam eine geistige Sanktion, Hülfe und Aufmunterung dessen, was wir jetzt in diesem Augenblicke bedürfen, oder es ist ein heiliges Siegel auf unsere Handlung und den Glauben ans Gute, das als die Frucht unserer Tugend unerwartet hervorspringt." Hiermit vergleiche man die hieraus zum Theil Licht gewinnende Aeußerung derselben in den Erinnerungen: „Diese Epopöen im Kleinen thaten unserm Herzen wohl, und erheiterten uns manche Stunde voll Trud und Trübsinn. Auch bei andern unparteiischen und gefühlvollen Lesern machten sie den gleichen Eindruck. In Weimar wurde bei Anlaß dieser Legenden über Wunder viel hin und her geredet. Gewisse Männer, die uns bisweilen besuchten, stellten den krassesten, mißgestalteten Begriff davon auf: ein Wunder müsse ohne allen Zusammenhang mit der Gegenwart und dem Natürlichen sich ereignen; je weniger es Bezug auf den Menschen, dem es begegne, habe, je fremder und heterogener es alle dem sei, was jetzt da ist, desto vollendeter sei es ein Wunder. Es schmerzte Herder, eine solche Sache so schief gestellt, so mißverstanden zu sehn.“ Auf Veranlassung der herderschen Legenden scheint Goethe die in der Weise von Hans Sachs bearbeitete schwankartige Legende von St. Peter und dem Hufeisen im Mai oder Juni 1797 gedichtet oder zur Mittheilung in dem schillerschen Musenalmanach auf das nächste Jahr hervorgesucht zu haben. Seine Braut von Korinth wurde in demselben Jahrgange des Musenalmanachs als indische Legende bezeichnet. A. W. Schlegel dachte Herder durch die Legende der heilige Lukas zu überbieten. Herder gab später außer jenen 21 Legenden und der am

Schlusse der Vorerinnerung noch: daß Teufelchen mit dem verbrannten Daum, Tödten und Lebendigmachen, Freundschaft nach dem Tode, die wiedergefundenen Söhne, die wiedergefundene Tochter und Cäcilia, die meist in der Adrastea erschienen. Herders Gattin bemerkt, er habe den Stoff dazu 1801 in einem bayerischen Dorf in einem alten Legendenbuch*) gefunden; denn kaum dürfte sich diese Aeußerung auf die zuletzt angeführte Freundschaft nach dem Tode allein beziehen.***) In der ersten Ausgabe der Werke wurden die spätern Legenden der Sammlung eingefügt; nur blieb die Legende die Rosen am Ende der Vorerinnerung stehn und Cäcilia in ihrem ursprünglichen Zusammenhang in der aus der Adrastea genommenen Abhandlung über Händel. Herders unmittelbarer Nachfolger ward der Prediger L. Theobul Rosgarten auf Rügen, der sich in den verschiedensten Arten der Lyrik, Oden, Idyllen und Liebesgefangen, versuchte und das Schöne nur als anmuthige Erscheinung des Guten betrachtete. Schon 1804 erschienen von ihm zwei Bände Legenden. Später ging die Legende mit der gesammten Sagedichtung ihre eigenen Wege.***)

*) Von Pater Kochem oder von Ribadeneira? Die deutsche Uebersetzung des letztern war in Baiern erschienen.

**) Sie nennt außer dieser beispieelsweise nur die wiedergefundenen Söhne und die wiedergefundene Tochter. Alle drei Stoffe konnte Herder auch in den früher von ihm benutzten Quellen finden; sie hatten sich ihm aber damals wohl nicht so lebhaft aufgedrungen.

***) Erst in der dritten Ausgabe der Werke erschienen Goethes schon in den siebziger Jahren gedichtete Spottverse auf die gemeine Vorstellung von der ewigen Seligkeit, die er launig Legende überschrieb. Noch später fällt das Mittelstück seines Paria, das, weil es die zu Grunde liegende indische Sage enthält, als Legende bezeichnet ward.

Eine Hauptquelle Herders bildeten die *Vitae patrum* und die *legenda aurea*; daneben wurden die bis zum 53. Bande (14. Oktober) gediehenen *Acta Sanctorum* der Bollandisten und die Kirchengeschichte von Eusebius, vielleicht auch anderes benutzt, einzelne Legenden scheinen auf eigener Erfindung zu beruhen. Wenige der überlieferten Sagen hat Herder so gelassen, wie er sie vorfand; manchen hat er eine durchaus andere Wendung und Beziehung gegeben, oft sie in ihr gerades Gegentheil verkehrt, bei einigen bloß einen Zug herausgegriffen, auch wohl einen unbedeutenden Keim zu entwickelter Gestalt ausgebildet. Seine Gattin bemerkt: „Er hat die Legenden aus alten, vergessenen Büchern genommen, was aber in diesen oft kraß und greß, voll Märchen und Mönchsabsichten, ohne allen Zweck und Zusammenhang, ja oft das menschliche Dasein trübend und zerstörend in der Erzählung hingestellt wird, das ward unter Herders Bearbeitung rein menschlich, geistig, ein ebenso rührendes als erhebendes Beispiel von Vorsicht, Tugend und Gottergebung.“ Herder selbst sagt, er habe seine Legenden, die er als Erzählungen bezeichnet, dem lehrenden *Idyll* näher bringen wollen. Unter dem Namen *Idyll*, der eigentlich ein Bildchen, und demnachst jedes kleine zierliche Gedicht bezeichnet, verstand Herder, wie er später in der *Abrastea* bemerkt, „Darstellung oder Erzählung einer menschlichen Lebensweise ihrem Stande der Natur gemäß, mit Erhebung derselben zu einem Ideal von Glück und Unglück.“ Hiermit trat er der gewöhnlichen Begrenzung des Begriffes der *Idylle* entgegen. Schon Schiller hatte den Namen der *Idylle* in weiterm Sinne gefaßt, indem er *Elegie* und *Idylle* als Unterarten der elegischen Dichtung bezeichnete, welche die Natur der Kunst und das Ideal

der Wirklichkeit so entgegenstelle, daß die Darstellung des ernsten überwiege und das Wohlgefallen daran herrschende Empfindung werde. In der Elegie sind nach ihm Natur und Ideal ein Gegenstand der Trauer, da jene als verloren, dieses als unerreicht dargestellt wird; in der Idylle erscheinen sie als ein Gegenstand der Freude, indem sie als wirklich hervortreten, da sie uns die unschuldige und glückliche Menschheit, den Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und von außen, vorstellt. Herder bemerkt, das idyllische Glück ruhe nicht allein am Hirten-, Fischer- und Jägerstande, sondern in jedem Stande. in allen Lagen des Lebens, wenn sie nicht wider die Natur seien, könne unser Verstand, aus unserm Herzen sprossend, sich durch Kunst dieses Lebensidyll schaffen; „Geist und Herz, Liebe, Großmuth, Fleiß, Tapferkeit, Sanftmuth schaffen sich ein Arkadien in ihrer Welt, in ihrem Stande, es ordnend, gemessend, gebrauchend. / Groß und neu wird hiermit das Gebiet des Idylls. Jeder Stand gibt ihm neue Situationen, neue Farben, einen neuen Ausdruck. Von der äsopischen Fabel an (wie manche Erzählung unter ihnen ist rein idyllenartig') durch Erzählungen, Lieder, Märchen, Romane, Legenden u. f. bis zum Drama, der Oper, dem Epos hinan erstreckt sich dies Gebiet; in allen diesen Gattungen haben wir die schönsten Idyllen-izenen. Je näher unserer Lebensweise, desto näher treten sie an unser Herz! „Hier ist Arkadien, vor dir, um dich, es sei nur in dir!“ — Ja laßt uns den Idyllentraum verfolgen; im Anblick dieser reinen Gestalten lernen wir Kletten abschütteln, die uns sonst widrig anhängen, und die kleinen Dämonen verjagen, die mehr als große Unfälle gewöhnlich uns beunruhigen, nicken und lächeln.“

darüber gar nicht andeutet: horten wir ihn ja eben in einem Briefe an Gleim die „lustigen“ Legenden für ein andermal sich aufsparen. Freilich kann der Name Legende an sich jeder aus der Geschichte des Heilands, Marias, der Apostel oder der Heiligen genommenen Dichtung, selbst in dramatischer Form, zugetheilt werden, und man versteht neuerdings darunter jede derartige kleinere Erzählung, aber Herder wollte doch eine besondere, bestimmt begrenzte Dichtart daraus bilden. Lustige, eine Lehre mit eindringlicher Einsicht aussprechende Geschichten, und bezögen sie sich auch auf die bedeutendsten Heiligen, lassen sich zu einer solchen nicht ziehen, noch weniger, solche Darstellungen, welche eine Verirrung des Mönchthums als Warnung uns vorhalten. Gerade die Tugenden, welche reiner Andacht entsprossen, wollte Herder in seinen Legenden zur Erweckung andächtiger Verehrung lebendig schildern; aber von diesem in der Abhandlung festgehaltenen und durchaus anzuerkennenden Grundsatz ist er bei einer großen Anzahl seiner wirklichen Legenden abgewichen, und hat manche geliefert, die freilich in Beziehung zum Mönchthume oder zur christlichen Anschauung stehen, aber nichts weniger als reine Erbauung in der Seele wecken.

Der charakteristische Zug der herderschen Legende ist das Lehrhafte. Seine Legenden sollen Beispiele zu einer Lehre sein. Häufig spricht der Dichter den allgemeinen Satz am Anfange oder am Ende aus, seltener begnügt er sich mit der Erzählung allein. Zuweilen beginnt und schließt die Legende mit allgemeinen Sätzen, so daß sie in den Predigtton übergeht; diesen Charakter derselben liebte Herder ganz besonders, wobei ihm wohl der Gedanke vorlief, daß Legenden zur öffentlichen

wie zur häuslichen Erbauung vorgelesen wurden. Daher erlaubt er sich auch wohl eine weitere Nuphanwendung oder sonstige Beziehung, wodurch die einheitliche Abrundung verloren geht, war es ihm ja zunächst darum zu thun, die Legende nupbar zu machen und sie als eindringliche Mahnung zu verwenden. Doch fehlt es auch unter seinen Legenden nicht an wirklich gelungenen, treffend in sich abgerundeten, welche den lehrhaften Ton nicht über Gebühr vorkehren, sondern die Lehre aus der Darstellung selbst uns entgegentreten lassen, wie Legende 2. 10. 18. 24. 26; in andern ist die Lehre durchaus nicht störend, sondern erwächst einfach aus der Erzählung, wie Legende 3. 5. 25. 27; bei andern kann die Lehre völlig wegfallen, ohne die Selbstständigkeit des Gedichtes zu verletzen. Von ganz eigenthümlicher Art ist die treffende Legende Christenfreude. Sehen wir von der eigentlichen festen Begrenzung des Charakters der Legende ab, so verdienen auch andere Legenden, wie 9. 11. 12. 15, besondere Auszeichnung, weil sie den zu streng lehrhaften Ton vermeiden.

Freilich den Duft dichterischen Schwunges darf man in den herderschen Legenden nicht suchen. Wenn dieser im allgemeinen der Ansicht war, die Dichtung bedürfe des Schmuckes viel weniger als Prosa, ihr wahrer Schmuck sei „hohe Einfachheit und eine äußerst wahre, tief eingreifende Bildung der Gedanken d. i. Dichtung“, wenn er überhaupt in allen seinen Dichtungen dem Schmucke des Ausdrucks entsagt, nur zuweilen ein wirkames Bild oder eine dichterische Uebertragung sich gestattet, so schien ihm eine solche Enthaltensamkeit, und mit vollem Rechte, besonders bei der Legende geboten, da die Gestalten der Heiligen mit Zügen so edler Einfachheit, so reiner Würde und Schön-

seht auftreten, daß sie durch fremden Schmuck nicht bühnend zu reizen brauchen. Den schlichten, einfach treffenden, knapp sich anschmiegenden, möglichst wenig vom geraden Weg abgehenden Ausdruck hielt er hier allein für passend. Den Reim schloß er völlig aus. Zum Versmaß wählte er den fünf Fußigen Trochäus mit seinem würdigen Ernste oder den der gewöhnlichen Rede nähern funf Fußigen jambischen Vers. Nur in der spätern Legende *Cacilia* wich er hiervon ab, indem er kleinere jambische Verse gebrauchte, von denen neun eine Strophe bilden und die beiden vorletzten auf einander reimen, und in der Legende die *Turteltaube* fugte er das Lied der Taube in kleinen daktylisch-trochäischen Versen ein. Strophisch ist auch der Gesang der Muse in der Legende die *Fremdlinge*. Ganz abweichend von allen übrigen Legenden sind die wiedergefundenen *Söhne* in Strophen von sieben vier Fußigen trochäischen Versen geschrieben, von denen der zweite, vierte und siebente männlich, die übrigen weiblich schließen. Freilich ist der dichterische Werth dieser Legenden hiernach nicht sehr bedeutend, aber Herders feiner Sinn tritt auch in ihnen wohlthuend hervor. Wenn Göpinger behauptet, die Darstellung habe etwas höchst Unbehagliches, sie sei durchaus modern und wolle doch antik oder romantisch sein, sie sei durchaus verständig und dozierend, und wolle doch gläubig und kindlich sein, so ist dieser Tadel ein ganz unbefugter. Herder wollte die Legenden unserer Zeit nahe bringen und sie deshalb in einem für diese berechneten Tone darstellen: er suchte nicht durch süßliche Sprache und innige Kindlichkeit des Ausdrucks zu bezaubern, sondern wollte auf den gesunden Sinn durch einfache Erzählung jener frommen Dichtungen wirken, denen er nicht

erst Innigkeit und Gemüthlichkeit zu leihen brauchte, da sie aus tief ergriffenem Gefühl geflossen. Die alte Sage rollt er vor unsern Augen auf, indem er sie in ihren Hauptzügen schildert, er übergeht weniger wirksame Nebenumstände, setzt nach Gebühr ins Licht oder in Schatten, ja erlaubt sich auch zu seinem Zwecke einzelne Veränderungen, um einer weniger gläubigen und kindlichen Zeit keinen Anstoß zu geben und die innere Bedeutung mehr hervortreten zu lassen. Nicht den Kindern und einem kindlichen Sinne, sondern dem Volke einer aufgeklärten Zeit hat er die Legenden geschrieben, um sie auf diese längst vergessenen Beispiele hinzuweisen, damit ihm die Größe jener ganz verlorenen Tugenden vor Augen trete, und diese erneut würdige, klar verstandige Darstellung wirkt eindringlicher als das Hinüberspielen in die durch die Einbildungskraft aufgeregte Gemüthswelt vermöchte. Herder stellt nicht als begeisteter Sänger dar, sondern als ernst würdiger Lehrer, der auf diese erhabenen Beispiele mahnend hindeutet. Ihn leitete die Ueberzeugung, daß diese schmucklosen, von jeder Gefühlschwärmerei und jedem Schwunge der Einbildungskraft freien Erzählungen, wenn auch nicht in der von solchen Dichtungen abgewandten Gegenwart, doch in der Zukunft zu wirken, zu erheben und zu trösten gar wohl geeignet seien. Wenn er nicht, wie in seinen morgenländischen Dichtungen, auf jede Versform verzichtete, so that er dies, um der ganz schmucklosen Darstellung in diesem gemessenen Schritte ein gewisses Gegengewicht zu geben, und sie, da er auch das rhetorische Pathos vermeiden wollte, wenigstens eine Stufe über die gewöhnliche Rede zu rücken. Wie in jenen, so versucht er auch hier mit vieler Freiheit, im Bestreben den Geist jener glaubens- und ent-

fügungsmäßen Zeit möglichst rein und wirksam hervortreten zu lassen. Hat man sich bisher von diesen Gedichten, ohne ihnen irgend eine genauere Betrachtung zuzuwenden, mit vornehmer Wegwerfung abgewendet, so ist es endlich Zeit auch der herderischen Legendendichtung einmal gerecht zu werden, die bei einzelнем Verfehlten, doch auch manche schöne Blüten getrieben hat. Besonders möchte ihre Würdigung für den deutschen Unterricht unserer höhern Schulen einen sehr reichen Übungsstoff bieten. Möge man diesen ersten mühevollen Versuch auf einem bisher noch ganz unbebauten Felde nachsichtsvoll aufnehmen! Seit der ersten Ausgabe ist dafür kaum etwas der Erwähnung Werthes geleistet worden.

III. Erklärung.

1. Die Führerin.

In diesem Einleitungsgedichte, bei dessen Einkleidung wohl Goethe's Zueignung vor-schwebt, wo die Wahrheit ihren Schleier der Dichtung leiht, werden der Stoff der Legendendichtung und der Lohn, welcher ihres Dichters harret, sinnbildlich bezeichnet. Die Muse, welcher er sich widmet, ist die christliche Grazie, die überirdische, den Geist bejeligende, von Geduld, Liebe und Hoffnung ganz erfüllte Andacht, die hier Carità genannt wird.*) Unter dem Namen Carità erscheint zu Giotto's Zeit häufig die Liebe auf Gemälden dargestellt, während man seit Raphael damit die mütterliche Liebe bezeichnet und kurzweg diesen Namen Darstellungen einer Mutter mit ihren Kindern beilegt. Die raphaelische Carità schwebt Herder besonders vor. In der siebenten Sammlung der Briefe zur Beforderung der Humanität (90) nennt er die dem Christenthum entsprossene neue sittlichere Kunstgestalt, die christliche Grazie, geradezu Carità. „Diese christliche Grazie ist es, die zuerst in den Bildern der

*) In den Worten: „Niemand kennt ihn (meinen Namen), als wer ihn empfahet“, sollte man statt des zweiten ihn erwarten m. d.

Maria erschien, aus ihnen sodann in die Gesänge der Dichter überging und von den Zeiten der wiederauflebenden Kunst die Kompositionen der Neuern mit einem eigenen Geist durchlauchte.* Im Gedichte Pygmalion erscheint „lilienbekleider die Menschenfreundin Psyche-Carita“ vor der Kunst (I, 7). Diese christliche Andacht, welche für ihren unerschütterlichen Glauben alle Schwach duldet, im sehnsuchtsvollen Hinblick auf das andere Leben, welche alle Entehrung und allen Reiz der Welt für nichts halt, wird in ihrer äußern, ihr Wesen andeutenden Erscheinung näher ausgeführt; sie selbst eröffnet dem Dichter die Bedeutung derjenigen Symbole, die ihm am meisten auffallen und ihr Wesen am klarsten aussprechen. Das helle feine Gewand aus Byßus (Baumwolle) — die Alten nannten ein solches Gewand sindon — deutet auf ihre strahlende Reinheit, die Lilie auf die Unschuld; beide Tugenden verfallen der schrecklichsten Verfolgung. Doch die blutenden Wunden ihrer Brust, welche, wie auch der Dornenkranz um das Haupt, ihre Leiden bezeichnen, rühren nicht allein vom „Dolche feindlicher Verleumdung“ her, sondern oft auch von „freundlicher Entweihung“, von Wohlwollenden, von Eltern und Verwandten, welche den reinen Drang der nach Gott allein sich sehnenenden, die Welt verachtenden Seele nicht verstehen und sie, wie sie wähnen, zu ihrem eigenen Beizen auf einen andern Weg zwingen wollen. Den ihrer wartenden Lohn bezeichnen die aus den Dornen wunderbar sprießenden Rosen, die sichere Erfüllung die schon winkenden Siegespalmen*), welche Carita erblickt, und die Lobgesänge der

* Vgl. Klopstock's Dce „Der Erlöser“ B. 57 f. „Zeig' mir die Laurbahn, wo an dem fernem Ziel Die Palme wehet“

Seligen, welche der Dichter schon unten vernommen*), wie er auch den seligen Himmelsglanz geschaut hat. Verwundert bemerkt er, daß die Muse, welche er noch eben gesehen, jetzt plötzlich verschwunden ist. Diese Muse ist die weltliche, deren Begeisterung der Welt gefällt und von ihr mit höchstem Ruhm gekrönt wird, während der Legendendichter sich mit der auf die fromme Reinheit seines Strebens deutenden Lilie begnügen und den Dornenkranz auf sich nehmen muß, da die Welt ihn verachten und verspotten wird. Sonderbar ist der Anfang der Erwiderung auf die Frage, weshalb die Muse vor der Carita verschwunden sei: die Muse könne die armen gedrückten Menschen ebensowenig als ihre rohen Quäler erfreuen, da sie auf etwas ganz anderes zu sinnen gezwungen seien als auf den Genuß der Gebilde der schöpferischen Einbildungskraft, weil die Sorge für die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens sie ganz in Anspruch nehme. Hat denn die Legende keinen andern Kreis, woran sie sich wendet, als die, welche unter der Last des Lebens leiden und fast niederstinken? gibt es keine andere gläubige Seelen, denen sie Trost in mancherlei Nöthen und Bedrängnissen des Lebens zu leisten vermag? Und was haben hier die „rohen Herzen“ ihrer Quäler zu thun? Wirkt ja auch die Legende, die Herder sich im Gegensatz zur bilderreichen Dichtung denkt (S. 27 f.), auf diese kaum ein. Am Anfang erscheint die Muse dem Dichter an einem engen, steilen Pfade, aber als er den nach oben gewendeten Blick ihr wieder zuwenden will, ist sie von seiner Seite verschwunden. Die Beschreibung des Pfades, den er vor sich sieht, deutet auf die Vorwürfe, welche man der Legendendichtung

*) Vgl. Rapphods Ode „Die tobt' Clarissa“ B. 21 f. „Taß in dem Himmel sanft die liebervollen Frohen Hügel umher zugleich ertönten.“

macht, daß sie nicht die reine Wahrheit verkünde, nicht auf offenem, sonnenhellem Pfade wandle, sondern vom Aberglauben und von betrügerischen Mönchen erfunden sei, daß sie durch das Wunderbare den Geist verrücke. Wenn der Dichter selbst gestehn muß, daß er neben sich Dämonen sieht, so deutet dies darauf, daß er durchaus nicht den Mißbrauch leugnet, den man mit der Legende getrieben; er selbst sagt in der Vor-erinnerung: „Von einem großen Theil der Legenden kann man nicht Uebles genug sagen; sie verkehren den Sinn und sind Zeugen von verkehrtem Sinne.“ Aber nicht diese den Geist verdüsternden Legenden will er uns bringen, sondern die wahrhaft erhebenden, aus reinster christlicher Andacht hervorgegangenen und dieselbe feiernden, und dazu führt ihn die in helles Bussgewand sanft verschleierte, ihm voranschwebende Muse; denn er spricht mit ihr, während er ihr auf dem engen, steilen Pfade nach oben folgt. Bei dem „engen, steilen Pfade“ konnte etwa der lange, jähe und am Anfange rauhe Weg vor-schweben, der nach Hesiod zur Tugend führt.

2. Die Turteltaube

Auch unser Gedicht gehört noch zur Einleitung der Legenden. Es faßt das Christenthum als die Religion der Liebe auf, die Frieden und Freude der Welt gebracht, und stellt den Heiland als Vorbild aller Märtyrer dar, da er aus Liebe zur sündigen, durch sein Verdienst zu erlösenden Welt alle Schmach, Entehrung und Leiden bis zum grausamsten Tode auf sich genommen. Den eigentlichen Sinn stellt der Gesang der Turtel-

taube dar, aus welcher die ewige Liebe, die Stimme Gottes selbst, spricht, der diese Wundertaube gesandt hat. Das Ganze ist eine freie Dichtung Herders. Die Turteltaube wählte er ihrer zärtlichen Lockstimme wegen, welche sie vor allen Taubenarten auszeichnet. Schon im Hohenliede (2, 12) wird ihre Stimme beim Beginn des Frühlings erwähnt, und es heißt dann von der Geliebten (14): „Meine Taube in den Felslöchern, in den Steinrigen, zeige mir deine Gestalt.“*) Ihre eheliche Treue und Liebe macht sie zu einer sinnbildlichen Bezeichnung der Liebe besonders geeignet, abgesehen davon, daß der heilige Geist in Taubengestalt erscheint. Auch in der von Herder bearbeiteten morgenländischen Sage die Opfertaube ist die Turteltaube ein tröstender, sich für Rasmi, Jephthas Tochter, selbst opfernder Vogel. Hier verkündet sie dem göttlichen Kinde die Schmach und Noth, die seiner warten, indem sie den Gott in seiner menschlichen Gestalt auf Erden bewillkommt, aber auf die schweren Leiden des jetzt so lieblich lächelnden Kindes hindeutet, das einst alle seine Erlösten im Jenseits in seiner Gottheit sehn werden. Das göttliche Kind trägt nicht etwa für eine ihm zugeneigte Seele Kummer und Schmach, sondern für

*) In Herders eigener Uebersetzung in seinen „Liedern der Liebe“, die 1781 erschienen, lauten die betreffenden Stellen.

„Man hört die Stimme
Der Turteltaube
Auf unsrer Flur. —
Mein Täubchen in den Spalten des Felsen,
In den hohlen Klüften der Steige,
Laß sehn mich deine Gestalt.“

Goethe übersehte 1775: „Der Turteltaube Stimme hört man im Lande. —
Komm, meine Taube in den Steinrigen, im Hohlort des Felshangs.“

eine ganze saubige, von ihm abgewendete Welt, die, statt seine liebevolle Theilnahme anzuerkennen, ihm Hohn, Verfolgung und schmerzlichen Tod bereitet. Aber die Liebe fordert keinen Dank, sie trägt willig das Vergifte zum Wohle des Geliebten, und so wird auch der Gotteshohn auf Erden den Kampf mit giftigem Hass und argem Nerbe beherzt bestehen.*) Den Sang der Engel, welche die unendliche Bedeutsamkeit dieser Stunde verkünden, und das Wort des Engels an die Hirten behalt Herder aus dem Evangelium bei**), nur läßt er zuerst die Stimme der Engel in den Lüften erschallen, so daß bloß ein Engel zu den Hirten herabsteigt. An der Stelle des ganzen Volkes nennt er einfach (V. 21) das Volk, was doch wohl nur von den Niedrigen zu verstehen, denen zumeist der Heiland zum Trost und zur Erhebung gekommen ist. Am Schlusse singen die Engel wieder in den Lüften, wobei Herder ihren Sang ganz ins kurze zusammenfaßt, und zuletzt in einer stark mystischen Weise andeutet, daß die ganze Folgezeit herrlich bewährt habe und bewähren werde***), der Heiland sei der Welt zum Frieden und zur Freude der Menschen gekommen †) Von Wunderzeichen,

*) Bei den Ottern und Schlangen schwebt wohl das Wort des Heilands (Luk. 10, 19) vor: „Ich gebe euch Gewalt, zu treten auf Schlangen und Skorpionen.“

**) Vgl. seine beiden „Weihnachtsgefang“ überschriebenen Gedichte und sein Oratorium „die Kindheit Jesu“.

***) Statt Zeit muß es wohl Zeit= heißen, da neben Ewigkeiten doch auch wohl Zeit nicht in der Einheit sein kann. Ewigkeiten, wie oben Aeonen, geht hier auf die unendliche Zukunft. In Klopstocks Messias steht es von der Vergangenheit, deren Zeugen die Engel waren.

†) In den Strophen von ungleicher Länge wechseln kurze trochäische endende Verse mit solchen, die eine Silbe weniger haben; neben dem Schema a b a b ändert sich a b a b b, a b a b a b, a a b a b, a a b a a a b, a a a b a b.

welche die Geburt des Heilands begleitet, nennt Herder B. 12 f. außer der Erscheinung der Engel den hellern Glanz der Sterne und das Erscheinen eines neuen Sternes. Weitere Wunderzeichen, von denen man schon früher berichtete, sind drei Sonnen am Himmel, das Erscheinen einer Jungfrau mit einem Kinde im Sonnenringe u. a.; die Zahl dieser Zeichen stieg später auf 24. *) Die Felsenhöhle, worin der Heiland geboren worden sein soll, findet sich in der Kirche der Maria de praesepio zu Bethlehem; zwei Treppen zu den Seiten des Altars führen auf fünfzehn Stufen in sie hinab; sie ist 39 Fuß lang, 11 breit, 9 hoch, mit Marmor belegt und von 32 Lampen erleuchtet; auch zeigt man in ihr den Stall und die Krippe. Am Anfange der Legende, wo der Dichter im Gegensatz zu der heiligen Stille der Geburtsnacht der fürchterlichen Zeichen gedenkt, welche die Geburt eines der Menschheit zur Geißel gegebenen Eroberers begleiten, hat er sich einer ganz freien Ausführung bedient. Ein sehr häufig von den Alten, im Mittelalter und in neuerer Zeit erwähntes Anzeichen ist der Blutregen, dessen Erklärung wir Ehrenberg verdanken.

3. Der gerettete Jüngling.

Der Kirchenvater Klemens von Alexandria (er starb um 220 n. Chr.) erzählt die Legende in seiner Rede: „Welcher Reiche wird selig?“ **) folgendermaßen: „Als nach dem Tode des Tyrannen (Domitian) Johannes von der Verbannung auf der Insel Patmos nach Ephesus zurückkehrte, wurde er ge-

*) Vgl. Maßmann zur Kaiserchronik S. 554 ff.

**) Vgl. die Kirchengeschichte des Eusebius III, 33.

heten, auch die umliegenden Provinzen zu besuchen, damit er, wo noch keine Kirchen waren, solche gründe, oder, wo sich solche befanden, die Priester und Diener nach der ihm vom heiligen Geist gewordenen Eingebung belehre. Einst sah er beim Betreten einer nicht weit entfernten Stadt, nachdem er alle seine geistlichen Obliegenheiten erfüllt, einen Jüngling, stark von Körper und lieblich von Antlitz, aber von zu lebhaftem Gemüth. Da sprach er zum neuerlich geweihten Bischofe: „Diesen empfehle ich dir auf das dringendste und nehme Christus und die ganze Kirche zu Zeugen.“ Jener unterzog sich dem Auftrag und versprach, alle Sorgfalt, welche Johannes verlangte, auf den Jüngling zu wenden. Johannes aber wiederholte mehrfach dasselbe und empfahl diesen noch eindringlicher, worauf er nach Ephesus zurückkehrte. Der Bischof nahm den ihm empfohlenen Jüngling in sein Haus, erzog ihn, liebte und hegte ihn und ließ ihm zuletzt die Gnade der Taufe zu Theil werden. Darauf aber, als ob er der erwiesenen Gunst vertraute, hielt er ihn weniger streng. Da dieser in seinem noch keineswegs reifen Alter sich frei fühlte, lernte er sofort von seinen Altersgenossen, denen Wohlleben und Müßiggang am Herzen lag, Liebe zum Laster und den Wandel auf dem Weg des Verderbens. Zunächst verlocken sie ihn mit dem Reize der Gelage, dann ziehen sie ihn in ihr nächtliches Mauchen, endlich verleiten sie ihn gar zu größern Verbrechen. Da der Jüngling so allmählich zum Laster gebildet und darin unterwiesen wird, überläßt er sich, weil er lebhaften Geistes war, wie ein ungezügelt und starkes Pferd, das, den Reiter verachtend, den geraden Weg verläßt und raschen Laufes in den Abgrund stürzt, immer mehr dem Bösen, so daß er zuletzt an seinem ewigen Heile verzweifelt.

Schon schämt er sich, auf geringere Laster zu denken, die größten setzt er sich vor, und indem er sich ganz dem Verderben hingibt, will er keinem in Schandthaten nachstehn. Endlich macht er jene, welche seine ersten Lehrer im Laster gewesen, zu seinen Schülern und errichtet aus ihnen eine Räuberbande, welcher er selbst als wilder Führer und Hauptmann vorsteht, und so be- geht er mit ihr jede Grausamkeit. Nach Verlauf einiger Zeit wird Johannes, da man es für gerathen hielt, wieder nach jener Stadt eingeladen. Nachdem er das besorgt hat, weshalb man ihn berufen hatte, spricht er: „Wohlan, o Bischof, zeige mir das anvertraute Gut, das ich und Christus dir so sehr empfohlen haben, indem wir die Kirche, welcher du vorstehst, zu Zeugen genommen.“ Jener staunte zuerst, da er wähnte, es werde eine Geldsumme von ihm gefordert, die er nicht erhalten, aber wiederum bedachte er, Johannes könne nicht betrügen noch das fordern, was er nicht gegeben habe. So schwieg er vor Staunen. Als Johannes ihn stocken sah, sprach er: „Inen Jüngling fordere ich zurück und die Seele des Bruders.“ Derr seufzte darauf gewaltig und erwiderte, in Thränen aufgelöst: „Er ist gestorben.“ „Auf welche Weise und welchen Tod?“ fragte jener. „Er ist Gott gestorben, da er schlecht und nichtswürdig geworden, zuletzt sogar das Räuberhandwerk ergriffen hat. Jetzt hält er einen gewissen Berg mit einer großen Räuberthat besetzt.“ Als der Apostel solches vernahm, zerriß er sofort das Kleid, welches er trug, schlug sich mit schrecklichem Wehklage das Haupt, und sprach: „In dir habe ich der Seele des Bruders einen guten Wächter bestellt. Aber gebt mir ein Pferd und einen Führer.“ Und sofort besteigt er das Pferd an der Kire und sprengt rasch davon. Und als er zur Stelle

genommen, wird er von den Räubern, welche die Wache halten, ergriffen. Da er weder entfliehen noch irgendwie ausweichen wollte, rief er bloß mit gewaltiger Stimme: „Da ich gerade dazu gekommen bin, so bringt mir euren Hauptmann.“ Als dieser herankam und den Apostel Johannes in ihm erkannte, ward er von Scham erfüllt und ergriff die Flucht. Johannes aber treibt sein Pferd an und verfolgt, ohne Rücksicht auf sein Alter, den Fliehenden, indem er zugleich ruft: „Was fliehst du, o Sohn, vor deinem Vater? Was fliehst du vor dem waffenlosen Greis? Halt ein, Armer, fürchte dich nicht! noch hast du Hoffnung des Lebens. Ich werde Christus Rechenschaft von dir ablegen. Gewiß werde ich auch den Tod gern deinerwegen erdulden, wie ihn auch der Herr unsertwegen erduldet, und für deine Seele werde ich die meinige geben. Bleibe nur stehen und glaube mir, da Christus mich gesandt hat!“ Als diese solches vernommen, stand er still und senkte den Blick zur Erde; darauf warf er die Waffen von sich und zitternd weinte er bitterlich. Der Greis trat zu ihm; er stürzte sich zu seinen Füßen, mit ärgstem Seufzen und Wehklagen bereute er seine Schuld, und wurde mit dem reichen Strome seiner Thränen zum zweitenmal getauft, nur seine rechte Hand verbat er. Der Apostel aber that einen Schwur, daß er ihm vor Gott Verzeihung ersuchen werde; er warf sich zu seinen Knieen nieder und küßte seine rechte Hand, deren Schuld des Jünglings Gewissen quälte, als ob diese schon durch seine Reue atfuhnt wäre. Dann rief er ihn zur Kirche, und indem er paushörlich für ihn betete und mit ihm häufig fastete, erlangte er von Gott die ihm versprochene Verzeihung. Aber auch durch manche tröstliche Zureden gleich wie durch Zaubersprüche milderte er

seinen verwilderten, leidenschaftlich aufgeregten Sinn, und ließ nicht eher nach, bis er ihn ganz gebessert einer Kirche vorsetzte, indem er darin ein großes Beispiel der wahren Reue, einen starken Beweis der Wiedergeburt und ein leuchtendes Siegeszeichen der in ihm offenbaren Auferstehung lieferte."

Diese auch ins apokryphe Evangelium des heiligen Johannes übergegangene Geschichte nahm Eusebius wörtlich in seine Kirchengeschichte (III, 23) auf; Surius im Leben der Heiligen führt sie aus Klemens an. Im Passional (vgl. oben S. 9) findet sie sich wesentlich ganz nach diesem Berichte, nur fehlt der Jüngling dort zu Pferde, und einzelne Züge sind weggeblieben. Auch in der *legenda aurea* (9) und in dem Leben der Heiligen steht sie mit manchen besonders bei der Verführung des Jünglings gemachten Abkürzungen. Herder hat die Erzählung kurz zusammengefaßt und durch knappen, bezeichnenden, oft mit einem einfachen Bilde bedeutsam wirkenden Ausdruck wesentlich gehoben *) Er läßt den Jüngling nicht wirklich fliehen, sondern bloß beschämt sich abwenden; die Scham erregt keine Furcht, sondern läßt ihn tief in sein Inneres schauen; die innige Liebe und das gläubige Vertrauen, daß er ihm nicht verloren gehn könne, bewältigen ihn ganz.

*) In der Beschreibung der Verführung des Jünglings gehen die „ süßen Schmeicheleien“ auf die liebevollen Verlockungen der seinem Herzen schmeichelnden Altersgenossen, der „fröhliche Betrug“ auf das gemeinsinnliche Liebesleben, die Bethörung und Verführung der Unschuld; denn unter der „Wollust“ ist hier nur die Freude an den Genüssen des Wahles und eines freien, tollen Lebens gemeint. Zuletzt wird die Lust genannt, die Herrschaft über seine Altersgenossen zu üben und immer weiter auszudehnen. So treten hier nebeneinander Müßiggang, Genußsucht, Sündenreiz und Herrschsucht hervor.

Johannes sinkt zur Erde aus dankbarer Freude über die in der Umarmung, in dem starren Schmerz und endlich in dem Thränenstrom sich verkündende Befehrung des Jünglings; sein Dank gilt dem Himmel, seine Freude dem Jüngling, den er als wiedergefundenen Sohn küßt. Der Ausdruck ist hier fast zu kurz, da er die Handlung nicht sinnlich genug darstellt. Das Verbergen der rechten Hand, die so viel verbrochen, ist übergegangen. Vortreflich schildert der Schluß der Erzählung, daß Johannes sich in ihm den Liebling seiner letzten Lebensjahre gerettet. Wenn Klemens die ganze Geschichte als ein Beispiel betrachtet, wie auch der größte Sünder Gnade vor Gott finden könne, so stellt Herder die Rettung als eine That der höchsten Glaubens- und Liebestraft dar. Die Einleitungsverse sollen bloß auf die zu erzählende Seelenrettung als eine der Nach-eiferung werthe geistige Großthat hinweisen, wobei man nur die doppelte Bedeutung des Wortes schön anstößig finden und statt schönerm, schönst' höherm, höchst' verlangen dürfte. Der Schluß deutet auf die Kraft hin, welche die schöne Seele, die er im Jüngling erkannt hat, auch aus dem Abgrund der Sünde zu retten vermocht. Es war dies der Glaube eines St. Johannes, zu dessen näherer Bezeichnung der Schlußvers dient; festes, unerschütterliches Vertrauen, innigste Liebe des Reinen und Guten und der Klar in die Tiefe schauende Blick, die vollste Ueberzeugung von der Wahrheit tragen ihn. Eine genauere Beziehung der einzelnen genannten Tugenden auf die vorliegende Befehrung dürfte kaum anzunehmen sein.

4. Der Tapfere.

Beim Martyrtode des Bischofs Polycarpus, den die römische Kirche auf den 26. Januar, die griechische auf den 23. Februar fest (nach den Vollandisten starb er den 26 März oder den 2. April 169), liegt der Brief der Gemeinde von Smyrna an die Gemeinden von Pontus zu Grunde, den Eusebius, und zwar in der nach Philomelium geschickten Fassung, in seiner Kirchengeschichte (IV, 14) mittheilt. Zuerst gedenkt dieser des jungen Germanicus, welcher, als der Prokonsul ihn durch die Mahnung, er dürfe sich bei seiner blühenden Jugend nicht dem ihm drohenden Tode aussetzen, vom Glauben an Christus abwendig machen wollte, das zu seiner Zerreißung bereit gehaltene wilde Thier herausforderte. „Als die umstehende Menge“, erzählt er, „diesen wunderbaren Tod anzusehen und die Todesverachtung des ganzen Christenvolkes zu bewundern beginnt, rufen alle: „Schaffe die Gottlosen aus der Welt! Man suche den Polycarpus auf!“ Wie dieser hörte, daß das Volk durch den Racheruf gegen ihn aufgereizt sei, wurde er dadurch nicht im geringsten bewegt, sondern blieb ganz unerichroden, denn sein Geist war ruhig und heiter sein Antlitz. Furchtlos wollte er in der Stadt bleiben, ließ sich aber doch endlich durch die Bitten seiner Freunde bestimmen, auf ein bei der Stadt gelegenes Gut zu gehn, wo er, in Gesellschaft weniger, Tag und Nacht für den Frieden aller christlichen Gemeinden Gott anflehte, wie er sein ganzes Leben hindurch zu thun pflegte. Drei Tage vor seiner Gefangennehmung sah er während der Nacht eine Erscheinung; es schien ihm nämlich, sein Kopfkissen sei von

der Flamme verzehrt. Als er aus dem Schlaf erwachte, erzählte er den Umstehenden seinen Traum, den er darauf deutete, daß er um Christi willen in den Flammen den Tod finden werde. Da nun die Untersuchung bevorstand, willigte er darein, sich aus Liebe zu seinen Brüdern nach einem andern Orte zurückzuziehen. Bald darauf kommen die Nachspürer dorthin, ergreifen zwei Diener, und gelangen durch die Angabe des einen, den sie durch Schläge dazu bringen, gegen Abend zum Poluskarpus. Sie finden ihn oben ruhen. Obgleich er sich leicht von dort zum andern Hause flüchten konnte, wollte er es nicht; „der Wille des Herrn geschehe!“ sprach er. Ja, als er vernahm, die Häfcher seien da, ging er ihnen entgegen; fröhlichen und ruhigen Gesichtes redete er sie mit großer Freundlichkeit an, so daß diese sich wanderten und staunten, weshalb man mit so großem Eifer einen so würdigen und ehrenhaften Mann, bei so hohem Alter und solchem Ansehen seiner Stellung, aufspüren und einziehen lasse. Unverweilt laßt er ihnen den Tisch decken, als wären sie nicht seine Feinde, sondern Gastfreunde, und er befiehlt, sie reichlich zu bewirthen, bittet sich nur eine Stunde Zeit zum Gebete aus. Und er betete mit solcher Andacht, daß alle Anwesenden ihn anstaunten, und selbst diejenigen, welche zu seiner Gefangennehmung gekommen waren, einen so edlen und gottesfürchtigen, schon durch sein Alter ehrwürdigen Mann der Bestrafung überliefern zu müssen bedauerten. Nachdem er sein Gebet beendet und aller, welche ihm bekannt sein konnten, Hoher und Niedriger, Edler und Gemeiner und der ganzen Kirche gedacht hat, geht er, da die Stunde nahte, heraus. Auf einem Esel bringt man ihn zur Stadt; es war gerade der Tag des großen Sabbath's. Der Friedenswächter

(Circenarches) Herodes und dessen Vater Niketas, die ihm begegneten, nehmen ihn zu sich in den Wagen und suchen ihn zu bereben, indem sie sprechen: „Was ist es denn Arges, den Kaiser Gott zu nennen, zu opfern und sonst unangefochten zu leben?“ Zuerst hörte er dies schweigend an; als sie aber in ihn drangen, erwiderte er: „Was bedarf es vieler Worte? Ich werde das nicht thun, was ihr verlangt.“ Diese aber, als sie sahen, daß sie nichts ausrichteten, wurden von Unwillen erfüllt und stießen ihn schmachvoll aus dem Wagen, so daß er beim Stürzen sich den Fuß verletzete. Doch als ob ihm nichts zu Leide geschehen wäre, setzte er heiter und zufrieden seinen Weg fort, bis er zum Richtplatz kam, wohin er gebracht werden sollte. Da bei seinem Erscheinen eine gewaltige Bewegung auf dem Richtplatz entstand, rief eine Stimme vom Himmel: „Sei tapfer, o Polykarpus, und halte dich männlich!“ Denjenigen, der diese Worte rief, konnte niemand sehn, aber den Ruf vernahmen viele. Unterdessen steigert sich die Bewegung des Volkes, daß Polykarpus vorgeführt wird, zur Wuth. Nachdem er die Frage des Prokonsuls, ob er Polykarpus sei, bejaht, spricht dieser: „Drum ehre selbst dein hohes Alter und schone deine letzten Tage, schwöre beim Glücke des Kaisers, bereue das Vergangene und rufe auch du: Schaffe die Gotteschänder aus der Welt!“ Polykarpus aber rief, indem er das umher auf dem Richtplatz versammelte Volk scharf anblickte, die Rechte zum Himmel hebend, seufzend: „Schaffe die Gotteschänder aus der Welt!“ Der Prokonsul drang nun weiter in ihn und sprach: „Schwöre beim Glücke des Kaisers, schmähhe Christus, und ich entlasse dich.“ Polykarpus erwiderte darauf: „Sechsendachtzig Jahre diene ich ihm, und wie hat er mir etwas zu

Letzte gethan, wie kann ich meinen König schmähen und beschimpfen, der mir Heil verliehen hat?" Und als man von neuem ihm heftiger zusetzte, daß er beim Glücke des Kaisers schwöre, antwortete er: „Wenn du nach dem Schaugepränge begierig bist, daß ich beim Glücke des Kaisers schwöre, und thust, als ob du nicht wissest, wer ich bin, so höre von mir mit aller Freiheit, daß ich ein Christ bin. Willst du aber auch das Wesen der christlichen Religion erfahren, so bestimme einen Tag und höre!" Der Prokonsul sprach: „Berede dazu das Volk!" „Dir habe ich geantwortet", versetzte Polykarpus. „Man lehrt uns den Fürsten und den von Gott gesetzten Mächten Ehre geben, sofern es der Religion nicht zuwider ist. Dem wüthenden Volke genug zu thun ist meine Sache nicht." Der Prokonsul bemerkte darauf: „Ich habe wilde Thiere bereit, denen man dich vorwerfen wird, falls du nicht rasch bereuest." „So bediene dich derselben", entgegnete Polykarpus. „Wir beharren unerschütterlich auf unserer Ansicht und können nicht vom Guten zum Bösen bekehrt werden; besser wäre es, diejenigen wendeten sich dem Guten zu, die im Bösen verharren." „So werde ich dich verbrennen lassen", rief der Prokonsul, „wenn du die wilden Thiere verachtest und deinen Vorsatz nicht bereuen willst." Polykarpus versetzte: „Mit Feuer drohest du mir, mit diesem, das im Augenblicke angezündet wird und bald darauf verlöscht, da du das ewige Feuer des jüngsten Gerichtes nicht kennst, welches zur nie endenden Strafe den Gottlosen bereitet wird. Doch was säumst du? Bediene dich des einen oder des andern." Während Polykarpus dieses und vieles andere sprach, ward er von Selbstvertrauen und Freude zugleich erfüllt, so daß die Heiterkeit seines Gesichtes und die Standhaftigkeit seiner Ant-

worten den Prokonsul in höchstes Staunen versetzten. Er sendete darauf den Ausrufer zum Volke, diesem laut zu verkünden, Polykarpus habe zum drittenmale gestanden, daß er ein Christ sei. Die ganze aus Heiden und Juden der Stadt Smyrna bestehende Menge schrie, als sie solches vernahm, mit äußerster Wuth: „Dieser ist der Lehrer von ganz Asien, der Vater der Christen, der Vernichter unserer Götter; er ist es, der viele lehrt, nicht zu opfern und die Götter nicht anzubeten.“ Und sie rufen darauf dem Kampfordner Philippus zu, er solle auf den Polykarpus den Löwen loslassen. Als dieser aber erwiderte, er dürfe es nicht, weil die Kampfszeit vorüber, so schrien sie alle zugleich, Polykarpus solle lebendig verbrannt werden; denn die Erscheinung des brennenden Kopflüssens mußte erfüllt werden. Da das Volk selbst Holz aus den Bädern und von andern öffentlichen Orten brachte und Reisig zusammen schleppte, wobei sich besonders die Juden nach ihrer Gewohnheit sehr thätig zeigten, ward der Scheiterhaufen mit größter Schnelligkeit errichtet. Der Greis legte seinen Mantel ab und löste seinen Gürtel; auch suchte er seine Sohlen von den Füßen loszubinden, welche sonst nur von den Gläubigen, die in Treue und Verehrung gegen ihn wetterferten, gelöst zu werden pflegten. Nachdem alles zum Scheiterhaufen bereit war, brachten sie ihn darauf und wollten ihn mit Nägeln festschlagen. Er aber sprach: „Lasset mich! Derjenige, welcher mich den Feuertod erdulden läßt, wird mich auch, ohne daß man mit Nägeln mich festschlage, ihn ruhig ertragen lassen.“ Sie verzichteten deshalb auf das Festschlagen und banden ihm bloß die Hände mit Ketten auf den Rücken.“ Nachdem ausführlich des Dankgebetes des Polykarpus gedacht ist, heißt es weiter: „Kaum hatte er

sein Gebet vollendet, als die zum ewigen Feuer Verdamnten Feuer unter den Scheiterhaufen legten. Wie nun die Flamme gewaltig emporstieg, sahen wir alle, die Gott dessen würdigte, Wunderdinge. Sehr viele von diesen hat der Herr am Leben erhalten, um solches den übrigen zu verkündigen. Die Flamme stand nämlich wie ein Schwebbogen oder ein vom Winde gespanntes Segel oberhalb des Märtyrers; sein Körper ruhte in der Mitte nicht wie brennendes Fleisch, sondern glänzte wie Gold oder Silber im Ofen. Auch empfanden wir einen lieblichen Geruch wie von Weihrauch oder der kostbarsten Salbe. Da die Diener der Schandthat zuletzt sahen, daß der Körper nicht verbrenne, ließen sie den Henker herantreten, der den Körper, vor welchem das Feuer zurückwich, mit dem Schwerte durchstach. Darauf aber ergoß sich ein so reicher Blutstrom, daß der Scheiterhaufen davon ausgelöscht wurde. Das Volk wich zurück, bestürzt von Staunen über das Wunder, da es so deutlich die Günst des Himmels gegen seine Erwählten erkannte.* Weiter wird noch berichtet, wie die Christen, denen man den Körper des Heiligen verweigerte, wieder in den Besitz der Gebeine gekommen.

Der Brief der Gemeinde von Smyrna liegt auch selbständig in einer griechischen Handschrift (hier ist statt Philomelium Philadelphia genannt) und mehrfach in lateinischen Handschriften vor, nach welchen ihn die Vollandisten gaben. Wesentliche Abweichungen von der Fassung bei Eusebius finden sich hier nicht, doch ist einzelnes dort weggelassen, manches ohne Zweifel ursprünglicher, aber fast nur an solchen Stellen, die Herder übergangen hat; am bedeutendsten ist der von Herder benutzte Zusatz, daß, sobald der Henker den Körper des Heiligen mit

dem Schwerte durchstochen, eine Taube emporflog. In der griechischen Handschrift wird das Emporfliegen der Taube vor dem Blutstrom erwähnt; in den lateinischen heißt es. „Siehe, sofort kam, während eine reiche Fülle von Blut sich ergoß, eine Taube aus dem Körper hervor.“ Daß die Seelen der Frommen, besonders der Märtyrer, als weiße Tauben aus dem Munde der Sterbenden flogen, berichtet die heilige Sage häufig, auch manche Volks Sage; die Seelen der Bösen enteilten als Raben. Das Leben der Heiligen gibt die Legende nur kurz mit Verwischung von einigen Hauptzügen, die *legenda Aurea* übergeht sie ganz.

Herder hat auch hier durch kurze Zusammenfassung und knappe, treffende Darstellung die Erzählung zu höherer Wirksamkeit gesteigert; die Züge, welche er wegließ, dienen freilich meist zur lebhaftern Vergegenwärtigung der ganzen Handlung, aber der Kern des Ganzen wird dadurch mehr verdeckt als hervorgehoben; und diesen uns lebendig entgegentreten zu lassen, nicht ein alles in reicher Beleuchtung aufrollendes Bild zu bieten, war Herders Absicht. Nichts Wesentliches hat er übergangen; sein Eigenthum ist die treffende Erwiderung des Heiligen auf die Drohung mit dem Löwen, wobei wohl die Stellen von dem Samen Korn Joh. 12, 24. 1 Kor. 15, 36 vorschwebten, und die Art, wie bei den Alten die Saat in die Erde eingetreten ward. Den Ruf vom Himmel herab macht Herder zu einer innern Stimme. Wenn er am Schlusse die Sage von der weißen Taube als bildlichen Ausdruck faßt, so gibt er hiermit wohl der Aufklärung der Zeit zu viel nach (man vergleiche, was er von dem Wunderbaren und dessen bildlicher Bezeichnung im ersten Abschnitt der Abhandlung über die Legende sagt),

und es würde diese Deutung sehr erkältend wirken, wüßte der Dichter sie nicht lebhaft einzufleiden und uns dadurch zu einem treffenden allgemeinen Satze hinüberzuleiten, welcher auf die reine Einsalt des Märtyrers glücklich hindeutet, den er als Vertreter aller christlichen Blutzeugen hinstellt. Uebrigens sollte die Taube eigentlich das Eingehen in die himmlische Seligkeit versinnbildlichen.

In den der Erzählung zunächst vorangehenden elf Versen bezeichnet Herder im allgemeinen den Standpunkt, aus welchem er die Legende sagt, den geistigen Heldennuth, der für die erkannte Wahrheit sein Leben zu opfern sich gedrungen fühlt, wobei er den Gegensatz des leidenschaftlichen Märtyrertums, einer Erscheinung, welche in der Kirche auch nicht selten zu Tage tritt, der krankhaften Sucht, unter Schmerz und Folter zu sterben, in den Worten andeutet: „Er suchte nicht und floh nicht seinen Tod.“ Dazu veranlaßte ihn wohl die Erwähnung eines gewissen Phrygers Quintus in dem Briefe der Gemeinde von Smyrna, der nur aus Muthwillen und Leichtfertigkeit sich zum Märtyrertode drängte, den er aber nicht zu bestehen vermochte; „nicht Leichtfertigkeit“, heißt es dort, „sondern Treue und Bescheidenheit wird gekront.“ Aber die Einleitung unserer Legende, den Spott auf das Heldenthum gedungener Soldaten, hätte man, wie berechtigt dieser sonst auch immer sein mag, dem Dichter hier gern erlassen; der Ton ist gar zu fremdartig

5. Die Krone.

Unsere Legende wird in den *Vitae patrum* (VI. 19) nach dem Berichte des Bischofs Basilus also erzählt: „In einem

Frauenkloster befand sich eine Jungfrau, welche sich stellte, als ob sie thöricht und von einem Dämon besessen wäre, und deshalb von allen übrigen so sehr verachtet wurde, daß keine mit ihr speisen mochte. Sie kam nie aus der Küche heraus und versah daselbst alle Dienste, war nach dem Sprichwort der Schwamm des ganzen Hauses, so daß sie das Wort der Schrift bewahrte (1. Kor. 3, 18): „Wenn einer in dieser Welt sich für weise hält, so sei er thöricht, damit er weise sei.“ Den Kopf hatte sie mit Lumpen umhüllt, während die übrigen Jungfrauen Hüllen trugen, und sie diente allen. Keine von den vierhundert Jungfrauen konnte sie je eissen sehn, nie in ihrem ganzen Leben saß sie am Tische; von keiner nahm sie auch nur das geringste Stück Brot, sondern begnugte sich mit den Broscamen des Tisches und mit dem, was sie beim Spülen der Töpfe fand. Keiner sagte sie etwas Uebles zu, man hörte sie nie murren; zu keiner sprach sie je mehr oder weniger, sie selbst wurde von allen geschlagen, gehaßt und geschmäht. Eines Tages trat ein Engel des Herrn zum heiligen Pyotrius, einem auserwählten, immer in der Wüste lebenden Manne, als er an dem Orte Porphyrites sich befand, und sprach zu ihm: „Was bildest du dir ein, du seist heilig, weil du an einem solchen Orte lebst? Willst du ein Weib sehn, die heiliger, als du bist? Gehe zum Kloster der Frauen von Tabenna; dort wirst du eine finden, welche eine Krone auf dem Haupte hat; wisse, daß die heiliger, als du bist. Jene kämpft gegen so viele allein Tag und Nacht und ihr Herz wick nie von Gott; du, obgleich du immer an einem Orte bleibst und dich nie von demselben entfernst, schweifst doch in Gedanken durch alle Städte.“ Sofort ging er nach dem genannten Kloster, und bat die Vorsteher der Mönche,

ihn bei den Frauen einzuführen. Diese verschafften ihm als einem Manne nicht allein von ruhmvollem Leben, sondern auch von höherm Alter sogleich Zutritt. Als er das Kloster betreten, verlangte er alle Schwestern zu sehn, unter welchen er aber diejenige, derentwegen er gekommen war, nicht bemerkte. Endlich sagte er; „Laßt alle kommen! eine scheint mir zu fehlen.“ Man erwiderte ihm: „Eine Verstörte (unam stultam; in der Urschrift fand sich hier *σάλος*, unruhig bewegt) haben wir noch drinnen in der Küche;“ so nennen sie nämlich diejenigen, welche von einem bösen Geiste besessen sind. „Laßt mich auch diese sehn!“ sprach er, und man ließ sie rufen. Da sie nicht kommen wollte, weil sie wohl etwas ahnte oder durch göttliche Offenbarung es erkannte, sagten sie ihr: „Der heilige Phterius wünscht dich zu sehn;“ denn er war ein Mann von großem Ruf und Namen. Als sie nun gekommen war und er ihre Stirn mit Lumpen umhüllt sah, warf er sich ihr zu Füßen und sprach: „Segne mich!“ Sie aber that dasselbe und sprach: „Segne mich, Herr!“ Die Schwestern staunten alle und sprachen: „Abba, leide nicht solche Schmach, denn albern ist diese, welche du siehst.“ Der heilige Phterius erwiderte allen: „Ihr seid albern; denn sie ist meine und Eure Amma (so nennen sie nämlich geistliche Mütter). Und ich bitte Gott, daß ich am Tage des Gerichts ihrer würdig gefunden werden möge.“ Darauf fielen alle ihr zu Füßen und gestanden ihre an ihr begangenen Sünden. Die eine hatte beim Spülen der Schüsseln sie mit dem schmutzigen Wasser begossen, die andere ihr häufig Ohrfeigen gegeben; eine dritte klagte sich an, daß sie ihr die Nase mit Senf angefüllt habe; die übrigen auch gedachten verschiedener Vergehen gegen sie. Der Heilige entfernte sich, nach-

6. Die Pilgerin.

Das Leben der heiligen Paula, welches Hieronymus, der sie selbst gekannt hatte, ihrer Tochter Eustochium widmete (es ist der 27. Brief), fand Herder im ersten Buche der *Vitae patrum* abgedruckt. Er nahm daraus (die kürzere Fassung in der *Aurea legenda* und das Leben der Heiligen hat er nicht benutzt) nur die Hauptzüge, welche sie als ein Musterbild christlicher Tugend, christlichen Glaubens, christlicher Liebe und unermüdblicher Wohlthätigkeit bezeichnen, indem er alles wegläßt, was Hieronymus von ihrer übermäßigen Abtödtung erzählt, da er diese Ausartung christlicher Aszetik nicht feiern mochte. Die Ueberschrift der Legende die Pilgerin deutet darauf, daß sie Roms Herrlichkeit verließ, um die durch Christus und die christlichen Blutzeugen, ja auch durch die alttestamentlichen Altväter geheiligten Stätten und das im Morgenland reicher entfaltete christliche Leben, namentlich das dortige Mönchthum, zu schauen, was freilich etwas stärker hervortreten sollte; daß er mit jener Ueberschrift das Leben als eine Pilgrimschaft bezeichnen wolle, ist durchaus nicht anzunehmen, wenn auch Hieronymus gerade im Anfange der Lebensbeschreibung berichtet, sie habe oft mit dem Psalmisten (120, 5 f.) geklagt: „Wehe nur, weil meine Pilgrimschaft verlängert worden ist! ich habe gewohnt mit den Bewohnern von Cedar; lange ist meine Seele gepilgert.“

Nach Hieronymus stammte die Mutter der Paula von den Gracchen und Scipionen, während ihr Vater sein Geschlecht von Agamemnon herleitete. Ihr Gatte rühmte sich der Abkunft

von Aeneas und den Juliern, woher denn auch ihre Tochter Eustochium (Wohltreffend) Julia hieß, wie ihr eigener Name Paula auf den berühmten Aemilius Paulus als Ahnen sich bezieht. Ihre Geburt fällt in das Jahr 347, sie starb im Januar 404; ihre letzten zwanzig Jahre verlebte sie in Bethlehem. Schon fünf Jahre war sie Christin, ehe sie ihre Wanderschaft antrat. Nach dem Tode ihres Gatten, dem sie vier Töchter und zuletzt einen Sohn gebar, verwandte sie ihr Vermögen auf die Unterstützung der Armen, von denen sie keinen unbeachtet entließ. Als im Jahre 382 die Bischöfe des Morgenlandes und des Abendlandes in Rom zusammenkamen, stand sie mit den Bischöfen Epiphanius von Salamis auf Cypern, der in ihrem Hause wohnte, und Paulinus von Antiochia in enger Verbindung. Der Wunsch, die frommen Einsiedler des Morgenlandes zu besuchen, erwachte in ihrem Herzen, und als die Bischöfe im Beginne des Frühjahrs nach ihren Bisthümern zurückgingen, schloß sie sich mit ihnen ein. Herder hat mit Recht den Zug, daß sie ihre Kinder, auch ihren noch ganz kleinen Sohn Torquus, zurückließ und die Liebe zu den Kindern der Liebe zu Gott nachsetzte, ganz weggelassen, da ihm eine solche Vernachlässigung der Mutterpflicht anstößig sein mußte; er gedenkt nur der Eustochium, die sie auf ihrer Pilgerschaft begleitete. Manche Römer läßt er ihr von dem Entschlusse, von Rom zu scheiden, abrathen, um die Stärke und die Absicht ihres Entschlusses ins Licht zu setzen. Von dem verdorbenen Babel trieb es sie weg, wo sie nicht eine andere Mutter der Graichen sein konnte, ihr ganzer Sinn hing an Christus und seiner Kirche. Hieronymus beschreibt ausführlich die Reise. Sie besuchte zunächst die Insel Pontia bei Latium,

wo unter Domitian Flavia Domitilla und andere Bekenner Christi in der Verbannung lebten. Daher nahm Herder die Ausgabe, sie habe die Verbannten besucht, wobei er nicht an verbannte Christen dachte, da diese nicht mehr verfolgt wurden, sondern sie erschien allen Verbannten als Trösterin. Manche Inseln, besonders unter den Antikladen, waren Verbannungsorte. Vorab folgte sie dem Epiphanius nach Cypern, wo sie zehn Tage blieb und in allen Klöstern das Andenken an ihre fromme Wohlthätigkeit zurückließ. Von da begleitete sie den Bischof Paulinus nach Antiochia. Auf ihrer Reise durch Coele Syrien und Phönizien besuchte sie alle in der heiligen Geschichte denkwürdigen Orte. In Jerusalem, wo der Prokonsul ihr einen ehrenvollen Empfang bereiten wollte, bezog sie eine niedrige Zelle. Hier besuchte sie die von der Kaiserin Helena erbaute Kirche des heiligen Grabes, wo sie auf dem Ort der Schadelstätte (Golgatha), da, wo das Kreuz aufgerichtet gewesen und dessen Höhle noch mit einer Inschrift bezeichnet ist, sich niederwarf und in der Grabhöhle den Stein, den der Engel einst vom Grabe gewalzt, und den Sarkophag, worin der Herr geruht, mit ihren Küssen und bitteren Thränen bedeckte. Dann bestieg sie den Berg Sion, wo sie in der Kirche die Säule sah, woran der Herr gegeißelt worden. Herder übergeht den Besuch von Betlehem und den übrigen aus den heiligen Schriften ihr denkwürdigen Orte. Nach der Reise nach Aegypten und Nubien, wo sie mit größter Erbauung lange Zeit unter den heiligen Einsiedlern lebte, gedenkt er nur kurz, hebt aber hierbei die Wohlthätigkeit hervor, welche sie auch auf der ganzen Reise geübt. „Gleich darauf ging sie nach Bethlehem zurück, wo sie immer zu bleiben gedachte“, berichtet Hieronymus; „drei

Jahre lang brachte sie hier in einer engen Wohnung zu, bis sie Zellen und Klöster und Wohnungen für Pilgrime erbaute neben dem Wege, wo Maria und Joseph sein Unterkommen gefunden.“ Paula stiftete vier Klöster. Hieronymus hebt hierauf ihre Tugenden hervor, ihre Demuth, ihre Keuschheit, ihre Mildthätigkeit, die so weit ging, daß sie nach ihrem Tode ihrer Tochter nichts hinterließ, ihre Abtödtung, wobei manches, was Herder als Ueberspannung zur Seite lassen mußte. Dann wendet er sich zur Einrichtung ihrer Klöster, von denen sie bloß die Nonnenklöster beaufsichtigte. Herder konnte hiervon fast nur den Zug bemerken, daß die Nonnen auch zur Arbeit angehalten wurden und für sich oder andere Kleider machten, was er treffend bei seiner Schilderung ihres werktätigen Klosterlebens verwandte, wogegen ihm die strenge Abtödtung, das Singen der Psalmen (fünfmal am Tage, selbst auch in der Mitternacht) und das Auswendiglernen aus den heiligen Schriften nicht passend schienen. Daß sie noch Hebräisch lernte, hatte Herder wenigstens in der Note bemerken können. Auffallend ist, daß dieser ihrer Stiftung von Klöstern gar nicht gedenkt, obgleich seine ganze Schilderung von den Worten an „Und fortan“ sich doch lediglich gerade auf ihr Wirken im Kloster bezieht.

Ausführlich schildert Hieronymus die liebevolle Pflege und den bitteren Schmerz der Tochter, als Paula erkrankt war, wovon Herder nur den Zug nahm, daß sie am Bette der Mutter saß, als deren Ebenbild an Gemuth und Herz er sie bezeichnet. Als kurz vor ihrem Ende Hieronymus sie fragte, weshalb sie schweige, und ihm nicht antworten wolle, ob sie irgendwo Schmerz empfinde, erwiderte sie in griechischer Sprache, sie leide nicht,

sondern fühle alles ruhig und still. „Darauf verstummte sie und mit verschlossenen Augen, als ob sie das Irdische verachtete, wiederholte sie, bis sie ihren Geist ausgehaucht hatte, dieselben Verse (aus den Psalmen: „Herr, ich liebe den Glanz deines Hauses“ und: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, o Herr!“), so daß man, was sie sagte, nicht verstehn konnte, und machte mit dem Finger das Zeichen des Kreuzes auf die Lippen. Schon stockte der Athem und sie röchelte nur noch, aber ihre nach der Befreiung sich sehrende Seele benutzte auch das Geräusch, womit das menschliche Leben endet, zum Lobe Gottes. Die Bischöfe von Jerusalem und andern Städten waren zugegen, die Priester von geringerem Range und eine unzählige Menge von Leviten; das ganze Kloster hatten die Chöre von Mönchen und Nonnen erfüllt. Sofort als sie den Bräutigam rufen hörte (im Hohenliede 2, 10 f.): „Steh auf, komme Nächste, meine Schöne, meine Taube! Denn siehe, der Winter ist vergangen und dahin, der Regen ist weg“, erwiderte sie freudig (das. 2, 12): „Die Blumen sind hervorgekommen im Lande, die Zeit des Schneidens ist gekommen“ *) und (Psalm 27, 13):

*) Die ganze Stelle gibt Herder dem Chöre; in der lutherischen Uebersetzung lautet dieselbe: „Stehe auf, mein Freund, meine Schöne, und komme her: denn siehe, der Winter ist vergangen, der Regen ist vorüber und dahin; die Blumen sind hervorgekommen im Lande, der Lenz ist herbeikommen.“ Herder selbst übersetzte (vgl. oben S. 35 *):

„Steh' auf, meine Liebe!

Steh' auf, meine Schöne!

Komm! —

Denn siehe! der Winter ist über,

Der Regen ist über, vorüber!

Man sieht schon Blumen am Boden,

Die Zeit des Gefanges ist da!“

„Ich glaube, daß ich sehn werde die Güte des Herrn im Lande der Lebendigen.“ Die letzten Worte hat Herder schön gewandt; die beiden auf den Gesang folgenden Verse sind sein Eigenthum, da Hieronymus unmittelbar darauf berichtet, wie man die Leiche in die Kirche der Maria de praesepio im Kloster des heiligen Kreuzes auf einer Höhe vor Bethlehem (oben S. 37) getragen. In dieser Kirche liegt sie auch nebst ihrer Tochter und Hieronymus begraben, in einer Höhle nahe bei der Geburtshöhle des Heilandes. Aus allen Städten Palästinas strömte man zu ihrer Bestattung zusammen; kein Mönch, keine Nonne blieb in ihrer Zelle zurück, die Wittwen und Armen zeigten die von ihr geschenkten Kleider vor, alle Dürstigen jammerten, daß sie ihre Mutter und Ernährerin verloren. Die Psalmen wurden in hebräischer, griechischer, lateinischer und syrischer Sprache gesungen, nicht bloß die drei Tage lang, bis sie begraben war, sondern die ganze Woche. Ihre Tochter Eustochium konnte lange nicht von der Mutter weggerissen werden, mit welcher sie sich begraben lassen wollte. Auch diese Züge hat Herder glücklich gewendet, wie er dem Ganzen einen treffenden Abschluß gab. Hieronymus sagt im Anfange seiner Lebensbeschreibung: „Sie, die, wäre sie in Rom geblieben, niemand außerhalb Rom gekannt haben würde, wird jetzt, wo sie in Bethlehem ruht, von fremder, wie von römischer Erde bewundert.“ Als Heilige führt sie den Namen Paula Romana (aus Rom). Herder hat die lateinische Bezeichnung beibehalten.

Die Einleitungsverse heben hervor, daß die Zeit des Heiden-

Goethe. „Steh' auf, meine Freundin, meine Schöne, und komm. Der Winter ist vorbei, der Regen vorüber. Hin in er' Blumen sproßen vom Boden, der Lenz ist gekommen.“

thums vorüber, daß das alte Römerthum längst untergegangen war*), als Paula sich mit vollster Entschiedenheit dem Christenthum, als dem Genius der neu erstandenen Zeit, zugewandt hatte. Am Anfange nennt Herder mehrere auf den Untergang des Römerthums deutende Zeichen. Die eiserne Löwin mit den beiden Kindern (Liv. X, 23) bestand sich auf dem Kapitol. Unter den Tafeln sind Geseptafeln gemeint. Die Umkehr der Sonne wird beim Greuel des Altreus erwähnt. Unter den Unzeichen findet sich, daß ein Stier geboren habe (Liv. XXIII, 31). Eines schrecklichen Geräusches im Tempel der Juno Sospita gedenkt Livius (XXIX, 14. XXXI, 12). Später dichtete man, zur Zeit der Geburt Christi sei der Tempel des Friedens zu Rom eingestürzt. Das Ziehen der Götter ist eine That Herders. Nach der etruskischen Weissagung sollte Rom zwölf Sateln bestehen; das Ende derselben setzte man um die Mitte des fünften Jahrhunderts. Der Tempel des Jupiter auf dem Kapitol stand noch, aber ward schon zum christlichen Dienst verwandt, die Altäre waren weggebracht. Die neue Noth deutet auf die Gefahren des Reiches, denen die alten Götter nicht mehr abhelfen können. Bei der Schilderung des Frühlings liegt die des Hohenliebes zu Grunde (2, 12): „Der Feigenbaum hat Knoten gewonnen, die Weinstöcke haben Augen gewonnen und geben ihren Geruch.“**) Voraus geht dort die Erwähnung

*) Ersinken statt versinken (vgl. 27, 16. 29, 2) braucht Herder auch in Prosa. Wir finden es auch bei Klopstock und Wieland, ja selbst in Goethes frühesten Gedichten. Aehnlich stehen erbluten (noch bei Klopstock), erlaufen (bei Hans Sachs), erstummen (bei Luther), erdüstern, erjüngen, erwehren u. a. in älterer Zeit.

**) Goethe überseht einfach: „Der Feigenbaum knetet, die Rebe duftet.“

der Furteltaube (vgl. oben S. 59). Der Schluß der Einleitung wendet sich an die Römer, welche des „frommen Wahnes“ spotten, daß eine vornehme Matrone als Pilgerin in die Weite ziehen will. Wenn die Legende mit drei Abschnitten von je sieben Versen beginnt, so dürfte dies rein zufällig sein, da selbst der letzte Abschnitt der Einleitung mehr als neun Verse hat, die Erzählung mitten im Verse beginnt.

7. Der Palmbaum.

Herder benutzte hier die Erzählung des heiligen Paphnutias im ersten Buche der Vitae patrum, der das Leben in der Einsöde als ein hohes Muster heiligster Aufopferung hinstellt, wogegen der deutsche Dichter es als eine arge Verirrung verwirft, da der Mensch mit und für Menschen zu wirken bestimmt sei. Paphnutius erzählt, wie es ihn einmal in die Wüste getrieben habe, um die daselbst dem Herrn dienenden frommen Mönche aufzusuchen. Vier Tage sei er dort vorgebrungen, als seine wenigen Lebensmittel ausgegangen, wo er denn ganz erschöpft hingefunken; durch göttliche Hülfe habe er sich wieder eroben und sei weiter gewandert, aber am vierten Tage aus Mangel an Speise wie leblos zur Erde gestürzt. Da habe ihn ein wunderbarer Mann, der bald seine Hände bald seine Lippen berührt, ins Leben zurückgerufen. Nach siebenzehn Tagen sah er in der Nahe einen wie ein Thier ganz von Haaren bedeckten, bloß mit einem Gürtel von Blättern und Pflanzen bekleideten Mann, vor dem er auf einen nahen Berg floh, doch wurde er endlich durch dessen freundlichen Zuruf ermutigt, sich ihm zu

nähern. Als er sich vor ihm niedergeworfen, bat jener ihn, sich zu erheben; er wisse, daß er ein Diener Gottes und ein Freund der Heiligen sei, Paphnutius mit Namen. Dringend aufgefordert, erzählt nun der Wüstenheilige seine Geschichte. Er heiße Onuphrius; siebenzig mühevollen Jahre habe er h. er zugebracht, wo er nur wilde Thiere gesehen. Aus dem Kloster Hermopolis in der Provinz Thebais sei er geflohen, da ihn das unendliche Verdienst des einsamen Wüstenlebens unwiderstehlich gereizt habe. Die frommen Väter hätten so häufig das Leben des Elias gerühmt, der durch Abtödtung und Gebet es endlich erlangt, daß er auf feurigem Wagen in den Himmel gefahren und noch nicht den Tod erlitten habe. Auf seine Frage warum sie denn dieses Beispiel nicht befolgten, erwiderten sie, das Wüstenleben sei außerordentlich beschwerlich, obgleich sie auch des großen beständigen Beistandes gedachten, welchen die Engel in der Wüste solchen Büßern leiteten. Gereizt durch das hohe Verdienst und den herrlichen Lohn dieses Lebens, floh Onuphrius in stiller Nacht mit Brod und wenigen Hülsenfrüchten nach der Wüste. Hier erschien ihm ein glanzendes Licht und versetzte ihn in solche Furcht, daß er schon an die Rückkehr dachte, als eine herrliche Gestalt aus ihm hervortrat. „Fürchte dich nicht!“ sprach sie. „Ich bin Gottes Engel, den bei deiner Geburt die göttliche Vorsehung zu deinem Schutze bestimmt hat, daß ich auf Gottes Befehl bei dir bleibe und dich in dieser Wüste begleite. Sei vollkommen, wandle demüthig vor dem Herrn, arbeite freudig, halte dein Herz wohl verwahrt, lebe ohne Klage, verharre im guten Werke! Ich werde dich nicht verlassen, bis ich deine Seele der höchsten Majestät gebracht habe.“ Auf dem Wege, welchen ihn der Engel begleitete,

fand er in einer Höhle einen Einsiedler, der ihn mit herzlicher Liebe aufnahm und ihn in das Einsiedlerleben einweihte. Mit ihm ging er weiter in die Wüste, und am fünften Tage kamen sie an eine Hütte, in deren Nähe Palmen standen. Da sprach der Mann Gottes: „Siehe, diesen Ort hat dir Gott zur Wohnstätte bestimmt.“ Dreißig Tage lebte er hier noch mit Onuphrius, den er eindringlich mahnte, Gottes Willen immerfort zu üben. Dann entfernte er sich, um nach seiner eigenen Höhle zurückzukehren, doch jedes Jahr besuchte er ihn einmal. Einst, als er außer der Zeit kam, fiel er, nachdem er den Onuphrius begrüßt, todt zur Erde. Den Leichnam begrub dieser mit vielen Thränen neben seiner Hütte. Auf weiteres Befragen des Paphnutius schilderte Onuphrius die Mühseligkeiten des Einsiedlerlebens. Den Brand der Sonne, Thau und Reif, Hunger und Durst und viele Qualen habe er erduldet, aber der Herr habe sich seiner hilfreich angenommen. „Der heilige Engel brachte mir täglich so viel Brod und Wasser, als zu meiner Erhaltung hinreichte. Palmen trugen zwölfmal im Jahre Datteln; ich sammelte sie täglich, mischte sie mit Blättern von Kräutern und speiste sie als Brod.“ Weiter vernahm Paphnutius, daß Engel jeden Sonntag den Einsiedlern den heiligen Leib und das Blut Christi darreichen und, so oft sie Verlangen empfinden, einen Menschen zu schauen, sie auf einen Augenblick in den Himmel entrücken, wo sie die Engel und alle Seligen in der ewigen Herrlichkeit sehen. Sodann führte Onuphrius den Paphnutius zu seiner von Bäumen umgebenen Hütte. In der griechischen Ueberschrift wird nur ein Palmbaum erwähnt. Die in den *Vitae patrum* abgedruckte lateinische Uebersetzung gedenkt der Hütte nicht, nur des Ortes, den sie

Kal-diomea nennt, was auf einer Verderbniß der zu Grunde liegenden Handschrift beruht. Dort besaßen sie und hielten, an der Erde sitzend, erbauliche Gespräche. Am Abend fanden sie Brod mit Wasser; Paphnutius drang in den Onuphrius, daß er sich des Mahles nicht ganz enthalte. Die Nacht verbrachten sie meist schlaflos, indem sie Gott priesen. Als am Morgen Paphnutius den heiligen Mann ganz erblaßt sah, erwiderte dieser auf die Frage, was ihm begegnet sei: „Erschruck nicht, Bruder Paphnutius! Der allmächtige Gott hat dich geradeß Wegs in diese Wüste geführt, damit du mich ehrenvoll begrabeist und meinen Körper der Erde übergebeist. In dieser Stunde wird meine Seele von den Banden des Körpers befreit und zu ihrem Schöpfer ins Himmelreich geführt! Geliebtester Bruder (ich weiß ja dein Verlangen), kommst du nach Aegypten, so gedenke mein vor denen Brüdern und allen Christgläubigen.“ Daran schließt sich die weitläufige Ausführung, wie man durch ihn von Gott die Gnade erhalte, von jeder Versuchung des Teufels und von dem Bande menschlicher Neigung zum Bösen befreit zu sein. Den Wunsch des Paphnutius, an derselben Stelle sein Leben zu beschließen, muß Onuphrius zurückweisen; Gott habe ihn bloß dazu hierher geführt, daß er ihn bestatte und der Welt mittheile, was er in der Wüste gesehen. „Nach Aegypten gehe, dort bleibe bis zu deinem Lebensende, thue gute Werke und du wirst die Krone ewigen Ruhmes erlangen.“ Da wirft sich Paphnutius vor ihm nieder und bittet um seinen Segen. Onuphrius segnet ihn, erhebt sich, fleht weinend zu Gott, beugt die Kniee und spricht: „Zu deine Hände, Gott, befehle ich meinen Geist.“ Bei diesen Worten umgibt ein glänzendes Licht seinen Körper; im Glanz desselben scheidet

die Seele, welche Engelhöre zum Himmel geleiten. Mit Thränen und Seufzern beklagt Paphnutius die Trennung von dem Heimgegangenen. Er zerreißt sein Gewand; in dessen einen Theil hüllt er sich, in den andern legt er die Leiche und begräbt sie in dem in den Felsen gehauenen Grabe. Als er die Hütte betreten will, fällt diese ein und die Palmbäume stürzen ausgerissen nieder, worauf Paphnutius, da er den Willen des Herrn erkennt, sich nach Aegypten zurückbegibt. Man setzt den Tod des Onuphrius in das Jahr 370. Ihrem wesentlichen Inhalte nach ist die Legende auch in das Leben der Heiligen übergegangen.

Herder hat sie mit glücklicher Benutzung der entsprechenden Züge treffend zu seinem der ursprünglichen Bedeutung ganz entgegengesetzten Zwecke umgestaltet. Der Engel errettet auf Gottes Befehl den Onuphrius vom Hungertode und läßt ihn siebenzig Jahre hier leben, damit er dem Herrn diene und inne werde, wie thöricht es gewesen, von den Menschen zu fliehen. „Menschen sind geschaffen für die Menschen“, ist des Greises letztes Wort. Paphnutius selbst, dessen Namen Herder erst zuletzt nennt, empfindet dies sehr tief, als der Sturm auch bei der Bestattung noch fürchterlich heult, wie wenn er ihn wegtreiben wollte. Die Engel versprechen der zum Himmel von ihnen geleiteten Seele dort die Freude, welche er auf Erden „durch eigene Schuld“ verscherzt. Die Einleitung ist gar nicht glücklich, da sie nur durch einen unvermittelten Sprung auf den durch Gott in der Wüste wunderbar gebotenen Palmbaum übergeht. Eben so wenig berechtigt ist der Dank an den Onuphrius dafür, daß Tasso in seinem Kloster zu Rom in den letzten Tagen seines vielbewegten Lebens Aufnahme fand. Die Lust

an diesem hochgelegenen Orte gilt für die reinste in Rom; deshalb hatte Tasso sich dorthin begeben, im Vorgefühl, daß er hier sterben werde. Sein Mißtrauen gegen die Menschen war längst geschwunden, wenn er auch freilich meinte, die Undankbarkeit der Welt habe den Sieg über ihn davongetragen, und trüber Schwermuth verfallen war. An den Heiligen dachte Tasso nicht, und nur höchst uneigentlich kann das Kloster San Onofrio die Palme desselben genannt werden.*) Ein anderer Vergleichungspunkt zwischen Tasso und dem Heiligen hätte sich wohl leicht ergeben; besser aber wäre jede Beziehung auf diesen unterblieben, der ganze Schluß sammt der Einleitung weggeblieben.

8. Das Bild der Andacht.

Eine Quelle zu unserer Legende finde ich nicht. Unter den vielen Männern des Namen Sophronius (Besonnen) ist keiner, so viel ich weiß, von dem etwas Aehnliches erzählt wird. Nahe kommt die Sage von einem Bilde der schmerzhaften Mutter zu Rom, welche den Leichnam ihres göttlichen Sohnes auf den Knien halt. Da es dem Maler nicht gelingen wollte, die Trauer ihres Antlitzes so darzustellen, daß ihre Tugenden nicht verdeckt wären, so bat er die Schmerzensmutter um ihren Beistand. Diese erschien ihm mit dem Blicke, den sie in jenem schrecklichen Augenblick gehabt, und blieb so lange, bis der Maler die Umrisse mit einer Kohle auf's Papier gebracht. Sonst stehen Engel wohl einem Maler bei oder vollenden das von ihm begonnene

*) Vgl. Goethes Brief aus Rom vom 16 Februar 1797

Gemälde Von dem berühmten Maler Fra Giovanni da Fiesole, einem Dominikaner in Florenz († 1434), erzählt man, er habe, ehe er gemalt, immer gebetet, und das Antlitz der heiligen Jungfrau auf den Knien liegend gemalt. Herder stellt in unserer Legende den Gedanken dar, daß ein wahres Kunstwerk nur demjenigen gelinge, der aus tief ergriffener, das Ideal in aller Reinheit lebhaft erfassender Seele schafft. Das, was des Sophronius von echt christlicher Andacht erfüllter Seele erschienen, stellte er in dem Bilde aus sich heraus; es war nicht etwas Gemachtes, aus griechischen Götteridealen (Athena, Artemis, Aphrodite) Zusammengelesenes, sondern der lebendige Ausdruck eines innerlich Geschauten. Ganz im echten Legendenfinne läßt Herder das Bild durch einen Engel begrüßen und das Gelingen desselben dem Künstler gegenüber anerkennen. Auch die Beziehung auf Raphael, dessen Darstellung der Madonna das dem Künstler vorschwebende Ideal in dem Anschauenden weckt, ist höchst glücklich.*) Die heilige Idee wird der Dürftigkeit an Erden schöne entgegengesetzt. Die sinnliche Schönheit ist nicht im Stande, ein solches Ideal zu bieten, sie ist zu arm dazu; nur der Geist des Künstlers kann ein solches Ideal erschaffen. A. W. Schlegel ward durch unsere Legende zu dem auf sehr später Sage beruhenden Gedichte der heilige Lukas veranlaßt, das ein Jahr nach derselben (1798) im Athenäum erschien.

*) Vgl. den Schluß von Herbers Pygmalion

9. Der himmlische Garten

Diese Legende scheint ganz auf Herbers Erfindung zu beruhen. Eine Maximina weiß ich gar nicht nachzuweisen. Die Lilie erscheint wohl als Sinnbild des Geistes und des unsterblichen Lebens; auch kommt eine weiße Rose als Anzeichen des nahen Todes vor; dagegen kann ich die Vorstellung von den Lebensblumen und vom Lebensgarten nicht belegen. Herder wollte die Lehre aussprechen, daß man sich nicht vor der Zeit nach dem Jenseits sehnen dürfe, vielmehr selbst unter Mißgeschick das Leben geduldig ertragen und möglichst zu wirken suchen müsse. Die Kinder dürfen nicht den Eltern nachtrauern, sondern müssen den Zeitpunkt erwarten, der sie mit ihnen wieder vereinigen wird. Der Maximina wird dies durch einen schonen Traum angedeutet, worin sie ihren Vater sieht, der aber ihr Leben jenseits mit der Mutter wacht, und sie zu gefaßtem Ausbarren mahnt, indem er ihr zeigt, daß ihr noch ein längeres Leben bestimmt ist. Sehr schön ist der Gegensatz der schon längst verklärten Mutter zu dem erst vor kurzem hingeschiedenen Vater in der äußern Art ihres Erscheinens angedeutet. Die Vorstellung ist eine eigenthümliche Wendung der Lehre vom Schutzengel. Nach einer verbreiteten Auffassung ist der Erzengel Michael der Vorsteher des Paradieses; er stellt die Seelen der Gestorbenen dem Herrn vor, und er ist es auch, der den Sterbenden ihren Tod kurz vorher anzeigt. Der Prior Cajarius von Heisterbach, der vor 1240 starb, erzählt im achten Buche seines Gesprächs über Wundergeschichten (45) von einer Nonne, die von solcher Vollkommenheit gewesen, daß

sie nach dem Tode sich geseht. Der Erzengel versetzte ihre Seele einmal in das Paradies, wo sie diesen vor einem Altar stehen sah; er gab sich ihr als Hüter des Paradieses zu erkennen und theilte ihr mit, daß er die Seelen aller Frommen Gott vorstelle; auch verkündete er ihren Tod auf Ostern. Fast sollte man glauben, eine ähnliche Geschichte habe Herder vorgeschwebt; den Cäsarius kannte er wohl nicht.

10. Das Paradies in der Wüste

Nach dem Leben des heiligen Hilarton von Hieronymus, im ersten Buche der *Vitae patrum* Hilarton wurde von heidnischen Eltern um das Jahr 290 in einem bei Gaza gelegenen Orte geboren. Zu Alexandria, wohin seine Eltern ihn sandten, ergriff ihn der Glaube an Christus. Der hohe Ruf, welchen der Einsiedler Antonius in ganz Aegypten genoß, trieb den funfzehnjährigen Jüngling zu ihm in die Wüste. Dort blieb er zwei Monate, dann kehrte er, im Gefühle, daß er nicht würdig sei, bei dem Heiligen zu bleiben, zu dem man von allen Seiten strömte, mit einigen Mönchen nach seiner Heimat zurück. Da seine Eltern unterdessen gestorben waren, gab er den einen Theil seines Vermögens seinen Brüdern, den andern den Armen, er selbst zog sich in die Wüste bei Majuma zurück, ohne Furcht vor den Räubern, welche die Umgegend beunruhigten. Bei strengster Abtödtung lebte er hier vier Jahre unter einem Zelte von Binsen und Riethgras; dann erst baute er sich eine funf Fuß hohe, vier breite und etwa sechs Fuß lange Hütte. Der Ruf seiner Heiligkeit und der von ihm erwirkten Wunder ver-

brentete sich in Palästina und den benachbarten Städten Syriens und Aegyptens, ja er drang auch nach fernem Landen. Der Einsiedler Antonius trat mit ihm in Briefwechsel und verwies diejenigen, welche aus Syrien kamen, um seine Hülfe zu er-
 sehen, an seinen „Sohn“ Hilarion, dessen Beispiel die Gründung unzähliger Klöster, die ihn als ihren gemeinsamen Vater betrachteten, durch ganz Palästina veranlaßte. In seinem drei-
 unddrehzigsten Jahre quälte ihn der Gedanke, daß er ein großes Kloster habe und viele Mönche bei ihm wohnten, er auch immer-
 fort von solchen angegangen ward, die Hülfe bei ihm suchten. Befragt, weshalb er sich so sehr grame, erwiderte er: „Zur Welt bin ich zurückgekehrt, und ich empfangen meinen Lohn in der Welt. Sehet, ganz Palästina und die benachbarten Pro-
 vinzen schätzen mich hoch, und unter dem Vorwande eines Klosters zur Verpflegung der Bruder habe ich Landhaus und Hausrath.“ Zwei Jahre hatte er deshalb in Trauer verlebt,
 als eine vornehme Dame auf ihrer Reise zum heiligen Anto-
 nius bei ihm vorsprach. „Gerne wollte auch ich zu ihm“, sprach er, als er dieses vernahm, „hielte mich nicht das Kloster ge-
 fesselt und wäre nicht der Gang vergeblich; denn seit zwei Tagen hat die ganze Welt einen solchen Vater verloren.“ Jene glaubte dem Worte und ließ von der Reise ab. Wenige Tage
 später kam die Nachricht vom Tode des Antonius. Nach einiger Zeit verließ er, da man vergebens ihn zurückzuhalten suchte,
 sein Kloster. Vierzig Mönche nahm er mit sich. Es trieb ihn zur Thebaid, um an der Stelle, wo Antonius gelebt, dessen
 Todestag zu feiern. Er nahm seinen Weg über Pelusium, Thebaid, Babylon und Aphrodite. Von letzterm Orte kam er in drei Tagen durch eine große und schreckliche Einöde endlich

zu einem sehr hohen Berge, wo sie zwei Mönche, Izaak und Pelusianus, fanden, von denen der erstere des Antonius Dolmetscher gewesen. Es war ein seltsamer hoher Berg, von etwa tausend Schritten, an dessen Fuß Wasser entsprang, wovon ein Theil vom Sande verschlungen ward, der andere zur Ebene gelangte und allmählich einen Bach bildete, über welchem an beiden Ufern unzählige Palmbäume standen, die dem Orte viel Annehmlichkeit und Vortheil brachten. Hier sah man den Greis mit den Schülern des seligen Antonius hin und her eilen. „Hier pflegte er zu singen“, sagten sie, „hier zu beten, hier zu arbeiten, hier, wenn er müde war, zu ruhen. Diese Weinstöcke, diese Bäume hat er gepflanzt, dieses Gartenbeet mit eigenen Händen angelegt. Diesen Teich hat er mit vielem Schweiß gegraben, um den Garten zu bewässern; diese Hütte hat er viele Jahre gebraucht.“ Er lag auf seiner Schlafstätte und ließ sein Lager, als ob es noch warm wäre; die Zelle war nicht größer, als daß ein Mensch sich hinstrecken konnte. Außerdem waren auf dem höchsten Gipfel des Berges, wozu man mit äußerster Anstrengung sich hinaufwinden mußte, zwei gleiche Zellen, wohin Antonius sich zurückzuziehen pflegte, wenn er die zu ihm strömende Menge und die Gesellschaft seiner Schüler meiden wollte; sie waren in den Felsen gehauen und hatten nur Thüren erhalten. Als sie zum Garten kamen, sagte Izaak: „Seht ihr dieses mit Bäumen bepflanzte, von Kohl grüne Obfeld? Als vor ungefähr drei Jahren eine Herde Waldesel dieses verwüstete, hieß er einen von den Führern derselben stille stehen, und sprach, indem er mit einem Stöcke ihm den Leib schlug: „Warum freßt ihr, was ihr nicht gesät habt?“ Und seit dieser Zeit beruheten sie nur noch das Wasser, nicht

mehr die Bäume und den Kohl.“ Darauf bat der Greis sie, ihm die Grabstätte des Automus zu zeigen. Sie führten ihn zur Seite, aber man weiß nicht, ob sie ihm jene gezeigt, man sagt, der Grund, diese zu verbergen, sei die Furcht gewesen, Pergamius, ein sehr reicher Mann der Gegend, möchte seine Leiche wegführen und ihm ein Grabdenkmal errichten. Darauf kehrte Klarion nach Aphrodite zurück, in dessen Nähe er in der Wüste in solcher Abtödtung und Einsamkeit lebte, daß er sagte, jetzt erst habe er angefangen, Chrymus zu dienen. Von dort begibt er sich, um dem ihn verfolgenden Ruhm zu entgehen, nach der Wüste Dasis, und ein Jahr später, da er auch hier die gewünschte Einsamkeit nicht findet, nach Sizilien, dann nach Dalmatien und zuletzt zur Insel Cypern. Hier verweilte er zwei Jahre in der Nähe der Stadt Paphos: da aber auch sein dortiger Aufenthalt bald verrathen wurde, begab er sich in eine rauhe Felsengegend in der Nähe des Meeres, wohn man nur gelangen konnte, wenn man auf Händen und Füßen kroch. Hier fand er eine von einigen Bäumen besetzte, auch von einer Felsenguelle bewässerte Gegend, mit einem sehr angenehmen Garten und Obstfeldern, deren Früchte er aber nie genoß. In der Nähe waren die Trümmer eines sehr alten Tempels, worin die Dämonen ihr Wesen trieben, es gereichte ihm zur Freude, daß er seine Widersacher so in der Nähe hatte. Hier lebte er fünf Jahre. Auf seinen Befehl wurde seine Leiche, sobald er gestorben war, in dem Garten verscharrt. Sein Schüler Hesychius brachte sie nach zehn Monaten unversehrt von hier nach dem alten Kloster zu Majuma, die Kleider waren noch ganz unverfehrt und der Leichnam duftete, als ob er gesalbt wäre. Im achtzigsten Jahre war er gestorben. Auf

Cyprien will man den Geist des Heiligen besitzen, da er hier in seinem geliebten Garten mehr Wunder thue als in dem Kloster, wo sein Körper ruht.

Wenn bei Hieronymus besonders die Verachtung des Ruhmes hervortritt, vor welchem Hilarton von einem Orte zum andern floh — in der kurzen Darstellung im Nachtrag zur aurea legenda (186) wird größtentheils nur seine Abtödtung erwähnt —, so wollte Herder im Gegensatz zum nutzlosen, der Menschheit zuwiderlaufenden harten Wüstenleben uns den heitern, einfachen Naturgenuß eines Gott anhängenden, seine Gaben ehrenden, in sich beruhigten Herzens schildern, worn in Hilarton seinem Vorbild Antonius nachstreben läßt. Die schönen idyllischen Züge der Erzählung des Hieronymus hat er auf das geschickteste benutzt und zu einem lieblichen Bilde ausgeführt, dagegen alles der finstern Askese des strengen Mönchslebens Angehörnde entfernt. Antonius und Hilarton leben neben Gott der schönen, von ihm zum Genuße verliehenen Natur; allen Lüste und aller Eitelkeit der Welt haben sie freudig entsagt, in der sichern Ueberzeugung, so ihre Bestimmung am reinsten zu erfüllen. Hilarton war, wie Antonius, streng, indem er sich keine leidenschaftliche Ungebuhr, keine Verletzung der göttlichen Ordnung und seiner Seelenreinheit gestattete, aber zugleich milde, da er mit kindlichem Sinne an allem Guten und Schönen sich freute. Der Anfangspunkt der Erzählung ist sehr glücklich gewählt, diese selbst wirksam vereinfacht, einzelne treffende Züge hinzugefügt. Des Antonius Verbot, sein Grab zu zeigen, wird geschickt begründet und benutzt*), auch bei Hilarton das einfache

*) Gottesstadt heißt in der Bibel Jerusalem. Es wird zur Bezeichnung

Verfassen der Leiche hervorgehoben, wie es im Geiste des echten, auf reinem christlichen Glauben ruhenden Mönchsthum lag, daß noch an nichts weniger als den Reliquiendienst der Heiligen dachte. Wir möchten dieser Legende vor allen herderschen den Preis zuerkennen. Absichtlich schließt sie mit einem unvollständigen Verse.

11. Die laute Klage.

Sehr glücklich hat der Dichter hier zwei Erzählungen aus dem dritten Buche der Vitae patrum (155–159) benutzt. *) Die erstere Erzählung lautet also: „Als ein Greis in der Einsöde Seiti starb und die Brüder, die das Bett umgaben, nachdem sie ihn wie einen Gestorbenen zurecht gelegt hatten, seinen Tod beweinten, öffnete er seine Augen und lachte, und zum zweitenmal öffnete er die Augen und lachte, und ebenso zum drittenmale. Auf die Frage der Bruder, warum er lache, da sie weinten, erwiderte er: Zum erstenmal habe ich gelacht, weil ihr alle den Tod fürchtet, zum zweitenmal, weil ihr nicht bereit seid, zum drittenmal, weil ich von der Arbeit zur Ruhe gehe.“ Die andere erzählt von einem Johannes dem jüngern, der zwölf Jahre lang einem kranken Greise diente, ohne je ein freundliches Wort von ihm zu vernehmen. „Als dieser Greis am Sterben lag, hielt er, während die andern Greise um ihn saßen, dessen

der Welt gebraucht, in welche jeder gesetzt ist, um zu wirken. Vgl. die folgende Legende S. 41, meine Bemerkung zu Goethes „Divan“ IV, 11.

*) Die erstere findet sich auch im fünften Buche, wo am Schlusse noch die Worte stehen: „und ihr weinet. Als er dies gesagt hatte, schloß er sogleich die Augen und starb.“

Hand, und sprach dreimal zu ihm: „Heil!“ und empfahl ihn den Breisen mit den Worten: „Dieser ist kein Mensch, sondern ein Engel, da er so viele Jahre mir in meiner Krankheit beigestanden, ohne ein gutes Wort von mir zu vernehmen.“ Herder setzt den tiefen Schmerz innigster Liebe der lauten Klage entgegen, welche nur dem allgemeinen menschlichen Schicksal gilt, das uns mit Furcht erfüllt, die dem wahrhaft Weisen nicht ziemt. Aeußerst glücklich sind Herders Veränderungen. Nur einmal erwacht der Todtgegläubte und die eine Erwiderung ist viel bezeichnender ausgeführt, indem der Sterbende ihnen ihr Weinen verweist. Herodot berichtet (V, 4), daß die Trauser, ein thrakischer Stamm, ihre Todten mit Frohlocken begraben. Auch die Herrnhuter bezeugen den Tod als ein freudiges Ereigniß. Die Christen betrachteten den Tag des Hergangs als wahren Geburtstag. Nur der Jüngling empfindet hier wirklichen Schmerz um den Hingegangenen, den er als Vater geliebt. Der Gegensatz der stummen Thranen zum vorhergehenden Lächeln ist sehr schön.

12 Die Ameise

Die Legende ist wohl eine Erfindung Herders. Mehrere Heiligen führen den Namen Simplicius, aber von keinem derselben finde ich etwas Aehnliches berichtet. Das Beispiel der Ameise, die sonst als Muster des Fleißes und der klugen Vorsorge genannt wird, ist hier auf ganz eigenthümliche Weise zur Andeutung des Gedankens verwandt, daß jeder ins Leben gestellt sei, um für andere zu wirken, keiner in abgeschlossener Selbstigkeit sein Dasein müßig vergeuden durfe. Im fünften

Buche der Vitae patrum (20) wird eine Geschichte von einem Monch erzählt, der sein Leben im Mäßiggehe hngebracht hatte und in einer schweren Krankheit durch ein Traumgesicht gewarnt wird, welches ihm ewige Verdammung droht.*)

13. Die Fremdlinge

Zu diesem Preise der Schottischen Mönche, die Gesittung und Bildung über die fernsten und trübsten Länder verbreiten, insbesondere der von St. Gallen, ward Herder zunächst durch den ersten, zuerst 1786 erschienenen Band der Geschichte der Schweiz seines Freundes Johannes Müller veranlaßt. Dieser schließt, nachdem er das Wirken des Columbanus, Gallus, Mang und ihrer Nachfolger im alemannischen Helvetien geschildert hat, mit den Worten. „Kein Land war wie die britischen Inseln, deren Einwohner von Lappland bis in die Lombarden fahen und standhaft alles durchzogen und (weil damals dieses das Löblichste schien) mit Missionen erfüllten, lang behielten die britischen Schriftsteller besondern Fleiß in der Mathematik und ungewöhnliche Freiheit; kaum irgendwo wurden die Alten länger verwahrt u. s. w.“ Herder benutzt hier auch die Sagen von andern früher aus Britannien nach der Schweiz gezogenen Verbreitern des Christenthums, wobei es auffallen kann, daß er auch der ganz jungen Sage erwähnt

) Zu den ersten Weisen der Legende vgl. Matth. 6, 26. 28. Luk. 12, 24. 27. — Zur Gottesstadt S. 74 Ingemein, ältere Form für insgemein, das für gemeiniglich und insgesammt gebraucht wird, hier muß es die Bezeichnung für alle, zum allgemeinen Besten haben.

von einem in die Uzeit hinaufreichenden heiligen Beatus, den man zu einem vornehmen Briten gemacht. Er soll Suetonius geheissen haben, vom Apostel Barnabas getauft, im zweiten Jahre des Claudius vom Apostel Petrus in Rom geweiht und mit dem Diakon Achates nach Helvetien gesandt worden sein. Auf dem Batten- oder Beatenberge am thuner See zeigt man noch die Höhle des Heiligen, aus welcher die Sage den Drachen entfliehen laßt. *) König Lucius, ein britischer König, soll im Jahre 183 wegen seiner Aufnahme ins Christenthum an den Papst geschrieben haben und auf dem Schlosse Martiola zu Chur am 8. Dezember gemartert worden sein. Müller gedenkt seiner I, 12 Note 332 mit der Bemerkung, es sei keine zuverlässige Nachricht von ihm übrig, doch mochte er einer der Edlen gewesen sein, die im sechsten und siebenten Jahrhundert zur Verbreitung des Christenthums über die Alpen gekommen. Auch Fridolin, der 514 starb, erscheint bei Müller I, 9 Note 184—186. Aus der Legende nahm Herder die Sage, Fridolin habe den Urso aus dem Grabe angerufen, um gegen dessen Bruder Landolph bei Gericht zu bezeugen, daß er ihm sein Besigthum geschenkt. Othmar, der aus Deutschland nach Chur kam, ward Nachfolger von Gallus und Magnold oder Magnus, Mang. Meinrad lebte als Einsiedler an dem Orte des spätern Klosters St. Einsiedeln. Notker machte sich im Kloster St. Gallen um die Wissenschaft ganz besonders verdient. Wulfred ist Bonifacius, der Apostel der Deutschen. Bei der Beschreibung der „tapfern Wildheit“ der Alemannen schwebt zum Theil Müllers Schilderung ihrer Gesetze

* Daß die ganze Sage ohne alle Gewähr sei, gestehen auch die Holländer an unter dem 9. Mai

vor. Das Geiegbuch der Alemannen, sagt er, spreche nur von ihren Wassen, von ihren Wisaten (großen wilden Ochsen), ihren Rähereien, ihren Rossen und Maren*), ihren Baren, welche sie begierig gegessen, ihren zur Jagd gezahmten Firschen, ihren Leithunden, ihren Schaserhunden, Hunden zur Bärenjagd, Hunden wider den Wolf u. a. Die Legende erzählt, daß man am Bodensee Vier dem Wodan geopfert. Müller bemerkt auch, daß Leibeigene die Hälfte des Aders für sich, die Hälfte für den Herrn gebaut. Merkwürdig ist es, wie Herder von den frühesten britischen Mönchen in der Schweiz gleich zu den Benediktinern überspringt, die erst nach den hier übergegangenen Stiftern in St. Gallen gewirkt. Darauf aber spricht er im allgemeinen von der segensreichen Wirkksamkeit der frommen Mönche, die nicht allein den Erdboden zu einer annehmlichen, sichern und fruchtbaren Stätte umgeschaffen, sondern auch die wilden Menschenseelen gezahmt**), die Sitten gemildert, auf das ganze Leben den wohlthätigsten Einfluß geubt ***) Gunt her ist der König der Burgundionen, der mit seinem Volke zum Christenthum übertrat, nachdem ein alter Bischof, der zu ihnen

* Müller bemerkt hierzu, von dem alten Worten Mare komme noch das gemeine Mär. Daher ist in den Worten Herders „Von Bärenbraten, Auerochsenjagd und Werberjagd und Mahr' und Hunden“ zu schreiben Mär-, so daß nach früher verbreitetem Gebrauche die Endung en ausgefallen, wie unten Legende 18 in „auf Baum- und Sträuchen“.

**) Wie die Bezähmung des Urs, so ist auch die Befreiung mancher Gegend von einem Drachen bildlich zu fassen, und zwar nicht in dem Sinne, den Herder im ersten Abschnitt der Abhandlung über die Legende andeutet, sondern unter dem Drachen versteht er wilde, grausame Räuber.

***) Zur Erläuterung diene, was Herder in der genannten Abhandlung im zweiten Abschnitt sagt.

gekommen, sieben Tage zu ihnen gesprochen. Müller bemerkt kurz vor Erwähnung dieser Befehring (I, 7) in einer Anmerkung (17), im Gesetzbuche der Burgundionen würden die Fürsten Gibich, Godemar und Giselar neben Gonthahar (Günther) genannt, doch sei es nicht klar, ob sie vor oder mit ihm regiert. Hiernach ist Herders eigene Anmerkung zu berichtigen. Die Bezeichnung Geißel Gottes ist von Attila hergenommen.

Nachdem der Dichter Fleiß, Verstand, Güte und Milde als die einzigen, eine feste Ordnung der Dinge begründenden Mächte hervorgehoben, blutige Leidenschaft, niederdrückende und zerstörende Gewalt als verderblich und unwürdig bezeichnet hat *), geht er wieder zu den Alemannen über, die ihm schon bei den letzten Bemerkungen vorischwebten, doch hält er sich bei den wilden Sitten und Gesprächen derselben nicht lange auf.**)

Die Muse selbst singt die Legende in zwei Absätzen, und zwar mit Ausnahme des Schlusses in vierzeiligen Strophen. Herder folgt meist der Legende, wie sie von Columban Abdomnan, von Gallus Walafrid Strabo, von Magnoald Theodor von Rempten Geschrieben. Comogellus war der Abt des Klosters zu Bangor. Sie bauten in der Wüste des Wasgauts an einem zerstörten Orte das Kloster Rätzel. Der Burgunderkönig, den Columban mahnte, dem Ehebruch zu entsagen, war

*) In den Worten „Rath und Rath — Schwert“ stehen die Sätze in der Form des Chiasmus, so daß die Gegenätze die Mitte bilden (a b b a).

**) Statt zu sagen „Sind nicht die besten Sitten und Gespräche“, hebt er zur Bezeichnung ihrer Gespräche einen neuen Satz an, von dessen Vollendung ihn aber der Irrang abhält, endlich zu seiner Legende zu gelangen. Eigenthümlich tritt hier die Anforderung an die Muse ein, die meist am Anfange steht. Vg. oben Hor. carm. 1, 24, 2. Virg. Aen. I, 9.

Sigberts Enkel Dietrich König Tiber von Aufrassen erlaubte ihnen, sich in Helvetien anzubauen. Zuvächst gingen sie nach Tuggen an der Limmat; von dort vertrieben, weil sie an die heidnischen Tempel Feuer legen wollten, wandten sie sich, nachdem sie den Einwohnern geflücht, durch Berg und Wald ziehend, nach der Burg Urben, wo sie den frommen Priester Willeram fanden, welchen Herder mit Absicht übergeht. Dann begaben sie sich nach Bregenz. Hier erbauten sie eine Kapelle, aber die Verfolgungen des wilden Volkes veranlaßten den Columban, auch diesen Ort zu verlassen und sich nach der Lombardei zu wenden, wo er das Kloster Bobbio stiftete.*) Gallus erkrankte und erklärte dem Columban, indem er ihm zu Füßen fiel, er könne nicht mitreisen. Dieser wurde darüber unwillig, da er die Krankheit nur für einen Vorwand hielt, doch ließ er ihm Magnoald und Dietrich zurück; aber nach Walafrid Strabo unterlagte er ihm, bei seinen Lebzeiten Messe zu lesen, und vergab ihm erit kurz vor seinem Tod

Herder läßt hier seine Muse einen neuen Aufschwung nehmen, um die Stiftung von St. Gallen, das eigentliche Ziel seiner Legende, zu besingen. Als Gallus wieder genesen war, begab er sich nach Urben zum Priester Willeram, der ihn freundlichst aufnahm. Dort erkundigte er sich beim Diaconus Hildebold**), der Jager war, nach einer zur einsamen Bergwohnung passenden Gegend. Hier und um folgenden schöpft Herder ganz aus seiner

*) Wenn Herder sagt, noch lehre uns Columban in seinen Schriften, so denkt er an die Sprüche voll Einsicht und Würde, welche Müller aus seinen Schriften anführt. „Die Welt lehrte er so“, schreibt dieser, „dem Kloster gab er ganz spartanische Regeln.“

**), Hildebold bei Herder.

Quelle. Daß er böse Geister vertrieben, entnahm er gleichfalls der Legende, die aber von wilden Thieren nur den Bären nennt, dem er ein Brod gereicht und ihn beschworen, ihnen Holz zu bringen, es ins Feuer zu werfen, und in der Umgegend weder Menschen noch Vieh zu verletzen. Dieser Bär ward ihr treuester Diener. Sie bauten sich Zellen, legten einen Kohlgarten an, machten Jagd auf Wild und fingen Fische mit selbstbereiteten Netzen. Graf Talto, Kammerer des königlichen Hofes, schenkte ihm die Gegend. Die Verwaltung des Hochstifts Constanx lehnte Gallus ab. Am ganzen Bodensee und in Rhätien war er hochberehrt wegen seiner segensreichen Wirksamkeit, da er nicht allein die Gegend urbar machte, sondern allen Leidenden Trost und Hülfe brachte. Besonders liebte er den Diaconus Johannes in Thur, dem er nicht allein das Verständniß der heiligen Schrift eröffnete, sondern ihn auch lehrte, sich redlich von der Arbeit seiner Hände zu nähren. Nachdem Gallus zur Arbon im 95 Jahre um 640 gestorben, folgte ihm Mang in seiner Zelle als Kirchenvorsteher. Fünzig bis sechzig Jahre nach dem Tode des heiligen Gallus wurde das Kloster errichtet, worin der erste Abt Othmar eine Schule errichtete. Stifter der Bücherei (Bibliothek) waren nach Müller (I, 11) die Aebte Waldo, Gohbert*), Hartmuth, der Grunder der sogenannten frohen Schulen (des Studiums der sieben freien Künste) und Abt Grimwald, „Vater der Armen“. Als römische Schriftsteller, die hier abgeschrieben wurden, nennt Müller (I, 11) Cicero, Ammian, Quintilian, Valerius Flaccus, Iseonius, Boethius, Marcellus Capella.**). Auch Lat Herder

*) Auch hier weicht Herder in den Namensformen ab.

**) Herder weicht absichtlich ab. Unter Valerius ist bei ihm wohl die Aet

die Anmerkung Müllers (I, 9 181) benutzt: „Solche Handschriften des Klosters wurden auf dem Titel durch die Worte unterschieden *Scotica scripta*, weil sie von den schottischen Mönchen oder nach ihren Exemplaren abgeschrieben worden waren; wir sahen sie.“ Neben den Bemühungen der schottischen Mönche um die Wissenschaft nennt Herder überhaupt die der Benediktiner. In Frankreich war es die im Jahre 1618 von Benard gegründete Kongregation vom heiligen Maurus, welche sich durch Pflege der Wissenschaft, besonders der Theologie, Geschichte und Diplomatie (bekannt sind die sogenannten mauriner Ausgaben der Kirchenschriftsteller), ausgezeichnet verdient machten; Männer, wie Mabillon, Montfaucon, Martene, Doustain, Tassin, Surin, gehörten ihnen an. Gerade, daß die schottischen Mönche nicht allein heldenmüthig das Christenthum verbreiteten, sondern auch als thätige Lehrer und Förderer reiner Menschheit auftraten, Gesittung und Bildung lehrten, und insbesondere zur Erhaltung der Alten und der in ihnen fließenden Quelle klarer Anschauung und frischen maßvollen Sinnes*) beigetragen, hebt der Dichter noch einmal am Schlusse hervor

Botensammlung von Valerius Maximus gemeint; als Dichter nennt er darauf Lucrez und Silius, zuletzt des Inhaltes wegen Manilius, den Dichter der fünf Bücher *Astronomicum*, und Columellas Werk über den Landbau.

*) In den Briefen zur Beförderung der Humanität (91) hatte Herder geäußert: „Das Licht der Alten ist, das die Schatten verjagt und die Dämmerung aufgeklärt hat; mit ihnen haben wir empfangen, was allein den Geschmack sichert, Verhältniß, Regel, Richtmaß, Form der Gestalten im weiten Reiche der Natur und Kunst, ja der gesamten Menschheit.“

14 Christenfreude.

Bloß den letzten Theil unserer Legende fand Herder gegeben, und zwar in folgender Stelle der *Annales Minorum* von Lukas Wadding, welche er im Leben des heiligen Franciscus bei den Vollandisten fand. „Nachdem der Heilige mit dem Cardinal Hugolinus (im Jahre 1219 zu Perugia) seine Angelegenheiten geordnet hatte, lehrte er nach Aßisi zurück, um dort eine allgemeine Ordensversammlung zu halten. Auf diesem Wege sprach er im Eifer des Geistes folgendes über die Tugend der Demuth und die vollkommene Entsagung des Menschen zu seinem Genossen Leo [dem Beichtiger des Heiligen]: Theuerster Bruder, ich dünke mir nicht, noch bin ich ein Minorite, wenn ich nicht mit aller Demuth und mit derselben Heiterkeit und Ruhe des Geistes erdulde, was ich beispieleweise anführe. Ich bin jetzt mit großer Ehrfurcht und Verehrung von den Brüdern zu dieser unserer Versammlung berufen und demüthig gebeten, ihnen Worte des Heiles zu sagen. Wenn sie nun, nachdem ich das verkündigt, was der Geist mir eingibt, gegen mich aufstehen und mit Worten des Hasses mich umringen und sagen: „Wir wollen nicht, daß du über uns herrschest; denn wir schämen uns über die so große Unwissenheit des unerfahrenen Menschen, der gar keine Beredsamkeit und Kenntniß und nur sehr geringe Weisheit und Welterfahrung besitzt. Darum wage nicht, dich in Zukunft unsern Vorgesetzten zu nennen“ — wenn sie mit diesen und andern ähnlichen Schmähreden gegen mich losfahren und mich endlich aus dem Versammlungshaase werfen mit Verachtung und Beschimpfung: wenn ich dieses alles nicht mit

Demselben Antlitz, mit unbewegtem Blicke und standhafter Fei-
keit des Geistes höre und annehme, womit ich Lobpreisende
und Verehrende empfangе, so halte ich mich nicht für einen
wahren Frommen. Wahrlich die Ehrenbezeugung bringt meiner
Seele Gefahr, sowohl wegen der Günst eiteln Ruhmes als wegen
der Verlodung des Vorzugs; dagegen habe ich bei der Schmahung
Verdienst, und wenn ich von der Leitung ausgeschlossen werde,
brauche ich nicht für so viele Seelen Rechenschaft abzulegen.“
In den von Wadding angeführten Quellen für diese Geschichte
findet sich nichts davon, dagegen enthält Bonaventuras Lebens-
beschreibung des Heiligen wesentlich dasselbe; nur wird hier der
Genosse, den Franciscus angetredet, ebensowenig genannt als
eine nähere Zeitbestimmung gegeben, nicht einmal gesagt, daß
der Heilige wirklich damals zur allgemeinen Versammlung sich
begeben.

Herder hat den ihm gebotenen Gedanken in einem lebhaft
bewegten Gespräch glücklich ausgeführt. Wir finden die beiden
Brüder zuerst auf der Höhe des Berges, über den sie wandern
müssen; Franciscus sieht sich trotz des hier so schneidenden
Windes gedrungen, seinen Begleiter, da er sich wie von gött-
licher Eingebung begeistert fühlt, zum Stillstehen aufzufordern,
damit er ihm, was der Geist ihm sagt, verkünde. Lebhafteste Be-
geisterung bezeichnet durchweg alle Reden des Heiligen. Später
sehen wir sie den Berg herabsteigen, dann auf der Ebene, weiter
in der Nähe von Dörfern, wo sie der gesammelten Haufen nicht
achten, dann wieder auf dem Felde, endlich in der Nähe der
Stadt, wo der Orden sich versammeln soll. Franciscus führt
aus, wie der Christ am Ruhme, am Beifalle und an der Gewalt
seiner Rede, an der Tiefe seiner Weisheit, selbst an übernatür-

spricht. Darum müssen alle drei vor einen heiligen Bischof treten, von dem sie Heilung hoffen, alle müssen ihr Unglück verschuldet haben, die beiden ersten aber in entschiedenen Gegensatz zum dritten treten. *) Auslösig ist die launige Bezeichnung des letzten als Kritiker, insofern er versuchen wollte, ob ihm auch die Verraubung eines Todten gelingen werde. Vielleicht wäre auch die Bezeichnung B. 18, daß der Heilige ein Bischof gewesen, besser weggeblieben.

16. Das Teufelchen mit dem verbrannten Daum.

Diese Legende gehört zu Herders spätern, woraus aber nicht folgt, daß ihn die betreffende Geschichte nicht schon früher angezogen. Wie er das Leben des Franciscus in den Holländisten durchgesehen, so mochte er eine gleiche Aufmerksamkeit auch dem Stifter des Dominikanerordens zugewandt haben. In der von einem gewissen Dietrich (Theodorich) im Jahre 1291 vollendeten Lebensbeschreibung des heiligen Dominikus wird nach dem Zeugnisse einer Ordensschwester Cecilia folgendes erzählt, was sich in Rom unter Papst Honorius III. begeben; „Als der Mann Gottes einsmal, nachdem er bis Mitternacht in der Kirche gebetet hatte, in seinem Zimmer bei einem Kerzenlicht schrieb, begann der böse Geist in Affengestalt mit verzerrtem

*) Herder läßt die Beisehung in der Kirche geschehn, und zwar zur Mitternacht, wogegen in der zu Grunde liegenden Erzählung der „wohl bekleidete“ Todte hinter der Kirche des heiligen Johannes eben bestattet ist. Auch nimmt Herder keine doppelte Verraubung an.

Gesichte vor ihm auf und ab zu wandeln und allerlei spöttische Geberden zu machen. Der Heilige winkte ihm mit der Hand, daß er stillstehn mußte, und gab ihm die Kerze in die Hand, damit er sie ihm halte, wobei dieser aber seine Geberden mit der Gesichtsverzerrung fortsetzte. Indessen ging die Kerze zu Ende und der Finger des Affen begann zu brennen, so daß er vor Schmerz sich krümmend jammerte, da er doch in der Hölle, wo er brennt, die Flamme nicht fürchtet. Der Heilige aber winkt ihm, er müsse noch halten. Kurz, er muß so lange stehn, bis sein Zeigefinger bis zur Hand verbrannt war. Nachdem der im Glauben starke Gottesmann so den zum Besten gehalten, der ihn zum Besten halten wollen, schlug er ihn tüchtig mit dem Stöcke, den er immer bei sich trug, und sprach: „Weg, Nichtswürdiger!“ und der Schlag erscholl so, als wenn er einen mit Wind gefüllten trockenen Schlauch getroffen hätte. Der Böse fiel an die entgegenstehende Wand und war verschwunden, ließ aber einen Gestank hinter sich, der verrieth, wer es gewesen. Wahrlich verdient der unter den englischen Gewalten gekrönt zu werden, der mit solcher Gewalt des Teufels Streiche vereitelt und zunichte machte.“ Schon Melchior Canus verwarf diese und andere Geschichten als alberne Erfindungen, wogegen sie an Johannes Malvenda einen gläubigen Vertheidiger fanden. Auch in das Leben der Heiligen ist die Sage übergegangen. Dominikus schreibt dort an einer Predigt für den nächsten Morgen, und die Erzählung endet damit, daß der böse Geist, nachdem Dominikus fertig ist, mit großem Zorn entweicht. Aber der Dichter fand die Geschichte im Jahre 1777 in Wielands „Teutschem Merkur“, der dort aus des Jesuiten Angelin Gazée (Gazan) *Pia Hilaria* nach der französischen Uebersetzung (Les

piensses Recréations, Rouen 1617) unter andern folgendes Geschichtchen auszog: „Ein unbesonnener junger Teufel vermaß sich (wie die Jugend übermüthig ist), mit einem alten wohlerfahrenen Teufel um hundert Prügel zu wetten, daß er dem heiligen Dominikus einen Streich spielen wolle. Als die Wette angenommen war, schlich sich unser Naseweis in Gestalt eines Affen bei dem Heiligen ein, und bemühte sich, ihn durch tausend närrische Posituren und Gaukelerien in seiner Beschäftigung zu stören. Der heilige Dominikus schrieb immerfort und sagte kein Wort. Der kleine Teufel erschöpft alle mögliche Grunassen und Affenstreichs, doch alles umsonst. Endlich wird er ungeduldig, vergißt allen Respekt, der ihn vorher noch einigermaßen zurückgehalten hatte, und springt auf den Tisch. Der heilige Vater wirft einen furchtbaren Blick auf ihn. „Da steh“, spricht er, „und halt mir diese Kerze!“ Der arme Teufel steht ganz vertattert da, hat das Herz nicht, sich zu rühren, und unterwirft sich demüthiglich dem Amt eines Kerzenstocks. Es verdrießt ihn greulich, daß er sich so in seiner eigenen Schlinge gefangen haben soll; er seufzt in sich hinein, schneidet ein Fraßemaul, beißt sich in die Zunge; inzwischen brennt die Kerze herab, und es ist nur noch ein klein Stümpfchen übrig. („Holla ho! Herr Teufel!“ ruft Peter Angelin, „die Finger in Acht genommen!“) Der Teufel will die Kerze ausblasen, aber sie erlöschet nicht; das Feuer packt an und hat ihm bereits die Klauen weggebrannt, er heult abscheulich, ruft die ganze Hölle zu Hülfe, aber alles vergebens. Der heilige Vater hält die höllischen Mächte in Respekt, und der junge Teufel ist dahin gebracht, daß er um Gnade bitten muß. Endlich (da der Heilige vermuthlich des Gestankes genug hatte) wird ihm erlaubt, sich

zu entfernen; er flieht, kommt mit verbrannten Pfoten in die Hölle und kriegt noch die verweteten hundert Prägeln obendrein.“

Herder läßt den Heiligen das Buch der Inquisition*) schreiben, und wendet die Geschichte dahin, daß der oberste Teufel selbst gestehn muß, die Inquisition habe wesentlich zur Verbreitung einer freieren Ansicht und zur Erlösung von den herrschend gewordenen beschränkten Vorstellungen beigetragen. Das Teufelchen hat sich getäuscht, wenn es meinte, ein der Hölle förderliches Werk zu thun, indem es die Abfassung des Buches von der Inquisition, nicht ohne eigenen Schmerz zu leiden, begünstigte. Wunderlich ist es freilich, daß Dominikus sich durch Teufelslob geschmeichelt fühlt, aber der launige Ton läßt das Unwahrscheinliche weniger hervortreten. Daß die Nähe des Höllenbewohners die Glut des Heiligen schüre, hätte man angedeutet gewünscht.**)

*) Gemeint ist wohl die Schrift des Dominikus Libellus rationes atque auctoritates in confirmationem Albi continens, die er in Folge einer mit den Albigensern gehaltenen Unterredung schrieb. Inquisitionsrichter war Dominikus eigentlich nicht.

** V. 5 f. Wie denn die Teufelchen vor Heiligen pflegen. Am bekanntesten ist die Verführung des heiligen Antonius. V. 11 Augbrau, die Herder gelaufige ältere Form. — V. 13. Ein Teufel lobte, er sprach seine Kreuze darüber beim Lesen aus — Halt, das Licht noch fort. Der Heilige denkt ihn nun auch zu bestrafen. — V. 19 Flammen, die Brust des Heiligen von Glaubenswuth, der Daumen des Teufels von der Kerze. — V. 22. Bei alle dem, bei der Inquisition, der es nur darum zu thun ist, daß die Form des Gerichts erfüllt wird, und die Kräfte ihre unumschränkte Gewalt zum allgemeinen Schrecken übt. — V. 25. Du weißt es ja, da er gelesen, was Dominikus geschrieben. V. 27. Daum war Druckfehler für Daum. — V. 28. Niesen, unten, nach einem besonders Herder geläufigen Gebrauche. Prahlt' sich, sich prahlend zeigte. Hageborn braucht so sich zum Doktor prahlen, Blumauer sich in diesem Auspuß prahlen. — V. 31. Je, immer, doch, wie bei Luther

17. Töbten und Lebendigmachen.

Auch unser Gedicht gehört zu den spätern. Herder hob diese Legende aus der Sage über das vor dem Kaiser Konstantin und dem Senat zwischen den Juden und Papst Silvester öffentlich gehaltene Religionsgespräch aus, das neuerdings in Simrods Legenden in seiner ganzen Ausdehnung dargestellt worden. Ueber die Geschichte der Sage handelt Maßmann zur Kaiserchronik (S. 857 ff.). Unser Dichter folgte hier wohl allein der Darstellung der *legenda aurea* (12). Nachdem Silvester nach allgemeinem Urtheile über die Juden den Sieg davon getragen, rüstet der zwölfte der weisen Juden, der Zauberer Zambri, hochst unwillig aus: „Laßt uns von Worten zu Thaten kommen. Die größten Thoren sind diejenigen, welche den am Kreuze Gestorbenen verehren, da ich den Namen des allmächtigen Gottes weiß, dessen Macht keine Felsen aushalten, noch irgend ein Geschöpf zu hören vermag. Und damit ihr zugebt, ich spreche die Wahrheit, so laßt den wildesten Stier herbeiführen, und sobald der Name desselben in seinem Ohr ertönt, wird der Stier sterben.“ Auf Silvesters Frage, wie er denn den Namen erfahren habe, ohne ihn zu hören, erwidert Zambri, er brauche ihm sein Geheimniß nicht zu verrathen, da er der Juden Feind sei. „Ein Stier wird herbeigebracht, der so wild, daß kaum hundert der stärksten Männer ihn fortziehen können. Als

„da laßt das je zu sehen“ — V. 36. Bei den Worten Red ihn wird die Rede abgebrochen, da den Satan der Gedanke des großen Schabens leidenschaftlich ergreift, den jenes Höllenfeuer der Inquisition der Hölle gebracht hat, die dagegen nur ein Dampf ist. — V. 44. Nach der Eiferer greift der Satan im Aerger zu einer andern Wendung.

Zambri aber das Wort in sein Ohr gerufen, starb der Stier sofort, indem er laut brüllte und die Augen weit aufsperrte. Alle Juden rufen laut Beifall und schmahen den Silvester. Dieser spricht: „Nicht Gottes Namen hat er gesprochen, sondern den Namen des schlimmsten bösen Geistes genannt; denn mein Gott Jesus Christus tötet nicht bloß die Lebendigen, sondern belebt auch die Todten, denn tödten und nicht lebendig machen können ist die Gabe der Löwen, Schlangen und wilden Thiere. Soll ich also glauben, daß es nicht der Name eines bösen Geistes gewesen, so mache er durch ihn wieder lebendig, was er getödtet hat. Denn von Gott steht geschrieben (1 Sam. 2, 6): Ich werde tödten und ich werde lebendig machen. Kann er das nicht, so hat er ohne Zweifel den Namen eines bösen Geistes genannt, der den Lebendigen tödten, den Todten nicht lebendig machen kann.“ Als Zambri von den Richtern gedrängt ward, den Stier wieder zu beleben, sprach er: „Silvester, erwecke ihn im Namen des Galiläers Jesu, und wir wollen alle an ihn glauben; denn könnte er auch mit Flügeln fliegen, so würde er dieses doch nicht erwarten können.“ Alle Juden gestehen darauf, erwecke er den Stier, so würden sie glauben. Darauf betet Silvester, und indem er zum Ohre des Stiers sich wendet, spricht er: „O Namen des Verderbens und Todes, weiche auf Befehl unseres Herrn Jesu Christi, in dessen Namen ich zu dir spreche. Stehe auf, Stier, und wandle gezähmt zu deiner Herde!“ Sofort erhob sich der Stier und ging ganz gezähmt davon. Da bekehrten sich die Königin, die Juden, die Richter und alle übrigen zum Glauben.“

Herder wollte die Sage zur Hervorhebung der göttlichen Kraft des Christenthums verwenden, die das Todte frisch belebe,

das Wilde zähme und so ein neues geistiges Leben schaffe. Unter dem Todten dachte er sich das erstarrte Heidenthum (wohl nicht zugleich das Judenthum), unter dem Wilden zunächst das Germanenthum. Der Christ steht um das Wunder, nicht um die Gottheit seiner Religion dem Richter zu beweisen, sondern damit er für sich ein Zeichen gewinne, diese sei wirklich zur frischen Belebung in die Welt gekommen, indem der Stier gezähmt wieder erstehet; daß dieses Zeichen ihm nicht fehlen werde, davon ist er fest überzeugt. Aber wie eigentlich der Zauberer und der Christ sich vor dem Heidenrichter entgegen-treten, ist gar nicht klar. *) Hat der Zauberer den Christen seines Glaubens wegen angeklagt, wozu bedarf es eines Beweises seines Glaubens? Und wir hören gar nicht, welchen Glauben der Zauberer eigentlich hat. Soll aber Heidenrichter, was nicht wohl angeht, bezeichnen, daß der Heide zwischen der Wahrheit der jüdischen und heidnischen Religion entscheide, so mußte dies doch näher angedeutet sein, und wir sehen nicht, wie der Heide gerade zu einem solchen Spruche komme. Hier hat das Herausgreifen der Erzählung aus dem Zusammenhang offenbar etwas sehr Anstößiges hereingebracht. Eine kurze Bezeichnung der Situation nach der wirklichen Sage wäre durchaus nothwendig gewesen, und hätte leicht nach der vollständigen ersten Rede des Zauberers (nicht zwischen dieser) gegeben werden können; das übrige bedurfte gar keiner Veränderung. Der Zauberer heißt in der Legende Zambri, auch Zambres.

*) Herber gebraucht B. 8 das jetzt ungebräuchliche vorüberstehn statt gegenüberstehn, das weiter unten folgt. So hat auch Wieland 1784 ihr vorüberstand, im Oberon VI, 86 saß dem guten blinden Alten vorüber. Vorüber wird jetzt in dieser Weise nur bei der Bewegung gebraucht.

Wenn Herder ihm den Namen Jambres gab, so that er es in der ganz berechtigten Ueberzeugung, daß der Name eine Verderbung von Jambres sei, wie nach der Ueberlieferung (vgl. 2 Timoth. 3, 8) einer der Moyses gegenüberstehenden Zauberer heißt. Der Name des Jambres ist dort in zwei Handschriften in Mambres entstellt; in der rabbinischen Ueberlieferung ist daraus auch Sambres geworden. Daß Jambres die Wiederbelebung von sich weiß, ist in Herders Erzählung übergegangen.

18. Die Cicade.

Schon 1780 gedenkt Herder unserer Dichtung. Vgl. oben S. 14. In Waddings *Annales Minorum* heißt es: „Bei der Kirche Maria von Portiuncula (zu Assisi) saß bei der Zelle des Mannes Gottes (Franciscus) eine Cicade auf einem Feigenbaum, die den Diener des Herrn, der auch in dem Kleinen die Größe des Schöpfers zu bewundern gewohnt war, häufig durch ihren Gesang zum göttlichen Lobe anregte. Als er eines Tages sie rief, flog sie, als wie vom Himmel gelehrt, auf seine Hand. Auf seine Anrede: „Singe, meine Schwester Cicade, und lobe mit deinem Jubel den Schöpfer und Herrn!“ begann sie auf der Stelle zu singen und hörte nicht auf, bis sie auf Befehl des Meisters an ihre Stelle zurückflog. Sie blieb acht Tage an dem Orte, kam, sang und entfernte sich jedesmal auf seinen Befehl. Endlich sprach er zu seinen Genossen: „Laßt uns der Schwester Cicade Urlaub geben; denn acht Tage lang hat sie uns durch ihren Gesang erfreut und uns zum Lobe

Gottes angeregt.“ Und sofort, als sie von ihm beurlaubt war, entfernte sie sich und kam nicht wieder, als ob sie seiner Anordnung in keiner Weise zuwider handeln wollte.“ Das Wesentliche dieser Geschichte geben auch die *legenda aurea* und das Leben der Heiligen; in letzterm wird statt der Cicade ein Vogel genannt, und der Heilige sieht, wie bei Herder, aus dem Fenster.

Der Dichter wandte die Sage so, daß sie den Gedanken ausspricht, überall, auch im kleinsten Geschöpfe, müsse man die Macht und Gnade des Schöpfers erkennen. Wenn er zunächst bemerkt und den Heiligen sagen läßt, im Kleinsten zeige sich die Macht und Huld des Schöpfers am größten, so liegt die Ansicht zu Grunde, daß wir sie gerade darin am wenigsten erwarten, und darum desto mehr bei genauerer Betrachtung überrascht werden. Die Cicade und später der Chor singen, Gott sei groß im Größten wie im Kleinsten. Von der Liebe dieses Heiligen zu den Thieren, die er seine Brüder und Schwestern zu nennen pflegte, weil Gott sie alle geschaffen habe, sein Lob zu verkünden, weiß die Legende viel zu berichten. Die Cicade freut sich zunächst Gott zu preisen für das von ihm ihr verliehene Glück, wovon sie bezeichnend ausspricht, wie Gott alles wohl gemacht und auch dem kleinsten Geschöpfe reichen Lebensgenuß verschafft. Ohne Zweifel schwebte Herder hierbei das auch von Goethe übersehte anakreonthische Lied auf die Cicade vor, auf das er sich selbst in seinem Gedicht die Feldheimen bezieht, sowie manche Lieder der griechischen Anthologie, die er übertragen hatte, mit der Ueberschrift die Grille (im ersten und zweiten) und die Cicade (im achten und neunten Buche). Als sie aber von dem Preise der heitern, lebensvollen

Schöpfung Gottes sich zur eiteln Verköndigung wendet, wie gering und geschickt sie andere kleinere Insecten fange und verzehre, da will der Heilige nichts weiter von ihr hören, er verweist sie zur Ruhe, indem er ihre Eitelkeit sanftmüthig lestrast.

19 20. Die Orgel Cäcilia

Herder wußte gar wohl, daß die heilige Cäcilia ursprünglich mit der Erfindung der Orgel gar nichts zu thun habe, daß diese sowie die Beschätzung der Musik erst spät ganz zufällig auf sie übertragen wurde; dies konnte ihn aber nicht abhalten, jene Vorstellung in seiner Weise zu einer Legende auszubilden, um die Orgel als das eigentlich christliche Instrument zu feiern, das, weil es das ganze Lied der Schöpfung von der allerleisesten Gefühlsregung bis zum fürchterlichsten Schmerz in sich vereinigt, zur Erweckung christlicher Andacht geschaffen ist *) Der sehnsüchtige Wunsch der frommen Cäcilia, das Lied der Schöpfung zu vernehmen**), wird vom Engel, der ihr oft sichtbar erschien

*) Von der christlichen Musik sagt Herder in den Briefen zur Bekehrung der Humanität (82), sie habe die Dichtung beherrscht, während es bei den Alten umgekehrt gewesen, sie sei gleichsam von einem unermesslichen Chor in den Wolken getragen worden; den christlichen Tonkünstler bezeichnet er als „Häuberer in den Wolken, der mit seinen Schritten im großen Gange der Harmonie besto gebietenber den Inhalt des Ganzen verfolgte, und auf andächtige Gemüther in diesem vollstimmigen Gange desto stärker wirkte“.

**) Nach der Stelle Daniel 3, 57 ff, wo, nachdem alle Werke des Herrn angerufen sind, den Herrn zu preisen, nacheinander aufgeföhrt werden Sonne, Mond und Sterne, Regen und Thau, alle Winde, Feuer und Hitze, Schlossen und Hagel, Tag und Nacht, Licht und Finsterniß, Eis und Frost, Reif und Schnee, Blitz und Gewölk, die Erde, Berge und Hügel, alle Reime der Erde,

(nur dieser Zug stammt aus der echten Sage), augenblicklich erfüllt, indem er ihr Ohr wunderbar berührt, und als sie einen Nachhall desselben sich ersieht, gibt er einem Künstler*) die Erfindung der Orgel ein, deren Spiel die ganze Gemeinde ~~a. s. f.~~ das mächtigste hinreißt.***) Cecilia aber genoß dabei die höchste Seligkeit, da sie hier die Seelen und Herzen aller mit einander und mit Christus vereinigt fühlte.***) Die Antwort des Engels auf die Frage, wie dieses wunderbare Instrument zu nennen sei, bezeichnet die Orgel (organum) als Erweckerin der Andacht. In der Einleitung wird die Vereinigung aller Instrumente und des Ausdrucks aller der verschiedenartigsten Empfindungen und des ganzen Reiches der Töne in der Orgel bezeichnet.† Der Schluß der Einleitung hebt diese weit über alle Erfindungen

Truppen, Meere und Ströme, alle Thiere des Meeres, alle Vögel des Himmels, alle wilden Thiere und alles Vieh, alle Menschenkinder, alle Priester u. s. w.

*) Bezaleel ist einer der Künstler an der Stiftshütte. Der Herr spricht (2 Mos. 31, 2—5) zu Moses: „Siehe, ich habe mit Namen berufen Bezaleel, den Sohn Uri, des Sohns Hur, vom Stamm Juda, und hab' ihn erfüllt mit dem Geist Gottes, mit Weisheit, Verstand und Erkenntniß, und mit allerlei Werk, künstlich zu arbeiten am Gold, Silber, Erz, künstlich Steine zu schneiden und einzusetzen, und künstlich zu zimmern am Holz, zu machen allerlei Werk.“

**) Bei der „Tuba, die den Tag des Jorns erklang“, schwebt das Kirchenlied Dies iras vor, das auch von Herder (Abraha V, 5) übersezt ward. Vgl. Goethes Faust in der Scene im Dom.

***) „Alle Theile der sogenannten Messe“, bemerkt Herder einmal, „sind Stimmen aus dem Chor Himmels und der Erde, zusammentönend im Herzen des Menschen.“ Das „Chor der Kirche“ bezeichnet er daselbst als „Gemeine der Seelen, eine Geisterversammlung“. Vgl. Klopstocks Ode die Chöre

†. Der Absatz in der Mitte von B. 12 ist irrig, der Gedankenstrich erst 12^{ter} falsch hinzugelegt, wie B. 5 laien Druckfehler statt Leitem ist. Die „wie schwebet jetzt u. s. w.“ beziehen sich auf die Erwartung des jüngsten Gerichts von allen Geschöpfen, deren Gefühl auf den Schwingen des Gesangs sich er-
 41

Der griechischen Musik. Die dem Hermes zugeschriebene Lyra wird nur als eine Weiterbildung der Kithara betrachtet; erstere hatte einen tiefern Schallboden. Pan tritt hier in doppelter Bedeutung hervor, einmal als Hirtengott, dann aber in höherm Sinne als Gott des Mß nach orphischer Auffassung. Uebrigens wird dem Pan die Erfindung der Hirtenpfeife (Syrinx), die Flöte dem Marsyas (ausnahmsweise dem Apollo oder der Athena) zugeschrieben.

Später hat Herder die ursprüngliche Sage von der Cäcilia zu folgender den Namen der Heiligen führenden Legende*) benutzt:

Wo glänzt die Lilie,
Die nie verwelket?
Wo blüht die himmlische
Ros' ohne Dornen?
Im Kranze blühen sie
Schulbloßer Liebe;
Engel bewachen sie,
Laben mit Dülften sie
Des Paradieses.

Am Hochzeitfeste war
Alles versammelt.
Da saß Cäcilia
Als Braut des Himmels;
Ihr Bräutigam neben ihr,
Ein schöner Jüngling;
Flöten und Saitenklang
Tönten im Chorgesang
Lieblicher Stimmen.

*) Herder führt sie in der *Abraffa* mit den Worten ein: „Lasset uns ihre Legende auch musikalisch hören!“

Nur dir, Cäcilia,
 Im stillen Herzen
 Erklang ein andrer Ton
 Zarterer Liebe.
 Die heilige Seele war
 Im Himmel broben,
 Hörend dem hohen Klang,
 Singend den Weihgesang
 Der Engelsbrüder.

Als ihr in Einsamkeit
 Der Liebling nahte,
 „Darf ich vertrauen dir?“
 Sprach sie vertraulich.
 „Freund meiner Seele du,
 Wiß' ein Geheimniß:
 Da, wo ich stehe, steht,
 Da, wo ich gehe, geht,
 Mit mir ein Jüngling.

„D könntest schauen du
 Sein süßes Antlitz!
 D könntest hören du
 Die Engelsstimme!
 Er wird ein Freund dir sein,
 Er ist dir ähnlich,
 Wenn wir in Lauterkeit,
 Wenn wir in süßem Streit
 Himmlisch uns lieben.“

Darauf berührte sie
 Sein holdes Auge,
 Und er sah neben ihr
 Stehen den Engel.
 Glänzend in Himmelsglanz,
 Strahlend im Blicke,
 Krängt' er mit Blumen sie,

Saßte mit Tüthen sie
Des Paradieses

„Nimm“, sprach der Himmliche
Ja dem Geliebten,
„Lach eine Blume hier,
Die nie verwelket“
Sie wird dich laben stets
Mit reiner Liebe.
Nimm diese Lilie,
Nimm hier die himmlische
Kos' ohne Dornen“

Herder benutzte hier bloß den ersten Theil der Legende, wie sie z. B. die *legenda aurea* (164) bot. Cäcilia stammte aus edlem römischen Geschlechte. Von Jugend auf hatte sie Christi Lehre in ihrer Seele getragen. Tag und Nacht ließ sie nicht ab, sich mit Gott zu unterhalten, zu ihm zu beten, ihn um Erhaltung ihrer jungfräulichen Unschuld zu flehn. Einem Jüngling, Namens Valerianus, ward sie verlobt. Am Hochzeitstage war sie mit goldenen Kleidern geschmückt, aber auf dem Leibe trug sie als Jungfrau Christi ein karenes Gewand. Die Instrumente spielten, ihr Herz aber sang allein dem Herrn, den sie bat, Herz und Leib ihr rein zu erhalten. Als sie in der Nacht mit dem Bräutigam allein war, entdeckte sie ihm in liebevollem Vertrauen, ein Engel stelle ihr immer zur Seite, um über ihrer jungfräulichen Reinheit zu wachen, deren Verletzung er bestrafen, hingegen, wenn ihr Brautigam mit reiner Liebe ihr zugethan bleibe, auch ihn lieben und ihm seine Herrlichkeit offenbaren werde. Valerianus verlangt den Engel zu sehn. Sie verspricht ihm dieses, sobald er sich taufen lasse. Deswegen sendet sie ihn an den im verborgenen lebet

Bischof Urban Als er von diesem nach empfangener Taufe zu seiner Braut zurückkehrt, findet er bei ihr den Engel, der zwei Kränze aus Rosen und Lilien in der Hand hält. Einen derselben gibt er der Cäcilia, den andern dem Valerianus mit den Worten: „Diese Kränze bewahrt mit unbeslecktem Herzen und reinem Leibe; aus Gottes Paradies habe ich sie euch gebracht; nie werden sie verwelken, noch ihren Duft verlieren, und niemand wird sie sehn können, als wer der Keuschheit sich ergeben.“ Alles, was die Legende weiter von der Bekehrung des Bruders des Valerianus, Namens Tiburtius, und vom Martertode der beiden Brüder, später der heiligen Cäcilia selbst berichtet, ließ Herder zur Seite, da er in Cäcilien nur die reine Liebe feiern wollte, welche mit ihrer unendlichen Gewalt auch des Brautigams Sinn bezwingt. Das ganze Gedicht ist mit innigster Zartheit behandelt, die vorgenommenen Veränderungen der Sage durch das Streben nach Vereinfachung der Handlung und größerer Wirkung bedingt. Besonders glücklich ist die Wendung, daß der Engel nur die Braut kränzt, diese selbst aber dem Gemahle als reine Lilie und Rose ohne Dornen übergibt, und so ihr reines Bündniß mit schönstem Himmelsseggen kränzt. Am Anfange werden diese Blumen als die Blute schuldloser Liebe bezeichnet. Die aurea legenda beginnt nach ihrer Weise die Geschichte mit der Namensdeutung, Cäcilia sei so viel als caeli lilia (Himmelslilie), zu welcher sie ähnliche hinzufügt. Die Legende ist in Strophen von neun Versen geschrieben, von denen nur der siebente und achte reimen oder auf dasselbe Wort ausgehen (einmal reimt sogar die Endung e); es wechseln regelmäßig acht männliche und weibliche dreifüßige Jamben, nur die beiden aufeinanderfolgenden Reimverse sind beide männlich.

21 Die Geschwister

Eine von Herder benutzte Sage weiß ich nicht nachzuweisen. In keiner Legende hat er sich so stark wie hier von der kindlich spielenden gläubigen Dichtung hinreißen lassen. Der Kern des Ganzen ist, daß das von Kindern unbefangene ausgesprochene Wort innigster Liebe zum Jesuskind belohnt wird. Das Jesuskind theilt, wie der fromme Glaube sich ausdrückt, mit der Mutter; es nimmt den Knaben, der die Mutter Gottes angerufen hat, das Kind zu ihnen herabzulassen, als Gespielen zu sich, während es dem Mädchen auf Erden lohnt. Die Traumercheinung nebst dem innigen Gebet der Mutter, ihr doch den Knaben zu lassen, dienen bloß zur weiteren Ausführung. Das Jesuskind auf den Armen der Mutter Gottes spielt in manchen Sagen eine Rolle; auch erscheint es wohl, wie in der Legende vom heiligen Edmund.*)

22. Die ewige Weisheit

Mehrere Heiligen des Namens Amandus sind bekannt, aber von keinem finde ich eine ähnliche Geschichte berichtet. Unsere sehr mystisch gehaltene Legende soll lehren, daß der tiefste, vollste Glaube an die alles weise leitende Hand Gottes nur im bitteren Kampfe des Lebens gewonnen wird, nicht in düsterer Abzuse und einsamer Versenkung in die Grabeleien der

*) In B. 2 ist an Druckfehler statt am.

Seele. Amandus fühlte immer einen Trieb nach dem Aller-
schönsten, nach einem Ideale, das er in der Einsamkeit suchte,
die für ihn froh war, weil er dort seinem innern Drange
nachhangen konnte. *) Immer inniger sehnt er sich nach der
Erfassung der höchsten Schönheit, die sich einst im Traum ihm
als ewige Weisheit zeigte; ihr mit dem Morgenstern ihm er-
scheinendes Bild, dem er jeden Morgen seinen Preisgesang
weihte, blieb immer in seiner Seele, die es von Tag zu Tag
inniger ergriß. **) Sie erschien ihm überall und er ward immer
lebhafter von ihr begeistert, doch daß er sie erst im tiefsten
Schmerz in reinster Klarheit erschauen werde, ahnte er nicht. ***)
Endlich aber wird er ins Leben hineingerissen, wo ihm denn
im bittersten Leiden, das sein Herz bricht, die vollste Ueber-
zeugung von Gottes ewiger Weisheit zu Theil wird. Die
äußern Lebensverhältnisse des Amandus treten gar nicht be-
sonnert hervor. Daß er Priester sei, ersehen wir aus seinem Ge-
sänge bei der Messe (*sursum corda*), auch wird seiner Rastentungen
gedacht, und wir denken ihn uns als Mönch. Aber dieser Ueber-
gang zum Mönchsleben faun durch das Wegwenden zur „frohen
Einsamkeit“ nicht bezeichnet sein, da darauf ja von der Rück-
kehr zum „Weltgerausche“ die Rede ist. Sein Schutzengel
fordert ihn auf, in die Welt zu treten, um den Kampf des
Lebens zu bestehen. Die Ritterkleider und das Rufen sind

*) Das Böse, was er in der Welt schaut, verletzt und stört seine Seele.

**) Zu Wonne ist Himmels aus Himmelsreich zu denken. Die Schön-
heit alles Schönen, die höchste Schönheit, wie der Freuden Freude, die
höchste Freude — Der Morgenstern erklang, wie man den Sphären eine
Musik zu Hrieb, die aber nur der Geweihte vernimmt.

***) Der Schutzengel deutet auf die Schmerzen hin, die Seelen der Elken und
Freunde auf den hohen Werth der Ritterkeit, der Prüfungen des Lebens.

bildlich zu verstehen. Die Erscheinung der ewigen Weisheit scheint der der Gnadenmutter Maria ähnlich gedacht, ja beide in einander zu fließen. Jedenfalls ist unsere Legende die dunkelste von allen herderischen *)

23. Die wiedergefundene Tochter.

Obgleich ein Leben der heiligen Euphrosyne von unbekanntem Verfasser sich in den von Herder fleißig lennpten *Vitae patrum* befindet, so scheint dieser doch zu unjerer später gedichteten Legende zunächst durch ein Leben der Heiligen veranlaßt worden zu sein, was keineswegs ausschließt, daß er später auch andere Quellen zu Rathe gezogen **) Den Sinn der Legende verkehrte er in sein gerades Gegentheil, denn wenn in dieser Euphrosyne als ein glanzendes Beispiel dessen dargestellt wird, was Gott auch in einem schwachen Weibe zu wirken vermöge; wenn sie kurz vor ihrem Ende sich freut, daß ihr Wunsch in Erfüllung gegangen, nicht durch ihre eigene Kraft, obgleich sie mannlich bis zu Ende gekämpft, sondern durch Gottes Hülfe, die sie vor den Nachstellungen des Feindes bewahrt; wenn sie ihren Vater

*) Die Liebende, in deren Armen sich Immanuel nicht, ist die ewige Weisheit; sie ist es, von welcher die „himmlischen Gesänge“ kommen, da doch kaum ein Engelchor in ihrem Namen singend zu denken ist. — Je und je in der Bedeutung immer und immer, immerfort, wie bei Hans Sachs, Luther, Gröphius, von je und je bei Bürger, je und allzeit, ja je und allezeiten bei Wieland

**) Die Legende findet sich auch im alten Leben der Heiligen, nicht in der *legenda aurea*. Die Holländisten geben unter dem 13. Februar des Simeon Metaphrast's Lebensbeschreibung an einer Heiligen.

bittet, ihr Versprechen, viele Guter dem Kloster zuzuwenden, doch zu erfüllen, da dieser Ort ehrwürdig sei; wenn der Abt sie gleich nach ihrem Tode als eine Heilige verehrt und sie sofort ein Wunder wirkt. so erscheint sie bei Herder als eine von den habgierigen Mönchen Verführte, die ihr in der Verblendung geleitetes Gelübde treu gehalten, aber ihr Leben zuletzt nur schmähtlich gebrochen hält und mit dem bittern Schuld- bewußtsein sich belastet fühlt, ihre Kindespflicht gegen den Vater verletzt zu haben, den sie noch im letzten Augenblick um Verzeihung bittet, und dringend anhalt, ja ihr reiches Erbe nicht dem Kloster zuzuwenden. Daß eine solche Warnung, sich ja nicht ohne innern Beruf zum Klosterleben bereden zu lassen, eine solche scharfe Hinweisung auf das nach irdischen Gütern habgierig haschende, die Kinder ihren Eltern durch schlaue Um- spinnung ihrer leicht verführten Seele entreißende Mönchthum aus dem eigentlichen Kreise der Legende herausstalle, haben wir bereits in der Einleitung bemerkt.

Herder beginnt mit dem Augenbade, wo der Vater (er heißt in der Legende Paphnutius), nachdem er lange vergeblich die verschwundene Tochter gesucht, den Entschluß faßt, die Klostergeistlichen anzugehn, damit sie das Wiederfinden seiner Tochter vom Himmel ersuchen.*) Dadurch wird er der Nothwendigkeit überhoben, die Art, wie man Euphrosine beredet, ausführlich zu schildern, aber doch durfte uns der weitere Verlauf des Gedichtes darüber nicht im Dunkel lassen, wie es bei Herder wirklich der Fall ist. Daß der Abt dabei ganz unschuldig ist, ergibt sich aus seinem Benehmen gegen den Vater,

*) Daß er in Trauerkleidern in das Kloster gegangen, wird erst beim Niederknien erwähnt

und ihm sollte man doch am ersten eine solche habgierige Absicht oder wenigstens die Mitwissenchaft zuschreiben; hier wäre eine Auskunft bringend nöthig, doch dünkte eine solche, wenn man die übrige Erzählung unverändert stehen läßt, schwer zu geben sein. Die Legende erzählt ausführlich, wie die Liebe zum Kloster, worin sie nach dem Tode der Mutter vom zwölften bis achtzehnten Jahre erzogen worden, wohn sie der frommen, mit dem Abt befreundeten Vater nach ihrer Verlobung auf drei Tage bringt, in ihrer Seele sich gebildet und wie das Verlangen, selbst ins Kloster zu treten, ohne irgend eine Beredung ihr gekommen. Freilich wird ihr von einem Klosterbruder, den eine Bestellung in ihr Haus führt, auf ihr Geändruiß, bloß der Gedanke, durch ihren Entschluß den Vater zu betrüben, halte sie ab, in ein geistliches Leben zu treten, der dringende Rath ertheilt, ihre Jungfräuschaft zu bewahren und heimlich im Mönchsgewande Eintritt ins Kloster zu verlangen. Diese Beredung, ihrem Vater und der bevorstehenden Heirat sich zu entziehen, konnte Herder nicht gebrauchen, aber dieser Zug hätte ihn doch ebenso wenig als ähnliche befangene Ansichten sonst (z. B. in der Geschichte der heiligen Paula) gegen die Sage so ungerecht machen sollen, daß er gerade darauf seine entgegengesetzte Darstellung gründet, und nicht die Bewahrung ihrer Jungfräulichkeit und das Gläd, sich Christus zu widmen, sondern bloße Habgier zum Beweggrunde jenes wohlgemeinten Rathes macht. Auch ein anderer Mönch, an den sie sich wendet, rath ihr nach dem Spruche des Heilands, daß, wer nicht Vater, Mutter, Brüder, Söhne und seine eigene Seele aufgebe, nicht sein Schüler sein könne (nach Luk. 14, 26): seine reichen Güter könne ihr Vater, wenn er wolle, zu wohlthätigen Zwecken ver-

werden; an sein eigenes Kloster denkt auch dieser nicht. Als sie in Mondstracht ins Kloster tritt, ahnt der Abt*) nicht, daß diese, die sich für einen Eunuchen des Theodosius ausgibt, weiblichen Geschlechtes, die Tochter des Paphnutius sei. In der Legende befiehlt der Abt, der junge Mönch solle nie seine Zelle verlassen, weil die Schönheit seines Gesichtes den Brüdern gefährlich werden könne, was Herder glücklich geändert hat. Paphnutius wendet sich in der Legende sofort an den Abt, der mit den Brüdern eine ganze Woche fastet und betet, aber nichts wird ihnen offenbart, da Euphrosyne den Himmel flehentlich bittet, die Entdeckung zu verhüten. Erst nachdem der betrubte Vater mehrmal den Abt besucht und immer unglücklicher sich gezeigt, sendet dieser ihn zum frommen Bruder Smaragdus. Die Verweisung auf Abrahams Geschichte gehört Herder an**), wie auch daß Smaragdus beim ersten Besuche dem Vater verspricht, noch vor seinem Heimgange werde er die Tochter wiedersehen. In der Legende deutet er nur auf die Möglichkeit hin; Paphnutius faßt sich durch seine Zusprache sehr gestärkt. Als Smaragdus achtunddreißig Jahre einsam in seiner Zelle verweilt hat, fällt er in eine Krankheit. Paphnutius, da er einmal nach seiner Gewohnheit das Kloster besucht, drückt sein Verlangen aus, diesen zu sehen. Er bedeckt den Kranken mit seinen Küssen und Thränen, spricht seinen tiefen Kummer aus, daß er keine Spur von der Tochter finden könne, ja er beginnt mit der Klage. „Wehe mir, wo sind deine Versprechungen, wo die süßen Worte, womit du mir versprachest, ich werde meine

*) Er heißt Theodosius aus den 30 Brüdern hat Herder die runde Zahl genommen, freilich muß hundert fünfzig getrennt geschrieben werden.

**) Er hort als. Man erwartet er hört es wie.

Tochter noch mit meinen Augen sehn? Ja nicht allein werde ich diese nicht sehn, sondern auch da, worin ich noch einigen Trost fand, wirst uns verlassen.“ Smaragdus erinnert den Vater an Joseph, den Jakob schon als todt beweint habe, und er bittet ihn, drei Tage bei ihm zu verweilen. Am dritten Tage entdeckt er sich, da er seinen Tod nahe fühlt, endlich dem Vater. „Nachdem ich meinen Lauf beendet habe“, spricht er, „harret meiner die Krone der Gerechtigkeit. Ich heisse dich aber deiner Tochter Euphrosyne wegen nicht mehr in Sorgen zu sein; denn ich bin jene Unglückliche und du mein Vater. Siehe, du hast sie gesehen, und es ist dein Wunsch erfüllt, aber niemand wisse dies, lasse meinen Körper von keinem andern entkleiden und waschen als von dir.“ Paphnutius entdeckt wider Willen das Geheimniß. Die Sendung des Smaragdus an Paphnutius, die Erscheinung der Mutter*) und alles, was auf Euphrosynes bittere Reue deutet, gehört Herder an. Den Namen Euphrosyne erhielt sie nach der Legende, als sie im siebenten Jahre getauft wurde, weil die Eltern sich freuten, daß sie Gott angenehm (der erst nach langer Zeit die Ehe mit dieser längst erbetenen Tochter gesegnet) und von schöner Gestalt war. Ihren Tod feiert die katholische Kirche am 1 Januar, den auch die Vitae patrum als ihren Sterbetag angeben.

*) Auch unmittelbar vor ihrem Tode glaubte sie diese vor sich zu sehn. Bei dem Worte ernstest bricht sie ab, da sie die Mutter an ihrer Seite sieht, die ihr zuruft: „Komm!“

24 Freundschaft nach dem Tode.

Nach diese Legende dichtete Herder später nach einem alten Legendenbuche. Er hat aber nicht allein den Stoff wesentlich umgestaltet, sondern auch die Namen der Anastasia und Theodora miteinander vertauscht. In den Martyrerkatten der Theodora oder richtiger Theodota wird der Anastasia gar nicht gedacht, wie es in der Legende der letztern geschieht, welche Surius nach Simeon Metaphrastes gibt. Die *legenda aurea* und das Leben der Heiligen haben die Geschichte der Anastasia unter dem 25. Dezember; im *Passional* nimmt sie die dritte Stelle ein; im letztern ist Theodora gar nicht genannt, nur erwähnt, daß der Himmel jener im Kerker wunderbar „des Himmels Speise“ gebracht. Ribadeneyra erzählt, ein heidnischer Landpfleger habe die Anastasia in ein hartes Gefängniß gesperrt und zwei Monate lang ohne Speise gelassen, aber die heilige Theodora, die schon damals ihren Kampf vollendet und himmlische Freude genossen, habe ihr täglich acht Wochen lang Speise und Trank aus dem Himmel gebracht. Darauf habe der Tyrann sie mit zweihundert Männern und siebzig Frauen, die er gleichfalls ihres christlichen Glaubens wegen verfolgt, auf ein Schiff bringen lassen, um sie im Meere zu erjaulen. Ein Sturm brachte sie aber an die Insel Palmaria. Kurze Zeit darauf ließ der Landpfleger sie an einen Pfahl binden und verbrennen. Dies geschah am 25. Dezember 303. Denselben Tod hatte Theodota vorher mit ihren drei Kindern erlitten. Der frühern Verbindung der Theodota und Anastasia, welche beide in christlichen Werken mit einander wetteiferten, gedenkt Simeon Meta-

phrasies, wie auch daß Theodota der Freundin alle Nächte im Kerker erschien, sie stärkte und ermunterte; ebenso, daß sie auf dem Segel des zum Untergang der Freundin bestimmten Schiffes gesessen und letzteres gelenkt habe: dagegen ist die Verabredung, daß die Hingeshiedene der Lebenden beistehn solle, sowie die Erscheinung Theodoras beim Feuertode Anastasians ein freier Zusatz Herbers, der auch die drei Kinder nicht mit der Mutter, sondern mit der hinterlassenen Freundin im Feuer enden läßt. Herber stellt beide Freundinnen als unbemittelt dar, da sie mit demjenigen, was sie erworben, den Armen und Durstigen beistehen. Die Verfolgung wegen des Christenthums setzt er ganz bei Seite, der Tyrann stellt nur der Unschuld der Theodora nach, während nach der Legende der Kaiser sie dem Landpfleger übergibt, der sie zur Gattin haben soll, wenn er sie dahin bringe, Christus zu entsagen und den Göttern zu opfern. Herber hat das Ganze zu einem Preis der den Tod überdauernden innigen Freundschaft nicht ohne Glück umgebildet; nur hatte er auch darin von der Ueberlieferung abweichen sollen, daß Anastasia den Feuertod gestorben, was zudem nach der frühern Bemerkung: „Anastasia ging erst von hinnen“, welche auf keinen gewaltsamen Tod zu deuten scheint, etwas störend nachkommt; verlangen wir doch zu wissen, was denn der Anastasia diesen Tod zugezogen, besonders da der Dichter jeden Gedanken an eine allgemeine Christenverfolgung fern gehalten *)

*) Das von Herber hinzugefügte Versprechen, die Gestorbene solle der Ueberlebenden beistehn, ist ähnlich der Zusage, daß der Todte dem noch Lebenden erscheine und ihn vom jenseitigen Leben belehre.

23 Die wiedergefundenen Söhne.

Wie die beiden vorigen, so gehört auch diese Legende einer spätern Zeit an, ja ward wohl durch dasselbe Legendenbuch veranlaßt. Die Sage findet sich auch in der *legenda aurea* (156), wo sie Herder weniger aufgefallen zu sein scheint, und im Leben der Heiligen (nicht im Passional), und gehörte überhaupt zu den beliebtesten, im ganzen christlichen Europa verbreiteten, wie wir denn bereits oben S. 8 ein paar Bearbeitungen derselben erwähnt haben. Schon zur Zeit des Johannes von Damaskus, in der Mitte des achten Jahrhunderts, scheint die Sage wesentlich in der spätern Weise ausgebildet gewesen zu sein; denn dieser fährt eine längere Stelle an aus der Lebensgeschichte des Eustathius — das ist die älteste Namensform, die später in Eustadius überging —, und zwar von seiner Bekehrung durch die Erscheinung des Hirsches, die wortlich in der uns erhaltenen ältesten griechischen Fassung sich befindet. Die Glaubhaftigkeit der ganzen an den stärksten Unwahrscheinlichkeiten leidenden Erzählung ist schon von Tillemont und Baillet bestritten worden, und auch die Holländisten, welche das Leben des Heiligen unter dem 20. September bringen, müssen gestehn, daß manches offenbare, nichts weniger als glückliche Dichtung sei. Sie besteht aus zwei verschiedenen Elementen, aus einem christlichen (der Bekehrung des Placidus oder, wie er später heißt, Placidus durch die auf Hubertus übertragene Erscheinung des Hirsches, und dem Martyrtode, den er mit den Seinigen unter Hadrian erlitt, weil er nach erfochtenem Siege den Göttern nicht opfern wollte) und einem

allgemein menschlichen, der freilich mit jenem in Verbindung gebracht worden, der gläubigen, endlich durch Gottes Zugung belohnten Duldung. Die letztere Geschichte wird in ähnlicher Weise, natürlich von ganz andern Personen, im Morgenland erzählt. Man vergleiche in Tausend und einer Nacht No. 442. 443. 920—922. Gerade diesen Theil wählte sich auch Herder zur Darstellung der Lehre, daß stille Duldung vom Schicksal gekront wird.

Eine Seuche, erzählt die Legende, tödtete alle Sklaven und Mägde des Eustachius, darauf alle Pferde und alles Vieh. Räuber überfielen sein Haus und plünderten alles. Aus Scham über seine Armuth floh er mit der Gattin und seinen beiden Knaben nach Aegypten. Da sie das Uebersahrtsgeld nicht zahlen können, so will sich der Herr des Schiffes dafür der Gattin des Eustachius bemächtigen, worin sich der Gatte erst dann fügt, als er merkt, daß man ihn ins Meer zu werfen vorhat. Seufzend verläßt Eustachius mit seinen beiden Knaben das Schiff. Er kommt an einen Fluß, über den er die Knaben nacheinander herübertragen will. Den an dem einen Ufer schon niedergelegten Knaben raubt ein Wolf, den andern ein Lowe, während er mitten im Flusse ist. Beide Knaben werden durch Hirten und Ackerleute desselben Dorfes gerettet. Eustachius, der diese glückliche Wendung nicht ahnen kann, kommt jammernd über sein Schicksal, das ihn schlimmer als Prob heimsucht, in ein Dorf, wo er in Dienst tritt, und fünfzehn Jahre bleibt. Da der Kaiser in Krieg verwickelt wird, läßt er seinen Feldherrn Placidus überall auffuchen. Zwei Soldaten, die in das Dorf kommen, erkennen ihn an der Narbe am Kopfe, die von einer in der Schlacht erhaltenen Wunde zurückgeblieben; sie

verkünden ihm des Kaisers Wunsch und so kehrt er mit ihnen zu diesem zurück. Bei der Aushebung der Soldaten trifft das Loos die beiden Söhne, die er aus besonderm Gefallen sich zu Tischgenossen wahlte. Nach Beliegung der Feinde lagert er drei Tage in einem Dorfe, wo seine nach dem plötzlichen Tode des Schiffsherrn unverlegt freigekommene Gattin eine kleine Wirthschaft führt. Die beiden Brüder kommen zu ihrer Hütte, und da der ältere im Garten seine Jugendgeschichte erzählt, wird er sofort vom Bruder erkannt, und die Mutter, welche auch die Erzählung vernommen, entdeckt in ihnen die so lange verlorenen Söhne. Am andern Tage geht sie zum Placidus, um ihn zu bitten, sie nach ihrer Heimat zu bringen, und sie findet in ihm ihren Gatten. Die Erzählung, wie er seine Raaben verloren, beseitigt ihr den letzten Zweifel, daß jene beiden Soldaten ihre Söhne seien, und so finden sie sich alle glücklich wieder.

Herder wollte nicht sowohl die wunderbaren Wechselfälle des Schicksals als die unerwiderliche Tugend des Placidus schildern, und deshalb vereinfachte er die Geschichte, wie er auch bei der Darstellung derselben sich die möglichste Kürze vorsetzte, freilich nicht zum Vortheil der Erzählung selbst, die dadurch an klarer Anschaulichkeit verlor. Placidus wird zunächst als edler siegreicher Feldherr, als Vater der Armen und Unterdrückten kurz bezeichnet. Wie er in Noth gekommen und dem Meid unterlegen, ist gar nicht ausgeführt, dagegen der gefasste Muth bezeichnend hervorgehoben, der ihn und sein Weib aufrecht hält. Wohin sie eigentlich gehen, wie sie dem Geiße dienen wollen, erfahren wir gar nicht. Die Art, wie die Sage die Familie auseinanderreißt, ist unserm Dichter zu um-

händlich, alles maß auf einen Schlag geschehn. Im Walde werden sie von Räubern überfallen, die sie alle voneinander trennen, das Nähere erfahren wir gar nicht, dagegen wird das gerade nach diesem schrecklichsten Verluste, der ihn treffen konnte, in Placidus erwachende gläubige Vertrauen, daß dieses nur eine Prüfung sei, daß er alle die Seinen einst wiederfinden werde, bedeutsam hervorgehoben. In der Legende jammert Eustachius, und er bittet Gott, mit seinen Schlägen inne zu halten und sich seiner anzunehmen, daß er nicht der Verzweiflung anheimfalle. Das Leben der Heiligen sagt, er habe sich umbringen wollen, Gott aber ihn bewahrt und ihm Geduld geliehen. Nach Ribadeneira läßt Eustachius den Muth nicht sinken, sondern verharrt eisenfest auf seiner Standhaftigkeit, da er auf die Verheißung des Herrn hofft, die Herder nicht aus der Legende herübernahm. Bei Herder spricht „im hochbeherzten Busen“ des Mannes eine innere Stimme, so daß er ausharrt in der gläubigen Zuversicht einstiger Wiedervereinigung.*) Um sein Vertrauen zu stärken, läßt Herder nicht allein einen Landmann den Traurigen freundlich zu sich einladen, sondern ihn auch auf die dem Duldenden endlich lohnende, glückliche Wendung seines ihn nur prüfenden Schicksals hinweisen. Und daß er, wie tief er auch sein Unglück („im tiefbedrängten Busen“) empfinden, wie „bitter“ ihm auch seine Entbehrung des Liebsten auf der Welt fallen mochte, doch geduldig ausharrte, wird bestimmt genug hervorgehoben, wie auch Ribadeneira „den unverdrossenen Fleiß, die mannhafte Langmüthigkeit und die unverrückte Hoffnung“ bezeichnet. Das

*) Dulde dich nach älterm Sprachgebrauch, wie in dem Spruche Philanders: „Schweig still, duld' dich, vernünftig weich' und geh dem Esel aus dem Streich.“

Auffinden des Placidus und seine glückliche Kriegsführung werden in aller Kürze erzählt, wobei nur einzelnes besonders betont wird: daß die Stunde des Schicksals geschlagen, welches ihm seine Leiden vergelten wollte, daß gerade die Narbe, die von der auf dem Felde der Ehre erhaltenen Wunde herrührt, ihm zum Heile reichen sollte, und er auch nach dem Siege sich als edler Feldherr bewährte. Die Wiedererkennung erfolgt viel einfacher als in der Legende. Die Gattin bedurfte keines Zeichens, da ja der allgemeine Ruf den alten Placidus ihr als Feldherrn nannte. Herder läßt die Mutter ihre beiden Knaben gleich nach der Trennung von ihnen wiedergewinnen, wobei man freilich zu erfahren wünschen könnte, wie sie selbst sich gerettet und jene den Räubern abgejagt, aber nach der ganzen Erzählungsweise und besonders bei der gespannten Nährung der Rede der Mutter tritt dieser Wunsch weniger lebhaft hervor. Göpinger meint, in der Darstellung der Legende, wo die Mutter erst später die Söhne wiederfinde, trete die Grundidee mehr hervor, aber es handelt sich ja nur um die Töschung des Placidus, der dieses frühe Wiederzusammenfinden der Mutter und Kinder nicht ahnen konnte. Die Mutter, welche der Dichter Eugenia nennt*), zur Andeutung ihrer hochherzigen Gesinnung, will das Glück ihres Gatten dadurch erhöhen, daß sie ihm die Söhne als bewährte Helden vorführt.**)

In der den Anfang zum Theil wiederholenden Schlußstrophe

*) Die Legende nennt sie Theofania, erst später Theopita oder Theopis, vor ihrer Taufe Tatiana, später Trajana; die Söhne heißen Agavius, „Geliebter“ (später Agapitus), und Theotrius, „Gottgegründet“ (später Theodotus).

**) Am Schlusse ihrer Rede lehren drei früher gebrauchte Verse mit abmildernder Aenderung eines einzigen Wortes wieder.

wird die in der Geschichte liegende Lehre noch einmal ausgesprochen, auch die Hindeutung auf den Namen Placidus (der Stille, Ruhige) wiederholt. Die Bemerkung, daß die christliche Kirche ihn als Heiligen verehere, kommt etwas gar fremdartig, da wir gar nicht wissen, daß er Christ sei, und sollten wir annehmen müssen, daß er erst später Christ geworden, wie man aus den Worten „christlich wandt“ er seinen Namen“ schließen könnte, so würde diese kurze Angabe höchst ungenügend erscheinen. Uebrigens zeichnet unsere im ganzen gelungene Legende durch die durchgeführte strophische Form sich vor allen übrigen aus *)

26. Der Friedensstifter.

Das Leben unseres Friedensstifters Claus (Nicolaus) von Unterwalden oder von der Glüe, von dem Fessen (Glüe, auch Glueli), auf dem er wohnte, also genannt, wurde schon gleich nach seinem Tode von mehreren beschrieben, aus welchen Ulrich Wittwyler seine im Jahre 1571 zuerst erschienene Lebensbeschreibung schöpfte. Daneben kommt besonders in Betracht die Darstellung des Jesuiten Peter Hugo von Luzern, welche man in den Holländisten unter dem 22 März abgedruckt findet. Mit sorgfältigstem Fleiße ist die im Jahre 1787 erschienene Lebensbeschreibung des Chorherrn J. M. Weissenbach gearbeitet.

*) Der Vers fordert in Strophe 10 B 3 zweenen statt zween, wenn auch sonst das einfüßige zween als Dativ sich findet. Der Nominativ des männlichen Geschlechts lautet zween oder zweene (wie hier Strophe 8). Die Unterscheidung der drei Geschlechter in den Formen zweene, zwo, zwei erhielt sich zum Theil noch b 3 zum Anfang unseres Jahrhunderts.

Die Schilderung von Johannes Müller in der Geschichte der Schweiz; V, 2 erschien erst im Jahre 1808. Herder folgte wohl der angeführten Lebensbeschreibung von Hugo, nur den Schluß muß er aus einer andern Quelle geschöpft haben. Auch Schiller läßt im Tell (II. 2) einen Claus von der Gluc unter den Unterwaldenern auftreten.

Der Dichter beginnt mit der Darstelllung der Tagisagung zu Stanz (1481), wo man über die Theilung der Beute aus dem durch die Schlacht von Nancy*) beendigten Burgunderkriege**), und über die Aufnahme von Solothurn und Freiburg in die Eidgenossenschaft verhandelte, die man jenen Städten nach ihrer tapfern Hülfe gegen den übermüthigen Feind versprochen hatte. Nach Hugo soll Bruder Claus gerade jene Tagisagung veranlaßt haben, um den drohenden Bürgerkrieg zu vermeiden, ja er läßt ihn die Eidgenossen dajelbst anreden, ehe noch die Verhandlung begonnen. Dagegen hatten sich nach beglaubigtem Berichte die Abgeordneten am dritten Tage so erbittert voneinander getrennt, daß man in Stanz bereits klagte, der letzte Tag der Schweiz sei erschienen, als der Pfarrer Heinrich im Grund zu Bruder Claus eilte und dessen Vermittlung in Anspruch nahm. Keines von beiden konnte Herder in dieser Weise brauchen. Claus erscheint freilich in der entscheidenden Stunde, aber er kommt zufällig nach Stanz, wo er in die Tagisagung tritt. Bei der Beschreibung seines Eintrittes

*) Die deutliche Namensform von Nancy ist Nancie oder Nansen; auch heißt Gransee wohl Granfen.

**) Zürich, Bern und Luzern verlangten größere Theile, während die übrigen fünf Städte auf gleicher Theilung bestanden. Die Verlebung des Streites von den aus Frankreich eingeführten Sitten Streben nach Pracht und Genuß gehört Herder an.

schwebt die Darstellung von Johann Stumpf (bei Hugo 103) vor: „Er war ein Mann von schlanker und hoher Gestalt, doch dürr und eingefallen, so daß er nur aus Haut und Knochen bestand. — Seine Farbe war braun, die Haare schwarz mit grau gemischt, sein nicht langer, zweizackiger Bart schwach; aus den schwarzen, hellen Augen leuchtete Schrecken, der die ihn Anschauenden ergriff. Die Adern der Kehle schienen beim Sprechen mehr durch die Luft als durch das Blut bewegt zu werden. Er trug ein bis zu den Knöcheln herabreichendes Gewand, nur Kopf und Füße blieben unbedeckt. Seine Rede war mannlich und mäßig.“ Ähnlich äußert Oswald Molitor (daselbst 102) „Seine Stimme war mannlich, langsam sprach er.“ In der Erzählung, wie Bruder Claus nach Stanz gekommen, äußert Hugo (56). „Aus der ganzen Haltung des Antlitzes und Körpers leuchtete ein ausgezeichneter Glanz, der aller Augen blendete.“ Die „Gütigkeit und Muth“ des Auges, so wie die „Muth“ der Rede sind von Herder zugesetzt, wogegen er aus den Bruder Claus nicht barfüßig zeigen wollte. Seine Rede gibt nur allgemeine gute Rathschläge für alle Eidgenossen, erst am Schlusse kommt er auf die Vereinigung Freiburgs und Solothurns mit den Eidgenossen. Den größten Theil der Rede nahm Herder aus Hugos Bericht (42), wozu er die hochgeachteten Schweizer, welche seinen Rath verlangt, stets ermahnt habe. „Hütet euch, ihr Eidgenossen, vor Zwietracht!“ sprach er. „Neid und Haß laßet unter euch nicht aufkommen.*) Gunst und Färbung unterdrückt, da sie das Verderben des Vaterlandes und eures Freistaates. Die Grenzen

* Herder braucht hier lassen im Sinne von zulassen, geschehn lassen.

eures Bundes rückt nicht zu weit hinaus; denn so werdet ihr ruhiger und sicherer die Freiheit schätzen, die euch, wie ihr wißt, so hoch zu stehn kommt. In auswärtige Angelegenheiten und Bündnisse laßt euch nicht ein; Bestechung durch Geschenke verabscheuet auf das ärgste, daß ihr nicht einmal das Vaterland zu verkaufen oder euren eigenen Vortheil zu suchen scheint. Verbannte und Ausgewiesene haltet von eurem Lande fern. Wenn nicht eine schwere Ursache dazu drängt, enthaltet euch feindlicher Gewalt und Ueberfalls, aber Gewalt wehret mit Gewalt ab, vertheidiget männlich Vaterland und Freiheit, doch begnügt euch damit, sie zu vertheidigen. Vor allem aber fürchtet Gott und haltet seine Gebote. Ehret die Priester, befolget ihre Mahnungen, sollten sie auch unfreundlich sein und nicht ihrem Stande und ihrer Würde gemäß leben; denn wie es keinen Unterschied macht, ob das Wasser durch eine bleierne oder kupferne, eine goldene oder silberne Röhre geleitet wird, so verschlägt es nichts, ob die göttlichen Gnadengaben durch gute oder böse Priester vom Himmel in gut und würdig bereitete Seelen fließen.* Von der Rede, welche Hugo den Bruder Claus zu Stanz halten läßt, hat Herder den Anfang ganz fallen lassen. Der fromme Bruder beginnt dort mit der Wichtigkeit des Augenblicks, bezeugt, daß er nicht aus eigener Weisheit, sondern aus göttlichem Nutze rede, und straft ihre Thorheit, daß sie aus Gewinnsucht das Vaterland zu Grunde richten wollten. Aus der weitem Rede ist folgende Stelle benützt: „Bleibet mit vereinter Seele in eurem wahren Glauben, laßt euch nicht wie ein Röhricht von jedem Hauche hin- und her-treiben, verharret auf dem rechten Pfade, weicht keinen Fuß breit von den Fußtapfen eurer Vorfahren —, haltet fest an

der Einheit des Glaubens, fliehet die Verführer und haltet sie von euch ab; so werden euch die kommenden Stürme nicht erschüttern." Hugo hebt diese auf die nahe Glaubensspaltung deutende Stelle besonders hervor. In Bezug auf den Hauptpunkt äußert Bruder Claus bei Hugo: „Ich ermahne euch, meine Eidgenossen, und rathe euch nicht bloß, sondern ich bitte und beschwöre euch, daß ihr jene Städte in euren Bund aufnehmt; wahrlich es wird eine Zeit kommen, wo ihr der Hülfe und des Beistandes derselben bedürfen werdet. Statt acht werdet ihr dann zehn Kantone zahlen; aber ich bitte euch, nehmt nicht mehr auf, begnueget euch mit diesen!" Wie sich Bruder Claus entfernt habe, berichtet Hugo nicht.

Erst am Schlusse gibt Herder weitere Nachrichten über die Person des gottbegeisterten Mannes, dessen Wort den leidenschaftlich bewegten Abgeordneten wie eine himmlische Stimme erscholl. Was er über seine persönlichen Verhältnisse beibringt, beruht auf Ueberlieferung. Der Flüe oder Flüeli, wo er geboren ward und wohnte, liegt bei Sargeln in der Nähe von Sarnen. Seine Zelle erbauten die Unterwaldner an der öden Bergstelle, wo er von Jägern gefunden ward, auf einem waldbedeckten Bergrand, der sogenannten Ransf, am Eingange des Melchthals, gegenüber der nach ihm benannten Kirche St. Niclausen.*) Wenn Herder die zwanzigjährige Enthaltung von Speise und Trank als einen sagenhaften Zug bezeichnet, was etwas erkaltend wirkt, so wagt dagegen Johannes Müller nach den vorliegenden Zeugnissen keinen Zweifel dagegen, „Zu bestimmen reden die Aussagen, zu groß war das Erstaunen, um

*) Vgl. Herders Brief an Gleim vom 29. August 1780.

die Enthaltung nur von gekochten Speisen oder nur von Fleisch zu verstehen; er sprach davon als von einer Eigenschaft, nicht als von einem Verdienst. Daß menschlicher Natur auch das möglich sei, scheint aus Beispielen zu erhellen.* Schon in seiner Jugend soll er an vier Wochentagen gefastet haben. Von der Erscheinung des Sterns erzählt Hugo folgendes: „Schon im Mutterleibe sah er, wie er selbst bezeugt, den Himmel, woran er alle Sterne wohl unterschied; einer aber von diesen war viel herrlicher und glänzender als die übrigen, so daß seine Strahlen sich nach allen Seiten über den Erdkreis verbreiteten. Die gleiche oder eine ähnliche Erscheinung hatte er auch, wie er selbst versicherte, oft in seiner Enzde.“ Alles folgende ist durchaus nach der Uebersetzung. Den Ausdruck, daß die Welt zu enge für ihn geworden, nahm Herder aus Hugo (22), seinen „täglichen und hochheilsartigen Spruch“ aus der Bemerkung von Stumpf (daselbst 103): „Sein gewöhnliches Gebet war: O Herr, nimm mich mir und gib mich ganz dir.“*) Nur kurz wird von Herder die Entscheidung der Tagjagung erwähnt, nicht ohne Hindeutung, daß man später nicht immer so friedlich auf den Tagjagungen sich vereinigt habe. Der Dichter schließt mit der Erinnerung an die Sage, ein Engel habe ihm verkündet, er werde nach seinem Tode an der Spitze der durch ihn geretteten Seelen mit einer Fahne, auf welcher der Fuß eines Bären, in den Himmel einziehen. Dies steht hier als Beweis, wie hoch die Sage den Heiligen gehalten, daß sie ihn mit besonderer Ehre in den Himmel einziehen ließ, was auffällt, da Herder ja sonst solchen Sagenzügen wenig hold ist,

*) Vollständiger bei Müller V, 2 Note 596.

aber sie soll wohl launig die Legende abschließen. Offenbar will der Dichter die Legende als Beispiel darstellen, welche hohe Gewalt ein über allen Parteien erhabener, nach dem Höhern gerichteter und doch liebevoll den Menschen zugethauer, wie ein Heiliger verehrter Mann selbst über leidenschaftlich erregte Gemüther übt. Dieser Bruder Claus, der noch heute allgemeiner Verehrung in den Waldkantonen genießt, ist das eigentliche Muster eines wahren Heiligen; er hat des Lebens Last getragen, in spätem Alter sich zurückgezogen, um sich ungestört der Betrachtung des Ewigen zuzuwenden, aber auch dann noch ist er, wie sehr er auch dem Weltlichen entsagt haben mag, der Welt nicht verloren, wird dieser vielmehr in mancher Weise zum Segen, ja hält zuletzt durch schlichte, aber tief gegriffene und mächtig ergreifende Worte das Vaterland vom Rande des Verderbens zurück. Wünscht er auch seine eigene menschliche Natur ganz durch die göttliche verschlungen, so flieht doch die reinsten Vaterlandsliebe unverfälscht in seiner für der Menschen Wohl warm schlagenden, rein fühlenden Brust: er ist ein wahrer schweizer Heiliger.

27. Der Schiffbruch

Ob eine Sage oder eine wahre Geschichte zu Grunde liege, weiß ich nicht. Man könnte an eine Reisebeschreibung als Quelle denken.*) Glücklicherweise gehört eine solche todverachtende Opferwilligkeit der Priester nicht in das Reich der Fabelgebilde. Der Gegensatz zwischen Cato, der sich nicht im

* Vgl. Herders ähnliche Gedichte „Magellan“, „der Krieger und der Pelzhändler“ und „das gegebene Wort“, alle in fünf Fußigen Jamben.

Leben zurückhalten laßt, das er nicht zu ertragen vermag, sondern unwillig den vom Arzte angelegten Verband abreißt, und dem Priester, der die angebotene Rettung verschmäht, um den einem unvermeidlichen Untergang Geweihten im letzten Augenblick den Trost und die Gnadenmittel der Religion zu spenden, ist treffend gedacht. Die Darstellung ist knapp und treffend. Alonso, der Priester, hat sich seinen nach ihren überseeischen Besitzungen fahrenden Verwandten angeschlossen, um auf dem Meere seine Priesterpflicht zu erfüllen, wohl auch drüben die Segnungen des Christenthums zu verbreiten. Beim Scheitern des Schiffes haben jene nur für ihr Leben zu sorgen, da die Rettung der übrigen unmöglich, sie für diese nichts mehr thun können; nur den Verwandten möchten sie mit sich nehmen, der aber im entscheidenden, keinen Aufschub gestattenden Augenblick sie durch seine Weigerung überrascht *)

28. Rosen.

Herder schließt mit dieser Legende seine Vorerinnerung Rosa von Viterbo, deren Andenken in ihrer Vaterstadt am 4. September, dem Tage, wo man ihre Gebeine in das nach ihr benannte Kloster gebracht, auf das feierlichste begangen wird, starb zwischen den Jahren 1251 und 1253; ihr Todestag ist der 6. März. Eine italienische Lebensbeschreibung von ihr erschien 1638, eine lateinische 1698; eine andere gaben die Holländer. Dieselbe Geschichte wird von der heiligen Casilda,

) Ersticket. Vgl. S. 61.

der Tochter eines Sarazenenfürsten zu Toledo, erzählt, deren Todestag der 9. September *) In der Lebensbeschreibung der Holländerin antwortet Rosa nichts, sondern öffnet schweigend den Schoß, während sie nach anderer Darstellung, wie im Monologium sancti Francisci, das Brod in Rosen verwandelt. Bei Herder ist es eine Nothluge, aber der Himmel kommt dem frommen Kinde zu Hülfe. Daß die Rosen später wieder in Brod verwandelt wurden, sagt die Legende nicht ausdrücklich. Die Sage faßte eigentlich jene erste Verwandlung nur als Augentauschung. Die Schlußwendung der Legende, welche den Wunsch ausdrückt, daß die nur dem Angenehmen hingeebenen, von der Noth der Armen sich abwendenden hartherzigen Reichen immer so getäuscht werden möchten, ist an sich nicht glücklich und auch in der Ausführung verfehlt. Sehr wohl konnte die Legende dieses Schlasses entbehren.

29. Sanct Johannes.

Wilt du lang was treiben, treib's nicht immer,
Sonst ersinket deine matte Seele:
Ruh und Arbeit wechse, daß die Arbeit
Treu dir sei und deine Seel' erquide

Sanct Johannes, nun im hohen Alter,
Lebete zu Ephesus, und ruhte
Nach und zwischen seines Amtes Beschwerden.

*) Sie starb gegen die Mitte des elften Jahrhunderts. Auf die Frage des Vaters, was sie im Schoße trage, erwidert Casilda, es seien Rosen, worauf dieser in den Schoß greift, und wirklich Rosen findet, obgleich sie Brod und Fleisch genommen, um es den Christen zu tragen, die darauf auch solches von ihr erhalten.

Um ihn spielte ein zahmes Rebhuhn,
 Dem er täglich Trank und Speise reichte,
 Daß in seinem Schoße schielte: er streichelt
 Freundschaft sein Genieder, redet mit ihm
 Und es horcht ihm, zwischert Dank ihm freundlich

Stark tritt aus dem Wald ein fremder Jäger
 Blutig ihm vor's Antlitz. Um die Schulter
 Hing sein Köcher, an dem Arme hing ihm
 Der entspannte Bogen. Lange wünscht' er
 Diesen Heiligen zu sehn, und sah ihn
 Spielend mit dem Rebhuhn. Hoch verwundert
 Stand er vor ihm, rief unwillig endlich:
 „Heiliger Johannes! fern gekommen,
 Einen Gottlichen zu sehen, seh' ich
 Einen Menschen, der die Zeit verändert.“

Und der Greis antwortet' ihm so milde:
 „Guter Fremdling, warum daß dein Bogen
 Da entspannet hängt?“ „Entspannet“, sprach er,
 „Daß er lauge, wenn ich ihn nun wieder
 Zielend spanne. Kann des Bogens Senne
 Immer straff sein, daß sie nicht erschlaffe?“
 Spricht Johannes: „Kann des Lebens Senne
 Stess gespannt sein, daß sie nicht erschlaffe?
 Verne von mir Ruhe nach der Arbeit,
 Sanfte Ruh, den Reiz zu neuen Kräften,
 Und denn sage frei, daß ein Apostel,
 Daß Johannes dich die Ruhe lehrte.“

Die von Herder später übersehene, auch in die „Werke“
 nicht aufgenommene Legende stand 1782 im Januarhefte des
 Merkur, wo B. 30 der Druckfehler erschlaffte statt er-
 schlaffe sich findet. Nach Herbers Gebrauch steht B. 1 willt,
 B. 27, 29 Senne, B. 33 denn statt dann. Die Geschichte
 ist wohl aus des Baptista Fulgosi (Fiegoso) Factorum dicto-

ramque memorabiliam libri IX genommen. Dort heißt es in dem Abschnitt de otio VIII, 8: „Auch zeigt uns der Evangelist Johannes, daß der Mensch nicht immerfort beschäftigt sein könne, so daß er sich nie Ruhe gestatte. Dieser nämlich spielte oft mit einem Rebhahne. Ein Jüngling spottete darüber, da er meinte, einem Greise, der ein Beispiel und Musterbild der Frömmigkeit sei, stehe es wenig an, müßig zu sein, in einem Vogel Abspannung des Geistes zu suchen. Da Johannes einen Bogen von seiner Schulter herabhängen sah, bat er ihn, denselben zu spannen. Als der Jüngling dies gethan und mehrmals geschossen hatte, so daß Johannes befriedigt war, entspannte er den Bogen. Johannes fragte, warum er dies thue. Der Jüngling antwortete, er habe die Sehne des Bogens zeradgezogen, damit dieser nicht, wenn er ihn brauche, deshalb, weil er zu gespannt gewesen, zum Schießen untauglich sei. Johannes sprach: „Auch ich und die mir gleichen spannen sich zuweilen in ehrbarer Ruhe ab, damit sie mit um so größerer Kraft sich dem Beten und Fasten widmen, was nicht möglich wäre, wenn wir immer in derselben Spannung harter Anstrengung leben wollten.“ Jeder läßt den Evangelisten die Frage gleich thun, als er den Bogen auf der Schulter des Jünglings, den er als fremden Jäger*) einführt, erblickt. Ueber des Johannes Aufenthalt in Ephesus vgl. S. 37 f. Die Lehre, welcher dieser am Schlusse andeutet, wird in anderer Weise am Anfange des Gedichtes ausgesprochen**), wie es auch bei Fulgosit der Fall ist.

*) Er ist blutig, da seine Kleidung Spuren von Blut trägt. Er erscheint hier ohne Beute.

**) Die Arbeit ist uns treu, wenn sie uns mäßig folgt, sie uns nicht schwer fällt, sondern wohl von der Hand geht.

Inhalt.

	Seite		Seite
I. Die deutsche Legenden= dichtung vor Herder .	1	15. Die drei Blinden .	87
II. Herders Legenden .	14	16. Daß Teufelchen mit dem verbrannt. Daum	88
III. Erklärung der einzel= nen Legenden . . .	31	17. Tödten und Lebendig= machen	92
1. Die Führerin . . .	31	18. Die Cicade	95
2. Die Turtestaube . .	34	19. Die Orgel	97
3. Der gerettete Jüngling	37	20. Cäcilia	99
4. Der Tapfere . . .	43	21. Die Geschwister . .	103
5. Die Krone	50	22. Die ewige Weisheit .	103
6. Die Pilgerin	55	23. Die wiedergefundene Tochter	105
7. Der Palmbaum . . .	62	24. Freundschaft nach dem Tode	110
8. Daß Bild der Andacht	67	25. Die wiedergefundenen Söhne	112
9. Der himmlische Garten	69	26. Der Friedensstifter .	117
10. Daß Paradies in der Wüste	70	27. Der Schiffbruch . .	123
11. Die laute Klage . .	75	28. Rosen	124
12. Die Ameise	76	29. Sanct Johannes . .	125
13. Die Fremdlinge . .	77		
14. Christenfreude . . .	84		



Klopstocks Oden.



Erläutert

von

Heinrich Dünker.

Erster Band.

Zweite neu durchgesehene Auflage.



Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag.
1878.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Klopstock als Ihrischer Dichter	5
In Jena und Leipzig	7
Beginn der Odenabichtung	10
In Langensalza. Liebe zu Fanny	15
Verbindung mit Bodmer	19
Bekannthschaft mit Gleim	26
In Zürich	29
Rückreise	31
Ernt Metas in Hamburg kennen	33
In Kopenhagen	35
Glück von Metas Liebe	40
Bermählung	43
Metas Tod. Religiöse Oden	45
In Queblinburg. Done	45
Neue Ihrische Versmaße	47
Theorie der Ihrischen Maße	49
1764 und 1765	53
Einführung der nordischen Mythologie	54
1766 und 1767	56
Anna Cäcilia Ambrosius	57
1768 bis 1770. Die erste Ausgabe der Oden	59
Der göttinger Dichterbund	61
1778 bis 1780	61
1781 und 1782	62
1783 bis 1787. Vorbereitung einer neuen Ausgabe der Oden	63

Neuer Aufschwung der Odenichtung durch die franzöf. Staatsumwälzung	66
Vermählung mit Metas Richte	67
1792 bis 1797	68
Zweite Ausgabe der Oden	73
Die spätern Oden	75
Klopstocks Iyrische Bedeutung	78

1. Der Lehrling der Griechen (1747)	83
2. Biegolf	86
3. An Gisele	110
4. Die künftige Geliebte (1748)	112
5. Selmar und Selma	119
6. An Ebert	121
6a. Die Berhängnisse	124
7. Salem	125
8. Petrarca und Laura	129
8a. Der Adler	132
9. An Fanny	135
10. Barbale	138
11. Der Abschied	141
12. Die Stunden der Reife	143
13. An Gott	150
14. Heinrich der Bogler (1749)	157
15. Die Braut	159
Elegie auf das Liebesglück eines Freundes	162
16. An Bodmer (1750)	165
17. Der Zürchersee	168
18. Friedrich der Fünfte	179
19. Friedrich der Fünfte. An Bernstorff und Rolfe	183
20. Die tode Clarissa (1751)	187
21. Friedensburg	189
22. Der Wermandelte	192
23. Dem Erläser	196
24. Die Königin Valse (1752)	200
25. Hermann und Thunelda	207
26. Hymnen	210
27. An Plautus	213

Inhalt des ersten Bandes.

V

Seite

28.	Die beiden Musen	214
29.	An Cidli	219
30.	Das Rosenband	221
31.	An Sie	223
32.	Ihr Schlummer	224
33.	An Gleim	225
34.	Furcht der Geliebten (1753)	233
35.	Der Rheintwein	235
36.	Gegenwart der Abwesenden	239
37.	Für den König	241
38.	Die Genesung (1754)	246
39.	Dem Allgegenwärtigen (1758)	249
40.	Das Anschau Gottes (1759)	259
41.	Die Frühlingsfeier	264
42.	Der Erbarmen	276
43.	Die Glückseligkeit aller	278
44.	Die Genesung des Königs	284
45.	Das neue Jahrhundert (1760)	288
46.	Die Welten (1764)	297
47.	Die Gestirne	300
48.	Dem Unendlichen	307
49.	Der Lob	309
50.	Aganippe und Phiala	311
51.	Der Selige	317
52.	Kaiser Heinrich	320
53.	Die Zukunft	326
54.	Siona	329
55.	Der Nachahmer	331
56.	Sponda	332
57.	Thuislon	341
58.	Der Eislauf	343
59.	Der Jüngling	348
60.	Die frühen Gräber	350
61.	Schlachtgesang (1765)	352
62.	Der Vorhof und der Tempel	353
63.	Das große Halleluja (1766)	355
64.	Braga	356

IV

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Neuer Aufschwung der Odenichtung durch die franzöf. Staatsumwälzung	66
Vermählung mit Metas Richte	67
1792 bis 1797	68
Zweite Ausgabe der Oden	73
Die spätern Oden	75
Klopstocks Iyrische Bedeutung	78
<hr/>	
1. Der Lehrling der Griechen (1747)	88
2. Wingoif	86
3. An Gisele	110
4. Die künftige Geliebte (1748)	112
5. Selmar und Selma	119
6. An Ebert	121
6a. Die Berhängnisse	124
7. Salem	125
8. Petrarca und Laura	129
8a. Der Abler	132
9. An Fanny	135
10. Barbale	138
11. Der Abschied	141
12. Die Stunden der Weihe	148
13. An Gott	150
14. Heinrich der Bogler (1749)	157
15. Die Braut	159
Elegie auf das Liebesglück eines Freundes	162
16. An Bobmer (1750)	165
17. Der Bärchersee	168
18. Friedrich der Fünfte	179
19. Friedrich der Fünfte. An Bernstorff und Mollte	183
20. Die todtel Clariffa (1751)	187
21. Friedensburg	189
22. Der Verwandelte	192
23. Dem Erlöser	196
24. Die Königin Luife (1752)	200
25. Hermann und Thufnelba	207
26. Fragen	210
27. An Young	218

Klopstocks Oden.

Erläutert

von

Heinrich Dünker.

Erstes Heft.

Zweite, neu durchgesehene Auflage.



Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1874.

	Seite
— 65. Die Sommernacht	364
66. Rothschilbs Gräber	365
67. Stulba	369
68. Selma und Selmar	372
69. Der Bach	373
70. Wir und Sie	378
71. Unfre Fürsten	381
72. Schlachtlied (1767)	384
73. Die Ehre	386
74. Die Warben	391
75. Leone	392
76. Stintenburg	395
77. Unfre Sprache	400
78. Die Kunst Tialfs	406
79. Der Hügel und der Hain	414
80. Hermann	423
81. Mein Vaterland (1768)	429
82. Vaterlandslied (1770)	434
83. Der Ramin	435
84. Die Roßtrappe (1771)	439
85. Ebone	444
86. Der Unterschied	445
87. Klage	451
88. Warnung (1772)	452

Erläuterungen
zu
den deutschen Klassikern.

Fünfte Abtheilung:
Erläuterungen zu Klopstocks Werken.

I.

24.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1874.

K l o p f o c k s O d e n.

Erläutert

von

Heinrich Dünker.

Erstes Heft.

Zweite, neu durchgesehene Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1874.

Da tüneten
Ihm lieber, raschen Geniebildungen
Schnell an: in sie hatt' er der Dichtkunst
Glamm: gestürzt aus der vollen Urne.

Klopstock als lyrischer Dichter.

Die neuere deutsche Dichtung und Sprache aus ihrer kümmerlichen Nachahmung und marklosen Schwäche zu frischem, selbstbewußtem, urkräftigem Leben zu erwecken, bedurfte es eines schwunghaften, von sittlicher und vaterländischer Kraft getragenen, von der Würde seiner Sendung ergriffenen Geistes, wie er uns gerade ein Vierteljahrhundert vor Goethe in Klopstock zu Theil ward. Schon der Knabe zeigte bei aller vom Vater genährten Liebe zu kräftigenden Leibesübungen einen tief innerlichen Hang zur Religion, die im häuslichen Kreise als unerschütterlicher Lebensgrund galt, zu ernster Empfindung, zu allem Würdigen und Feierlichen. Der heraufsteigende Jüngling, der etwas Großes zu leisten äußern und innern Trieb, Muth und Kraft in sich fühlte, begeisterte sich zu dem Gedanken eines großen, Deutschlands würdigen Epos. Nachdem er einige Zeit den Befreier Deutschlands, Heinrich den Vogler, sich als Helden eines solchen gedacht, ergriff ihn, wie durch höhere Eingebung, die Gewißheit, das Epos, mit welchem die Deutschen den andern gebildeten Völkern gegenüber in die Schranken treten dürften, müsse den Messias selbst feiern. Bereits zu Schuljunta entwarf er den Plan zu dem Gedichte, das ihm als Lebensaufgabe vorschwebte; die Ausführung wollte er der Zeit größerer Reife und klarerer

Einsicht vorbehalten, nicht vor vollendetem dreißigstem Jahre damit
 beginnen Welche hohe Ansicht er von der wahren Dichtkunst im
 Gegensatz zu der gewöhnlichen, niedrigen, die mit Unrecht diesen
 Namen führe, insonderheit von der Epopöe, gesagt, welche mäch-
 tige Liebe zum deutschen Vaterland ihn durchglüht habe, zeigt die
 lateinische Rede, mit welcher er im September 1745 von Schul-
 pforta Abschied nahm Voll Scham gelehrt er hier, daß die
 Deutschen, wenn sie auch in andern Dichtungen sich über die
 Mittelmäßigkeit erhoben, doch in der höchsten, der Epopöe, nichts
 geleistet, und nachdem er der Äußerung eines neuern französischen
 Schriftstellers gedacht, der den Deutschen jeden wahrhaft schöpfe-
 rischen Dichter abgesprochen, ruft er aus: „Was werden wir
 ausrichten, wenn wir, wie wir früher in ähnlichen Fällen gethan,
 diesem Angriff gegenüber weikläufig beweisen, es setze den Deut-
 schen nicht an Genie noch an Erhabenheit des Geistes? Durch
 die That, durch ein großes, unvergängliches Werk müssen wir be-
 weisen, was wir vermögen“ Wie sehr wünschte er diese Mah-
 nung in einer Versammlung der bedeutendsten Dichter Deutsch-
 lands aussprechen zu können, damit diese von einer heilsamen
 Scham ergriffen würden! „Sollte aber vielleicht“, fährt er fort,
 „unter den jetzt lebenden Dichtern derjenige sich nicht finden, der
 sein Deutschland mit diesem Ruhme zu schmücken bestimmt ist,
 o so komme doch, du großer Tag, der du diesen so großen Sänger
 hervorbringen wirst, und du, o Sonne, beschleunige deine An-
 kunft, die du ihn zuerst sehn und mit freundlichem Blick an-
 schauen wirst. Diesen möge die Tugend, diesen nebst der himm-
 lischen Muse die Weisheit in zarten Armen nähren. Vor seinem
 Auge öffne sich das ganze Gefilde der Natur, und die andern
 unzugängliche Größe der anbetungswürdigen Religion, und der
 Lauf der künftigen Jahrhunderte bleibe ihm nicht verschlossen noch

dunkel. Diese seine Lehrer mögen ihn bilden, daß er des Menschengeschlechts, der Unsterblichkeit und der Gottheit selbst, die er besonders preisen wird, würdig sei." Gedenkt er auch seines eigenen Wertes, als dessen Mutter er Schulpforta immer verehren werde, nur ganz kurz am Schlusse seiner Dankagung, so begeisterte ihn doch die Hoffnung, ihm selbst werde es vielleicht gelingen, Deutschland jenen Ruhm zu erwerben; spricht er ja selbst gelegentlich von den „Thränen seiner Racheiferung", womit er Homer und Virgil immer ehren werde. Diese betrachtet er als unerreichbare Muster; nur der höhere Geist, den das Christenthum uns gebracht, gebe ihnen ab; und diesen eben gedachte er im vollsten Maße seinem den Messias selbst feiernden Epos zu geben. Daß Klopstock zu Schulpforta sich auch in deutschen Schäfergedichten, Bußliedern, Oden und andern Gedichten versucht, ersehen wir aus einem gleichzeitigen Bericht eines seiner Mitschüler. Eine stille und gefeyte Majestät rühmt dieser an Klopstocks Gedichten; in den Schäfergedichten gelinge ihm besonders die Schilderung der unschuldigen Liebe, worin er sich nur zu sehr ausbreite, seine aus echter Bärtlichkeit fließenden Baflieder seien höchst ergreifend; in seinen Oden herrsche eine natürliche Bärtlichkeit der Gedanken, ein glücklicher Reichthum neuer Bilder und eine vollständige Ausmalung. Aber alle diese Versuche in andern Dichtarten betrachtete Klopstock als bloße Vorübungen, die Schöpfung seines großen, frommen Liedes stand als sein hoher Beruf vor des Jünglings ahnungsvoller Seele.

Trotz seines Vorsazes, an die Ausführung des Messias erst nach dem dreißigsten Lebensjahre zu gehn, konnte der junge Theologe während seines halbjährlichen Aufenthaltes zu Jena dem Triebe nicht widerstehn, das, was ihm so lebhaft im Sinne lag, zur Ausführung zu bringen, und so entwarf er bereits hier die

drei ersten Gesänge, aber in Prosa, woraus man nicht schließen darf, er habe damals noch in Zweifel gestanden, in welchem Versmaß er sein Epos schreiben solle. Auf der Universität Leipzig, die er Oftern 1746 bezog, vollendete er bereits vor dem Ende des Jahres den ersten Gesang in Hexametern. Der herrschende Vers des Epos war damals der kraft- und faustose gereimte Alexandriner, der unter den Händen der Dichter zu einem wahren breiten Bantelsängerverse geworden war, so daß er jeder edlen Würde, welche das wahre Epos fordert, zu spotten schien. Alopfiack, der Homer und Virgil als höchste Muster verehrte, mußte folgerrecht auch den Vers derselben nachzubilden suchen, wozu ihn die begeisterte Verelzung seiner Muttersprache mächtig ermuthigte. Des Mahnens es von Gottsched bedurfte er hierzu nicht, der bereits viele Jahre vorher in seiner kritischen Dichtkunst bemerkt hatte: „Ganz ein anderes wäre es, wenn man im Deutschen die heroischen Verse der Latener und Griechen einführen wollte oder könnte. Darin mußten die Spondeen mit Daktylis vermischt werden, um durch diese Abwechslung ein recht majestätisches Silbenmaß zuwege zu bringen. Unmöglich ist solches unserer Sprache nicht. An daktylischen Wörtern fehlt es uns nicht, an spondeischen aber gewiß auch nicht, welche man in unsern Arten zuweilen gar nicht anbringen kann.“ Nachdem er des Versuches von Heraeus gedacht, der fast lauter daktylische Flüße gebraucht und sogar den Reim beibehalten habe, äußert er, man müsse durch Spondeen den Vers männlicher machen und das Herz fassen, endlich einmal ungereimte Verse zu schreiben. Als Probe theilte er fünfzehn Hexameter eigener Arbeit mit. „Meines Erachtens fehlt nichts mehr“, fuhr er fort, „als daß einmal ein glücklicher Kopf, dem es weder an Gelehrsamkeit noch an Wiß noch an Stärke in seiner Sprache fehlt, auf den Gedanken geräth, eine solche Art von

Gedichten zu schreiben und sie mit allen Schönheiten auszu-
schmücken, deren sonst eine poetische Schrift außer den Reimen
fähig ist“ Gottsched wollte vorab das Recht reimloser Verse nur
für Uebersetzungen in Anspruch nehmen, „bis etwa“, so schrieb er
im Jahre 1738 an den Grafen von Manteuffel, „die Ohren der
Deutschen diese Art gewohnt würden, und irgend einmal ein
großer Dichter aufstände, der Geschick, Feuer und Herz genug
hätte, ein Heldengedicht oder ein Tränerspiel ohne Reime zu
machen“. Seine eigenen Hexameter waren nur eine theoretische Spie-
lerei^{*)}, die eben so wenig Folge hatte als Uzens Frühlingsode
vom Jahre 1743, in welcher man Hexameter mit einem Vor-
schlage sehn wollte, obgleich es im Grunde nur sorgfälliger ge-
messene reimlose Alexandriner mit weiblichem Ausgang waren.
Nur die hohe Begeisterung für sein Gedicht und die Hoheit der
deutschen Sprache konnten Klopstock zu dem Versuch bestimmen,
den Hexameter gleich in einem so ausgedehnten Werke in Anwen-
dung zu bringen, wobei ihm freilich der Mangel an Spondeen
die Nothwendigkeit anlegte, statt ihrer häufig Trochäen eintreten
zu lassen. Sonst setzte er sich die gewissenhafteste Durchführung
des gewählten Versmaßes vor, mit genauester Beachtung der
Geseze der deutschen Prosodie und des Wohlklanges des Tonsalles.
Daß die deutsche Prosodie auf ganz anderm Grunde beruhe als
die der Alten, und man von jedem Versuche, dieser jene zu nähern,
entschieden ablassen müsse, war ihm eben so klar, als daß man
dem Wohlklang und dem leichten Flusse der Sprache die höchste
Sorgfalt zu widmen habe Vor der Vollendung seines Gedichtes

*) Er hatte auch die ersten neun Verse der Ilias in reimlose Alexan-
driner übersetzt, die sich als Hexameter lesen. Den sechsten Psalm bearbeitete
er als eine Elegie in Distichen

hat die fünfte Silbe der drei ersten Verse regelmäßig lang. Daß Allans an diesen Stellen die Kürze liebt, hebt Klopstock in den grammatischen Gesprächen (im fünften Bräutigamsgespräch) hervor; einer gleichen Freiheit sich zu bedienen, sah er sich durch den Mangel an Spondeen genöthigt. In der bereits genannten Abhandlung von der Nachahmung des griechischen Silbemaßes im Deutschen hebt er den Schwung, die Fülle und den fallenden Schlag der allänischen Strophe hervor. „Wenn Horaz am höchsten steigen will“, bemerkt er, „so wählt er die Alläen, ein Silbemaß, welches selbst für den Schwung eines Psalms noch tönend genug wäre. Er läuft da am oitesten mit dem Gedanken in die andere Strophe hinüber, weil es so zu verfahren dem Enthusiasmus des Ohres und der Einbildungskraft gemäß ist, da jenes oft noch mehr als den poetischen Perioden, der nur in eine Strophe eingeschlossen ist, verlangt, und diese den Strom des schnell fortgesetzten Gedankens nicht selten fordert.“ In den beiden ersten Versen ist regelmäßig vor dem Daktylus der Abschnitt, den Horaz nur höchst selten und ihm folgt Klopstock, die Griechen häufig verlegen. Am Schlusse des dritten Verses hat Horaz selten ein viersilbiges oder zwei zweisilbige Wörter, was Klopstock völlig übersehen zu haben scheint, zum entschiedenen Nachtheil der sonst vortrefflich von ihm gehandhabten, meisterhaft zum bezeichnenden Ausdruck verwandten Strophe. Des allänischen Maßes bediente er sich so häufig, daß mehr als der siebente, bis zum Jahre 1751 gar der vierte Theil seiner Liden darin geschrieben ist.

Erst in den Anfang des folgenden Jahres 1748 scheint Klopstocks Elegie die künftige Geliebte zu fallen; denn er selbst setzt sie in dieses Jahr, und er fandte sie mit einem Briefe vom 10 Februar d. J. seiner Nichte in Langensalza, die sein Herz

geführt hatte. Schon in der Ode meine Freundin hatte er seiner künftigen Geliebten gedacht, welcher er den aus englischen Dichtern bekannten Namen Fanny gab. Hier führte er seine dort angedeutete Sehnsucht nach dieser aus. Die Elegie ist in Distichen geschrieben, welche Versform er später noch in acht andern Gedichten (der Jahre 1766, 1790, 1793, 1796 und 1797) anwendete. Den ersten Versuch streng gemessener Distichen hatte Gottsched 1742 in seiner Bearbeitung des sechsten Psalms gegeben. Kleiß Distichen von 1744 haben vor dem Hexameter und vor jeder der beiden Hälften des Pentameters einen Auftakt. Waren die Verse auch in der ersten Gestalt, in welcher die neuen Beiträge 1748 das Gedicht brachten, noch von der spätern Feile und prosodischen Strenge weit entfernt, so mußten sie doch damals bei allen, die sich auf den Klang der Verse verstanden, Bewunderung erregen. Noch vor seinem Abgang von Leipzig, der Ende April erfolgte, fallen fünf andere Oden, von denen eine seine Freude ausspricht, daß ihn das Schicksal die „singende Feier“, die nur der Welt dienen soll, und redliche Freunde, die er treu lieben will, verliehen*), drei der Freundschaft gewidmet sind**), eine in geistig verklärender Nachahmung des Horaz mit Beziehung auf seine Geliebte die Unzertrennlichkeit der Liebenden darstellt. Die letztere ist in Distichen, eine in der alkäischen Strophe, die andere in dem von Horaz einmal (IV, 7) angewandten sogenannten ersten archilochischen Maße geschrieben, das auf den Hexameter einen halben Pentameter Daktylus mit

*) Diese Ode, Verhängnisse überschrieben, nahm Klopstock auch in die zweite Ausgabe nicht auf, jetzt steht sie im Anhang der Oden. Wir geben sie unten.

**) Eine derselben, eine Ode an Schmidt, ist verloren gegangen, sechs Verse daraus theilt Klopstock im Briefe an Bodmer vom 9. April 1762 mit.

Choriambus) folgen laßt. Später hat sich Klopstock dieses archaischen Versmaßes noch in fünf Oden bedient, von denen drei in dieses und die folgenden Jahre gehören, die beiden andern 1782 und 1794 fallen. Auch die jetzt im Anhange gedruckte Elegie auf das Glück der Liebe des ältern Bruders seines Freundes Schmidt, Christian Ludwig (geb. den 28. August 1725) und dessen Brant, eines Fräulein Deahna aus Frankfurt am Main, gehört in dieses Jahr, da er seiner geliebten Nichte schon am 10. Februar 1748 schreibt, er werde diese bald ihrem Bruder schicken. Er fordert hier seinen Geist, der zum Tiefsinn und Ernst erhabener Gefänge gewöhnt sei und die einsame Bahn alter Unsterblichen gehe, zum Gesänge eines tibullischen Liedes auf; denn ihn lade die Liebe seines Freundes zum Scherz und süßen Empfindungen ein. Sein Lied solle sanft mit gelinderer Stimme tönen;

Denn Dich hört mein Schmidt, und horcht von der Höhe der Ode
Säuselnd in Tibullens blumichte Thäler hinab.

Auch die hört dich vielleicht, die mehr als scherzende Lieder,
Die im prophetischen Klang tönende Lieder empfindt.

Wie die beiden ersten Verse auf seinen gleichfalls sich in der Ode versuchenden Freund den jüngern Schmidt gehn, so die beiden andern auf dessen geliebte Schwester, welcher er hier zeigen wollte, daß er das Glück der Liebe zu empfinden vermöge

Ein belebender Kuß ist mehr als hundert Gefänge
Mit ihrer ganzen *) langen Unsterblichkeit werth

*) Gerade im Schluß der ersten Hälfte des Pentameters hatte sich Klopstock früher große prosodische Freiheiten erlaubt, wie er den Pentameter begann: „Als er in den Armen“ (— ~ ~ — —), „Als sie in dem Umgang“, „Hörst mich an diesem“, „Ausgedrückt auf einen“ Vgl. über diese Elegie den Schluß der Erklärung zu Ode 15.

Bis dahin hatte Klopstock noch nichts von seinen Gedichten veröffentlicht, doch war der Ruf seiner hohen dichterischen Begabung, insbesondere der Vortrefflichkeit seines *Messias*, durch die Freunde bereits nach außen erschollen. Giese hatte Hagedorn auf ihn aufmerksam gemacht, und dieser an Bodmer berichtet. Am 13. April 1748 schreibt Hagedorn an Bodmer: „Die geneigte Meinung, welche Sie über den *Messias* des Herrn Klopstocks äußern, bekräftigt mich in der meinigen. Sie haben recht, indem Sie sagen, es sei eben so arg für einen Ketzer angeschwärzt zu werden als für einen Zauberer. Sollte Klopstock nicht Gefahr laufen, der Zauberkunst angeklagt zu werden, so lasse ich noch sehr dahin gestellt sein, ob sein Gedicht ihn nicht einer Ketzerei verdächtig machen kann.“ Ehe der junge Dichter Leipzig verließ, hatte er den Entschluß gefaßt, die drei ersten vollendeten Gesänge seines großen Gedichtes in den neuen Beiträgen zu veröffentlichen; durfte er ja hoffen, dadurch seinen Ruf zu gründen und sich Gönner zu erwerben, welche ihm die zur Vollendung des Ganzen nöthige Muße verschaffen würden. Und so erschienen diese kurz nach seiner Entfernung von Leipzig im vierten und fünften Stücke des vierten Bandes jener Beiträge, freilich ohne den Namen des Dichters, der aber nicht lange Geheimniß bleiben konnte. Schon am 10. Juni fragt Kleist seinen Freund Gleim: „Sie haben doch den *Messias* in den neuen Beiträgen gelesen? Ich bin ganz entzückt darüber.“

Klopstock ging zunächst nach Langensalza als Hofmeister im Hause des Großvaters seiner geliebten Nichte, des Kaufmanns J. Chr. Weiß. Zur Uebernahme dieser Stelle bestimmte ihn ganz besonders die Hoffnung, die Liebe seiner Nichte zu gewinnen: es war dies die Tochter des Bruders seiner Mutter, Marie Sophie Schmidt, die Schwester seines Leipziger Studiengenossen, deren

Eltern, wie auch Klopstock's übrige in Langensalza lebende Verwandten, weit wohlhabender waren als sein Vater. Sie war am 15. Februar 1731 geboren, also mehr als sechs Jahre jünger als Klopstock. Ihren Bruder hatte das zu heiterer Beschäftigung des Lebens hinneigende, von aller Empfindsamkeit freie muntere Mädchen einmal in Leipzig besucht, bei welcher Gelegenheit der junge Dichter von ihr die Erlaubniß erhielt, ihr zuweisen neue Schriften zu schicken. Zuerst sandte er seiner tres chère Cousine am 30. Juni 1747 Giselas Trauerrede auf eine junge an der Schwindsticht gestorbene Dichterin, die auch in der großen Ode auf seine Freunde erwähnte Mad. le. Diese Ode selbst mit erklärenden Anmerkungen theilte er ihr später mit, und sie nahm sie beifällig auf, ohne näher darauf einzugehen. Gern hätte er von ihr erfahren, schrieb er ihr am 10. Februar 1748, welche Reisen vielleicht ihren besondern Beifall erhalten hätten. „Wie merkwürdig würden sie nur vorkommen, wie oft würde ich sie lesen!“ Um sich an seiner „liebenswürdigen Cousine“ wegen ihres Schweigens zu rächen, folgte er launig hinzu, sende er ihr eine neue Ode, die künftige Geliebte. „Wie lang hätte sie“, bemerkte er dazu, „wegen ihres vorzüglichen Inhalts werden können, wenn nicht der Wohlstand erforderte, daß ich Ihnen nach einer langen Ode ein kurze schickte.“ Ihrem ältern Bruder versprach er eine Elegie auf das Bild seiner Liebe, doch werde dies kein so schönes Gedicht werden als eine gewisse Ode, die er haben möchte, da die Elegie von der Liebe nicht so erhaben singen könne. Diese Ode, die er „gerne . . . (stehlen?) möchte“, war ohne Zweifel ein Gedicht seiner geliebten Mad. le. selbst, von dem sie ihm nur den Vers mitgetheilt hatte: „Wie glücklich war ich nicht, eh' ich die Liebe kannte!“ Diese nahm den nach Langensalza als Hofmeister kommenden Dichter als Vetter und Freund ihres Bruders mit aller Artigkeit

auf, mußte sich aber doch zurückhaltender zeigen, da sie dessen schwärmerische Neigung nicht erwidern konnte. Ihr auf das Leben gerichteter Blick wünschte sich eine behagliche äußere Stellung, welche der junge Dichter ihr nicht bieten zu können schien, dessen etwas feierliches und überschwängliches Wesen sie eher abstieß als anzog.

Die sehnsuchtige Liebe zu Sophie Schmidt und der begersterte Drang, welcher ihn am *Messias* fortarbeiten ließ, erfüllten seinen Aufenthalt zu Langensalza; sie waren es auch, welche ihn zu weitem Versuchen in der horazischen Ode trieben. Den 12. Mai feierte er in der jetzt *Barbale* überschriebenen Ode, welche ein zartes, schlichternes Geständniß seines innigen Gefühls für die Geliebte ist, die er von jetzt an, nachdem er lange unter den gangbaren Namen der Geliebten geschwankt, als *Fanny* besang. Sie ist in dem sogenannten vierten asklepiadischen Versmaße geschrieben, dessen beide ersten Verse dem größern asklepiadischen, der vierte dem zweiten gleich ist, der dritte aus *Basis*, *Daktylus* und *Trochäus* besteht. Dieses Versmaß, bemerkt Klopstock später, werde, da der dritte Vers sich mit einem sanften Abfalle herunterlasse, vorzüglich den Oden angemessen sein, die sich von der hohen Ode etwas zum Liebe herablassen. Er hat sich desselben noch in 8 Oden bedient, von denen 7 bis zum Jahre 1752, die achte 1789 gedichtet ist. In einem Briefe an *Cramer* aus der ersten Woche des Juli sagt er seltsam genug, er habe eine Ode nach dem Silbenmaße: *Andivere, Lyes, di mea vota, di*, einer Ode auf eine verlebte Alte, gemacht, da *Horaz* dasselbe doch noch in sechs andern Oden angewandt hat. In demselben Briefe äußert er, er lebe nach den Grundsätzen des alten *Horaz* recht behaglich, am *Messias* zu arbeiten sei ihm jetzt nicht möglich. Auf seine Geliebte deutet er, wenn er sagt, eine Leserin des Jünglings

einer Wochenschrift von Giese und Habener) und des Messias habe ihm befohlen aus den Liedern der Nachtigallen zu übersetzen. „Sonst zu stolz zum Uebersetzen, werde ich künftig wohl nichts thun als übersetzen. Der Frühling ist vorbei; nun überseze ich ihre Lieder.“ Er sei so traurig, wie Orpheus, da er, die Leiter in der Hand, zur Hölle ging, die Eurpyce heraufzufliegen, oder wie Examer gewesen, da seine Geliebte noch keinen ihrer lebenswürdigen Briefe an ihn geschrieben. „Schicken Sie mir auch einige übersetzte Stellen aus den Nachtgedanken. Ich bitte Sie bei der zärtlichen Thräne, die ein Frauenzimmer dabei vergießen wird, von der ein Poet gesagt hat:

Aber süßere Ruh bedekte mit Zittigen
Ihres friedlichen Schlummers sie,
Und ihr göttliches Herz, weit über mein's erhöht,
Sah gelinder die besagte Brust.

Auch bei der Freude bitte ich Sie, die ich bei diesen Thränen empfunden werde.“ Die Verse sind aus seiner Ode Petrarca und Laura, aus welcher er auch mehrere andere Stellen in dem Briefe anführt. Die wohl im Juni an einem Abend, „da sich keine übersetzungswürdige Nachtigall hören ließ“, geschriebene Ode ist im zweiten asklepiadeischen Maße geschrieben. Die Grundlage derselben ist der unendliche Schmerz seiner nach der innigsten Verbindung mit der Geliebten sich schneidenden Seele. Am 25 Juli schreibt er an Schlegel, der eine choriambische Ode an ihn gerichtet hatte: „Ich bin so weit stolz darauf, so weit es meine ige Gleichgültigkeit gegen die Ehre zuläßt. Ich wollte Ihnen gerne einen längern Brief schreiben, aber ich bin zu zerstreut dazu. Diese Elegie (Daphnis und Daphne) hat viel Verbindung mit meiner Zerstreung. Wollen Sie einmal diese Kleinigkeit für einen längern Brief ansehen. Zum mindesten ist

ste besser, als mir ißt ein Brief gerathen würde. Das muß ich Ihnen noch sagen, *librum primum Odarum* hab' ich fertig; wenn mich mein Mädchen noch lieben sollte, mache ich gewiß noch *libros Odarum tres et unum Epodon. Sed Elegiarum tantum unum libellulum, fragmenta Hendecasyllaborum, duo Epigrammatum et unum Sonnetum.*“

Am 10. August wandte er sich zuerst an Bodmer, nachdem längere Zeit die hohen Lobeserhebungen, welche der züricher Dichter in einem Briefe an Gärtner seinem Messias gespendet, ihn abgehalten, sich diesem zu nähern, damit es nicht den Schein haben solle, er halte sich derselben würdig. „Der Messias ist kaum angefangen“, schreibt er. „Hab' ich so gesungen, daß ich Ihren Beifall verdiente, so werd' ich fernerhin noch Größeres singen;

Denn mich erwartet der Thaten nun größere Reihe,
Größeres Werk beginn' ich.

Aber es fehlt mir an Muße. Und da ich von gebrechlichem Körper bin, und, wie ich vermuthen kann, mein Leben nicht hoch bringen werde, so ist meine Hoffnung, den Messias vollenden zu können, sehr klein. Es wartet meiner irgend ein lästiges Amt; wie sollt' ich unter seinem Drucke den Messias würdig singen können? Mein Vaterland beklümmert sich nicht um mich, und wird sich auch ferner nicht um mich beklümmern.“ Da ist denn seine Aussicht zunächst auf ein Jahrgehalt vom Prinzen von Oranien gerichtet, das er durch Bodmers Vermittlung zu erhalten hofft. Hierdurch glaubt er seine Geliebte sich geneigter machen zu können. „Ich liebe das zärtlichste und heiligste Mädchen (an welches meine dritte Ode gerichtet ist) aufs zärtlichste und heiligste“, schreibt er. „Sie hat sich noch nie gegen mich erklärt und wird

sich auch schwerlich gegen mich erklären können, weil unser Stand sehr verschieden ist. Aber ohne Sie kann ich durchaus nicht glücklich sein. Ich beschwöre Sie demnach bei den Schatten Miltons und Ihres seligen Knaben, bei Ihrem großen Geiste beschwör' ich Sie, machen sie mich glücklich, wenn's Ihnen möglich ist. — Was nun immer Ihrer Vermuthung nach geschehn kann, seien es Hoffnungen oder keine, das schreiben Sie mir doch, ich bitte Sie, sobald als möglich; befreien Sie mein von mächtiger Liebe ergriffenes Herz — konnt' ich's doch in der Ode nur andeuten, nicht völlig ausdrücken — von seinem Kummer oder drücken Sie es ganz nieder. Dies Aeußerste wird mir noch erträglicher sein als das stürmisch wogende Meer unstillter Gedanken: denn Sie müssen wissen, daß die Liebe mich, der ich sonst gleichmüthig und von festem Charakter war, bei ihrem plötzlichen Anfälle so erschüttert, daß ich kaum zu athmen vermag. Wahrlich noch niemand hat so geliebt, wie ich, oder seiner ist noch nirgends Verdung geschehen.“ Zwischen diesen und den folgenden Brief an Bodmer vom 27. September muß Klopstocks Ode Salem fallen, die er dem letztern beilegt. Diese Ode, in welcher seine Hoffnungslosigkeit, das Herz der Geliebten zu gewinnen, einen rührenden Ausdruck gewonnen, ist im sogenannten almanischen Maße geschrieben, welches auf einen Hexameter als zweiten Vers die vier letzten Fülße desselben folgen läßt. Dieses Versmaß hat Klopstock nur noch einmal im Jahre 1795 gebraucht in der Ode Rantes, wo aber statt des zweiten Verses auch zuweilen der Pentameter eintritt. „Ich gehe mit langsamen Schritten in mich selbst zurück“, heißt es im angeführten Briefe, „und sehe mich noch immer um. Die Schmerzen der Liebe (denn diese sind meine Hauptunruhe) sind so was Großes, daß sie es verdienen, so viel Gewalt über mich zu haben. Diejenige, die ich liebe, ist jetzt am

härtesten gegen mich Ihr Brief (ein Brief Bodmers, welcher der Geliebten ihre hohe Bestimmung vorhält, den Dichter des unsterblichen Epos vom Messias zu beglücken), die Empfindung, daß ich so edel und heilig liebe, und alle meine Religion machen, daß ich hierbei nicht ganz unglücklich bin. Die wenigsten von diesen Empfindungen weiß sie, oder wenn sie einige davon entdeckt, so läßt sie mich nicht wissen, daß sie sie entdeckt hat; sie ist aber fähig, sie alle zu fühlen.“ Zur Bezeichnung ihrer eigenthümlichen Schönheit führt er zwölf Verse aus seiner Ode Petrarca und Laura an. Nachdem er sich weitläufig über den Messias ausgelassen, mit dessen beiden folgenden Gesängen er nächste Ostern fertig zu sein hofft, fährt er fort: „Ich sende Ihnen hier wieder eine Ode (Salem), die meine Liebe hervorgebracht hat. Diejenige, die sie am besten belohnen könnte, hat sie noch nicht gesehen; so furchtsam macht mich ihre jetzige Hartnäckigkeit. — Die Verse, die unter der Ode stehen, sind aus dem ältesten Buche des Messias. Sie scheinen mir deswegen merkwürdig, weil ich sie meiner lieben Richterin einigemal hintereinander vorlesen mußte.“ Die Bezeichnung der Geliebten als seiner lieben Richterin deutet darauf, daß er auch schon die auf die Fortsetzung des Messias bezügliche, in alcäischem Maße geschriebene Ode die Stunden der Weihe Bodmer mitgetheilt hatte*); denn dort heißt es von Fanny: „Ihr Ueberrichteramt ist liebenswürdig.“ In den Herbst wird auch die archilochische Ode der Adler gehören, worin das bittere Gefühl, daß seinem so zärtlichen Herzen die für ihn geschaffene Geliebte versagt sei, einen eigenthümlichen

*) An diese selbst hatte Bodmer (im September, geschrieben. „Ich kenne Sie nicht mehr, als daß ich weiß, daß der Poet des Messias Sie zur Petrarca und Richterin seines Werkes gemacht hat.“

Ausdruck erhält (Ode 8 a). Die Schmerzen seiner Liebe seien jetzt so hoch gegangen, schreibt er den 8. October an Schlegel daß es ihm vorkomme, als ob er sie geruhiger ertrage, weil sie durch ihre Größe seiner würdiger geworden. Davon ihm etwas zu sagen, ist ihm aber unmöglich, weil er zu voll davon. Einige kleine Bäume davon, einige Aussichten in diese unendlichen Gegenden werde er aus der beigefügten Ode (an Fanny, früher an Daphne überschrieben) sehn. „Das ist etwas recht Verwunderliches und Ehrwürdiges, eine Seele, die die Schmerzen einer so zärtlichen Liebe liht. O mein Gott, was hat sie da für Gedanken! Und welche Empfindung, die die Stimme des Menschen nicht sagen kann! Ich habe noch keine Hoffnung, durch diese Liebe glücklich zu sein. Aber in manchen Stunden, wenn ich recht süß traume, bezeugt mir mein Herz, daß ich geliebet werde. Meine göttliche Daphne verstet die kleinste Wendungen meines Herzens, auch da wenn sie kaum zu Stimme werden. — Sie empfindet den Messias, wie Sie ihn empfinden. Eine Stelle aus dem fünften Gesange, die sie mich etlichenmal hintereinander lesen ließ, und bei der sie mir die Hand sanft drückte und senkte, ist mir noch immer heilig und unvergessen. — Ihrem Bruder, der mein zärtlicher und der erste Freund meiner Jugend ist, habe ich mein ganzes Herz eröffnet. Er hat sehr viele mir unvergessliche Briefe (von Leipzig, wo er noch geblieben) an mich geschrieben, unter andern auch, daß diese Liebe dasjenige sei, was er längst gewünscht. Er sagt:

Freund, ich kannte Dein Herz, des Mädchens Zartlichkeit kannt ich
Sieh, drum daß ich sie Dir heimlich vom Himmel herab.

Gleichwohl kommen so viel unheilige Umstände (ich mag sie wohl so nennen, weil sie weder ihr noch mein Herz angehen), wider mich zusammen, daß ich fast ganz ohne Hoffnung bin.“

Am 5 November meldet Klopstock, er habe Bodmers Brief an die Geliebte dieser nicht zu geben gewagt, so sehr er es auch gewünscht und sie selbst ihn geschätzt haben werde, dagegen habe er sich ganz ihrem Bruder, einem recht göttlichen Jüngling, entdeckt, der ihr ohne Hülle schreiben und Bodmers Brief ihr mittheilen wolle. „Ich weiß nicht, ob ichs wagen werde, ihr in dieser Zwischenzeit die hier beigelegene alcaische Ode zu geben. Wie glücklich wäre ich, wenn ich alle Empfindungen meines Herzens darin hätte ausdrücken können! Ach, das göttliche Madalen, wie sehr hat sie meine ganze Seele eingenommen! Ich will Ihnen nichts mehr von ihr sagen, aus Furcht, ich möchte es schwächer sagen, als es in dieser Ode steht.“ Die Ode, welche er diesem Briefe beilegte, war die alcaische an Daphne überschriebene, welche Giese bald darauf ohne Klopstocks Wissen in den vermischten Schriften von den Verfassern der bremischen Beiträge I, 3 namenlos mittheilte. Um diese Zeit war auch die Ode die künftige Geliebte, in der er schon an Faun gedacht hatte, in den neuen Beiträgen, gleichfalls ohne seinen Namen, erschienen. Unterdessen hatte Bodmer durch Haller den Messias an den Prinzen von Wales besorgen lassen, um durch diesen eine Versorgung Klopstocks zu erwirken, welche ihm auf die Hand der Geliebten gerechtere Ansprüche erwerben sollte. Am 2 Dezember theilt dieser Bodmer seinen Wunsch mit, ihn bei seinem Bekannten le Montre in Erlangen zu empfehlen, da er vernommen, daß man sich im Namen der erlanger Akademie fernetwegen in Pangerfalza erkundigt habe. „Ich wünschte mir eine außerordentliche Professon irgend einer der schönen Wissenschaften“, schreibt er, „am liebsten aber der Beredsamkeit oder der Poesie, mit einem Gehalte, das mich nicht der Nothwendigkeit aussetze, den größten Theil meines Unterhalts selbst zu verdienen, welches mir insonder-

heit auf einer Akademie schwer fallen würde, deren Numerus noch nicht sehr groß ist. Ich könnte eine solche Stelle so lange übernehmen, bis sich meiner Muße eine günstigere Gelegenheit zeigte; denn ich bin ein wenig besorgt, daß vielleicht meine poetischen Jahre viel eher vorüber sein werden als anderer ihre; zum mindesten werden dieselben nicht bis dahin reichen, da Milton's seine erst recht anfangen." Mit demselben Briefe übersandte er Bodmer die jetzt der Abschied überschriebene alcaische Ode, die er der Geliebten zum Schlusse eines Besuches überreicht hatte, doch wußte er noch nicht, welchen Eindruck sie auf diese gemacht; bei einem spätern Besuche glaubte er „eine kleine Verwirrung, eine kleine Röthe und einige bemahe zärtliche Blicke" bemerkt zu haben.

Schon vor dem Ende des Jahres vollendete er die gleichfalls in alcaischem Maße gedichtete Ode an Gott, worin er diesen bittet, ihm die Geliebte zu schenken, deren Besitz ihn zu seinem begeisterten Sänger weihen werde. An Bodmer, der ihn zu sich eingeladen hatte, schreibt er am 26. Januar 1749: „Eine Ode an Gott, die noch niemand gesehen hat, will ich Ihnen künftig schicken", und er theilt ihm die letzte Strophe derselben mit. Aber erst am 7. Juni sendet er ihm das ganze Gedicht, das weder Fanny noch ihr Bruder gesehen hatte. „Ich habe sie noch vor Anfang dieses Jahrs gemacht. Sie ist oft die Gespielin meiner Einsamkeit gewesen." Schon am Anfange des Jahres hatte sich sein Verhältniß zu Fanny, wie er sie jetzt nannte, hoffnungsvoller gestaltet. Den 18. März schreibt er an Gisele: „Der Bruder meiner lieben, schönen Fanny hat sich ganz unvergleichlich gegen mich aufgeführt. Wenn ich diesen Brief geschrieben habe, besuche ich Fauny. Das göttliche Mädchen! doch ich will nichts weiter sagen! Ich zütre ein so großes Glück zu hoffen. — Deine Ode an mich hat ein noch größeres Verdienst als das Verdienst der

Freundschaft um mich. Fanny lächelte, als sie dieselbe las.“ Demselben meldet er, daß der Prinz von Wales den Messias wohl aufgenommen habe, und derselbe sich nach seinen Umständen erkundigen werde. Eine solche Versorgung war, wie er wohl erkannte, die Hauptbedingung, um Fanny ganz für sich zu gewinnen. „Sehr viel kommt hiebei darauf an, daß ich mein Glück mache“, schreibt er dem Züricher Freunde. „Wie groß wird ist das in meinen Augen, was sonst so klein in denselben war! Ich weiß von Ihnen gewiß, daß Sie hiebei thun, was Sie thun können. Und welch ein theurer Freund werden Sie mir dadurch!“ Besonders auf England war sein Auge noch immer gerichtet. In dieser hoffnungsvollern Zeit seiner Liebe dichtete er ein im vierten astlepiadischen Maße abgefaßtes Hochzeitslied und die Nachahmung des alten englischen Volksliedes Chavy-chase, die später die Ueberschrift Heinrich der Vogler erhielt, Klopstocks erstes vaterländisches Lied in dem jambischen Maße jenes zu Grunde liegenden Liedes. Letzteres erschien zugleich mit dem Adler und der später Bardale überschriebenen Ode in diesem Jahre im fünften Stücke der genannten vermischten Schriften, ohne Klopstocks Namen. Einige Zeit später (im November) fragt er Bodmer, wie ihm das englische Lied und die Nachbildung gefallen. Ein besonderer Abdruck der drei ersten Gesänge des Messias ward gleichzeitig ausgegeben.

Nur zu bald sollte der Dichter einsehn, wie sehr er sich über Fannys Liebe getäuscht; diese zeigte sich kälter gegen ihn. Wahrscheinlich hatte der Schmerz hierüber keinen unbedeutenden Antheil an der mehrere Wochen dauernden Krankheit, die, wie der fast Wiederhergestellte am 13. September an Bodmer berichtet, ihn sehr oft, ob sie gleich nicht eben außerordentlich gefährlich gewesen, mit dem Gedanken an das Jenseits beschäftigte. „In Betrachtung

meiner Liebe geht mirs wie den Königen“, äußert er, „die man für glücklich hält, und die es doch nicht sind. Sie und mein liebster Schmidt hielten mich für gewiß glücklich, aber ich bin es nicht. Ich kann jetzt davon weiter nichts sagen, als daß ich Sie recht zärtlich bitte, ja Fanny nicht anzuklagen. Ich werde also Ihre großmüthige Freundschaft annehmen und zu Ihnen kommen.“ Die Reise nach Zürich verschob er auf den folgenden Frühling, da trotz seiner Hoffnungslosigkeit Fanny ihn zu mächtig gefesselt hielt. Vorab wollte er den vierten und fünften Gesang des Messias vollenden, den er dem Verleger für den ersten Band des Gedichtes auf Ifern versprochen hatte. Die Odendichtung war ganz verstummt.

Erst Mitte Mai 1750 verließ er Langensalza, um vor seiner Schweizerreise, zu welcher ihm Bodmer 300 Thaler als Geschenk gesandt hatte, einige Zeit in Quedlinburg bei seinen Eltern zu verweilen, die er seit vielen Jahren nicht wiedergesehen hatte. Von hier aus besuchte er am 25. mit Schmidt Gleim in Halberstadt, zu welchem sich bald das innigste Verhältniß bildete. Von hier schrieb er am 11. Juni an seine Geliebte, er habe viel Vergnügen bei Gleim genossen. „Wie viel größer würde dies Vergnügen gewesen sein, wenn ich dabei an Sie, Mademoiselle, als meine Freundin mit voller Ueberzeugung hätte denken können. Ich weiß, daß die Freundschaft eine Reizung ist, die am meisten frei sein will. Lassen Sie Ihnen und mir die Gerechtigkeit wiederfahren, stellen Sie sich uns als Personen vor, die Ihnen aus der Geschichte bekannt wurden, und sein Sie dann Richterin, ob ich Ihrer Freundschaft würdig sei. Hierauf sein Sie wieder Sie selbst und suchen in den Empfindungen Ihres Herzens nach, und sagen mir ganz aufrichtig und gerade heraus, ob Sie meine Freundin sein können oder nicht.“ Und da ihr Bruder noch zwei

Zuge länger blieb, wiederholte er zwei Tage später diese Bitte. „Denken Sie nicht“, heißt es hier, „daß ich die ganze Reihe von todtenden Kaltstimmigkeiten, die ich von Ihnen ganze zwei Jahre für so viel Freundschaft erfahren habe, immer von neuem empfinde, so oft ich an Sie denke? Fallen Sie nicht darauf, daß mir Ihr Herz ein Labyrinth sein müsse, aus dem ich mich nicht finden kann, wenn ich es auf dieser Seite betrachte, und dann wieder auf einer andern, da ichs meinem gleich hielt? Wollen Sie mir nicht die kleine Beruhigung geben, auch nur ein bißchen mir aus diesem Labyrinthe zu helfen? Wenn Sie mir die Gerechtigkeit wollen wiederfahren lassen, mich so zu kennen, als ich wirklich bin, werden Sie mir nicht zugeschn müssen, daß ich sehr wenig von mir eingenommen bin und daß kein Mensch mehr geneigt ist als ich, billig von andern zu urtheilen? Ich verdiene wirklich um Sie, daß Sie mir aus Ihrem eigenen Charakter helfen, der mir in so vielen Stücken ein Rathsel ist.“ Wie weit liegt dieser ungemein nüchterne Vorwurf von den schwärmerischen Fannmoden ab? Die Geliebte muß sich trotz des Versprechens des Grafen Bernström, ihm in Kopenhagen einen Jahreshalt bis zur Vollendung des Messias und dann eine Professur oder Hofpredigerstelle zu verschaffen, entschieden gegen ihn erklärt werden. „Ein ungeschönter, so freundschaftlicher Brief“, erwiedert er am 3. Juli, „ein Brief von meiner liebsten Cousine Schmidtin, ein Brief von derjenigen, die ich sonst Fanny nannte, sonst, da mein Herz noch um Sie zittern durfte, da mein Auge noch weinen und gen Himmel sehn durfte. Wie ist es gekommen, daß ich dies alles nicht mehr kann! Mein Herz ist mir nur schwer, gewaltig schwer, wie eine Last; aber das Zittern, das gewaltige Schlagen kennt es nicht mehr.“ Am folgenden Tage spricht er den Wunsch aus, nur ihr Porträt zu erhalten, das sie ihm früher versprochen.

Gleich darauf führte ihn Gleim zu dem reichen Kaufmann Bachmann in Magdeburg, in dessen großen Gartenanlagen der sogenannten glücklichen Insel sich ein Kreis von innigen Verehrern und Verehrerinnen des Dichters versammelt hatte. Gleich nach der Rückkehr am 10. berichtet er darüber seiner „liebsten Cousine“. Außer dem Hofprediger Sack, dessen Gattin und Tochter fanden sie hier mehrere Verehrerinnen des Dichters. „Ich will Ihnen nur sagen“, schreibt er, „daß es eine ungemein süße Sache ist denn ich habe sie recht sehr und recht oft erfahren, wenn man von liebenswürdigen Leserninnen zugleich geliebt und zugleich verehrt wird. Ich habe von Lazarus und Sidli oft vorlesen müssen, mitten in einem Ringe von Mädchen, die entfernter wieder von Männern eingeschlossen wurden. Man hat mich mit Thränen belohnt. Wie glücklich war ich, und ach wie viel glücklicher würde ich sein!“ Zugleich unterläßt er nicht, ihr von seiner Aussicht auf Berlin zu berichten. Sack habe ihm gleich den ersten Nachmittag gesagt, das Amt, das ihm die Vorsehung gegeben, sei den Messias zu schreiben; deshalb dürfe er Jerusalems Antrag, an das Karolinum zu treten, nicht annehmen. Er habe einen Plan gemacht, daß er zwei Jahre in Berlin mit Zufriedenheit und als völliger Herr seiner Stunden leben solle, worüber er ihm das Nähere nach Zürich schreiben wolle. Sack ließ ihn abmalen, und da alle Frauenzimmer außer dessen Tochter behaupteten, er sei getroffen, so belohnte er sie mit einem Kusse.

Auf der mit den Schweizern Schultheß und Sulzer endlich angetretenen Reise nach Zürich wandte Klopstock sich von Nürnberg aus an die Geliebte mit der dringenden Bitte, um deren Unterstützung er den Bruder beschwor, sie möge ihm mit der Aufmerksamkeit, mit der er ihr immer das Innerste seines Herzens entdeckt habe, doch sagen, was sie von seiner Liebe zu ihr denke,

worüber er doch nach dem vorigen Briefe durchaus nicht zweifelhaft sein konnte. Es war eben nur eine bloße Selbstquälerei, da er noch immer nicht sich beruhigen wollte, daß die als seine von Gott ihm bestimmte Seele besungene Fanny ihm nicht zu Theil werden solle. Auch aus der Schweiz fliegt sein Andenken ihr zu, obgleich die artigste junge Welt, da sie sehe, daß er ein guter Kenner der Freude sei, ihm recht Freude mache. Lange habe er sich nicht so gefreut als in Zürich, doch auch oft mitten in der Freude an seine liebste Cousine gedacht und sich seiner alten Traurigkeit überlassen, besonders bei einigen Frauenzimmern, deren Bekanntschaft ihm desto schätzbare gewesen, je mehr Barmherzigkeit sie gegen eine gewisse Fanny hätten blicken lassen. Von einer dichterischen Ansprache der alten Liebe findet sich aber hier eben so wenig eine Spur als die letzte Zeit her.

Gleich in die erste Zeit seines zürcher Aufenthaltes, in den Anfang des Augusts, fallen das in archilochischem Maß geschriebene Gedicht an Bodmer, welches seine hohe Freude über dessen endliche persönliche Bekanntschaft ausspricht, und die treffliche Ode der Zürchersee (im vierten asklepiadischen Versmaß), die sofort unter dem Titel *Zwo Oden* erschienen. Am 10. September schreibt er wieder seiner „liebenswürdigen Cousine“, die ihn aus guten Gründen noch immer ohne jedes Zeichen ihrer Theilnahme gelassen. „Ich habe bisher zwei Freunde gefunden“, meldet er ihr, „den König von Dänemark und einen hiesigen jungen Kaufmann. Der König gibt mir ein jährliches Gehalt von 400 Thaler, den Messias zu vollenden. — Ich habe Wahrscheinlichkeit, diesen Gehalt zu vermehren, und mich nur selten in Kopenhagen aufzuhalten. Wie glücklich würde ich sein, den Messias bei dieser Waise zu schreiben, wenn ich nicht, wie Sie wissen, durch die Liebe so unglücklich wäre.“ Die zweite Bekanntschaft war die

eines jungen Kaufmanns Hartmann Rahn, der ihm die Theilnahme an einer ihm einträglichen Seidenfabrik anbot, deren Betreibung ihn selbst gar keine Zeit kosten, sondern ihm die bedürftigste Freizeit gestatten sollte. „Gütige Vorsehung!“ schreibt er der Geliebten, „darf ich Dich auch um das Größte bitten, was ich in dieser und jener Welt bitten kann? Darf ich bitten, daß Fanny meine Fanny werde? — Ich kann Ihnen, allerliebste Schmidt, nichts mehr sagen, denken Sie an meine vielen Thränen, an meine heftigen Schmerzen der Liebe, die schon Jahre gedauert haben, und die ewig dauern werden, wenn Sie nicht aufhören wollen, hart gegen mein blutendes Herz zu sein.“ Aber dieser Schmerz um Fanny entlockte seinem Herzen, das sonst so manche Freuden des Lebens und der Freundschaft genoß, wenn auch eine entfielene Trennung von Bodmer eingetreten war, seinen dichterischen Ausdruck, wogegen er sich getrieben fühlte, seinen Dank an den dänischen König in einer herrlichen Ode, jetzt Friedrich der Fünfte überschrieben, zu ergießen. Er wählte hierzu das dritte asklepiadenische Versmaß, von dem er später bemerkt, es habe viel Feuer, sanfteres und heftigeres, wie Horaz wolle, und eine eigene lyrische Fülle, doch dürfe es wohl, wegen der Gleichheit der drei ersten Verse (nur dadurch unterscheidet es sich vom vierten asklepiadenischen), selten aus so vielen Strophen bestehen als alcaische Oden. Klopstock hat nur unser Gedicht in diesem Maße geschrieben. Er setzte es als Widmung vor den ersten, im folgenden Jahre erscheinenden Band seines Messias. Es war durch das, was er von Klopstocks freiberterem Betragen in Zürich und von seiner Trennung von Bodmer gehört hatte, gegen ihn verstimmt worden, und er hatte seine Absicht mit ihm aufgegeben. „Was meinen berlinischen Entwurf betrifft“, schrieb er am 5. Januar 1751, „so war es ganz natürlich, daß ich nicht mehr

an denselben denken konnte, sobald ich die Ruhe und die Vorteile mit Gewißheit erfuhr, die Ihnen in Dänemark angeboten werden. So viel hätte ich hier selbst nicht erlangen können. Dänemarks Anerbieten muß von Ihnen ohne Bögern angenommen und zu völliger Ausarbeitung des Messias verwandt werden.“ Von Sulzer meldete er, er genieße nun in den Armen seiner jungen Frau das Glück, welches Klopstock einst in den Armen seiner Schmeidlerin genießen werde, wenn er sich mit Bodmer versöhne und seinen Messias vollende. Aber nicht bloß Fanny, an welche er sich noch einmal am 20. November gewandt hatte, auch ihr Bruder hatten ihn längere Zeit ohne Nachricht gelassen. Deshalb bittet er am 13. Januar 1751 seinen lieben Glem, an Schmidt zu schreiben und sich dieses Räthsel auflösen zu lassen. „Habe ich ihm von Sachen geschrieben, über welche er mir nichts sagen darf, so weiß er ja, wie biegsam mein Gemüth ist, und daß er mir geradezu, offenherzig reden oder mit eben der Offenherzigkeit sagen kann, daß er hierüber schweigen müßte.“ Ohne Zweifel hatte die Art, wie Klopstocks Briefe von seiner Neigung zu einer jungen zürcher Schönheit und von der Verehrung aller schweizer Damen für ihn sprachen, statt Fannys Eifersucht zu erwecken, auf diese erlähmend gewirkt.

Mitte Februar verließ Klopstock Zürich, um sich nach Kopenhagen zu begeben. Beim Scherden aus der Schweiz dichtete er, im Postwagen sitzend, in archaischem Maße die Ode an Bernstorff und Moltke, welche ihm das dänische Jahrgehalt verschafft hatten, durch welche er auf immer mit Preußen brach, da er Friedrich den Fünften im Gegensatz zum ungläubigen Preussensomge feierte, wobei er eine Anekdote benutzte, die er durch Sad erfahren hatte. Anfangs März kam er bei seinen Eltern in Quedlinburg an, von wo er Glem besuchte, der ihn vergebens

von Kopenhagen zurückanhalten suchte. Dieser war unbesonnen genug, auch neue Hoffnungen auf Fanny in ihm zu erwecken, die keine Herzensneigung zum Sänger des Messias fühlte, was sie deutlich genug diesem zu erkennen gegeben hatte. „Meine ganze Liebe ist aus den versteckten Winkeln des Herzens, wohin sie entflohen war, in mein ganzes Herz zurückgekommen“, schreibt Klopstock an diesen Freund. „Ich glaube nicht, daß Sie sich die Enge des Herzens recht eigentlich vorstellen können, wenn jede Stufe der Hoffnung, indem ich sie kaum sehen will, wieder einsinkt.“ Die Geliebte gedachte er in Langensalza zu besuchen, aber die von dort erhaltenen Antworten lauteten natürlich nichts weniger als ermutigend. So unterließ er denn den Besuch, und nahm schriftlich „traurigen“ Abschied, wobei er die „liebe Cousine“ bat, ihm doch einen Brief (ein „anacreontisches Ländchen“*) an Hagedorn in Hamburg zu senden. Fanny erwiderte erst einige Tage nach Klopstocks Abreise ihrem „lieben Herrn Vetter“ in artiger, aber jede Liebeswärme verleugnender Weise. Sie theilte ihm mit, daß sie einer Freundin auf ihre Hochzeit eine Ode versprochen, und sie hoffe, er werde dieser auch ein Gedicht machen, wie er es vor zwei Jahren zur Hochzeit der Schwester derselben gethan hatte. „Laden Sie mich ja nicht über mein Versprechen aus“, so schließt sie ihren Brief: „ich bin zwar keine geborene Dichterin; mein Umgang mit Ihnen hat mich aber doch zu etwas dergleichen gemacht, und eben daher bin ich noch immer mit der größten Freundschaft Ihre ergebene Dienerin.“

In Braunschweig traf Klopstock Ebert und Gisele, von denen

*) Geliebte Anspielung auf das „Liebliche Ländchen“ beginnende anacreontische Lied (14), das er schon in dem Gedichte auf die Liebe des ältesten Bruders seiner Geliebten benutzt hatte.

letzterer ihm sagte, in Hamburg müßte er auch ein Mädchen kennen lernen, die eben ins vierundzwanzigste Jahr getretene Margaretha Moller. Gysela zeigte ihm Briefe von ihr, welche eine begeisterte Verehrerin des Messias verriethen, dessen Dichter sie persönlich zu kennen sich sehnte. Margaretha oder, wie man sie abgefürzt nannte, Meta Moller machte einen bedeutenden Eindruck auf sein Herz, und es kam zu empfindsamen Lieblosungen, wie sie in jener Zeit so sehr im Schwange waren. Daß der Dichter des Messias so hüßlich ausah und sprach, und so bis zur Vollkommenheit schon war, riß seine übererlich leidende Verehrerin ganz hin. Konrad selbst ward beim ersten Anblick so ergriffen, daß seine Hand zitterte. Bei dem Mittagessen am andern Tage, wo er neben ihr saß und mit ihr allem sprach, kändelte er, und kam dann auf die Liebe. „Er sagte, er haßte die ernsthafteste Liebe, wobei nur lauter Seufzer und Schmerzen wären“, berichtet Meta an Gysela. „Eine Frühlingsliebe wäre recht nach seinem Geschmack; nämlich eine, die, wenns hoch kam, einen ganzen Frühling dauerte; man könnte sich auch sonst wohl sechsmal in einem Frühling verlieben. Ich setzte den Sakerz fort, zuma. da ich wußte, wie sehr Klopstock gegen seine eigene Meinung sprach. Endlich blieb er mir nicht mehr angenehm. — Ha, er brachte seine Weundheit aus, die mich völlig verdießlich machte. *A vos amours, Ms. Klopstock, qui a present se divulgent par tout le monde*. Ich glaube, die Sache an sich und das Divulgiren war nur beides unangenehm.“ Klopstock hielt sie einmal mit vielem Feuer vor der Gesellschaft. Er las ihr die Elegie die künftige Geliebte vor, wobei er ihre Hand faßte. „Das Herz schlug mir gewaltig“, berichtet Meta, „unsre Herzen wurden immer heißer: ich küßte sehr viel, und ich glaube, Klopstock auch.“ Kurz vor seiner Abreise erzählte er ihr seine ganze Geschichte. „Ich empfand so viel dabei“ gest. t

langen Und doch, konnte er wohl den geringsten Zweifel sein daß sie nie Nichts keine Herzenzueigung für ihn fühle? Unterdeß hatte sich ein Briefwechsel mit Meta angesponnen „Es ist ein süßes, junges Mädchen“, schreibt er am 24 Mai an Glem, den er bittet, auch einen Briefwechsel mit ihr anzufangen „Ich habe nun schon vier Briefe von ihr: sie schreibt so natürlich wie Mabel. Wenn man das Mädchen sieht und wenn man Briefe von ihr erhält, so sollte man eher Enkel für unparteiisch halten als glauben, daß das Mädchen noch über das Französische, Italienische und Englische Lateinisch oder wohl gar Griechisch kann“ Glems Schweigen und seine endlich erfolgenden zurückhaltenden Aeußerungen benahmen ihm auch den allerletzten Zweifel an seinem Unglück. Rührmüthig versank er in sich, vertiefte sich in Youngs Gedankengedanken und in die Darstellung des Weltgerichts im „Messias“. Auch schrieb er ein paar schwermüthige Eden. Aus einer allseitigen Maße, worin er seinen brennenden Schmerz über Jannys Härte ergoß, führt er zwei Strophen in einem Briefe an Glem vom 18 September an. Demselben übersendet er Gude Lichtebrun einen Weibetrunk an die todtten Freunde in viertel allseitigen Maße. Aber noch immer war das Band, welches ihn an Janny fesselte, nicht ganz zerrissen, obgleich er schon in einer Antwort auf einen artigen, aber nichtsagenden Brief der Verebten seine Unterwerfung unter die Vorlesung ausgesprochen hatte, die ihm das erschütterte Glück von Jannys Tod nicht beschieden habe. Glem sollte auch jetzt noch ihm von Janny schreiben, ihm mittheilen, ob sie ein gerüthvolles Herz wie er habe, was er zuweilen ganz bezweifeln müsse, da sie gegen ihn „so hart, so hart und in einem so unermüdeten Gleichmüthigkeit“ sich gezeigt. Oft trauert er jetzt von ihr, und mag sie und nach dem Traume weinen. „Aber was sind das für Träume“

nen von einer ganz besondern verstummenden Art! Gar keinen
Ruin von Hoffnung mehr und doch Thränen. Ich bin überzeugt,
Sie können sich davon keine Vorstellungen machen. Fanny ganz
verloren, ja ganz! denn sie hat kein Herz wie ich. Ach, Klein,
es ist ein entsetzlicher Gedanke! Ich würde keinen Trost haben,
wenn dieser heiße Gedanke bei mir die Oberhand behalten könnte.“
Der Freund soll mit Fanny einen Briefwechsel beginnen, und
durch Mittheilungen aus ihren Briefen „ein bißchen Abend-
schimmer auf sein trauriges Leben streuen“; er könne jetzt nicht
mehr klagen und weinen, da er gar keine Hoffnung mehr habe,
die sich sonst unter seine Traurigkeit gemischt, doch träumt er jetzt
öfter und länger als je von ihr. Sein Herz, meint er, könne
keine andere mehr lieben, das „große Glück der Liebe“ sei ihm
jetzt auf immer geschwunden, wie er auch daran merke, daß von
den vielen „schönen, jungen, blonden“ Mädchen, die er in Kopen-
hagen sehe, keines einen Eindruck auf ihn mache. Niemand gedenkt
er nicht. Aber auf sie geht es, wenn er am 14. September an
Fanny schreibt: „Ich habe einmal eine andere Freundin, die
Ihrer, liebste Schmidtin, so würdig ist, als es das Leben und
der Tod der Clarissa einander sind, hierum gefragt; die hat mir
geantwortet: „Klopstock, ich weiß nicht anders. Fragen Sie
Fanny. Viel weniger als Liebe und Freundschaft macht es ihr,
da Sie so viel und so lange gelitten haben, zur Pflicht, daß sie
Ihnen antwortet. Antwortet sie Ihnen so, wie Sie gewiß glau-
ben, daß sie antworten wird.“ nun Klopstock, so . . . ach, wie soll
ich es ausdrücken? so liebe ich Sie unter allen meinen Freunden
am meisten, weil Sie unter allen der unglücklichste sind, haben
Sie aber das Herz, noch einige Hoffnung zu wagen sich be-
mühen hier ganz nach Ihrer Art zu denken, so bitten Sie I re
Fanny: Lieben Sie mich doch auch, meine Fanny. Liebe bedentel

nur den Besitz Ihres Herzens, denn da ich jede Art von Glückseligkeit meiner Fanny vorzüglich wünsche, so sind Sie mir in jeder Absicht so theuer, daß ich der Vorlesung überlasse, ob sie machen will, daß ich freimüthig um noch mehr bitten darf.“ Sein Unglück noch zu steigern, antwortete Fanny auf keinen seiner Briefe, obgleich nur Freundschaft in ihnen stand: auch ihr Bruder und Glenn verstummten.

Gerade in dieser Zeit traurigster Verzweiflung trat ihm urplötzlich der Gedanke auf, daß Meta seine Liebe gewonnen, deren Geständniß diese im Dezember auf eine ihm freundlichste Hoffnung gewährende Art erwiderte. Klopstock richtete wohl damals an sie die Ode die todte Clarissa, worin er auf die innige Theilnahme hindeutet, die sie beide der Heldin des bekannten richardson'schen Romans weihen, deren Meta wohl in ihrem letzten Brief gedacht hatte.⁴⁾ Diese Ode ist die erste, welche Klopstock im sapphischen Versmaße dichtete, mit dem er sich aber eine sehr bedeutende Veränderung gestattete. Während nämlich bei den Griechen und bei Horaz die drei ersten Verse ganz gleich sind (der Daktylus steht zwischen trochäischen Dipodien: die letzte Silbe des zweiten Trochäus ist bei Horaz stets lang), läßt Klopstock den Daktylus seine Stelle wechseln, so daß er im ersten Verse den ersten, im zweiten den zweiten Fuß bildet, erst im dritten der sapphische Vers der Alten eintritt. „Sappho hat eine Ode erfunden“, äußert unser Dichter selbst später, „deren Harmonie, ob wir gleich nicht einmal zwei ganze Stücke von ihr

⁴⁾ Meta selbst nannte er nach der Heldin des englischen Romans *Clara Elärchen*. Schon am 20 Nov. 1760 hatte Klopstock den Roman zu Ende gelesen, und war durch Clarissas Tod mehr als durch alles gerührt worden. „Ich habe dabei vieles, sehr vieles gedacht“, schrieb er damals an Fanny. „Wie gern läße ich einige Anmerkungen, die Sie hierüber machen würden.“

haben, sie am besten getroffen hat. Die drei ersten Zeilen sind in dieser Strophe einander gleich, und wenn der gewöhnliche, an sich harmonische Abschnitt (nach der fünften Silbe) immer wiederholt wird, so verliert die Harmonie des Ganzen — ein kleines Versehen, das Horaz mehr begangen als vermieden hat. Es ist zwar dies desto leichter zu verzeihen, je verführender der Abschnitt an sich durch seinen Wohlklang ist und je weniger man ihm in den ersten zwei Strophen die Eintönigkeit ansieht, die er schon in der dritten und vierten verursacht.“ Die vermeintliche Eintönigkeit war es auch wohl, die Klopstock zu seiner Umgestaltung des sapphischen Maßes verführte, welche ihm einen ganz andern, unruhigen Charakter gibt. Bei dem Vorherrschen des trochäischen Elementes ist der daktylische Einschnitt nichts weniger als passend und auch das Wandern des Daktylus von einer Stelle zur andern gibt der Strophe etwas Unruhiges, das dem Charakter ihrer Zusammensetzung nicht entspricht. Klopstock hat diese seine sapphische Strophe noch zu 8 andern Oden benutzt. einmal, im Jahre 1766, hat er dem letzten Verse noch einen Trochäus vorgelegt. Die sapphischen Oden fallen in die Jahre 1752, 1778, 1782—1784, 1796 und 1800.*) Gleichzeitig mit der glücklichen Wendung seiner Liebe zu Meta scheint die Umgestaltung seiner erst 1751 herausgegebenen Ode an Gott und das die Sehnsucht nach Vollendung seines Messias in schwungvoll andächtiger Begeisterung ausbrechende altärische Gedicht dem Erklärer zu fallen.

Der am 19. Dezember 1751 das ganze Land in tiefe Trauer versenkende Tod der dänischen Königin Luise bewegte auch

*) Herder setzte in seinen sapphischen Strophen den Daktylus immer in den zweiten Fuß der drei ersten Verse, und meinte sonderbar genug. Klopstocks Behandlung sei der Versart seiner Erfinderin vielleicht näher als Horaz.

Kopffod, der die ganze Lebenswürdigkeit der Heimgegangenen erahnen hatte, so mächtig, daß er sich zu ihrer Feier aufgeregt fühlte, wovon ihn auch der mögliche Vorwurf einer Eord euerinn nicht zurückhalten konnte; er ergriff aber diese Gelegenheit auch zum Troste und Preise des ihm so gewogenen als väterlich gekannten Königs. Die in ganz eigenthümlichen verzelligen jambischen Strophen am 26 Jannar 1752 gedichtete Ode erschien unter der einfachen Aufschrift an den König. Noch einmal hatte er sich am 28 Dezember an die ihm schweigende Jannu gewandt, und sich bei ihr beklagt, daß sie auch jetzt, wo er sie nicht mehr Jannu zu nennen wage, so kalt sei und ihm gar nicht sache, was sie bei keinem, der vom Herzen etwas wolle, zu beantworten vermöge. Freilich sei sein Herz schwach, wenn er es gegen ein starkes, gefestigtes vertauschen könnte, wüßte er schon, mit wem er tauschen wollte. Am 19 Februar schreibt er an Wlem er habe einen nicht unbeträchtlichen Theil am Weltgerichte vollendet, auch einige Oden gemacht; unter den letztern könnte auch die an Young im vierten asklepiadischen Maße gewesen sein, welche seine hohe Verehrung des englischen Dichters ausdrückt, dessen Nachtgedanken ihn den Tod mit Freuden begrüßen geleitet, wenn er auch noch den Messias, die Aufgabe seines Lebens, vollenden möchte.

Im April beglückte ihn die Gewißheit, daß Wleta ihm angehören wolle. Seine Freude über dieses so lang ersehnte Glück liebevoller Hingabe einer ihr ihn geschaffenen Seele scheint er sofort in dem im vierten asklepiadischen Maße geschriebenen Gedichte der Verwandelte ergossen zu haben. Doch noch immer konnte er an sein Glück nicht recht glauben, da er sich in Jannu so bitter getäuscht hatte; es drängte ihn sich persönlich von seiner vollen Seligkeit zu überzeugen. Da der König von Dänemark

im Juni Holstein besuchte, so schloß Klopstock sich ihm an, um seine Geliebte in Hamburg zu sehn. Erst einige Tage nach seiner Ankunft schwand ihm der letzte Zweifel, daß sie unauflöslich ihm verbunden sei. In die Zeit dieses Besuches fällt das Lied an Erich im zweiten asklepiadischen Plage. Seine Verlobung zeigte er schon am 3. Juli Examer an. „O wenn Sie wüßten, wie er geliebt wird!“ schreibt Meta am 8. an Gleim. „Das übertrifft alles, sogar Klopstocks Liebe selbst; doch nur ein bißchen; denn er liebt mich recht sehr.“ Mitte Juli reiste Klopstock über Braunschweig nach Quedlinburg, wo er bis zum September verweilte, und des lebhaftesten Verkehrs mit Gleim sich erfreute. Die Geliebte ward während seines zweiten Aufenthaltes in Hamburg von einer Krankheit befallen, von der sie bald genas, worauf sich das zarte alcäische Gedicht ihr Schlummer bezieht. Die Verbindung mit Klopstock wurde zunächst noch aufgeschoben, da Metas Mutter sich schwer entschließen konnte, die müßig geliebte Tochter in die Fremde zu entlassen, aber Klopstock schied Mitte Oktober mit der seligen Gewißheit, daß Meta bald die ungetrennliche Gefährtin seines Lebens sein werde. Auf seiner Rückreise sind die beiden sapphischen Strophen Furcht der Geliebten entstanden.

Die Ueberzeugung, sein Lebensglück in Meta gemindert zu haben, gab seiner Dichtung einen ganz neuen Schwung. In den Schluß dieses Jahres, in die erste Zeit nach der Rückkehr zur dänischen Abungstadt, dürften noch fünf bedeutende Oden fallen die Klopstock selbst diesem Jahre zuweist. Nur eine derselben bezieht sich auf seine Liebe, die an Sie überschriebene, welche das selige Gefühl darstellt, die Geliebte bald ganz die Seine nennen zu dürfen. Es ist dieses die erste Ode, worin Klopstock sich ein's eigenen Irtischen Vergnügens bedient. Auf eigenthümliche Weise

verbindet er hier mit dem daktylisch choriambischen Element das jambische; er läßt nämlich in den beiden ersten Versen auf Daktyl und Choriambus eine lateinische jambische Tripodie (— — — —) folgen, der dritte Vers ist der Pherekrates, der auch im vierten asklepiadeischen Maße diese Stelle einnimmt, der vierte die daktylische Penthemimeris (— — — — —), worin die Daktylen immer rein sind, nicht, wie im archilochischen Maße, statt des Daktylus Spondens oder Trochäus eintritt. Der Jambus, der sich wohl bei den Alten kaum so mit dem Choriambus verbunden zeigt, soll hier den ernst würdevoll einschreitenden Rhythmus etwas erleichtern, im dritten Verse das daktylische Element kräftiger hervortreten und im vierten sich steigern. Dasselbe Versmaß erscheint in der um dieselbe Zeit entstandenen ersten vaterländischen Ode Hermann und Thunelda, wogegen von den drei andern gleichzeitigen Oden, Fragen, die beiden Musen und an Gleim, die beiden ersten, gleichfalls von glühendstem vaterländischen Ehrgefühle eingegeben, alcaisch, die andere im vierten asklepiadeischen Versmaße geschrieben ist. In der Ode an Gleim erklärt er den großen Preußenkönig des Preises der deutschen Muse unwürth, weil er an Frankreichs Sprache und Literatur abgefallen sei. Das schöne Lied das Rosenband in Strophen von drei jambischen Dimetern, von denen der mittlere eine überzählige Silbe hat, erhielt Meta zu Weihnachten.

Vor der Fortdichtung des Messias und den vielfachen vergeblichen Bemühungen, denselben auf Subscription zu seinem eigenen Vortheil erscheinen zu lassen, trat die Odenbegeisterung im folgenden Jahre (1753) zurück. Es gehören demselben nur drei Oden an, von denen die auf den Rheinwein, eine echt deutsche Nachbildung eines horazischen Gedichtes, alcaisch ist, die beiden andern in eigenthümlicher Strophensform gedichtet sind. In der

die liebevolle Vergegenwärtigung der Geliebten schildernden Gegenwart der Abwesenden sind die beiden letzten Verse ganz dieselben, wie in der oben bezeichneten Klopstock'schen Strophe; der erste ist alcäisch, der zweite hat einen Trochäus weniger, so daß die Strophe bis zum dritten Verse absteigt, um im vierten noch einmal kräftig aufzuschlagen. Der Preisgefang auf den Dänemark zum Heil geschenkten König ist in der im vorigen Jahre zuerst gebildeten Strophengform, nur hat der letzte Vers einen Daktylus mehr.

Am 10. Juni 1754 ward Meta dem Dichter vermählt, nachdem bereits am 26. Februar die Gefeierte seiner Hannplieder den Kaufmann Johann Lorenz Streiber in Eisenach geheirathet hatte, in dessen Hause Goethe dreißig Jahre später ein besonders von Hannus Töchtern gern gesehener Gast sein sollte. Das glückliche Paar eilte zu Klopstock's Eltern nach Quedlinburg, wo dieser am dritten Tage von einem erst hitzigen, dann kalten Fieber befallen ward, woran er bis in den September litt. Das Glück seiner Genesung sprach er mit Beziehung auf die Vollendung seines ihm so sehr am Herzen liegenden Messias in einer eigenen Ode aus, in welcher er sich zuerst eines ganz freien Silbenmaßes bediente. Die Abtheilung in Strophen von vier Versen, die aber gar nicht den Charakter eigentlicher Strophen haben, da das Versmaß in allen ein ganz verschiedenes, nicht einmal das Verhältniß der einzelnen Verse einer Strophe zu einander von derselben Art ist, gehört einer spätern Zeit an. Lessing und Herder empfahlen diese freien Silbenmaße für einzelne, besonders musikalische Dichtarten*); als aber Klopstock später selbst die vier-

*) Lessing in den Literaturbrieffen in der Beurtheilung des norwischen Aufsehers, Herder in der ersten Sammlung der Fragmente II, 7. 4.

zeitigen Strophen auch hier einführte, wobei er, „wo er die Kunde der Strophen verlegt oder mangelhaft fand, veränderte“, mernte Herder (1771): „Sollte dies Zusammenschieben und diese Veränderung nicht zeugen, daß das Ohr nur eine gewisse Anzahl, einen Kreis, einen Tanz von Tönen fordert, über den es nicht hinaus höret? und sollte auch in diesem Kreise, in diesem Tanze nicht alles als das vollständigste Ganze behandelt werden müssen?“ Klopstock hat später sich dieser freien Versmaße, besonders bei religiösen Oden, häufig bedient, so daß mehr als ein Sechstel aller seiner Oden, besonders in den Jahren 1758—1764 und 1771—1781, darin abgefaßt ist. Bei einzelnen wechselt auch die Verszahl der Strophen. Der Dichter scheint sich hier doch viel zu große Freiheit gestattet zu haben, da er die verschiedensten Maße in buntem Wechsel anwandte, wodurch nicht allein der Charakter der Verse verdunkelt, sondern auch die Fassung derselben äußerst schwankend wird, so daß er sich später geüßigt sah, freilich sehr unzureichend, bei einzelnen Silben die Länge oder Kürze zu bezeichnen. Goethe hat nach ihm die freie Versform nicht ohne Glück verwandt.

Seit der Ode die Genesung verflummt die Odenidung mehrere Jahre lang. Der Messias, die Lieder für den öffentlichen Gottesdienst, die er für seinen „zweiten Beruf“ hielt, und der Tod Adams nahmen ihn ganz in Anspruch und in vollem Genuße seines ehelichen Glückes fühlte er sich zu keinen Liebesliedern getrieben; seine ganze Stimmung war eine tief religiöse, worin er sich Gott immer mehr zu nähern, seine Seele in tiefsinnigen Anstauen seiner unendlichen Vollkommenheit zu erheben suchte. Der Gedanke, nicht allein hier, sondern auch im jenseitigen Leben mit der Geliebten verbunden zu sein, hatte ihn mächtig ergriffen, und die hohe Aufgabe, welche er als Dichter

des Messias zu lösen hatte, gab seinem ganzen Wesen einen frommen Anhauch. So ist denn auch die erste Ode, zu welcher sich Klopstock wieder begeistert fühlte (sie fällt ins Jahr 1758), eine religiöse, das in freiem Versmaße geschriebene Gedicht dem Allgegenwärtigen. Der ihn mit namenlosem Schmerz erfüllende Verlust seiner Meta, die am 28. November 1758 an den Folgen ihrer ersten unglücklichen Entbindung verschied, mußte diese mystische Richtung entschieden nähren. So finden wir denn auch im Jahre 1759 vier schwungvolle religiöse Oden in freiem Silbenmaße, denen Klopstock am Schlusse des Jahres, die Dankode an Gott auf die Genesung des Königs folgen ließ. Neue religiösen Oden erschienen in seines Freundes Gramer nordischem Aufseher, für den er auch Aufsätze moralischen und ästhetischen Inhalts schrieb. Im folgenden Jahre veranlaßte die Jubelfeier der Souveränität des dänischen Königs (am 16. Oktober) unsern Dichter zum Preise der volksthümlichen Herrschaft Friedrichs V. in einer schwungvollen Ode, zu welcher er gleichfalls ein ganz freies Silbenmaß wählte.

Der Sommer 1762 führte Klopstock wieder nach Quedlinburg, von wo er manche Ausflüge in die Umgegend machte. In Blankenburg fühlte sich der achtunddreißigjährige Dichter von heuriger Liebe zu einem jungen, lebenswürdigen adeligen Mädchen ergreifen, das seine Neigung erwiderte. Luise Sidonie Wilhelmine Elisabeth Dierich war am 22. Mai 1742 in der Domäne Hainburg, eine Stunde von Blankenburg, geboren worden. Im Jahre 1760 war ihr Vater, da der Sohn die Pöchtung in Hainburg übernahm, nach Blankenburg gezogen, wo Klopstock sie kennen und lieben lernte, und sie beglückte ihn mit heuriger Gegenliebe. Auf ihren Zweifel, ob er sie wie Meta lieben werde, erwiderte er in einem aus der Sammlung der

Den absichtlich weggelassenen Gedichte, welches in eigenen jambischen Strophen geschrieben ist. Auf einen katalektischen jambischen Trimeter folgt ein vollständiger Dimeter, dann eine katalektische Pentapodie und zum Schlusse eine Dipodie „Ich bin nun schon wieder acht Tage her“, schreibt er von Blankenburg aus Mitte Dezember an Gleim, „und ich entdecke an dem sehr geliebten Mädchen neue Eigenschaften des Herzens, die mich sehr glücklich machen. Sie ist bisher noch immer ein wenig zurückhaltend gewesen, und daher kommt es, daß ich mit der Abnahme ihrer Zurückhaltung immer etwas Neues entdecke.“ Aber ihr Vater, den Geschäfte meist von Blankenburg fern hielten, war gegen die Verbindung. Der Domdechant von Spiegel reiste zweimal nach Hamburg, um sich für Klopstock um das Mädchen zu bewerben. Seine bänische Pension, ließ er dem Vater mittheilen, betrage 600 Thaler, den Louisd'or nur zu vier Thaler gerechnet er könne diese verzehren, wo er wolle, auch seiner Frau leicht ein Wittwengehalt von 400 Thaler sichern, die sie gleichfalls liberal verzehren könne. Aber dieser wollte von der Verbindung mit dem Dichter des Messias nichts wissen, und so löste sich das Verhältniß im Frühjahr 1763 zu Klopstocks bitterm Aerger. Schon im August war Klopstocks Dore mit dem braunschweigischen Hauptmann G. Ph. Chr. von Koning verlobt, dem sie am 22. November angetraut wurde. Als sie zweiundzwanzig Jahre später in Gleims Hüttchen war, schrieb sie an die Wand seines Studienzimmers: „Aus dem Bösen kommt Gutes, so bringt mir das Gewirre des Lebens die Erneuerung in Gleims Freundschaftstempel.“ Klopstocks erwähntes Gedicht erschien in den königsbearbeiteten gelehrten und politischen Zeitungen 1764 Stück 37 unter der Ueberschrift: „An Dore, auf die Frage, ob er sie wie Diana liebt?“ und mit der nicht ganz zutreffenden

Bemerkung: „Zum bessern Verständnisse dieses Kabinetsstückchens des deutschen Homers muß man melden, daß es seiner Muse gefallen hat, seine Geliebte Dione zu nennen und daß er dieser seiner geliebten Dione zu genießen wenig Hoffnung hat, weil ihr Vater, ein wohlbehaltener Mann, gründlicher als alle Dichter denkt und, ohne Rücksicht auf die Nachwelt, mit der gegenwärtigen vollkommen zufrieden, mehr auf den *noyau rerum* gerathen als auf *Messias* den sieht.“ Während eines Aufenthaltes in Magdeburg, sah Klopstock den vorbeifahrenden Friedrich den Großen, aber trotz Gleims begeisterten Preise blieb er dem siegreichem Preußenkönige, seinem angestammten Landesherren, der der deutschen Muse fremd gegenüberstand, von seinem *Messias* nichts wissen und kein Christ werden wollte, großend abgewandt. Fleißig arbeitete er in der Heimat weniger an seinem *Messias* als an seinen Trauerspielen *Salomo* und *David*, von denen das erstere 1764 erschien. Aber auch mit der Untersuchung über die lyrischen Versmaße, der Erfindung neuer, einer Sammlung seiner Oden und der Dichtung einiger neuen finden wir ihn beschäftigt. Am 6 Februar 1764 wirft Gleim ihm vor, daß er ihm seine Oden noch nicht geschickt, die er gern selbst abgeschrieben haben würde. Freilich scheint unter den Oden hier eine beabsichtigte Sammlung derselben verstanden zu werden, wie sich aus Gleims Aeußerung vom 27. Januar ergibt: „Ich laß auch Ihre Gedanken vom griechischen Silbenmaße*) noch einmal. Wenn Sie vom jambischen Vers vor Ihrem *Salomo* und vom lyrischen vor Ihren

*) Von der Nachahmung des griechischen Silbenmaßes im Deutschen vom Jahre 1758, worin er einen bestimmten Begriff von dem Silbenmaße der Alten, besonders des Horaz, zu geben suchte und einige Bemerkungen über die Kunst Verse zu lesen, hinzufügte

„Den nur eben so viel sagen, so werden Sie wenigstens den Kenner kug machen“: aber zu dieser Sammlung wird er doch auch einige neue Lden gedichtet haben. Welche von den fünfzehn Lden des Jahres 1764 vor die Aldreise des Dichters nach Kopenhagen (im Juli) fallen, läßt sich nicht bestimmen; nur so viel sehen wir, daß mit diesem Jahre seine lyrische Dichtung einen neuen Aufschwung nahm, und er nun einige Jahre lang fast nur in freien oder eigenen Strophen dichtete. Er hatte Gleim von seinen neuen Versmaßen unterhalten, der aber wenig Antheil daran bezeugte. Seine neuerfundenen Strophemaße sandte er an Gattner, darauf an Ebert, welchem er am 18. Juni schreibt: „Ich lasse bei dem jungen Breitkopf XXX lyrische Silbenmaße, d. h. die Beiden des Silbenmaßes jedesmal mit einer Strophe, als Manuscript für Freunde drucken. Dieses Manuscript hatte ich eigentlich nur für Sie bestimmt; da aber Breitkopf so sehr zögerte, so schenke ich Ihnen dies.“ Ein braunschweigischer Musiker sollte sich eine dieser Strophen zur Komposition auswählen, äußert er weiter, wenn er sich getraue, den Takt so oft zu verändern, daß man den Gang des Verses und der Musik höre. Ausdrücklich bemerkt er, daß er seine Verse nicht nach den angeführten griechischen gemacht habe, sondern alles sein Eigenthum sei. Diese kleine, ihm nicht gleichgültige Entdeckung in Bezug auf den wechselnden Takt) habe er gemacht, als er einmal, recht müde vom Arbeiten, im Sophasse gelesen; den Pindar habe er nicht verglichen, weil er mit dessen Strophen in Bezug auf den lyrischen Klang nicht zufrieden sei. Auch an den Kapellmeister Hase sandte er diese Silbenmaße, da er sie gern von ihm komponirt gesehen hätte, doch dieser entschuldigte sich mit seiner Kränklichkeit. Klopstock aber ärgerte sich, daß er ihn für Patriot genug gehalten habe, ihm jene anzubieten. Fünf Tage nach seiner Rückkehr zur

dänischen Königsstadt, den 24. Juli, schreibt er an Gleim: „Hier will ich Ihnen eine Strophe hinschreiben, die in Hamburg sehr gut, dem Inhalte und dem Gange des Verses gemäß, komponirt worden ist, und die Sie, mich beucht, noch nicht kennen“, worauf eine Strophe folgt, die wir als Beispiel eines selbsterfundnen Odenmaßes in der erst 1778 gedruckten Abhandlung vom gleichen Verse finden. Daß ihn die Ausarbeitung dieser Abhandlung in Kopenhagen angelegentlich beschäftigte, zeigt sein Brief an Ebert vom 13. November 1764. Drei Maße, die er in genannter Abhandlung aufstellt, brauchte er auch zu Eten dieses Jahres, doch wählte er keine Strophen dieser Gedichte als Beispiel, nur eine der in der Abhandlung gegebenen stimmt mehrfach mit dem Anfang der Ode die Gestirne.

Geben wir auf jene Abhandlung, die ihn noch mehrere Jahre beschäftigte, etwas näher ein, so unterscheidet Klopstock die Stößen- und die ähnliche Verse, die ihren Hauptton aus einer Klasse der Töne nehmen, von denen des gleichen Verses, welche dies nur selten thun und in diesem Falle mehr Hüfe der angeführten Art verbinden; von den letztern, den eigentlichen Strophemaßen, will er gerade in dieser Abhandlung sprechen. Die Strophen sind verschieden nach der Art des Wechsels von Langsamkeit und Schnelle. „Wenn die Langsamkeit oder die Schnelligkeit zunimmt, so steigt die Strophe, und sinkt, wenn eine von beiden abnimmt. Wenn diese oder jene bald abnimmt und bald zunimmt, so wechselt die Strophe ab. Bleiben sich die eine oder die andere von ungefähr gleich, so schwebt sie, und geht endlich von der Langsamkeit zur Schnelligkeit oder von dieser zu jener über. Vielleicht gibt es noch mehr Arten Strophen, allein ich zweifle, daß hier Mehrheit und Schönheit werde vereinigt werden können.“ Von den steigenden Strophen hebt er als eine

gute Art diejenigen hervor, welche in den beiden ersten Versen zu schweben scheinen, im dritten etwas, aber noch merklicher im vierten zunehmen. Gute Arten der Abwechslung scheinen ihm, wenn sich der zweite Vers leise, der dritte merklicher senkt und der vierte nicht zu stark steigt, oder wenn der zweite und dritte Vers ebenso steigen, der vierte auf gleiche Weise sinkt. Die schwebende Strophe von größerem Umfange ist eines vollen Ausdrucks von einfachen Gegenständen besonders fähig. Von den schnellen steigenden Strophen gibt Klopstock fünf Beispiele, von den schnellen abwechselnden acht, von den langsamen steigenden und langsamen sinkenden je eines, von den langsamen abwechselnden fünf, von den langsamen schwebenden eines, von den übergehenden fünfzehn, doch hat er in seinen Oden nur drei von allen hier bezeichneten Strophen angewandt. In fast sämtlichen, selbsterfundenen Maßen verwendet Klopstock größere Versfüße, wie sie in den gangbaren horazischen gar nicht vorkommen, wie Päonen, Jonica, den Fuß — — — u. a. In einer als jomische Versart von ihm bezeichneten Strophe kann an der zweiten und dritten Stelle statt des Jonicus der Anapäst oder auch, seltener, der Baccheus (— —), an der vierten nur der Baccheus neben dem Jonicus, an der ersten nicht der Jonicus, sondern Anapäst oder Baccheus, der letztere ganz allein im Schlußfüße steht; denn darin, daß die einander vertretenden Versfüße nicht gleichzeitig, sondern nur ähnlich zu sein brauchen, steht er eine wünschenswerthe Mannigfaltigkeit, ganz im Widerspruche mit den Alten, von denen er auch in der Verbindung ganz verschiedener Füße zu einem Verse abweicht. Betrachten wir die wirklich von ihm gebrauchten selbsterfundenen Strophenmaße, so ist am einfachsten ein trochäisch daktylisches, worin der zweite und vierte Vers einen Vorschlag haben. Ein andermal beginnt er eine Strophe mit dem dort

schließenden Verse (— · — · — · —) 1. laßt im zweiten Verse den Daktylus von einem Trochäus und Kretikus einschließen, den dritten mit Anapäst und Kretikus anheben, woran sich — — — schließt, während der Schluß den Aufschlag des ersten Verses wegläßt und einen Choriambus hinzufügt. Nicht selten finden wir einen oder zwei Anapästen vor einer daktylischen Reihe, Choriamben mit dem von Klopstock besonders geliebten dritten Päon oder Didymäus (— — —) verbunden, auch der erste und vierte Päon und der Jonikus spielen eine Rolle. Klopstock setzte sich hierbei keine strengen Regeln vor, wie es die Alten thaten, von deren chorischen und freieren Irtischen Versmaßen man damals freilich nur eine sehr verworrene Ansicht hatte; der bunte, eine lebendige Bewegung bezeichnende Wechsel erfreute ihn, und besonders Lust hatte er an den längern, vor allen an den in den horazischen Mäßen wenig oder gar nicht gebrauchten Füßen. Selten sind die Mäße so einfach, daß nur zwei Füße abwechseln, wie in einer Ode der dritte Päon und der Anapäst.

Die treffende Zusammenstimmung der Füße zusammen, den eigentlichen metrischen Einklang, hat Klopstock gar nicht berücksichtigt, ja er scheint ihm kaum in die Gedanken gekommen zu sein; er kennt nur den Wohlklang der Wörter, den Klang, insofern er durch Stärke oder Sanftes zum Inhalte passe; dieser, meint er, sei freilich für die Verskunst nicht gleichgültig, aber von weit schwächerm Ausdruck als die Bewegung des Verses und der Tonverhalt. „Dasjenige, worauf zuletzt alles bei jedem Silbenmaße ankommt, ist, daß es von dem, was durch die Bewegung der Wörter ausdrückbar ist, genug ausdrücken könne“, bemerkt er in der hier besonders in Betracht kommenden Abhandlung vom deutschen Hexameter, die im Jahre 1779 erschien. Der Charakter des Verses liegt nach ihm in der Langsamkeit oder

Schnelligkeit der Bewegung, welche durch die Art der Folge von Längen und Kürzen bezeichnet wird, und er kann vornehmlich Sinnliches, doch auch gewisse Beschaffenheiten der Empfindung und der Leidenschaft bezeichnen. „Der Zeitandruck erreicht den höchsten Grad der Langsamkeit, wenn viele lange, und der Schnelligkeit, wenn viele kurze Silben aufeinander folgen. Man sollte nicht mehr als sechs von jenen und viere von diesen folgen lassen. Die Griechen gingen oft ziemlich viel weiter; aber sie hatten, wie es mir vorkommt, unrecht.“ Er übersah hier, daß die Griechen von einem ganz andern Gesichtspunkt ausgingen, daß ihre Verse ein lebendiges, von der Hebung und Senkung getragenes Ganzes waren, wo auch die Auflösung einer Länge in zwei kurzen gestattet war, daß sie aber ein so lebhaftes metrisches Gefühl hatten, um auch aus neun Kürzen nach den Dochmus $\text{—} \cdot \cdot \text{—}$ herauszuhören. Das allerbedeutendste Gewicht legt Klopstock auf die Wortfüße im Gegensatz zu den Versfüßen oder, wie er sie nennt, den künstlichen Füßen. Die Wortfüße bestehen nicht immer aus einzelnen Wörtern, sondern oft aus so vielen, als nach dem Inhalt zusammengehören und daher wie ein Wort ausgesprochen werden müssen; nur ein vielfüßiges Wort kann nicht zu einem vorhergehenden bedeutsamen gezogen werden. So sind durch Striche die vier Wortfüße bezeichnet in dem Verse: „Schrecklich erscholl der geflügelte Donnergesang in der Heerschaar.“ In diesen Wortfüßen ist nun der Tonverhalt, das Verhältniß der Längen und Kürzen untereinander, des Steigens und Sinkens von der allerhöchsten Wichtigkeit; dieser und der Zeitandruck sind nach Klopstock die Hauptsache in der Verskunst; beide wirken zusammen, doch nur wenn keiner von ihnen merklich stärker als der andere ist. Der Tonverhalt bezeichnet gewisse Beschaffenheiten der Empfindung und der Leidenschaft, und was etwa durch ihn vom

Sinnlichen kann ausgedrückt werden. Die Versfüße hört der Zuhörer nicht, sondern nur die Wortfüße, und fällt hiernach allein sein Urtheil über den Vers; auch die Gleichzeitigkeit der einzelnen Strophen beachtet er nicht, ihn beschäftigt nur das Vergnügen an der Wiederkehr der Strophe, wenn sie ihm das erstemal gefallen. Daß gerade das Nichtzusammenfallen der Vers- und Wortfüße dem Verse einen besonders angenehmen Fluß gebe, wird von Klopstock völlig übersehen, wie er denn der Cäsur gar nicht gedenkt. Nicht bloß innerhalb der einzelnen Wortfüße, sondern auch in den einzelnen Abschnitten und Versen und in den Perioden kommt der Tonverhalt in Betracht. „Die Abschnitte, Verse oder Perioden können den Tonverhalt ähnlich erhalten oder ihn den Graden nach vermehren und vermindern oder auch sein Uebereinstimmendes und Absteckendes abwechseln lassen.“ Die besonders sanften, starken, mantern, heftigen, ernstvollen, feierlichen und unruhigen Wortfüße hat Klopstock in der genannten Abhandlung angeführt und ohne Zweifel ist diese Beobachtung bei der Erfindung seiner Versmaße von besonderm Einfluß gewesen. „Die jetzt Lebenden Deutschen“, bemerkt er, und er denkt dabei besonders an sich selbst, „haben Silbenmaße eingeführt, die theils nach der Alten ihren mit einigen, mich dünkt, guten Veränderungen gemacht und theils dies ist die größere Anzahl neu, aber im Geschmack der Alten sind.“ Er glaubte jetzt zu einer reinern Ansicht über die metrische Komposition der Alten gekommen und durch die Natur unserer die Länge nach der begrifflichen Bedeutsamkeit bestimmenden Sprache zu einer wirkungsvollern Benutzung derselben befähigt zu sein.

Von den 15 Oden des Jahres 1764 ist nur eine in der schwungvollen alcäischen Strophe, drei sind in freien Maßen, alle übrigen in selbstersundenen Strophen gedichtet, und von letztern

haben nur zwei dieselbe Strophenform, so daß jene 11 Oden 10 verschiedene Silbenmaße aufzeigen. Dem Inhalte nach haben wir unter ihnen 6 religiöse Oden, von welchen die Hälfte in freien Versen gedichtet ist: zum Theil knüpfen sie an die Betrachtung des Sternhimmels an. Eben so viele Gedichte beziehen sich auf die Dichtkunst; in einer wird die heilige Dichtung georiefen, in einer andern der Einfluß der griechischen und biblischen Dichtung auf die deutsche geschildert; der Begeisterung für eine echtdeutsche, aus dem unerschöpften Brunnenn unserer herrlichen Sprache und Volksthümlichkeit fließenden Dichtung sind die übrigen gewidmet. Sie verrathen ein tiefes Versenken in unsere ältere Literatur, aber noch keine Bekanntschaft mit der nordischen Sage; denn die Erwähnung Walhallas in der Ode Thuislon wird erst durch eine spätere Bearbeitung hineingekommen sein. Dem Andenken an die verstorbenen Freunde sind die frühen Gräber gewidmet; in dem Gedicht der Jüngling spricht Klopstock nach einer Stelle Esrians die Vergänglichkeit der Jugendblüthe aus; eine dritte Ode feiert die von unserm Dichter so hochgehaltene Kunst des Eislaufs.

Aus dem folgenden Jahre haben wir dagegen nur zwei Oden, einen Schlafgesang, der wohl ursprünglich zu der ihm schon damals im Sinne liegenden Hermannsschlacht bestimmt war und ein Gedicht der Vorhof und der Tempel, welches das unennbare Gefühl schildert, welches der Anblick des vollen Sternhimmels in uns erregt; das letztere ist in freien Maßen.

Reicher war wieder das folgende Jahr (1766), welches besonders dadurch merkwürdig ist, daß Klopstock, nicht ohne Einwirkung von seines vertrauten Freundes Gerstenberg Gedicht eines Skalden, das gerade damals erschien, sich bestimmen ließ, die nordische Mythologie in seine Oden einzuführen, ein Versuch, der in der Weise, wie er von Klopstock gemacht wurde,

mißlingen mußte; denn was können und was konnten besonders damals die nordischen Göttergestalten und Göttersagen ohne alle lebendige Anschauung wirken? Sie waren nur Schattenwesen einer todten Gelehrsamkeit, und mußten erst in die allgemeine Vorstellung wieder eingeführt werden, ehe sie in vereinzeltten Bildern und Anspielungen die Einbildungskraft anzuregen vermochten. Bei Herkenberg, der einen aus dem Todesschlaf erwachenden Salsden den Untergang der Götter und der Welt besingen läßt, tritt die nordische Mythologie ganz berechtigt hervor, und so durfte auch Klopstock einzelne Mythen in anschaulicher lyrischer Darstellung uns vorführen oder, wenn er uns in die Zustände des nordischen Alterthums versetzt, die damaligen Vorstellungen über Gott und Welt hervortreten lassen; dagegen war es völlig verfehlt, ohne weiteres die altnordischen Götter und Helden an die Stelle der einmal hergebrachten, durch Dicht- und Kunstwerke aller Art bei uns heimisch gewordenen griechischen und römischen zu setzen. In treffender Kürze hat Goethe im zwölften Buche von Wahrheit und Dichtung das Mißliche eines solchen Unternehmens bezeichnet, von welchem Klopstock selbst später zurückkam, so daß nach dem Jahre 1770 nur sehr unbedeutende einzelne Erwähnungen nordischer Götter sich finden. Klopstock wurde zu diesem Schritte durch die hohe Begeisterung für die Würde und Höhe deutschen Wesens verleitet, die ihn damals ergriffen hatte. Mit den Griechen glaubte er jetzt den Kampf wagen zu dürfen, welche der Germanen an tiefer Jungheit mächtigen Gefühls übertreffe; schon hatte er einen andern, freieren Flug in der metrischen Komposition gewagt, und damit sein Sang ganz echt deutsch sei, glaubte er auch die griechischen Götter und Helden verabschieden zu müssen. Freilich war es ein ganz richtiger Gedanke, sich des falschen Pompes, den man mit griechischer Mythologie getrieben,

zu ent schlagen, wie dies ja auch Goethe später that, wenn er auch nicht als harter Purist auftrat, sondern an bezeichnenden Stellen die Gestalten der griechischen Götter als gangbare, klar umrissene Bilder eintreten ließ. Klopstock aber fleiste sich darauf, die nordische, mit der deutschen unverwandte, aber nicht ganz gleiche Sage unter uns einzuführen, und überflutete deshalb seine Gedichte damit, so daß wir statt des wenigstens leicht verständlichen unerwandlichen Prunkens mit griechisch-römischer Mythologie jetzt eine Zeit lang die nebelhaftere, unbekanntere nordische Götter- und Heldensage unbefugt herangezogen und Klopstocks Oden mit symbolischen Bezeichnungen überladen sehen.*)

Die Blüthezeit von Klopstocks Begeisterung für das Urdeutsche bilden die Jahre 1766 und 1767, in welchen er nicht allein viele derartige Oden dichtete, sondern auch ältere für seine beabsichtigte Sammlung (er gedenkt dieser schon im Briefe an Denis vom 6. Januar 1767) mit Uebertragung der altnordischen Mythologie umarbeitete, und auf seine sogenannten Bardiete kam, die Hermannsschlacht schrieb und Hermann und die Fürsten begann. „Meine Oden, die Sie sonst so lieb zu haben pflegten“, meldet Klopstock am Ende des Jahres 1767 an Gleim, „werden auch bald, entweder gedruckt oder im Manuscript, zu Ihnen kommen. Wo Mythologie vorkommt, da ist es die celtische, oder die Mythologie unserer Vorfahren. Die lange Ode an meine

*) Noch im Jahre 1785, als diese durch Klopstock verbreitete Manier längst geschwunden war, schrieb Herder zu Gunsten der nordischen Mythologie für Schillers *Horen* den Aufsatz „*Iduna oder der Apfel der Verjüngung*“ über den man Schillers Aeußerung im Briefe an Herder vom 4. November vergleiche. Schiller verwies auf Klopstock und einige andere, die den Gebrauch jener nordischen Mythen mit sehr wenig Gewinn für die Dichtkunst versucht hätten. 1803 sprach Herder in der *Adrastea* „über den Zutritt der nordischen Mythologie zur neuern Dichtkunst“.

Freunde ist daher, was die Ausbildung anbetrifft, jetzt ganz anders. Sie heißt *Vingolf* (ist der Tempel der Freundschaft. Sie haben doch *Mallets* Auszug aus der *Edda* *) gelesen?). Die jüngern Schwestern (ich glaube, es sind ihrer über zwölf) machen hiermit einen tiefen Knick vor *Gleim*, und bitten sich von ihm ein hübsches, frisches, hellgrünes Eichenblatt aus; denn *Forbeern* mögen diese deutschen, dummen Dinger nicht." Von den 18 *Oden* dieser beiden Jahre bezieht sich die Hälfte auf die Dichtkunst, und insbesondere auf den Werth der deutschen Dichtung und Sprache (eine feiert den Kirchengesang), eine auf die *Declamation*; zwei sind *Eisoden*, welche der Dichter mit großem Geschick in die Urzeit verlegt, eine preist *Hermann*, den Befreier Deutschlands, oder läßt vielmehr den eben Erschlagenen von den *Varden* preisen; eine ist ein Schlachtlied vaterländischer Begeisterung. Von den übrigen drei Gedichten gedenkt eines der heimgegangenen Freunde, ein anderes trauert über den Tod des heißgeliebten dänischen Königs, das dritte ist ein religiöser Hymnus. Nur vier dieser *Oden* sind in freien Maßen gedichtet, sieben in neuerfundenen, aber schon früher von *Klopstock* angewandten Strophen; ganz neue Versmaße zeigen nur drei, da eine *Ode*, welche sich vom *klopstockisch-sapphischen* Maße nur dadurch unterscheidet, daß im vierten Verse dem *Daktylus* noch ein *Trochäus* vorhergeht, kaum in Betracht kommt. Die *Elegie* auf den Tod des Königs ist in *Distichen*, zwei andere Gedichte in dreizeiligen jambischen Strophen abgefaßt.

Im Sommer 1767 während eines Aufenthaltes in *Holstein* hatte sich eine briefliche Verbindung zwischen *Klopstock* und einer

*) *Edda* ou monumens de la mythologie et de la poésie des anciens peuples du Nord par P. H. Mallet, zu Kopenhagen 1766 erschienen

jungen Flensburgerin, Anna Cäcilia Ambrosius, der Tochter eines dortigen reichen Kaufmanns, gebildet. Die junge, auch dichterisch angeregte Dame, die Ossian übersehte und selbst Oden schrieb, hatte sich vertraulich an ihn gewandt, besonders wegen eines sie bestimmenden Liebesverhältnisses. Klopstock fand sich durch den ernststen und zugleich liebevollen Ton ihrer Briefe so angezogen, daß er ihr bald seine herzliche Zuneigung nicht verhehlen konnte, nicht ohne der Schwierigkeiten zu gedenken, die seine Neigung zu ihr vor sich sehe. In tändelnder Weise fragt er sie bald geradezu, ob sie ihn liebe und ihn immer lieben wolle. Hierbei wird noch eines andern Mädchens gedacht, daß er nach Metta geliebt, sich nachher verheiratet habe und in ihren letzten Wochen gestorben sei, was sich auf eine falsche von Dore erhaltene Nachricht beziehen wird. Sie bezeugte ihm ihre innigste Liebe, wodurch er so hingerrissen wurde, daß er es wagte, sie, wie seine Metta, launig „süßes dummes Ding“ anzureden. Am 20. Februar 1768 schreibt er ihr, wenn sie sich ein wenig an seine Stelle setzen könnte, müßte sie auch etwas davon wissen, „was das für ein bellommener Zustand wäre, wenn man ein Mädchen wirklich so sehr liebt, als ich Sie liebe, und doch, durch seinen Gesundheitszustand veranlaßt, so zweifelhaft ist, was man zu thun und nicht zu thun hat. Wenn Sie unsere Situation nicht in diesem Gesichtspunkt ansehen, so erinnern Sie sich meiner vorigen Briefe gar nicht, und sind nicht dabei, mir sehr Unrecht zu thun.“ Die Geliebte sah ungern, daß ihr Verhältniß sich nicht weiter entwickelte; sie fürchtete Klopstocks Wankelmuth, der sich scheue, der Sache weitere Folge zu geben und sich mit ihr zu verbinden. Die Versuche persönlicher Zusammenkunft zerschlugen sich, und als sie endlich nach Klopstocks Rückkehr in die deutsche Heimat im Oktober 1770 sich in Flensburg sahen, scheint eben die persönliche Bekanntschaft die Lösung des Verhält-

nisses herbeigeführt zu haben. Ob die schwankenden äußern Umstände Klopstocks mit dazu beigetragen, wissen wir nicht. Schon im folgenden Jahre heiratete Cäcilia den bekannten Entomologen J. Ehr. Fabricius, der 1775 Professor in Kiel ward. Eine dichterische Frucht scheint dies Liebesverhältniß nicht getrieben zu haben; denn die Ode Ebene fällt erst in das folgende Jahr.

Die Jahre 1768—1770 waren nicht reich an lyrischer Dichtung; die Herausgabe des dritten Bandes des Messias, der geistlichen Lieder, die ihn schon lange beschäftigt hatten, und der Hermannusschlacht nebst manchen prosaischen Aufsätzen beschäftigten den Dichter, der auch ernstlich bedacht war, mit der Sammlung der Oden endlich hervorzutreten, die nur noch, wie er im Mai 1769 an Ebert schrieb, auf den Fuß schon gemachter Lettern wartete. Seine Liebe zum Vaterland sprach 1768 die in freiem Silbenmaße gedichtete Ode mein Vaterland aus; dem Jahre 1770 gehören das Vaterlandslied eines deutschen Mädchens zum Singen für eine junge Verwandte und eine freie Nachahmung der zweiten horazischen Epode an; für letztere hatte er eine eigene Versart erfunden, die er von dem darin herrschenden dritten Päon die päonische nannte. Im Herbst desselben Jahres zog Klopstock mit dem in Ungnade gefallenen Grafen Bernstorff nach Hamburg, wo er endlich im folgenden Jahre die erste, Bernstorff gewidmete Sammlung seiner Oden, in drei Büchern (Gott, Liebe, Vaterland), im ganzen 72 Oden und 3 Elegien, erscheinen ließ; die schon früher bekannten Gedichte waren hier alle, sowohl in Hinsicht des Ausdrucks als des Versmaßes, bedeutend verändert. Schon vorher waren zwei Sammlungen von Klopstocks größtentheils nur handschriftlich bekannten lyrischen Gedichten erschienen, da die Freunde der Klopstockischen Muse die vom Dichter selbst vorbereitete nicht abwarten konnten.

Die treffliche Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt ließ im Frühjahr 1771 eine solche in nur 34 Exemplaren für ihre Freunde abdrucken; sie enthielt bloß 45 Gedichte in den ältern Lesarten, zum Theil fehlerhaft; auch hatten sich einige unechte eingeschlichen. In der von dem Dichter Schubart gleichzeitig herausgegebenen Sammlung Klopstocks kleine poetische und prosaische Werke finden sich 41 Gedichte, von denen aber mehrere irrig Klopstock beigelegt werden. Mit glühendster Begeisterung ward Klopstocks Sammlung von allen, die Sinn für deutsche Sprache und Dichtung hatten, aufgenommen. Herder begrüßte sie mit wahren Jubel in Nicolais allgemeiner deutscher Bibliothek (Werke zur Literatur und Kunst 20, 305 ff.). Gegen seine Freunde äußerte er, am höchsten stelle er die Liebesgedichte. „Vaterland, sieht man, ist dem armen Mann nach dem Tod seiner Gidli erst in den Sinn gekommen, und dann endlich der liebe Gott ist ihm lieblicher Schauer, Nachschauer der Messiade, und das erste Buch ist in diesem Betrachte nur das letzte. Ueberall aber freilich eine liebliche Blume, seine Seele, die an jedem Blättchen süß tönt, sie möge die Lust Gottes oder der Hain der Warden anwehn oder, noch lieblicher, vor und an der Brust des Mädchens blühen.“ Die vaterländischen Oden erschienen hier zum erstenmal, konnten aber in ihrer etwas fremdartigen Fassung nur wenigen ganz zugänglich sein. Den grimmigsten Unmuth sprach der Maler Heinrich Füßli in einem Briefe an Lavater über diese Verdüsterung seiner Dichtung, dieses wunderliche „Wegbestilliren“ seines Talentes, aus. Außer den beiden Mäusen und Hermann und Thunel da solle der Teufel diese Vaterlandspoesie holen; diese Wardenrätthsel seien nicht Sprache, sondern „Sand voll Gebeine und Scheiter am Gestade“. Auch die Gidlioden hielt er für Kunstflei und wollte vom größten Theil der erhabenen Andachtsoden nichts

wissen. Freilich war seine unerbittliche Schärfe am wenigsten geeignet, die warme Begeisterung, welche den Dichter meist durchglüht, anzuerkennen, er sah nur den Mangel sinnlicher Frische, stieß am Harten und Gezwungenen, hatte kein Ohr für die musikalische Fülle und den mächtigen Schwung der Sprache.

Die nächsten sieben Jahre nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe waren für Klopstocks lyrische Dichtung wenig ergiebig; sie brachten nur sehr wenige, meist in freien Versmaßen gedichtete Oden, in denen sich des Dichters Liebe zum Vaterland und zur Freiheit ausdrückt; daß Friedrich von Preußen die deutsche Dichtung verachte, beklagt er sehr bitter, und seine auf den Kaiser Joseph gerichtete Hoffnung hat längst zu wanken begonnen. Wie frei er von Fürstenschmeichelei sei, zeigt die freie Wendung, womit er das Lob des Markgrafen Friedrich von Baden andeutet, dem er sich für freundlichste Aufnahme und ein gnädig verliehenes Jahrgehalt dankbar verpflichtet fühlte. Ein Nachklang an seine Liebe ist das in zwei achtversigen jambischen Strophen gedichtete Lied an Lyda. In diese Jahre fallen die Vollendung des *Messias*, für die er dem Erlöser in einer eigenen Ode dankt, die deutsche Gelehrtenrepublik und umfassende Studien über deutsche Sprache, Kunst und Dichtung. Persönlich wichtig waren diese Jahre für Klopstock durch den Anschluß des göttinger Dichterbundes, der sich nach seiner Bezeichnung der Hain nannte. Auch mit Bürger und dem noch ganz jungen Goethe kam er in nähere Verbindung.

Reicher war Klopstocks Odenproduktion wieder im Jahre 1778, das sieben Oden lieferte, von denen vier in freien Maßen, zwei in der alcaischen, eine in der klopstockisch-sapphischen Strophe; seit sieben Jahren hatte er keine neue Strophenform mehr versucht. Diese Oden verdanken meist gelegentlichen Veranlassungen ihren

Ursprung, das Gefühl für Gott, Vaterland, Freundschaft und Dichtung hat sie eingegeben. Von den drei Oden der Jahre 1779 und 1780 ist eine gegen Friedrich den Großen gerichtet, in einer andern feiert er die eben hingekiedene Maria Theresia als herrliches Musterbild, und weicht sie, im Gegensatz zum Preußenkönig, der Unsterblichkeit. Zwei dieser Gedichte sind in freiem Maße, eines alcaisch

Mit dem Jahre 1781, in welchem er für den Sommer einen Garten bei Hamburg bezog, floß der Strom seiner Odenichtung wieder mächtiger; selbstbewußter fühlte er sich jetzt als je, da er nicht allein in der Vollendung des Messias seinen höchsten Beruf erfüllt, sondern auch als Odenichter Sprache, Verkunst und Dichtung mächtig bereichert, durch seine geistlichen Lieder erbaulich gewirkt, mit seiner Hermannsschlacht die Begeisterung für die deutsche Urzeit wachgerufen, auch durch theoretische Arbeiten über deutsche Sprache, Verkunst, Rechtschreibung wie durch Förderung deutscher Dichtung und Wissenschaft seine Einsicht und Vaterlands-
liebe bethätigt hatte. Wir sehen den Dichter jetzt auf der Warte der Zeit stehn. Von den 21 Oden der Jahre 1781 und 1782 treffen drei Friedrich den Großen als Eroberer und Verächter der deutschen Litteratur, deren Unkenntniß er besonders durch seine höchst beschränkte Schrift *de la littérature Allemande* verrathen hatte; eine feiert den Kaiser Joseph II. wegen der freisinnigen Gesetze, wodurch er den Anfang seiner Regierung bezeichnet hatte, aber leider sollte auch dieser später seinen Unwillen erregen; in einer andern Ode spricht er seine freilich bald getäuschte Freude aus über die in dem ausgebrochenen Seekriege beobachtete Menschlichkeit. Nur die zwei letzten Oden wurden in dem Jahre 1781 und 1782 veröffentlicht. Den Vorzug der Werke des Dichters vor den Thaten der Fürsten und der Beamten erhebt er in zwei

Gedichten. Einmal verkündet er das beseligende Gefühl, daß er in seinem Messias sich ein unvergängliches Denkmal gegründet, ein andermal dankt er den Dichtern, welche mit ihm zur Verdrängung des Rernes und zur Begründung einer echtdeutschen Verskunst so glücklich zusammengewirkt. Begeistert preist er die Vorzüge unserer so kräftigen und bezeichnenden Sprache, und er deutet in einer besondern Ode auf die natürlichere deutsche Wortstellung im Gegensatz zu der leichtfertig die Worte zerstreunenden griechischen. Die harmonische Vollendung des Kunstwerkes bildet den Gegenstand einer Ode, in einer andern hebt er hervor, wie Natur und Kunst sich beim Dichter vereinigen müssen, und in einer dritten erklärt er sich gegen die Satzungen der nüchternen, vom Genus verlassenen Aesthetiker. Auch läßt er es an einer Strafsode gegen die deutsche Krankheit der Ausländerei nicht fehlen. Die Freude über sein wenigcs, mühevoll erworbenes Wissen spricht er anmuthig aus und er erhebt die zufriedene, vertrauensvolle Ruhe des Weisen. Den Sonnenaufgang stellt er als Symbol der Auferstehung des Menschen dar, und er ergeht sich in einer lieblichen Dichtung vom Ringe des Saturn. Zwei Oden beziehen sich auf das von Leopold Stolberg ihm geschenkte, ihn so sehr erfreuende Reitpferd; in der zweiten kann er seinen Unwillen über die Liebe der Könige zum grausam verheerenden Kriege nicht unterdrücken. Von den 21 Oden der bezeichneten beiden Jahre sind neun in horazischen Versmaßen (5 im alcaischen, 2 im zweiten asklepiadeischen, je eine im archilochischen und sapphischen), 7 in früher gebrauchten, 2 in neuen Klopstockischen Strophcn, nur 3 in freien Maßen gedichtet.

Weniger ergiebig waren die beiden folgenden Jahre 1783 und 1784, die zusammen 7 Oden lieferten, unter denen drei Klopstockisch-sapphische, eine im zweiten asklepiadeischen, eine in

einer schon früher verwandten, zwei in neuen Strophen. Die meisten dieser Oden beziehen sich auf deutsche Sprache und Dichtung; eine feiert Luthers deutsche Bibel, eine andere die hohe Vortrefflichkeit, zu welcher sich die deutsche Dichtkunst emporschwingt. Den Vorzug des Gehörs vor dem Gesicht und die Gewalt der Musik bezeichnen ein paar andere Oden; in einer dritten spricht der Dichter das Glück des Frohsinns aus, womit er, der Sechzigjährige, noch des Lebens gemeist. Schon am Ende des Jahres 1785 hatte er den Gedanken einer neuen Ausgabe seiner Ode gefaßt. Hierdurch fühlte er sich veranlaßt, sich an seine einstige Fanny zu wenden; seinen Brief theilte er Elise von der Rede mit, welche ihn durch Vermittlung Bodes in Weimar an seine Adresse gelangen ließ. „Ich veranstalte jetzt eine neue Sammlung“, schrieb er ihr am 5. Dezember. „Die Oden an Fanny (so sollen sie in der Sammlung heißen) wurden für Sie, für mich und Ihren Bruder vielleicht noch für ein paar Freunde gemacht, aber ganz und gar nicht in der Absicht, daß sie öffentlich erscheinen sollten. Das sind sie gleichwohl, und zwar in sehr schlechten Abschriften. Ueber das fehlte ihnen die letzte Hand. Ohne diese (die Veränderungen wurden mir wegen des erinnernden Inhalts immer von neuem schwer) sind sie nun endlich nichts mehr. Ich muß davon nothwendig in einem Vorberichte etwas sagen, aber nicht allein von den Oden, sondern auch von der, an die sie gemacht wurden.*) Ich habe hierzu Gründe, die mir sehr wichtig sind. Ich kenne Fanny nicht genug, wenigstens nicht mit Gewißheit. Ich getraue mich daher nicht mit genauer Richtigkeit von ihr zu urtheilen. Allein kein Zweifel wird mir, glaube ich, mehr

*) Schon die erste Ausgabe hatte zwei Fanny ausdrücklich nennende Oden gebracht, an Fanny und Barbale.

übrig sein, wenn Sie mir eben sagen wollen, wie Sie damals, da ich Sie so sehr liebte, gegen mich gesinnt waren. Sie wurden mich mißverstehn, wenn Sie dafür hielten, daß der Inhalt Ihrer Erklärung in meinem Vorbericht übergeben sollte. Das ist die Meinung ganz und gar nicht. Der Gebrauch, den ich davon machen werde, wird sich allein in meinem Urtheile von Ihrer Denkungsart und Empfindungsart zeigen. Auf diese kommt es mir alleine an. Ich werde den Punkt, ob ich allein geliebt habe oder nicht, unberührt lassen. Ich möchte nur bestimmen können, in welchem Grade die liebenswürdig war, die ich so sehr und so lange liebte. Sollten Sie diesen Brief unbeantwortet lassen oder in einer Antwort über die Hauptsache weggleiten, so wird mir auch dieses Aufschluß sein und zur Festsetzung meines Urtheils beitragen. Seien Sie glücklich.“ Die freundliche und verbindliche, aber verständig zurückhaltende Antwort der Frau Streiber auf Alorstock's sonderbaren, höchst unartigen Brief verletzte ihn. „Die Zuneigung eines Mannes, dessen Verdienste so allgemein anerkannt waren“, schrieb sie, „hat mir immer in meinen Augen einen Werth gegeben, und ob ich Ihnen gleich auch von meinen ehemaligen Empfindungen nicht ganz genau Rechenschaft mehr ablegen kann, so können Sie doch sicher annehmen, daß ich bei der so edlen Liebe eines der besten Menschen nicht gleichgültig geliebt, und wenn es in meiner Gewalt gestanden, ihn glücklich zu machen, ich es gewiß gethan haben würde. – Sie werden der Welt ein sehr angenehmes Geschenk machen, wenn Sie durch eine neue und verbesserte Ausgabe Ihren Eden ihre ursprüngliche Schönheit wiedergeben. Ich wünschte nur sehr, daß Sie in Ihrer Vorrede davon nichts von Hannu sagten; denn, da sie gekannt ist, wurde jedes Lob, jeder Tadel die Augen der Welt so sehr auf sich ziehen. Doch vielleicht bin ich zu furchtsam, und ich glaube, daß ich mich

einer schon früher verwandten, zwei in neuen Strophen. Die meisten dieser Oden beziehen sich auf deutsche Sprache und Dichtung, eine feiert Luthers deutsche Bibel, eine andere die hohe Vortrefflichkeit, zu welcher sich die deutsche Dichtkunst emporschwingt. Den Vorzug des Gehörs vor dem Gesicht und die Gewalt der Musik bezeichnen ein paar andere Oden; in einer dritten spricht der Dichter das Glück des Frohsinns aus, womit er, der Sechzigjährige, noch des Lebens genießt. Schon am Ende des Jahres 1785 hatte er den Gedanken einer neuen Ausgabe seiner Ode gefaßt. Hierdurch fühlte er sich veranlaßt, sich an seine einstige Fanny zu wenden; seinen Brief theilte er Elise von der Hede mit, welche ihn durch Vermittlung Bodes in Weimar an seine Adresse gelangen ließ „Ich veranstalte jetzt eine neue Sammlung“, schrieb er ihr am 5. Dezember. „Die Oden an Fanny (so sollen sie in der Sammlung heißen) wurden für Sie, für mich und Ihren Bruder vielleicht noch für ein paar Freunde gemacht, aber ganz und gar nicht in der Absicht, daß sie öffentlich erscheinen sollten. Das sind sie gleichwohl, und zwar in sehr schlechten Abschriften. Ueber das fehlte ihnen die letzte Hand. Ohne diese (die Veränderungen wurden mir wegen des erinnernden Inhalts immer von neuem schwer) sind sie nun endlich nichts mehr. Ich muß davon nothwendig in einem Berberichte etwas sagen, aber nicht allein von den Oden, sondern auch von der, an die sie gemacht wurden.*) Ich habe hierzu Gründe, die mir sehr wichtig sind. Ich kenne Fanny nicht genug, wenigstens nicht mit Gewisheit. Ich getraue mich daher nicht mit genauer Richtigkeit von ihr zu urtheilen. Allein kein Zweifel wird mir, glaube ich, mehr

*) Schon die erste Ausgabe hatte zwei Fanny ausdrücklich nennende Oden gebracht, an Fanny und Bardale.

übrig sein, wenn Sie mir offen sagen wollen, wie Sie damals, da ich Sie so sehr liebte, gegen mich gefinnt waren. Sie würden mich unverstehn, wenn Sie dafür hielten, daß der Inhalt Ihrer Erklärung in meinem Vorbericht übergeben sollte. Das ist die Meinung ganz und gar nicht. Der Gebrauch, den ich davon machen werde, wird sich allein in meinem Urtheile von Ihrer Denkungsart und Empfindungsart zeigen. Auf diese kommt es mir alleine an. Ich werde den Punkt, ob ich allein geliebt habe oder nicht, unberührt lassen. Ich möchte nur bestimmen können, in welchem Grade die liebenswürdig war, die ich so sehr und so lange liebte. Sollten Sie diesen Brief unbeantwortet lassen oder in einer Antwort über die Hauptsache weggleiten, so wird mir auch dieses Aufschluß sein und zur Festsetzung meines Urtheils beitragen. Seien Sie glücklich.“ Die freundliche und verbindliche, aber verbindlich zurückhaltende Antwort der Frau Streiber auf Klopstocks sonderbaren, höchst unartigen Brief verletzte ihn. „Die Zuneigung eines Mannes, dessen Verdienste so allgemein anerkannt waren“, schrieb sie, „hat mir immer in meinen Augen einen Werth gegeben, und ob ich Ihnen gleich auch von meinen ehemaligen Empfindungen nicht ganz genau Redenschatz mehr ablegen kann, so können Sie doch sicher annehmen, daß ich bei der so edlen Liebe eines der besten Menschen nicht gleichgültig geblieben, und wenn es in meiner Gewalt gestanden, ihn glücklich zu machen, ich es gewiß gethan haben würde. — Sie werden der Welt ein sehr angenehmes Geschenk machen, wenn Sie durch eine neue und verbesserte Ausgabe Ihren Oden ihre ursprüngliche Schönheit wiedergeben. Ich wünschte nur sehr, daß Sie in Ihrer Vorrede davon nichts von Janny sagten; denn, da sie bekannt ist, würde jedes Lob, jeder Tadel die Augen der Welt so sehr auf sich ziehen. Doch vielleicht bin ich zu furchtsam, und ich glaube, daß ich mich

Ode Kloge als Sängerm Windeme feierte.*) Aus diesem Jahre haben wir keine Ode, doch gab er auch damals seine Hoffnung auf den Anbruch einer neuen Zeit kein. Wegs auf. Als die verbündeten deutschen Heere gegen Frankreich ziehen sollten, ergoß Klopstock seinen Unwillen über einen solchen Zug gegen das Volk, welches jedem Eroberungskrieg entsagt hatte, im April 1792 in einer im verkürzten altmanischen Maße geschriebenen Ode, die er am 2 Juli an den Oberbefehlshaber, den Herzog von Braunschweig, sandte. In demselben Versmaß feierte er den König von Dänemark, der allen Bestrebungen, ihn der Freiheit ungetreu zu machen, widerstanden und jetzt auch die Abschaffung des Sklavenhandels beschossen habe. Eine dritte Ode des Jahres 1792 in alcaischem Maße wendet sich gegen die Jakobiner, welche die gemäßigte Partei tyrannisirten und jede Freiheit der Berathung unterdrückten. Die schlimmsten Befürchtungen sollte das folgende Jahr auf das schrecklichste erfüllen. Klopstock, der von Ereignissen mit feberhafter Spannung folgte, sah sich genöthigt, aller Hoffnung auf die verheißene Freiheit zu entsagen, seine Trübsung zu gestehn und in bitterster Wuth den Franzosen zu fluchen, welche die Welt mit wildestem Krieg und unersättlicher Eroberung bedrohten. Im Jahre 1793 dichtete er 10 politische Oden, welche seinem aufgeregten, für Recht und Freiheit begeisterten Gesühle den lebhaftesten Ausdruck gaben. Vier dieser Oden sind in Distichen, eine in der alcaischen Strophe, eine im verkürzten altmanischen Maße, eine in einer neuen Strophenform, zwei in freiem Maße geschrieben. In einer Ode endlich findet sich eine

*) Der Prediger Albert rieth ihm damals mit seiner Nichte von Dänemark nur sehr wenig umzugehn, aber seinem Herzen war es ganz zuwider. Sie „bei ihren nicht wenig veränderten Verhältnissen ohne seinen Rath und ohne seine Zustimmung zu laßen“

ganz besondere, der Abwechslung des darzustellenden Gefühls Rechnung tragende Freiheit, welche sich der Dichter später noch in 13 Oden bedient hat; auf den Hexameter folgt nämlich ein daktylischer Vers von verschiedener Länge, vom einzeln Chorambus an bis zur Heptameter. Wir bezeichnen diese Versart als freie archilochische. Einer ähnlichen Freiheit hat sich kein griechischer Dichter bedient.

Von den 7 Oden des Jahres 1794 sind vier ganz politischen Inhalts (unter ihnen die Mahnung an die Deutschen, die französische Grenze nicht zu überschreiten, und der Ausdruck sittlicher Freude über Robespierres Sturz), aber auch in den übrigen fehlt es nicht an Hinweisung auf die Schreckenszeit, mit Ausnahme der schon kleinen Frühlingsode, einer Erinnerung an das Frühlingsleben seiner Jugend. Zwei der politischen Oden sind im freien archilochischen Maße, die beiden andern in eigenthümlichen daktylischen Strophen geschrieben; in der einen folgt auf drei Hexameter der aus dem zweiten asklepiadeischen Maße bekannte Vers — — — — —; das Maß der andern Ode unterscheidet sich nur dadurch, daß an der Stelle des dritten Hexameters der erste Vers des archilochischen Maßes steht (— — — — —). Solche Strophen aus mehreren Hexametern sind der griechischen Poesie fremd, und sie dürften kaum zu billigen sein, da der wiederholte Hexameter zu schwer in's Gewicht fällt, als daß er sich einen kleinern Schlußvers gefallen lasse. Von den übrigen drei Gedichten ist eines in archilochischem Maße, zwei in einer schon 1789 gebrauchten Strophengform.

Auch im folgenden Jahre (1795) konnte sich Klopstock der politischen Oden nicht ganz enthalten. Einmal erhebt sich sein Ansehen gegen die erobernden Franzosen, ein andermal ergießt er wieder seinen unaußsprechlichen Schmerz über die arge Täuschung

der in Frankreich tagenden Freiheit; der Prozeß gegen Garrigue, das Ungeheuer zu Montes, veranlaßt ihn zu zwei andern Oden. Von inniger Freude fühlt er sich gehoben, daß auch die Greuel der Schreckenszeit ihn nicht zum Menschenfeinde gemacht, er sich noch den Glauben und die Nähe der Seele gerettet. So fühlt er sich denn auch gemuthet, mancherlei Gefühle und Gedanken in dichterischem Gewande darzustellen, wozu freilich nicht alle besonders geeignet waren, doch betraßt sich auch bei solchen die Gestaltungskraft des flehzigjährigen Dichters, der damals durch je neß treuen Ebert Tod so tief bewegt wurde. Der Herbst reißt ihn zu sehnsüchtiger Erinnerung an die heimgegangenen Freunde hin; dagegen geduldet er in einer andern Ode mit hehaglicher Freude seines Versuches, die alten Sprachen in deutschen Nachbildungen zu erreichen oder zu übertreffen, womit er sich über die trüben politischen Zeiten hinweggehoben hatte. Den jungen Dichtern schreift er unverwandte Sorgfalt ein, um zur Kunst der Darstellung zu gelangen. Daß ihm dem Greisen der Kenftanzianer besser munde als der deutsche Jo annsberger, kann er nicht verhehlen, und der Gedanke, daß einer seiner Athemzüge unzähligen Infusorien den Tod bereite, regt ihn elegisch an. Weshalb man die Bezeichnung der Empfindung des Schönen vom Geschmacksinne hergenommen, wird launig in einem Gespräch zwischen dem Gesicht, dem Gehör, dem Geruch und dem Geschmack behandelt. Eine äußere Veranlassung gab ihm die Phantasie von der Bestattung der Knospe der Moosrose etc. Von diesen 12 Oden des Jahres 1795 sind 5 im freien archilodischen Maße geschrieben, 2 in den daktylischen Strophen des vorigen Jahres, eine im zweiten asklepiadeischen Maße, je eine in freien Versen und in einer neuen, mit einer früher gebrauchten sehr verwandten Strophe. Ein freies altnormisches Maß statt des zweiten Verses steht mehrfach

der Pentameter) finden wir einmal; in dem Gespräche zwischen den vier Sinnen wendet der Dichter nacheinander die aelteste, eine eigene, vielgebrauchte, die reine sapphische und die vierte asklepiadeische Strophe an.

Immer entschiedener entzog sich Klopstock den politischen Betrachtungen. Von den 15 Oden des Jahres 1796 beziehen sich nur zwei auf die öffentlichen Zustände. In einer klagt er, daß die Hoffnung, der Eroberungskrieg werde auf immer schwinden, ihn getauscht, in der andern spricht er die Nothwendigkeit aus, von dem schrecklichen Kriegstreiben den Blick abzuwenden: beidemal bedient er sich sehr ansprechender Einkleidungen. Das Gefühl der Freude, welche ihm die Jugenderinnerungen gewähren, begeistert ihn zu einer eigenen Ode, und in zwei andern stellt er zwei dieser Erinnerungen lebhaft dar, den ersten zärtlichen Eindruck, den ein Mädchen auf den dreizehnjährigen Knaben gelübt, und zwei Szenen aus den mit Glemm verlebten Tagen. Auch hören wir ihn verkünden, daß die Ausübung der Dichtkunst wie früher, so auch jetzt seine Bonne sei. Seinen Messias läßt er über die verunglückte französische Uebersetzung sich beklagen. Der Vorzug der Kunstdichtung vor der Naturdichtung und der selbständigen Dichter vor den bloßen Nachahmern wird in zwei Oden behandelt. Den Eindruck des seelenhaften Gesanges seiner Gattin schildert er anderwärts; auch hören wir ihn die Musik feiern, die unmöglich auf die Erde beschränkt sei, auch im Himmel wohnen müsse. Die hohe Bildsamkeit unserer Sprache erhebt er, wogegen er in einer andern Ode mit Unwillen von den Mißbildungen spricht, welche diese sich unter den Händen der gepriesenen neuen Dichter gefallen lassen müsse. Gegen die kritische Philosophie erklärt er sich mit Bitterkeit. Einmal phantastirt er über das Leben nach dem Tode, der ihn keineswegs in Furcht setzt. Von diesen 15 Oden sind 5

im freien archilochischen, 2 im zweiten asclepiadischen, je eine im alcäischen, im freien alkmäonischen (der zweite Vers hat zuweilen eine Silbe weniger), im klopodisch-sapphischen Maße und in Distichen. Einmal finden wir eine schon 1784 gebrauchte neue Strophenform, ein andermal wieder daktylische Strophen, nach je zwei Hexametern die Verse — — — — — und — — — — —. Eigenthümlich ist in zwei andern Oden die Verbindung eines Hexameters mit zwei oder drei Daktylen und Kretikus

Weniger reich und glücklich floß der Strom lyrischer Dichtung im folgenden Jahre, das nur acht Oden lieferte, unter denen zwei politische, eine an die rheinischen Republikaner gerichtete Mahnung und ein Aufruf an die Franzosen, jetzt endlich das Versprechen zu halten, daß sie keine Eroberungen machen wollten. In einer andern Ode gedenkt er des Genusses, den ihm das jetzt durch das Alter verwehrte Schlittschuhlaufen gewährt habe, wie auch seiner glücklichen Errettung bei einem Durchbruch des Eises. Seiner vorangegangenen Meta sehnt er sich entgegen. Zwei Oden behandeln das Wesen der Freude und des Frohsinns; eine fordert die Kephissos zu selbständigen Darstellungen auf, eine andere deutet auf den Vorzug der deutschen Sprache vor der englischen in Nachbildung der Alten. Die Oden sind theils in Distichen, theils im jambischen, theils im alcäischen, theils im verkürzten alkmäonischen, theils im freien archilochischen Maße, theils in neuen Strophen gebichtet. Auf drei Hexameter folgt einmal der Vers — — — — —

— — — — —, ein andermal auf zwei Hexameter zuerst ein vollständiger, dann ein verkürzter alkmäonischer Vers; eigenthümlicher Art ist eine abnehmende daktylisch choriambische Strophe, wo im ersten Vers die Note — — — — — sich wiederholt, im zweiten, sonst gleichen der Daktylus vor dem zweiten Choriambus ausfällt,

der dritte aus zwei Daktylen und einem Trochäus, der vierte aus einem bloßen Trochäus besteht.

In demselben Jahre arbeitete Klopstock manche bis dahin unterdrückte Oden um, wobei er aber mit weniger Sorgfalt als früher verfuhr, ging die seit 1770 entstandenen sorgfältig durch und unterzog auch die gedruckte Sammlung einer neuen Durchsicht, um die vom Buchhändler Göschen verlangte vollständige Ausgabe der Oden, welche den Anfang einer Sammlung seiner Werke bilden sollte, in möglichster Vollendung zu liefern. Diese erschien in zwei verschiedenen Ausgaben im Frühjahr 1798 (Gleim erhielt den ersten Band schon im März, den zweiten am letzten April), aber nicht ohne mancherlei Druckfehler mit häufiger unrichtiger Bezeichnung des Metrums und andern Mängeln. Die Zahl der Oden beträgt 196, sie sind nach der Reihfolge geordnet, wobei aber mehrfache Irrthümer untergelaufen sind. Die Oden unsere Sprache an uns (vom November 1796) und an die rheinischen Republikaner (vom September 1797) sind absichtlich weggelassen. In den Oden der frühern Sammlung, die manche kleine Aenderungen erfahren haben, ist zuweilen die ursprüngliche Fassung zurückgeführt. Neu erschienen hier von den Jugendoden mit manchen Veränderungen *Salem*, *Petrarca* und *Laura*, der *Abchied*, die *Stunden der Weisheit*, alle auf *Laura* bezüglich und wohl schon 1785 neu bearbeitet (vgl. oben S. 64), die *Brant* und das bloß durch Versehen früher ausgefallene *Rosenband*. Herder begrüßte die Sammlung in einer öffentlichen Anzeige „mit geistvollem und begeisterten“ Wohlwollen, auf welchen Klopstock stolz war. „Kaum hat unsere Sprache“, äußerte er, „ein Buch, in dem so viel lebendiger Laut und Wohlklang in melodischer Bewegung so leicht und harmonienreich tönet wie in diesem. Für Schulen ist es ein wahres Odeum der ver-

verschiedensten Gesangs- und Ausdrucksarten, Stimme und Vortrag
 auf's unterscheidendste zu bilden. Wie Alcibiades zu Athen in
 jeder Schule einen Homer verlangte, so sei in Deutschland keine
 Schule ohne Uebung der Stimme an Klopstock.“ Alle diese Ge-
 dichte seien lyrisch, also Gesang, weshalb man, auch wenn man
 sie sich selbst lese, die Stimme erheben und sie vorlesen müsse.
 „So heben sie sich vom Blatt und werden nicht nur verständlich,
 sondern lebendig, im Tanze der Silben eine Gedankengestalt, sich
 schwingend auf und nieder; in den meisten Fällen aber, vom ein-
 fachen Paut an bis zur vollsten Modulation, werden sie ein sich
 vollendender Ausdruck der Empfindung.“ Ein melodisches Vor-
 lesen werde jedem nicht ganz tauben oder verbildeten Ohre, ohne
 Kommentar, durch bloße Biegung der Stimme, das Verständniß
 eröffnen. Schiller hatte schon 1796 in der Abhandlung über
 naive und sentimentale Dichtung Klopstock einen musi-
 kalischen Dichter genannt, nicht allein in Bezug auf dasjenige,
 was in der Dichtkunst wirklich und dem Stoffe nach musikalisch
 sei, sondern überhaupt in Bezug auf alle Wirkungen, welche sie
 hervorbringe, ohne die Einbildungskraft durch einen bestimmten
 Gegenstand zu beherrschen; alles, was nur außerhalb der Gränzen
 lebendiger Form und außer dem Gebiete der Individualität im
 Felde der Idealität zu erreichen sei, habe dieser musikalische Dich-
 ter geleistet. Wenden wir uns zu Herder zurück, der damals
 gegen Goethe und Schiller arg verstimmt war, so hebt dieser
 weiter hervor, daß Klopstock immer den dem Gegenstand ent-
 sprechenden Ton auf das vortrefflichste inne zu halten wisse. Ein-
 zelne Töne seien die Sprache der Wahrheit und Empfindung, wie
 sie ein Kind ausspreche; in den leirenden sei sein Ton lehrend,
 in den vertraulichen vertraulich, in den strahlenden scharf, in den
 zermalmenden zermalmend „Eben d. e. Verschiedenheit solcher

Umriffe und Schattirungen macht jede Ode zu dem, was sie ist, und das Buch zu einem Museum; denn das Feinste in jeder Sache ist Verhältniß, Maß des Umrisses in jeder Bewegung.“ Endlich spricht Herder von den Gesinnungen, deren sich Klopstock in keinem seiner Werke zu schämen brauche „Seine jugendlichen Gefänge hauchten eine jugendlich paradiesische Liebe; mit dem Händedruck der männlichen Freundschaft schlossen sich andere dem Leser an's Herz; andere belebte Religion und eine heitere, richtige Weisheit. Die hier zuerst erscheinenden Stücke aus dem reifern Alter des Dichters verleugnen ihre jüngern Schwestern nicht; der süße Most ist guter alter Wein worden, im goldenen Becher deutscher Treue, mit griechischen Rosen umlaubt.“ Aber neben Schillers und Goethes Dichtungen hatten diese spätern Versuche Klopstocks einen um so schlimmern Stand, als die Deutschen sich von den politischen Begebenheiten möglichst abzuwenden suchten, und die wenigsten Trieb und Lust fühlten, den tief innerlichen, ein gleichgestimmtes Gemüth und ein feines Ohr fordernden Oden des Dichters des Messias sich voll hinzugeben. Und noch heute ist dieser reiche Schatz unserer Dichtung für die meisten wie versunken, so daß man von Klopstock meist nur die dunkelste, kümmerlichste und einseitigste Vorstellung hat.

Im Jahre 1798 und im Januar des folgenden dichtete Klopstock fünf Oden, von welchen zwei in Jacobis überflüssigem Taschenbuch gedruckt wurden, die andern erst nach des Dichters Tod erschienen. Im März 1798 sprach er es als öffentliche Meinung aus, daß die Machthaber der Franzosen nur alles zu letten und zu unterjochen sännen. Vier Monate später verkündete er, wie er seine Gedanken von dem Greuel und der Verwilderung der Welt abwende, ohne die Hoffnung einer baldigen bessern Zukunft aufzugeben. Diese Oden sind in daktylischen Strophen geschrieben

deren beide ersten Verse Hexameter; in der einen besteht der dritte aus drei Daktylen und Kretikus oder Molossus, der vierte aus der Penthemimeris, in der andern der eine aus drei Daktylen mit Choriambus, der andere aus zwei Choriamben mit zwischentretendem Daktylus. Im September entwickelte er den Gedanken, der Dichter müsse die ihm erscheinende Idee zur klaren Anschauung bringen, wobei er sich der schon im vorigen Jahre angewandten abnehmenden daktylisch-choriambischen Strophe bediente. Dem Januar 1799 gehören zwei Oden an, von welchen die eine den raubhüchtigen Franzosen, welche den Namen der Freiheit so schmähslich mißbrauchen, Verachtung der ganzen Nachwelt, vorher sagt, die andere die Frage aufwirft, warum Gott dieses schreckliche Treiben zulasse, eine Frage, über die er bald im Jenseits aufgeklärt zu werden hofft. Beide Oden sind alcaisch; die zweite, die in Jacobis Taschenbuch erschien, ist in metrischer Hinsicht viel durchgearbeiteter als die nicht zum Ausdruck bestimmte erste.

Zu einer größern Odenzahl (es sind ihrer 13) fühlte sich Klopstock im Jahre 1800 aufgeleitet. Das immer weitere Vorrücken der siegreichen Franzosen drängte ihn zu mehreren scharfen Oden, von denen er aber keine veröffentlichte, wie denn von allen 13 Oden dieses Jahres nur eine in Jacobis Taschenbuch erschien. Im Juli spricht er seinen Abscheu vor der französischen Raubgier aus, die nur England nichts anzuhaben vermöge, und er führt in einer andern Ode aus, wie Frankreich bei allen glänzenden Siegen über die andern Völker sich ewige Schande durch deren Unterjochung bereite. Den Untergang der verheißenen hehren Freiheit betrauert er im August, und in denselben Monat scheint die Ode zu fallen, worin er mit tiefer Erbitterung verkündet, daß die tapfern Schweizer sich unvergänglichen Ruhm erworben, wogegen ihre Befieger, die Franzosen, ewige Schande treffe. Die Deutschen

mahnt er im September, auf ihrer Hüt zu sein, wie es die Britten gewesen, wegen er in einer andern Ode, als ob alles verloren sei, sie anfordert, in ihrer schrecklichen Noth sich an der Erforschung der ewigen Wahrheit und an den Künsten zu erheben. Einmal nimmt er sich vor, endlich der traurigen Gedanken an den verheerenden Unterjochungskrieg sich zu entziehen; als ihn dann in der Einsamkeit wieder die schreckliche Erinnerung daran befallen w. d., sucht er sie zu verschenden. Eine Ode handelt vom wahren Ruhme; die Stimmen des Lobes müsse man nicht zählen, sondern wägen. Einmal fordert er die deutschen Dichter auf, nach dem höchsten Aranze der Darstellung zu streben, da sie in Bezug auf den Gehalt den Alten überlegen seien: ein andermal feiert er die Verbindung der Dichtkunst mit der Kunst, und dieses ist die einzige Ode, die er veröffentlichte. Auch fehlt es nicht an einer Phantasie und einer Jugenderinnerung; er ergötzt sich in dem Gedanken, daß jedes der Gestirne eine Seele habe, und mit tiefer Nührung gedenkt er des Segens seiner Großmutter. Was das Versmaß dieser Oden betrifft, so ist fast die Hälfte (6) in der alcaischen, eine in der klopstockisch-japhyschen Strophe, eine in freien Versen geschrieben; eine zeigt ein früher mehrfach gebrauchtes Strophemaß, während vier andere in daktylischen Stropfen gedichtet sind, die von früher angewandten nur wenig abweichen.

Auch das erste Jahr des neuen Jahrhunderts brachte noch vier Oden. Eine derselben stellt den Vorzug der Dichtkunst vor den bildenden Künsten dar; in einer andern gibt ihm der Anblick zweier Johanniskörner den Wunsch ein, auch er möge einst, wie diese, leuchten; in der dritten spricht er seine auf Alexander I. von Rußland gesetzte begeisterte Hoffnung aus; die vierte und letzte dieses Jahres ist ein Hymnus an Gott, dessen Kenntniß seine Seigheit sei. Mit Ausnahme der letztern, in freien Versen

geschriebenen Ode sind alle alldäisch. Nur der Preis Alexanders ward damals veröffentlicht. So hatte denn Klopstock zuletzt im jugendlichen Czar einen Lichtblick seiner politischen Hoffnung gefunden. Seine allerletzte Ode, vom Februar 1802, eine schöne Vision des jenseitigen Lebens, ist in einer schon vor zwei Jahren angewendeten dactylischen Strophe geschrieben. Am 6. Mai befiel ihn ein bis zum Juli anhaltendes Fieber, von dessen Folgen er sich nie ganz erholen konnte, doch fehlte es nicht an frohen Tagen. Einen solchen genoss er am 6. Februar 1803 im Kreise der Seinigen und weniger Freunde; er schien damals um zwanzig Jahre verjüngt, aber Mitte Februar stellte sich eine immer steigende Erschöpfung der Kräfte ein; am 17. sank er auf das Schmerzenslager, auf welchem er am 14. März, ergeben in des Allerheiligsten Willen, im Hinblick auf Christus, der viel mehr gelitten, sanft verschied. Den Sänger der Religion, der Liebe, der Freundschaft, des Vaterlandes und der Freiheit geleitete ein unabsehbarer Trauerzug, an welchem die in Hamburg wohnenden Gesandten und Geschäftsträger deutscher und fremder Staaten sich freiwillig betheiligten, nach dem Dorfe Ottersen, wo er unter Metas Linde neben dieser und seiner achtzehn Jahre später ihm folgenden zweiten Gattin dem so oft ersehnten Tage der Auferstehung entgegenruht.

Klopstocks lyrische Bedeutung liegt in der ureigenen Wärme seiner Empfindungen, in dem lebendigen Gefühle für Sprache und Rhythmus, in dem Würdevollen und Feierlichen seines ganzen Wesens, und in dem unerrückten Streben die ihm vorschwebende Idee zur lebendigsten Verkörperung in einer so musikalischen wie kraftvoll bezeichnenden Sprache zu bringen. Er war von der Kunst begeistert und hat an die höchste dichterische Ausbildung seine volle Kraft gesetzt. Nie war vor ihm die Dichtung mit

solcher feierlichen, fast priesterlichen Würde aufgetreten, die in seinem ganzen Wesen sich auch äußerlich zeigte. Der Schwung seiner glühenden, freilich durch den Gedanken erst durchgehenden Empfindung übt auf jedes empfängliche Gemüth einen mächtigen Eindruck, doch hat das Streben nach Erhabenheit und bedeutender Wirkung nicht selten den Ausdruck überspannt, so daß das Erhabene in das Platte umschlägt ein Fehler, den er zum Theil mit Pindar und Horaz gemein haben möchte) und die dichterische Entfaltung zuweilen zu einer Hülle wird, aus welcher man nur mit Mühe den eigentlichen Gedankengehalt herausfindet. Bist er hierdurch auch an unmittelbarer dichterischer Wirkung in vielen Fällen bedeutend ein, so bleibt es doch immer eine höchst lohnende Aufgabe, den Gang des Dichters zu verfolgen, der sich ganz in seinen Gedanken verliert und ihm ein entsprechendes Gewand zu verleihen sinnig bestrebt ist, wozu er doch viel häufiger, als man gewöhnlich anzuerkennen bereit ist, Vortreffliches geleistet hat. Nur beurtheile man die schwungbarte Ode nicht nach dem Maßstabe des Podes oder der rührenden Elegie, sondern erkenne bei Klopstock nicht weniger als bei Pindar an, daß man seinem Schwunge zu folgen befähigt und geneigt sein müsse, daß seine Oden nicht bloß mit dem Auge gelesen, sondern vorgetragen sein wollen, wodurch manches zu vollkommener Klarheit und bezeichnendem Wohlklang oder treffender Tonkraft sich erhebt, was sonst unverständlich, hart und starr scheint. Daß es aber auch so an Herken und Bezirungenem nicht fehle, wird man selbst bei der höchsten Anerkennung des Dichters nicht leugnen können. Außerordentlich hat unsere Sprache durch Klopstocks Einführung mancher Freiheiten an frischer Kraft und reicher Beweglichkeit gewonnen, wovon die nachfolgenden begabten Dichter, besonders Goethe, den besten Vortheil zu ziehen wußten, und gerade in dieser treffenden Kraft der

Goethe sich einen von Klopstock bitter vergoltenen Ausfall erlaubt. Klopstock hat nicht allein in der Geschichte der Entwicklung der deutschen Dichtung und Bildung einen auf ewig gesicherten Ehrenplatz, sondern auch heute noch wirkt er durch so viele gehaltvolle, mächtig hinreißende Dichtungen auf jedes unverdorrene Gemüth erhebend und kräftigend, und auch die minder gelungenen bieten eingehender Betrachtung den ausserordentlichen Stoff, nur darf man sich einige Mühe bei dem Einfahren in diesen reichen Schatz nicht verdrüßeln lassen. Möge es mir gelingen sein, nach den schätzbaren Vorarbeiten besonders von Delbrück, Beterlein und Gruber, einen dem Bedürfnisse und dem heutigen Standpunkte der Erklärung entsprechenden Beitrag zur Aufklärung seiner Oden zu liefern! Unverständiges Abschreiben solcher, die weder von der Schwierigkeit der Aufgabe noch von dem zu erreichenden Zwecke und den dazu aufzuwendenden Mitteln eine klare Anschauung besitzen, denen jede Ahnung von strenger Methodik und den Erfordernissen eines mehr als oberflächlichen Verständnisses abgeht, haben unsere Erläuterungen nicht unangefochten gelassen*), aber bei denjenigen, denen es Ernst um das Verständniß des schwierigsten unserer deutschen Klassiker, ist ihnen freundlichste Aufnahme und glücklichste Verwendung zu Theil geworden. Der neuen sorgfältig durchgesehenen Auflage sind besonders die von Lappenberg herausgegebenen „Viere von und an Klopstock“ zu Gute gekommen.

*) Vgl. die Abwehr dieses so gewissenlosen als unverständigen Treibens in Herrigs Archiv XXII, 348 ff. Noch viel unverständiger ist der Angriff eines Herrn Noire, der jetzt auch in deren sogenannten Pädagogischen Skizzen zu lesen ist, zum deutlichsten Beweise, daß derselbe weder methodischer Auslegung eine Ahnung noch eine irgend eingehende Kenntnis Klopstocks besitzt, dagegen einer großen Gabe, das Einfachste schäferhaft mitzuzerlegen, und der leichtfertigen Annahme, die leeren Albernheiten vorbringen sich errent.

1. Der Lehrling der Griechen.

Im umgekehrten zweiten alexiadischen Maße (oben S 11)*) Wir kennen diese 1747 gedichtete Ode, die älteste aller, nur in der spätern, ohne Zweifel wesentlich veränderten Bearbeitung, welche die erste Ausgabe bietet.**) „Wer Dichtertalent besitzt und an den unvergänglichen Werken der Alten sich genährt hat“, dieß ist der Inhalt des Gedichtes, „der wird sich nicht vom Feldherrnarubin reizen lassen, aber er wird auch nicht nach gewöhnlichem Beifall verlangen, sondern den Alten nachzusehn, um gleichen Ruhm bei der Nachwelt zu erlangen, beglückt, wenn eine zu wahrhafter Würdigung eines Dichtwerkes gebildete Freundin ihm nachzufühlen vermag.“ Wie dem Dichter am Anfang Horazens Ode an Melpomene IV, 8 vorschwebt, so am Schlusse das Ende der ersten Ode an Mäcenat (I, 1). An die Stelle des kaudigen Freundes Mäcenat tritt die „denkende“ (in den Sinn des Dichters eindringende) Freundin im Gegensatz zu der „nur schönen Frau“, die, wahrer Würdigung unfähig, nur nach Liebesneigung oder Laune einem Gedicht zulächelt. V 23—28 bilden den ein-

*) Im letzten Verse ist künftger zu schreiben.

**) Erst in der zweiten Ausgabe schrieb Klopstock V 18 „bang bei dem“ statt „bänger beim“, V 25 „der des Bewunders voll“ statt „welcher bewunderungsvoll“, V 37 „Lied“ statt „Vers“.

Klopstock kannte ihre Briefe aus einer 1745 erschienenen Uebersetzung.

V. 29—38. Der von ihm ersehnte Ruhm. — V. 29. Thranen, der Racheiferung, wie sie Klopstock dem Homer und Virgil geweint hatte. So nennt er seinen Messias Ode 9, 7 „die Frucht von seiner Junglingsthräne“. Vgl. zu Ode 18 Str. 3, 1. V. 31 f. Der Werth der Klassiker dauert durch alle Jahrhunderte, versiegt nicht im langen Laufe eines Jahrhunderts, wie so manche Erscheinungen nach wenigen Jahren ganz vergessen sind. — Bei V. 33 f. schwebt wohl das horazische Wort der ersten Ode vor: *Mo doctarum hederæ præmia frontium dis miscent superis*. — Der Stolz, den falsches Lob verblendete, so daß er von Unsterblichkeit träumte; der Ausdruck ist freilich dunkel. Andere dachten hier an den Eroberer. — Dem falschen Lobe stellt der Dichter V. 35—38 in einer sinnig zarten Wendung den wahren, aus dem Herzen und reiner Würdigung fließenden Beifall entgegen. Vgl. Prop. II, 10, 11—14 (*Mo iuvat — tatus ero*). Bei träumte und that schwebt die ganze bisherige Erfahrung vor; dieser aoristische Gebrauch des Imperfectum ist in den alten Sprachen weit verbreitet, während hier im Deutschen meist das Præsens eintritt.

2. Wingolf.

Dieser pindarische Preisgesang auf Klopstocks gleichstrebende Lehrer und Freunde, sein erster Versuch in der alcäischen Strophe, erfutrt im Jahre 1767, abgesehen von den nothwendigen prosodischen Aenderungen, die vollständigste Umbildung (vgl. oben S. 56 f.).

besonders wurden alle Hindeutungen auf die griechische Mythologie in das Nordische übertragen, nur ließ er im sechsten Liede absichtlich Ebert seine Hindeutung auf den aus Horaz genommenen Pyäus, den Sohn des Zeus, ja auch im ersten behielt er den Vergleich mit Orpheus und die Beziehungen auf Horaz, Cicero und die Scipionen bei, wodurch das Ganze ein etwas buntes Aussehen erhält. Die hereingebrachten nordischen Gottheiten sind bloß bairische Namen und entsprechen nur zum geringsten Theil den griechischen, an deren Stelle sie getreten sind. Auch ist es irrig, wenn Klopstock Wiegolf zum „Tempel der Freundschaft“ macht, da dieser vielmehr die allen guten und gerechten Menschen in der erneuerten Welt bestimmte Freudenwohnung ist, die gewöhnlich Gimil heißt. Walhalla ist die Halle des Kriegsgottes Odhin, worin dieser mit den in der Schlacht gefallenen Helden (diese heißen Wal, er selbst Walvater) haust. Schon Herder bemerkte, das „große pindarische Gebilde“ Wiegolf scheine ihm in seiner neuen correctern Form weniger Jugend und Naturgeist zu athmen als in seiner alten griechischen Gestalt. Ursprünglich war das Gedicht an meine Freunde überschrieben, und nicht in acht Lieder getheilt.

Nachdem der Dichter sein Lied als ein schwungvolles bezeichnet (Str. 1-5), fordert er es auf, von seinen zum Tempel der Freundschaft geladenen leipziger Freunden zunächst den eben nahenden, für Freundschaft begeisterten Ebert, damals wohl die Seele des leipziger Dichterbundes, herzlich zu empfangen. Ebert wundert sich, wohn der Dichter ihn berufen, worauf dieser seinen sehnsüchtigen Wunsch ausspricht, alle verbundenen Freunde jubelnd hier zu umarmen. Im zweiten Liede kommen zunächst hintereinander Gramer, Gisele und Diabener, von denen der Dichter einen nach dem andern antedet, ohne Andeutung eines unmerk-

oder äußern Ueberganges. Das dritte Lied führt vorab Gellert ein, dessen zartes, sanftes, geistvolles Wesen schon der sinnige Eingang verkündet; an ihn schließen sich zwei andere Freundschaftspaare an. Aber plötzlich reißt den Dichter die Freundschaftsbegeisterung hin, auch der künftigen Freunde und der einstigen Geliebten zu gedenken; und als er den von Sehnsucht thränenden Blick erhebt, schweben abwesende Freunde seinem Auge vor, zunächst Gärtner, den er nur kurze Zeit in Leipzig gesehen, dann aber Hagedorn und Johann Adolph Schlegel, begabte, mit seinen Freunden verbundene Dichter. Klopstock bedient sich zum Uebergange der Anekdote an Gert, den er im siebenten Liede statt seiner den nahenden Hagedorn empfangen läßt. Zuletzt begeistert ihn der Gedanke, daß er mit seinen eben eingeführten Freunden wohl bestimmt sei, eine neue, goldene Zeit der deutschen Dichtung herbeizuführen. Der Einkleidung in eine Einladung in den Freundschaftstempel fehlt es an rechtem, das Ganze ungezwungen zusammenhaltendem Leben; ist es doch, als ob die Freunde, nachdem sie erschienen sind, fast nicht mehr für den Dichter da seien, nur Gert tritt noch ein paarmal hervor. Auch die Unterscheidung zwischen den in Leipzig noch anwesenden Freunden, dem schon weggegangenen Gärtner und den in Verbindung mit dem Bunde stehenden beiden Dichtern Hagedorn und Schlegel ist nicht besonders glücklich, und wir würden zur künstlerischen Abrundung gern mehrerer der leipziger Freunde entbehren, denen Klopstock selbst keine dichterische Begabung beilegt.

Erstes Lied. Den kühnen Schwung des ihm willenlos hinreißenden Gesanges bezeichnen die beiden ersten Strophen. — Str. 1, 1 f. Gnâ (der Name soll die hochfliegende bezeichnen) fliegt auf ihrem Hofs Hochfahr durch Luft und Wasser. — Idunâ In der Edda heißt es: „Idunn (Brags Frau

verwahrt in einem Gefäße die Äpfel, welche die Götter genießen sollen, wenn sie altern; denn sie werden alle jung davon.“ — V. 3 f. Der Stolz auf die Freunde begeistert das Lied, daß es kräftig daherrauscht, wie die Lieder der Varden*); denn nach einem damals gangbaren Irrthum hielt er die Kelten für echte Deutsche und schrieb den Deutschen die eigentlich celtischen Varden und Druiden zu. — Str. 2 zweifelt er nach, ob das Lied sich in die begonnene Strophenform fügen werde. — V. 5 f. Haingesang. Der Hain, der Eichenhain, ist unserm Dichter das Symbol der hardischen, wie der Hügel (der Helikon) das der griechischen Dichtung. Daher nannten sich die jungen gottinger Dichter der Hain. Im Haine denkt er sich hier den Tempel der Freundschaft. Auch steht hier der Quell Mimer. Macphersons Ossian erschien am Anfange der sechziger Jahre; der Dichter sollte nach ihm in keinem bestimmten Versmaß, aber in bezeichnenden Rhythmen gelungen haben. Im Sommer 1769 schrieb Klopstock an Gleim: „Macpherson, der Retter des Varden Ossian (Ossian war deutscher Abkunft, weil er ein Kaledonier war, wird mir, und, wie ich hoffe, nun bald, die eisgraunen Melodien zu einigen lyrischen Stellen des großen Dichters schreiben. Mit Hülfe dieser Melodien denk' ich das Silbenmaß der alten Varden herauszubringen“** — V. 7. Den Uller, eigentlich die winterliche Seite

*) Statt „wie Gna im Fluge“ hieß es früher „wie Hebe fühl' und“, V. 2 f. „Wie mit dem goldnen Räder Fatonens Sohn, Ueberblich sing' ich“, V. 4 „in mächtigen Dithyramben“. Das Lied soll nach Art der Dithyramben, der im rauschenden Larm den Weingott Dionysos feiernden Chorgesänge, sich ungestüm ergehen. V. 2 hatte die erste Ausgabe „Jdunens“.

**) Ähnlich äußert er sich gegen Ebert, dem er bemerkt, das, was er vom isländischen und angelsächsischen Silbenmaß wisse, reiche nicht aus, den Unterschied des Rhythmus der „germanischen Völker“ von dem griechischen genau zu bestimmen.

Odhins, nennt die Edda als Jagdgott mit dem Bogen von Eibenholz und als Schlittschuhläufer.*)

Str. 3—5. Sein Lied strömt voll mächtiger Triebkraft aus der Tiefe seiner Seele begeisterungsvoll hin. — V. 9—13. Die Veranlassung zum Vergleiche bot die Stelle des Horaz vom Sange Pindars (IV, 2), doch ist derselbe ganz frei in eigenthümlicher Form durchgelitert. Statt zu sagen: „So gewaltig, wie der Hebrus hinerte, als er das von den Bacchantinnen abgerissene Haupt des Orpheus und dessen Leier trug“ (Ovid. Met. XI, 51—53, eine von Klopstock sehr bewunderte Stelle), schildert er zuerst, wie die Leier im Strome schwimmt, und gedenkt dann erst des hinter ihr schwimmenden Hauptes. Das V. 13 zwischentretende „So floß der Hebrus“ wirkt erlöstend. Dem Dichter war es nur um ein prächtiges Bild zu thun, daß er über Gebühr ausführte, um die Gewalt der Dichtkunst anzuzeigen. Daß der Hebrus, welchen Horaz als kalten, winterlichen Strom bezeichnet, schneller floß, als er des Orpheus Haupt und Leier trug, ist eine Erfindung des Dichters. Ueber die Gewalt der Leier des thrakischen (wie Thrazier wurden für germanisch gehalten, und die Kelten für Germanen) Sängers vgl. Hor. carm. I, 12, 9—12, der geschmackvoller als Klopstock nicht die Felsen hinter ihm einkerschanken und von den höchsten Spitzen herabkommen läßt.**)

*) V. 5 stand ursprünglich „werden, o Lied, oder“, V. 6 f. lauteten: „Ununterwürgt, Pindars Gesängen gleich, | Gleich Zeus' erhabenem, trunkenem Sohne (Bacchus)“, V. 8 „aus der schaffenden Seele taumeln“

**) Ursprünglich ließ es V. 8 „walzten sich ablerischell“, V. 10 „mit Orpheus' Leier“ und „haine“, V. 12 „und himmelab wandeln“. Bei Schiller Ged. 6 Str. 3, 2 springen hinter Orpheus' die trunkenen Fichten. Vgl. auch Schillers Ged. 21 Str. 23

Schattenbesänftiger*) deutet auf die Gewalt seiner Feie hin. Vgl. Hor. earm. III, 11, 15—24. Virg. Georg. IV, 471—484. Wie wenig er sich um den nüchternen Kritiker und Worterklärer (Glossatoren, Scholien) kümmere, der ihm nicht nachkomme, deutet er zum Schlusse der Einleitung an, was kaum der Würde der Stelle angemessen sein dürfte **).

Str. 6 steht er nun Ebert, als Bardendichter mit Eichenlaub bekränzt, in dem Haine herankommen und den Tempel betreten. Sein Lied muß ihn willkommen heißen ***. Nachdem der Dichter sein langes Warten auf ihn angedeutet, er bezeichnet ihn als Liebling der Göttin der Freundschaft†), hebt er Eberts Beschäftigung mit den griechischen, römischen und englischen Dichtern hervor, um dann zu dessen eigenen deutschen Gedichten überzugehen, denen er ihn am liebsten seine Zeit widmen sieht, wie er gerade jetzt thut, wo er begeistert ihm entgegentritt (Str 7—13). Daß Ebert erst am Schlusse bei seinem Namen bezeichnet wird, schadet wenigstens der Deutlichkeit, wenn es auch der leidenschaftlich freudigen Spannung des Dichters entspricht. Die griechische

*) Früher stand dafür „großer Unsterblichkeit“, wie B. 15 „blut.g.“ statt „voll Blut“, B. 16 „Getos“ ungestümer“.

**) B. 17 lautete ursprünglich: „So floß der Fluß, des Ozeans Sohn, daher“ B. 18 hieß es „ernst“ statt „stark“, B. 19 f. „der es unbegieret, richterlich und philosophisch höret“.

***) Frühere Lesarten sind B. 21 f. „mit festlichen, entgegengehenden hohen Begrüßungen“, B. 23 f. „Der dort an dieses Tempels Schwellen, Göttlich, mit Lieben umlaßt, heranktritt.“ Die erste Ausgabe hatte B. 21 „noch kein seuchen“.

†) Pan ist nicht sowohl Göttin der Freundschaft als die Metterin aller in Gefahr Schwebenden. B. 23 hieß früher „Dein Priester wartet, Sohn der Olympier“, wodurch er als Dichter bezeichnet wurde, B. 26 stand „bleibt“.

Dichtung wird nur kurz berührt*), dagegen verweilt die Frage länger bei Rom, dem unvergänglichen Ruhme Virgils und bei England, dessen Volk als urdeutsches bezeichnet wird. Ebert hatte sich vorzüglich mit römischer und englischer Literatur beschäftigt, sich auch in Uebersetzungen aus diesen Sprachen versucht. — V. 29 ist Scipionen Dativ; Horaz und Cicero sprachen und dichteten, um den Verfall so edler Römer wie die Scipionen zu gewinnen, waren aber auch zugleich auf ihren Nachruhm bedacht.**) Bei Virgils Streit mit dem Kapitol um die Unsterblichkeit schwebt die Klopstock so geläufige Stelle Aen IX, 448, 449 vor und das Wort Popes, der junge Maro habe in seinem grenzenlosen Geist ein Werk erfunden, das Roms Unsterblichkeit überdauern solle. Das Kapitol war, wie alle Tempel, aus Marmor. Daß es bereits einmal abgebrannt, durch Catulus wieder hergestellt war (Tac. Hist. III, 72), durfte Klopstock übersehn — Str. 9 gibt die weitere Ausführung.***) Treffend wird das Verwehen der letzten Spur bezeichnet. Vgl. Hor. epod. 16, 11. Ode 46, 4. Auf dem

*) Statt des Achäerhamus (der thrakische Musenberg des Orp. euk., nach Herodotus I, 12) stand früher Pindus der Griechen, den Horaz a. a. O. neben dem Helikon und Hamus nennt.

**) Früher lauteten die Verse. „Wo Zeus und Flaccus nebeneinander, Mit Zeus und Flaccus Scipio donnerte“, nach „nebeneinander“ war dort ein einfüßiges Wort (wo) ausgefallen. Klopstock wollte sagen, Zeus und Horaz hätten fast in gleicher Ehre gestanden, Scipio habe wie Zeus und Horaz (man denke an denen politische Oben) als Redner gedonnert. Die erste Ausgabe hatte V. 30 „redt“ statt „sprach“.

***) V. 32 stand „göttlich“ statt „mutig“, V. 33 „stolz mit Verachtung“, V. 34 f. „Von Zeus' Palästen: Erst warst du Trummer sein Dann Staub, dann des Sturmwind's Gespieler“ — Die starken Formen, wie sicheres V. 33, deutsches V. 39 statt sichern, deutschen, hat Klopstock durchweg in der zweiten Ausgabe gereicht. V. 32 sah man auch das gemeine „kannte“ gern geändert.

Kapitol befand sich das Standbild des Donnerers Jupiter. — Albion war als Name Britanniens (an einen Gott oder Ahnherrn Albion ist nicht zu denken) schon den Alten bekannt. *) — Bö gern herüber (nämlich zu kommen). Ebert hatte Klopstock warten lassen. — Str. 11. Ueberall bewährt Ebert sein schönes Gefühl. Die Wiedererwähnung des Hämus möchte man doch vermieden sehn. **) — Braga. In der Edda heißt es: „Bragi ist berühmt durch Beredsamkeit und Wortfertigkeit und sehr geschickt in der Skaldenkunst, die nach ihm Bragr genannt wird.“ — Zur Telyn vgl. Klopstocks Note. Die alten Barden begleiteten ihre Lieder mit der Harfe, die Chrotta, irisch Cruit oder Clarseach, hieß. — Mimer ist keineswegs „der Quell der Dichtung und der Weisheit“, sondern die Quelle der Weisheit und des Verstandes gehört dem Riesen Mimir an, der voller Weisheit ist. ***) So steht auch Lied 5 B. 18 richtig Mimers Quelle. —

*) Die Beziehung auf die Einwanderung der Angelsachsen ist später eingefügt. Ursprünglich lautete die Strophe wunderbar: „Wie oder kommst (so immer statt kommst, ebenso kommt) du von der Britannier | Eiland herüber? Götterkolonien | Sendet vom Himmel Gott den Britten, | Wenn er die Sterblichen dort beseelet.“ „Mit (statt „auf“) der Woge“ setzte Klopstock in der zweiten Ausgabe.

**) Ursprünglich lauteten B. 43 f.: „Lieb vom Homer und lieb vom Maro, | Lieb von Britanniens Göttereiland.“ Das jetzige sehr lieb in der Mitte ist auffällig. B. 41 stand „mir kommst du stets gewünscht“ und B. 42, wie oben B. 25 „Sohn der Olympier“.

**) Ursprünglich ward hier der Trinklieder Eberts gedacht. Str. 12 hieß es: „Wenn du trunken und weisheitsvoll | Von Weingebirgen, wo die Unsterblichen | Laumelnd herumgehn, wo die Menschen | Unter Unsterblichen Götter werden“, Str. 13: „Schon hat der Nebengott | Sein hohes geistervolles Horn über dich | Reich ausgegossen, Eban schaut dir, | Ebert, aus hellen verklärten Augen.“ Str. 14 fehlte ganz. B. 52 schrieb die zweite Ausgabe „entzündtem“ statt „entzündten“.

Str. 14 spricht Evert, der verwundert das, was er vor sich sieht, für eine bloße Phantastie seiner begeisterten Einbildung hält *) — Ueber Tansana vgl. Tac. Ann. I, 51. Wie am (Vache Dirce, durch die Zaubermacht der Feier. Hor. A. P. 394—396. — Str. 15. Auffallend ist in Klopstocks Erwiederung die Erwähnung des Blumenstreuens, das nicht bildlich auf das folgende Lob der Freunde bezogen werden kann. Hier, wie auch sonst, ist dem Dichter die Umbildung des Ursprünglichen nicht gelungen.**)

Zweites Lied Str. 1. Die geladenen leipziger Freunde kommen nun hintereinander, was Klopstock freudig seinem Evert verkündigt Str. 2—5. Zuerst erscheint Cramer, dem Pragas Gattin vorangeht (die Feier ist Klopstocks That)***), als begeisterter Barde. Leider hat Klopstock sich verleiten lassen, weil Cramer sich später eben als Opfer nicht bewahrte, hier die Fundamentierung auf Cramers 1749 erschienene Ode die geistliche Veredelsamkeit einzuschreiben†), da dieser später sich in geistlichen Tönen besonders auszeichnete; aber dann hätte auch das folgende durchaus geändert werden müssen, ja Cramer verlore dadurch das Recht, an erster Stelle hervorzutreten, als geliebtester Jünger der Iduna.††) — Glasor. In der Edda heißt es: „In Asgard

*) Die erste Ausgabe hatte wohl durch bloßen Druckfehler „bescho. ist“ und „was seh (statt „seh“) ist?“ dann B. 55 „an Dirce“.

**) B. 57 stand früher „Ihr streute, Freund, mein Genus Nebenlob“. B. 59 „Wie in der Elvader (Elfvær) Feldern“, B. 60 „den Klügeln“.

***) Früher lautete die Stelle „geht Polyhymnia mit ihrer hohen Tönen den Feiern vor“. Warum ist die Feiern nicht auch hier zur Tönen geworden?

†) Im Jahre 1749 gab er dessen Ode die Auferstehung den ersten schiedenen Vorzug, so daß er an Bodmer schrieb, er werde Cramer in Zukunft nur „den Verfasser der Auferstehung“ nennen.

††) Iduna kann sich nicht enthalten, mit Entzücken auf ihn zurückzuschauen. B. 4 stand ursprünglich „Wie auf den hohen Olymp“. Das jetzige „In

vor dem Thor Walhalls steht ein Hain, Glaser genannt, dessen Blätter aus rothem Golde bestehen. — Es ist das schönste Holz unter Göttern und Menschen.“ — Den Schwan, der bei den Alten seines Gesanges wegen zum Sinnbild der Dichter wird, hat Klopstock hinzugethan; ursprünglich stand hier der auf dem Bepter des Zeus schlafende, durch die Feiert aufgeweckte Adler, nach Vanders erster pythischer Ode (V. 23 ff)*). — Trainers begonnenem Heldengedichte Hermann willsagt er unvergängliches Leben, wobei er nicht unterläßt, ihren ganzen Dichterkreis als Varden der Zukunft in stolzem Selbstgefühl zu bezeichnen**), und die Kraft ihrer Lieder dadurch besonders zu erheben, daß sogar der Geist des in der Zukunft gegen die Deutschen fallenden Eroberers voll Bewunderung auf sie horcht.***). Die folgende Strophe mit Beziehung auf Trainers verstorbene Braut, die Tochter seines Hauswirthes Radike zu Leipzig (Klopstock hatte in demselben Hause gewohnt), war früher viel passender als jetzt, wo

liegt nahe, da der Tempel Wingolfs im Haine gedacht wird. Im siebenten Liede ist der Hain „am Wingolt“.

*) Die Strophe lautete früher: „Sing, Freund, noch Hermann. Jupiters Adler weht. Dein Lied von Hermann schon zu Entzücken auf. | Sein Rittig wird breiter, der Schlummer | Wölft sich nicht mehr um sein feurig Auge.“ Jetzt beschreibt der Dichter, mit welchem Entzücken der Schwan dem Sange folgt.

**) V. 9 stand früher „wenn sie“ statt „singer“, V. 10 „die Varden! Künftig in Schlachten singt“, V. 11 f: „Die wird dein Lied hoch im Getöse Eiserener Kriege gewaltig singen.“

**) V. 16 war die frühere Lesart „der flüchtige“. Ausgefallen ist jetzt die auf Trainers religiöse Oden „an den Erlöser“ und „auf die Auferstehung“ deutende Strophe: „Izt reißt dich Gottes Tochter, Urania, Allmächtig zu sich. Gott, der Erlöser, ist; Dein heilig Lied. Auf! segn' ihn, Waise, Segn' ihn zum Liede der Auferstehung.“ Vgl. S. 94f.

sie besser wegfiel. *) Cramers Braut Johanna starb an der Schwindsucht; ihren Tod besang Gisele; auch andere Gedichte auf sie brachten die neuen Beiträge. Vgl. Klopstocks Oden an Ebert und der Abschied, oben S. 16.

Str. 6 9 Den hinter Cramer kommenden Gisele empfängt er seltsam genug mit einem Rosenstrauch, den ihm ein Mädchen für ihn gegeben, das heute noch über sein Gedicht die Schmerzen der Liebe Thränen vergossen Statt des aus Catull genommenen Namens der Lesbia setzte der Dichter erst in der zweiten Ausgabe den deutschen Namen Velleda, der aber hier nicht die aus Tacitus bekannte Priesterin bezeichnen soll. **) — Der sanfte, stille Gisele erwiedert nichts, aber in seinem freundlichen Lächeln spricht sich das innige Gefühl der Freude über eine solche Anerkennung aus. — Die ganz eigene Bärtlichkeit, mit welcher Klopstock Gisele liebt, und das Bewußtsein ihrer Seelenverwandtschaft erhält in Str. 7—9 den tiefempfundesten Ausdruck ***) Sein Geist wird im Tode nicht eher scheiden, bis Gisele ihn besungen; seltsam aber ist es, daß Klopstocks Schutzgeist des betäubten Gisele Schutzgeist werden soll, als ob dieser keinen eigenen gehabt; auch geleitet der Schutzgeist nach gangbarer Vorstellung den Sterbenden hinüber, während er hier bei Gisele zurückbleiben, dem entziehenden Geiste nicht folgen soll. Vgl. Ode 7, 63 ff.

Str. 10—13. Ohne Uebergang schließt sich das Lob Rabeners

*) V. 17 hieß es früher „Toch, Freund, du schweigst“, V. 18 „starrst du, göttliche (die erste Ausgabe hatte „bärtliche“) Madon“, V. 20 „Heilig und sanft wie ein Sabbath (wattis)“

**) Auch schrieb er hier erst V. 9 „genügt“ statt „benetzt“.

**) V. 30 stand früher „soll“ statt „wird“, V. 31 „dreimal dich“ V. 32 „der zweiten Ausgabe findet sich V. 35 „der schreibt“ statt „beim Abschied“

als Satiriker an, dem Klopstock gleich Horaz und Swift Unsterblichkeit verspricht. Daneben hebt er seine herzliche Gutmüthigkeit und lebenswürdige Heiterkeit hervor, die sich auch in seinem Antlitz ausdrückt. — Str. 11. Die Thoren mögen stets ihn scheuen und seinen Angriff fürchten, er aber wird durch diesen Haß sich eben so wenig als durch ihr Schmeicheln bestimmen lassen, von Verfolgung der Thorheit abzulassen *) — Str. 12 f. Der Vers „Stolz — aus“, d. i. alle Thoren, ob sie nun stolz oder demüthig sind, bessern sich nicht**), ist als Einwurf zu fassen, auf den Klopstock im folgenden erwidert, indem er auf die Zukunft hinweist, wo es ihm sicher an Erfolg eben so wenig wie jetzt fehlen werde. Unter den Narren hebt er besonders die philosophischen Schwäger hervor, gegen welche sich Rabeners Eriott häufig wandte.***

Str. 14 weist er als vorschauender Dichter ihn der Unsterblichkeit, welche ihn als gerechten, leidenschaftslosen Satiriker ehren werde. Es schwebt hier ein Tempel der Unsterblichkeit vor, worin Ehrenbüsten aufgestellt werden. Statt Horaz hatte Klopstock früher den seiner Schärfe wegen wohl besser passenden Lucian gesetzt; aber

*) Früher hieß es V. 37 „Hasser der Thorheit“, V. 41 „stets“ (statt „nur“ und „dem Thor bist du“, V. 42 ff. „Stets fürchtbar“ „Fach“ ist ohne Barmherzigkeit, Tod! Laß kein unterwürfiges Fachen, Freund, dich in strafenden Borne führen“ In der ersten Ausgabe stand V. 42 „Eheuch sie, wenn du noch schweigest, schon“ „Jren“ statt „führen“ V. 44 brachte erst die zweite Ausgabe.

**) Ganz neu ist „ausarten“ gebraucht, da hier von der Vesserung durch darauf zielende Mittel die Rede ist.

**) Die frühern Lesarten waren V. 45: „Stolz und demüthig ist der Thor lächerlich“, V. 46 „wollst auch der Narren Zahl“, V. 47 „Stets; wenn zu ganzen“, V. 48 „Welt bedekten“, V. 50 „Und weisen Völker scharten ihn“, V. 52 „die wir prophetisch sehn, feierlich preisen.“ Der letztere Vers lautete in der ersten Ausgabe „die in der Fern dich erwarteten, fingen.“

auch Horaz war ja persönlicher, mit Bitterkeit spottender Saurier, wie Habener me. — Swift nennt seine Pferdemenschen, die keine Religion und Tugend kennen, aber vernünftig und glücklich leben, *houyhnhnms* *)

Drittes Lied. Daß der Sang bei Gellert sanfter klingen soll, dürfte nicht besonders bezeichnend sein, da er ja auch schon im vorigen Liede Str 5—9 wehmützig genug floß und auch in dem Lobe Habeners sich nichts Ungefügiges zeigt. Man wünschte die sittliche Richtung Gellerts hier gleich am Anfange hervorgehoben.**) Gellert war von schwerer, schwermüthiger Natur, heute aber kommt er heiteren Sinnes. — Die edle, durch Gellerts Haben wehende Sittlichkeit bezeichnen V. 5—13. Der V. 7 f. schweift dessen Erzählung vor (Zabeln II, 13), wie die Gemahlin Ludwig XI. einst den im Vorzimmer auf dem Stuhle eingeschlarenen Dichter Clartier geküßt ***) — V. 13 geht er auf Gellert als Führenden über, wobei er der rührenden Wirkung gedenkt, die eine im Garten spielende Szene in einem Lustspiel auf ihn geküßt. Ich weiß nicht, welches Stück gemeint ist; freilich bezieht man die Stelle†) gewöhnlich auf die zarischen Schwestern, wo die

* V. 53 stand früher „Du Nachwelt wende dich“, V. 54 „Du vergangen bin und zu Erwitlen bin“, V. 55 „Hier sollst du Freund“

** V. 2 stand früher „aus Narorens“, V. 3 f: „Der Morgenstau n aufsteht, dort kommt er, Heiter, mit lachender Stirn.“

*** Die frühern Versionen waren V. 10 „die Kaunz“, wo also der Name als allgemeine Bezeichnung der Gelehrten stand, V. 11 „wir oft“, V. 13 „Kaunz“ statt „Julie“ Abkürzung von Cäcilie, zur Bezeichnung eines kleinen Mädchens! Vgl. Alaphonds Brief an Cäcilie Anbrecht vom 20 October 1777.

† Auch hier ist die frühere Fassung mehrfach geändert. V. 13 stand früher „Die Tugend Freund“ (statt „Des Herzens Reth“, V. 14 „Niemand allmächtig! Als Du Da die zwei edlen Schönen Soll von gelagter u. l. St., Viel tausend Schönen ewig unachahmbar, (Unter die

eine der andern „großmüthig die Erbschaft abtrete“, aber in diesem Stücke findet sich gar kein Gespräch der „in die Blumen sich setzenden Schönen“, und wenn Zulchen auch die Erbschaft mit der Schwester und dem Vater theilen will, wie sie in Gegenwart der Schwester und ihres Geliebten, aber nicht im Garten erklärt (II, 19), so ist sie doch weit entfernt, ihr großmüthig die Erbschaft zu überlassen. Und wo wäre hier die Großmuth der andern der beiden zartlichen Schwestern? Unmöglich hätte Klopstock bei jener Szene Thränen der Entzückung vergießen können. Auch in den übrigen bekannten Fußspielen Gellerts findet sich keine ähnliche Szene.

Str. 7 f. Die beiden auf Elde und Kühnert bezüglichen Strophen fehlten in der dem ersten Drucke zu Grunde liegenden Abschrift, woher wir ihre frühere Fassung nicht kennen.* Elde, der sich der Arzneuwissenschaft widmete, war ein scharfer Kopf, der mittelmäßige Menschen und Schriftsteller nicht leiden mochte. In seiner Wohnung fanden die Zusammenkünfte der Freunde statt. Kühnert war ein etwas grillenhafter, von einem Zustand in den andern launisch herüberschwankender Charakter. — Zweifler deutet auf religiösen Zweifel; denn es wird in Gegensatz zum Philosophen gestellt. Die Strophe enthält drei Gegensätze; bei dem letzten findet wieder eine Ueberlung statt; bald war er ein Menschenfreund, bald konnte er für Freundschaft sich begeistern oder selbst Dichter werden. Die eisernen, silbernen und goldenen Zeiten (zu den letztern soll er jetzt zurückkehren) beziehen sich auf die bezeichneten wechselnden Zustände.

Blumen ruhig sich setzten „Da weint' ich, Freund, da flossen Thränen“, V. 21: „Da fand ich betend, ernst und gedankenvoll“, V. 24 „Die dich hervorzuheben stark hab.“

*) In der ersten Ausgabe stand V. 35 f.: „zu des Miltens Und zu der Zeit des Homer zart.“

Str. 9 f. Endlich kommen sein Vetter und Stubengenosse Schmidt, gleich ihm Dichter, und der diesem besonders befreundete Nothe, ein heller Kopf und freundlich geselliger Mann, ein Freund französischen Witzes und Geistes. Vgl. Ode 5, 41 f. *) — Der mir gleich ist erhält seine Erklärung in den unmittelbar darauf folgenden Worten. **) An J. A. Schlegel schrieb Klopstock im Jahre 1748, er komme „unterweilen Ebert etwas gleich“. Die Bezeichnung der mir gleich ist fand Goethe unendlich komisch, und er pflegte nach dieser Stelle den in Weimar dort im geheimen Conseil mit ihm wirkenden Schmidt scherzhaft Schmidt, der mir gleich ist, zu nennen. Schmidt wollte als leipziger Student im Wettstreit mit Klopstock ein Gedicht über das Weltgericht ausführen. Vgl. die Ode die Stunden der Weihe V. 31 f. In einer verlorenen Ode an Schmidt sang Klopstock:

Schau, Freund, mit mir auf unsrer Jugend
Härtl die Freundschaft zurück und fühle,
Was du da suchtest, als in Umarmungen,
Die, uns zueinander, der im Olympus sah,
Dem groß's Herz mehr deinem Freunde
Als nur gesungene Freundschaft wehte.

Sein heiterer Geist neigte sich mehr zum leichtern Liede hin, worin er große Fertigkeit besaß; schon 1751 schrieb er von Klopstock, „er weint und klagt noch, schießt in die Ewigkeit und fühlt für uns zu hoch“. Vgl. Ode 15, 3. Später nahm ihn ganz das praktische Leben in Anspruch; er kam nach Weimar, wo er im geheimen Conseil Referendar, Assistenzrath und 1788 Kammerpräsident

*) V. 37 stand früher „Noch zweien kommen“, V. 38 „Unser Voreltern“ (statt „mehr noch der Freundschaft“), V. 39 „Jenen des“, V. 40 „Und du, Geschmacl.“

**) Früher stand V. 42 „höhern“ statt „des Hains“, wie V. 44 „heiligt“ statt „wehte“ (ein aoristisches Imperfectum. Vgl. oben S. 80).

wurde Schiller lernte dessen Tochter in Weimar kennen und schätzen, ohne daß es zu einer nähern Verbindung gekommen wäre.

Viertes Lied. Wunderlich tritt hier die Sehnsucht nach den zukünftigen Freunden ein, bei denen er aber viel kürzer verweilt*) als bei der einstigen Geliebten, die er in der ersten Fassung, wie bereits oben, Fanny nennt, wohl nicht ohne der schon damals in seinem Herzen lebenden Verwandten zu Vanger-
falza, der Schwester seines Schmidt, zu gedenken, ja es scheint, als ob er absichtlich von Schmidt zu dieser sich wende, und die Sehnsucht nach den künftigen Freunden gerade nur den Uebergang bilden soll — Str. 2-3, 3. Nachdem er das sehnende Verlangen seines sich so einsam fühlenden Herzens ausgesprochen**, stellt er sich zunächst vor, wo sie sich jetzt wohl befinde, wobei er zwei besonders ansprechende Lagen wählt.***) — Str. 3, 3-6, 4. Ihr Bild malt er sich auf das lebhafteste aus, um endlich wehmüthig sich zu gestehn, daß, was er vor Augen zu sehn gewöhnt, nur ein Scheinbild seiner schufüchtigen Einbildung gewesen†), daß

*) B 2 findet sich in der dem ersten Abdruck zu Grunde liegenden Abschrift wider das Vermaß „erle! Ach, Zeit! Ach! deine Zeit“ B 3 stand früher „ausgewählte, süße Stunden“

**) B 5 hieß es früher „nach künft'g Lieb“ B 6 „such! Fanny, mein“, B 7 „Dien beites“, B 8 „In Angest best und Nacht da“

***) B 9 stand früher statt „etwa“ das wunderholte „hält dich“, B 10 „unter den Frauen“, B 13 ff. „Wie oder ruht du, wo dir des Arßhins Hand! Blumen gestreut hat, wo dich sein Eßhßlein küßt! Sei mir geeignet“ „Im (statt „in“) Schatten“ hat die erste Ausgabe B 14. „Mutterlich ungeschum“ B 10 zur Bezeichnung der innigen Liebe, die sie mit ihren Erbfassungen überhäuft ist nicht ohne Aufloß

†) Auch hier ist der Ausdruck wesentlich umgestaltet. B 17 hieß es früher „dußer von Jahren“, B. 18-20 „An Almacht, Fanny, gleicht er den Humidischen, An Guld, an süßen Fortschleiten! Gleicht er dem Bild der noch jungen Eva“, B. 21 „Dies Kuttig, voll von Jugend, von Groß-

er noch keine solche, ihm liebend zugewandte Seele gefunden.* Er sieht ihr zärtliches, von süßer Empfindung zu Thränen gerührtes Auge, in welchem sich ihm ihr ganzes Wesen spiegelt, den Ausdruck von Güte und Edelsinn in ihren Mienen und die tiefe Erregung ihres sich hebenden Herzens. Man vergleiche hierzu Ode 4.

Fünftes Lied. Von süßer Begehrtheit ergriffen, will er sich an Ebert lehnen und sich durch ein ernst lehrhaftes englisches Gedicht (Ebert verstand solche treffend zu übersetzen und mit Feuer vorzutragen)***) ruhiger stimmen lassen. In der frühern Fassung sollte Ebert ihm den Becher reichen, den dieser liebte.*** Auffallend treten hier die andern Freunde zurück. Die Begeisterung läßt ihm aber Bilder von abwesenden Freunden erscheinen, und zwar nicht allein von persönlich bekannten, sondern auch von solchen, die von ihrem Bunde als Dichter verehrt wurden. Die

muth voll.“ Dem Dichter schwebte bei der spätern Umbildung seine Meta vor. B. 2^e stand „bege“ statt „sangte“, B. 23 f. „Lieb, o die du mich sanft liebtest, Dieses ist mein, doch da selber fehlt mir.“ A. R. v. Gramer schrieb Klopstock am 4. Februar 1791: „Die Parenthese (B. 13—20) soll jetzt wegkommen. Ich habe es B. 14) so geändert.“

In dem die ganze Seele mir sichtbar wird.“

Die Aenderung nahm er später nicht auf. Daß der als dieser zu fassen ist, zeige dies (S. A. ge. B. 15), bemerkte er gegen Gramer.

*) Früher stand B. 25 „Du Jauch, fühlst mir. Einsam, von Begehrtheit“, B. 26 „beag“ (statt „stü“), B. 27 „Freundin“ (statt „Weib“), B. 28 „liebt, und mich noch nicht kennet.“

**) Wie vom Dreifuß (der Pythia) brauchen die Griechen von demjenigen, der mit unfehlbarer Sicherheit etwas behauptet.

***) B. 3 f. lauteten früher: „Gib mir den Becher, diesen vollen, welchem du winkst u. s. w.“ B. 1 stand „siehst“ und „vergießt“, B. 2 „Freund Ebert? Wennend lehnt ich mich an dich hin.“

ganze Stelle hat eine bedeutende Umgestaltung erfahren. *) Str. 4 war auch in der frühern Fassung allgemeine Beschreibung Sie sind die Schatten, auf die sich auch das vorantretende verdeckt dem Auge bezieht. Str. 5 f. Jetzt unterscheidet er drei Gestalten, die unter mächtigem Schalle, dem Zeichen aufgeregter Begeisterung, nahen. Der Dichter bedient sich zweier Vergleichen, von denen die eine vom Quelle Mimers (oben S. 93. hergenommen ist, den er frei ausführt nach Art des lastal schen Quells (die aus ihm tönende Weisheit lernt der Wiederhall von ihm) **), die andere vom Vardenfarge. Nach damals gewöhnlicher Verwechslung schreibt Klopstock die Druiden (gallische Opferpriester) den Germanen zu. Vgl. Caes. B. G. VI, 21 Tacitus erwähnt mehrfach germanische Priester Die Mehrheit Druiden, als ob das Wort mit Drude dasselbe wäre, ist eine nicht zu billigende Willkür. ***)

*) B 8 ff. heißt es: „Scharf zu Gesichten, heil zur Begeisterung Ich sehe dort an Ebens Altar. Tief in dem wallenden Opferrauche“, A 9 „da“ (statt „dort“), B. 11 ff. „Die, welch' im Schlummer, Geist, vom göttlichen Ernter blühen. Euch bringt die Dichtkunst oftmals im weichen Schoß! In Freunden! kein Nag' unter den Sterblichen Entdeckt sie: du nur, seelenvolles, Trunknes poetisches Auge, siehst sie!“ In der ersten Ausgabe lautete der letzte Vers „Trunknes, poetisches Auge, du nur.“ Auch hat erst die zweite Ausgabe B 8 „das“ (statt „mein“) Auge“ und B. 11 „erheben“ statt des ursprünglichen „loskühlen“.

*) **) Noch den von Klopstock so sehr bewunderten und von ihm überlieferten Versen Virgils (Buc. VI, 82. 83):

Omnia, quae Phoebus quondam meditante beatus
Andit Eurotas iussitque ediscere lauros.

*) *) Ursprünglich lauteten B 22 ff. „Wie Luthmene (Cybele. vgl. Hor. carm. I, 16, 5), hoch aus dem Heiligtum, / Allgegenwärtig niederrauschet, Und mit gewaltiger Cybel tönst. Oder wie aus den Götterversammlungen

Str. 7 -12. Der erste der drei Gestalten ist Gärtner, den Klopstock nur kurz vor dessen Abgang kennen und lieben gelernt hatte; die Begeisterung hat ihn heranschworen. Da V 25 -29 die Schilderung des erscheinenden Schattens, noch ehe der Dichter ihn für Gärtner erkannt hat, enthalten, so kann Klopstocks Anmerkung, die feinere Schäferin gehe auf Gärtners Schäferspiel die geprüfte Irene, unmöglich richtig sein; auch ist hier nicht von dem Dichter, sondern von dem feinen Gesellschafter die Rede. Demnach muß Schäferin nach dem damaligen Dichtergebrauche das Mädchen überhaupt bezeichnen. Es ist nicht das einzigmal, daß Klopstocks spätere Erklärungen irre führen — Erst als der Schatten näher kommt, ahnt er, daß es Gärtner sei (nach den Worten „Wer bist du, Schatten?“), und sein lächelnder Blick gibt ihm darüber volle Gewißheit.*) Diesen unbestechlichen Richter (er nennt ihn Quintilianus mit Bezug auf Hor. *carm.* I, 24, wo diesem „unbestechliche Irene und nackte Wahrheit“ zugeschrieben werden, und A. P. 438), wünscht er seinen Freunden immer zur Seite, aber er weiß nur zu wohl, daß er ihnen fern bleiben wird.**) Sein sehnsüchtiges Verlangen läßt ihn jenes Abschieds- aberds gedenken, wo Gärtner so innig theilnehmend sich zeigte,

Mit Aglaens' Feiertzen, Himmelab, | Und taumelnd hin auf Weingebirgen |
Sogungenlos Dithyramben donnern. Er läßt also höchst wunderbarlich den trunken aus dem Himmel kommenden Dionysos (Bacchus) Dithyramben spielen. Aglaens ist Beiname Apollons von seiner Verehrung als Gott der Straßen. Vgl. Hor. *carm.* IV, 6, 23.

*) Früher stand V. 25 „erubro und aufgellärt“, V. 27 f. „von seinem Scherz, ihm | Hört die Aufmerksamkeit“, V. 30 „Schatten, wer bist du? Ebert, | t neigt er sich“, V. 32 „Schatten, der ist mein Gärtner.“

**) V. 33 lautete früher „Du deinen Freunden liebster Quintilianus“, V. 34 stand „unverflechten“ statt „unverbüllten“, V. 36 „Liest und lachst“, Erst die zweite Ausgabe schrieb V. 35 „lehre“ statt „komm doch“.

und Alopheed Zeuge der innigsten Seelenfreundschaft der Verbündeten war, wie er sie auch den Nachkommen wünscht.^{*)} Zu dem letztern bildet er den Uebergang durch die etwas matte Bemerkung: „Viel Winternächte werden noch einst entfliehn.“^{**)}

Sechstes Lied. Der Schatten Hagedorns, des heitern Sängers des Weins und der Freude, wird durch Ebert begrüßt, den Dichter von Weinliedern, den Nachahmer und Uebersetzer horazischer Gedichte, den persönlichen Freund Hagedorns, der ihn zur Dichtung angeregt hatte. Er empfängt ihn als Dionysos (Bacchus) mit dem bacchischen Jubelrufe Euan, Euae^{***)}, und läßt ihn gleich diesem (er nennt ihn Enäus, Sorgenbrecher, wie Horaz mehrfach den Wein selbst) durch Weinberge wandeln. Auffallend ist das Imperfektum sang, wie auch am Anfang vom Lied 7 die Vergangenheit statt der erwarteten Gegenwart steht. Den Freundschafter, der ihn ergreift, beschreibt er in derselben Weise, wie Horaz *carm.* II, 19 das Gefühl der Nähe des Gottes.^{†)} „Euae, der Geist zittert von neuer Furcht“, singt Horaz, „und freut sich ungestüm mit bacchuserfüllter Brust. Euae, schona, lieber, schona, du durch deinen schweren (schrecklichen) Thyrus furchtbarer!“ Den Bacchus nennt der Dichter hier selbst Euan; bei den Alten

*) Statt „Neuch“ stand ursprünglich B. 37 beidemal „Nech“. B. 38 ist „jencm traurigen Abende“ im ersten Drucke wohl ein Versehen. Jeder der Freunde scheint Gärtner einen Abschied gegeben zu haben, dieser den Freunden am letzten Tage. B. 41 hieß es „da du uns Abschied“, B. 42 „schlich und heilig“, B. 43 „ich, Freund, wie sich die Eblen“.

**) In der frühern Fassung: „Viel Abendstunden fallet die Nachwelt noch.“ Das Fremdwort „Exempel“ wünschte man weg.

***) B. 1 stand „trunken und weisheitsvoll“, wie B. 8 lautete: „Da kommt er über Hebenblättern.“

†) „Gebein“ und „Gebrine“ hat Alopheed häufig in dem jetzt veralteten biblischen Gebrauche. Vgl. *Die* 3, 35, 12, 30.

heißt er wohl Euius, nie Evan.*) Daß Hagedorn von Bacchus und Apollo geweiht sei, deutet der Dichter an im Anschluß an die Stelle des Horaz *carm.* III, 4, 9—16, wo dieser erzählt, wie ihn in seiner Kindheit auf dem Berge Vultur dichterische Tauben mit Laub bedeckt, was allen wunderbar gewesen, welche das hohe Acherontia, die Schluchten von Vantium und die fetten Fluren des niedrigen Ferentum bewohnten, daß er sicher vor Ottern und Bären geschlafen, da er von Lorbeern und Myrten umhüllt gelegen, „nicht ohne die Götter ein muthiges Kind“. — V. 10. Nicht Orpheus' Feindin, nicht bloß Freundin des Weines, sondern auch des Sanges, mit Anspielung auf die Sage, daß Bacchantinnen den Orpheus zerrissen.***) Klopstock verräth hier doch zu sehr die nicht ganz zutreffende Nachahmung.***). — V. 18. Die aus Horaz genommene Myrte, das Symbol der Liebe, soll wohl auf Liebeslieder deuten — V. 19—24 beziehen sich auf den Ton der Lieder Hagedorns, die bald mit lebhafter Gewalt sich ergießen (darauf geht der Vergleich mit dem Klange der Pfeile im Köcher des die Daphne verfolgenden Apollo, dessen Beinamen Patareus bei Horaz ist, wie Smintheus *carm.* III, 4, 64, nicht etwa auf die Liebesgedichte), bald die fein scherzende sokratische Weise

*) V. 5 stand früher: „Mein Herze steht mir. Stürmend“, V. 6 „zittert die“, V. 7 f. „beinen schweren Thyrus, Schöne.“ Die erste Ausgabe las V. 5 „Mein Herze zittert“.

**) Frühere Lesarten sind V. 9 „dich deckt“, V. 13 ff. „Wo Wasser bäch und Brunnen die Fülle sind, Von Berggebirgesshatten unabgelübt. So schließt du sicher vor den Schwägern“, V. 16 „ein muthger.“

***). Die Ähnlichkeit erklärt sich bei Horaz dadurch, daß er ruhig einschläft, trotz der Bären und Ottern in der Nähe; dagegen weiß man nicht, worauf sich dies bei Klopstock beziehen soll. Hagedorn laßt der Sittenkünstler und Jugendchwäger, aber weshalb der Jüngling die Schwäger zu fürchten habe, sieht man nicht.

ansprechen.*) Willkürlich unterscheidet Klopstock zwei Arten von Satyrn oder läßt vielmehr erst später die Satyrn so derb werden, wie sie gewöhnlich erscheinen.***) — Str. 7 f. preisen Hagedorn als edlen, biedern, musterhaften Menschen. Von den Verführern in Hamburg und von andern Sittenrichtern hatte dieser manche Aufsehung zu leiden.***) — Ein männlich Herz auch bildet der Gegensatz zum vorhergehenden zu Wein und Liedern. Der Gegensatz erinnert an den ähnlichen bei Hor. *carm.* II, 19, 25—28. — Unsofokratisch nennt der Dichter die Zeit, weil sie die wahre sokratische Lebensweisheit, die heitern Genuß lehrt, nicht kennt. Wahrscheinlich schwebte die Stelle des Horaz von Messalla vor, der den Wein nicht verachtet, obgleich er von sokratischer Weisheit erfüllt ist (*carm.* III, 21, 9. 10). In der Ode an Ebert gedenkt Klopstock des „sokratisch sprechenden“ Rabener.

Siebentes Lied. Als unerschöpflich reichen, an Gestaltungs-
kraft und Gehalt ausgezeichneten Dichter müssen wir uns hier
Johann Adolph Schlegel, den Bruder des viel bedeutenderen
Johann Elias Schlegel, den Vater des berühmten Bruderpaares,
gefallen lassen, der so hoch gespannte Erwartungen nichts weniger

*) Dem Dichter schwebt die Stelle der Aias vor (I 46): „Es tenten die Pfeile (im Räder) auf der Schulter des zürnenden (im Jera vom Olymp herabstehenden) Gottes, da er sich bewegte.“ Vgl. Lde 47, 9.

**) B. 19 stand früher „mit gewünschter Dürre“, B. 23 „der Satyrn“, B. 24 „da sie — durchlachten“.

***) B. 25 f. hieß es früher „wähnen dich Priester nur Allein geboren“, B. 27 f.: „Sind die Gesichte großer Seelen; Unsichtbar stets und verdeckt gewesen.“ Die erste Ausgabe las B. 25 „wähnet der Thor dich nur“, B. 26 ff. „dem Unwissenden; Ist, was das Herz der Edlen hebet, Unsichtbar stets und verdeckt gewesen.“ B. 29 f. hieß es: „Herz, auch dem Leben ist; Viel süßgestimmter“, B. 31 f.: „Du bist in unsokratischen Zeiten, Wenigen Freunden ein theures Mäntel.“

als erfüllt hat. Vgl. die Ode an Ebert, wo er „der erfindende“ heißt. Er hatte schon vor Klopstocks Ankunft Leipzig verlassen und eine Hauslehrerstelle in Strehla zwischen Dresden und Leipzig übernommen. In die neuen Beiträge hatte er mancherlei lyrische Gedichte und ein großes episches Lehrgedicht in acht Gesängen der Unzufriedene geliefert. Mit den Leipziger Freunden stand er in ununterbrochener Verbindung. Klopstock über sandte ihm diese Ode mit den ursprünglich für Fanny bestimmten Anmerkungen in einem uns erhaltenen bezeichnenden Briefe. Die Einführung Schlegels ist auch jetzt Klopstock nicht besonders gelungen (die ferne Dämmerung des am Wingolf liegenden Hain es gibt kein klares Bild), obgleich er die frühere überspannte Fassung wesentlich umgestaltet hat.*) — Er wird als schöpferischer Geist geschildert, dessen Wort die Lieber ins Leben ruft. Das von den Flußgöttern hergenommene Bild von der Urne soll auf seine Unererschöpflichkeit deuten. — Nur in einer Dichtart soll er sich auch noch versuchen, in der Verspottung schlechter Dichter; diese soll er verschonen, damit die naehende goldene Zeit, wozu Klopstock sich hier den Uebergang bahnt, den Platz rein finde. Die frühere Fassung der Stelle war deutlicher als die jetzige.**)

*) Die drei ersten Strophen lauteten früher: „Er sprach: Ist sah ich über den Altar her! Auf Opferwolken Schlegeln mit dichtrischem Gemaßten Vorherrschalten kommen. Und uner schöplich, vertieft und ernüchert, Um sich erschaffen. „Werdet!“ . . . da wurden ihm! Lieber. Die sah ich menschliche Bildungen annehmen! Ihnen haucht' er schaffend Leben und Geist ein, und ging betrachtend Unter den Bildern, wie Berecynthia Durch den Olympus hoch im Triumphe geht, . Wenn um sie ihre Kinder alle, Rings um versammelt sind, lauter Götter.“ Zur letzten, jetzt ganz weggelassenen Strophe vgl. Virg. Aen. VI, 785—788.

**) B. 9 hieß es früher „schilt dir, werb' uns auch Despreanz (Vulcan),

Lusco, richtiger Lusto, als deutschen Gott, nahm Klopstock aus dem Bericht des Tacitus Germ. 2.

Achtes Lied. Der Dichter sieht, daß endlich die goldene Dichterzeit zu ihnen komme, die schon mit Begeisterung sich der Dichtung gewidmet; des Haines und des Quells Mimers war schon oben gedacht. *) — V. 5—8. Als allgemeiner Gedanke sind die Worte zu fassen: „Gedankenvoller — Natur“ d. h. die Natur verweilt immer bei der goldenen Zeit, in Schöpfungsgedanken versunken Statt bei dir würde man eher vor dir erwarten. **) — Daß die Natur ihr Werk, Genußseelen zu schaffen, vollendet hat, fühlt er, da er seine Freunde und sich betrachtet — V. 9—16. Da er hat das Nahen der Natur vernommen, in deren Begleitung die Schattenbilder aller großen Dichter wandeln, die der Vergangenheit wie die der Zukunft, und sie segnen die jungen lebenden Dichter, welche sich ihrem hohen Berufe begeistert widmen — Das Sternbild der Argo, das der südlichen Halbkugel angehört, wählte der Dichter mit besonderer Beziehung darauf, daß das Schiff, welches an den Himmel versetzt ward, die Gabe der Rede besaß. Auch bot das strahlende Luftschiff ihm ein prächtiges Bild. **)

V. 10 „Sie etwa zu uns“, V. 11 „Zeit, der Misen Hügel“, V. 12 „Feer vom undichtstrichen Pöbel da steh“:

*) Früher hieß es ohne Andeutung ihrer Versuche in echt deutscher Dichtung: „Kommt, die du die Sterblichen Selten besuchst, komm“, laß dich, o Schöpferin! Laß, bestes Kind der Ewigkeiten, | Dich über uns mit verklärtem Flügel!“ Kinder der Ewigkeiten (Neonen) sind alle Zeitalter.

**) Der allgemeine Gedanke zog sich früher durch die ganze Strophe, die also lautete: „Lief voll Gedanken, voller Entzückungen, | Weht die Natur dir, Gottes Nachahmerin, | Schaffend zur Seiten, große Meister, | Wenige Götter der Welt (das sind die Dichter) zu bilden.“ Obert hieß oben „Sohn der Olympier“.

***) Ursprünglich stand V. 9 „hör“ statt „hart“ („im Unermeßlichen“

3. An Gisele.

Archilochisches Maß Vgl. oben S. 12 f. Als Gisele nach Vollendung seiner Studien über Hamburg, den Wohnort seiner Mutter, nach Hannover ging, um dort eine Hauslehrerstelle zu übernehmen, sprach Klopstock das tiefe Schmerzgefühl der Trennung von dem innigst geliebten Freunde aus, den er zugleich beauftragte, Hagedorn in Hamburg zu sagen, daß Klopstock ihn so sehr liebe, wie Gisele selbst. Gisele richtete wirklich diesen Auftrag an Hagedorn aus, wie er selbst in einem spätern Briefe an diesen mittheilt. Daß Gisele aber diese Lede nicht mitnahm, sondern Klopstock sie erst nach dessen Abgang dichtete und von Langensalza aus am 22. Sept. 1748 an Hagedorn sandte, zeigt sein Brief vom letztgenannten Tage. „Ich würde es mir nicht vergeben können, daß ich das Vergnügen, an Sie selbst zu schreiben, mir so lange k. k. entzogen habe“, so beginnt der Brief, „wenn ich nicht glaube, daß Ihnen Gisele etwas von meiner zärtlichen Hochachtung gegen Sie gesagt hätte, und zwar besser, als ich es Ihnen durch Briefe würde sagen können. Ich will Ihnen hiermit dasjenige wiederholen, was er gesagt haben mag. S. selens Entfernung von mir hat diese Lede mit veranlasset, die ich kurz nach seiner Abreise noch in Leipzig gemacht habe. Ich übersende sie Ihnen. Sie wurden dabei noch einen langen Brief zu befürchten haben, wenn nicht die Schmerzen einer sehr zärtlichen Liebe zu sehr zerstreuten.“ Da Gisele am 10. April 1748

rast, durchs Unermeßliche“ (schrieb erst die zweite Ausgabe), B. 10 ff.: „Wandeln, so weit mit schärferm Silberston / Gestirne, Dichtern nur vernennen, / Fredrigen Geistern lauthar, wandeln“, B. 13 „Wintern“ (statt „Zeiten“), B. 14 ff. „Natur, die großen Tichter des Materiums, / Die großen neuern Dichter! Segnend: „Ech“ ich ihr.“

Leipzig verließ, so hat Klopstock die Ode irrig ins Jahr 1747 gesetzt. In einem Briefe an Bodmer vom 13. April spricht Hagedorn seine Hoffnung aus, durch den nächstens kommenden Briefe zu vernehmen, wie weit Klopstock mit seinem Messias sei.

B. 1 4. Ich scheide gefaßt ohne Thränen von dir, da, wenn man dem gerechten Schmerze der Trennung sich hingeben wollte, man das ganze Leben verweinen müßte. — Ich reiße mich los deutet auf den Gegensatz, an der Brust des Scheidenden sich dem Schmerze hingeben.**) — B. 5 18. So werden wir ja alle voneinander scheiden, denn wie der Himmel die innigst zusammen gehörenden Seelen voneinander zu trennen pflegt, so ist es auch unser Schicksal voneinander zu scheiden. Der Dichter bedient sich hier zweier Beispiele. Beim ersten, dem Gattenpaare, das aus eigener Wahl sich verbunden, schwebt ihm Velleerts nach einem Bericht einer englischen Wochenschrift gedichtete Erzählung das neue Ehepaar vor. Die der Rückkehr des Gatten harrende Frau sieht die Leiche desselben an das Ufer treiben, und stirbt auf ihr.***) Weniger zutreffend ist das andere Beispiel von den Gräbern der beiden großen epischen Dichter, von denen der eine auf der Insel Ios ruhen soll, während die Gebeine des andern in der Westminsterabtei beigesetzt wurden.***) — Der Cyresse ihre Klage nach gemeinem Sprachgebrauch für die Klage der

*) B. 1 f. hieß es früher: „obgleich der männlichen Jugend Thränen zu weidlich nicht sind“

**) Früher hieß es B. 6 „einsam verlassen“, B. 7 „Tod zweien göttliche Gatten“, B. 8 „Lernend um“, B. 9 f. „Sie am bösen Ufer, wo von dem gebeutelten Meerfisch Sturmwind“ ihr Grabmahl erholt“

***) B. 11 ff. stand früher: „entfernt vom Gebeine Homers, | Und sein Cypressenbaum weht Von dem Grabe des einen zum Grabe des andern hin-
der, hoch ein bewohnender Baum“ „An dem (statt „am“) Grabe“ hat erst die zweite Ausgabe.

Distichen sandte Klopstock am 10. Februar 1748 an seine geliebte Mäcche in Langensalza, auf die sie besonders berechnet war. Das sehnstüchtige, die Erfüllung seines glühenden Verlangens sich lebhaft vergegenwärtigende Gefühl erhält hier seinen zart empfundenen Ausdruck, dem eine gewisse Breite und das Hin- und Herwogen der immer gespannten Empfindung wohl anstehen. Auch unsere Elegie hat eine durchgehende, besonders prosodische Ueberarbeitung vor der Aufnahme in die erste Ausgabe erfahren.

B. 1—4. Sein wehmüthiges Lied will er nur sich allein singen. Störend dürfte hier die Hindeutung auf das Wesen des Gedichtes sein, welches nur leise sein Ohr vernehmen soll, daß an laute Klagen schon so sehr gewöhnt ist, daß diese keinen Eindruck mehr machen. B. 3 f. würde man sehr wohl entbehren: daß er zur Beruhigung seines Herzens und zur Stillung der seinem geheimsten Schmerz fließenden Thränen das Lied singt, genügt vollkommen. *) — B. 5—8. Daran schließt sich der eigentliche Gegenstand seiner Klage, deren Heftigkeit sich in dem Vorwurf gegen die sonst so mütterliche Natur ausdrückt. **) — B. 9—22. Aber er kann sich unmöglich dem Gedanken hingeben, daß ihm das Glück der Liebe versagt sein solle, und so drängt sich das Verlangen hervor, den Aufenthalt der ihm verborgenen Geliebten zu erfahren, die sich selbst ihm verrathen müßte. Die Geliebte,

*) Ursprünglich hieß es B. 2 „dieses“, B. 3 „soll es“, B. 4 „mein zärtliches Ohr“, worauf die beiden Verse folgten: „Du, wie Nyktis einst in jungerfräuliche Thränen dahinstoß. Mein zu zärtliches Herz voller Empfindung zerfliehet.“ Vgl. Ovid Met. IX, 453—464.

**) B. 6 stand „Hast du zur Empfindung“ (was in der ersten Ausgabe in „Hast du zu dem Gefühl“ verändert ward), B. 8 „Ewiges Verlangen keine“. Der Ausdruck „zum Gefühl“ (um zu fühlen) dürfte nicht ohne Anstoß sein. Erst die zweite Ausgabe schrieb B. 7 „in das“ statt „ins“.

Klopstocks Oden I.

die ihn nicht auffucht, scheint vor ihm zu fliehen. — V. 13 f. nennt der Dichter ein Geräusch, das ihre Freude verräth, als sie den Geliebten sieht, fügt aber dann den aus tiefer Brust sich emporringenden Seufzer des schwachtenden Mädchens hinzu*), wodurch er veranlaßt wird, seines eigenen Schwachtens nach der Geliebten zu gedenken, das ihn in der Nacht nicht schlafen läßt **) — V. 23—28. Noch einmal drängt sich die sehnstüchtige Frage nach dem Aufenthalte der Geliebten hervor, und der Zweifel, ob er wirklich je eine solche umarmen werde.***) — V. 29—42. Sehr schön ist der Uebergang von dem hangen Zweifel zu der Vision geschildert, die ihn der herzlichen Neigung der Geliebten

*) V. 11 hieß es früher „vor allen erkoren“, V. 12 „sprich“. „Jetzt“ V. 12 in Druck. Hier der zweiten Ausgabe statt „ist“ welches der Dichter überall beibehält, wo eine Fülzje oder ein vokalischer Anlaut erfordert wird, wie V. 47, Ode 13, 14. Daneben braucht er nach dem Bedürfnis des Verses „jetzt“ und „jetzo“ Aehnlich verhält es sich mit dem Wechsel der altern Formen „habe, habe“ u. ä. und den neuern „hab, hab“. V. 13 stand früher „verräthrischen laut“ („Laut“ hatte die erste Ausgabe), V. 14 „Die, wenn du lachst, dir entfliehn, jag' es, o Göttliche, mir!“ V. 17 „gleichet“, V. 18 „Brust zitternd dem Munde zu fliehet“. V. 17 soll der jetzige gedehnte Schluß malerisch sein. Erst die zweite Ausgabe schrieb V. 18 „verhehl' es mir“ stat: „verhehle mirs“.

**) Die frühern Fassungen sind V. 19 f.: „Durch die Mitternacht hin klagt mein sanftes thranendes Auge, / Daß du, Göttliche, mir immer noch unsichtbar bist“, V. 21 „durch die Mitternacht hin streich“, V. 22 „Wilt, das vielleicht ähnlich dir u.“? Mit besonderer Kraft geht der Relativsatz, die ich liebe“ dem „du“ voraus Aehnliches findet sich mehrfach bei Goethe und Schiller. Vgl. unten Ode 13, 50

***) V. 23 stand früher „dich doch“ (in der ersten Ausgabe „dich“ allein ohne „auf“), V. 24 „O du“, V. 26 „Wo ist der Ort, der dich halt? wo fliehet der segnende Himmel“, V. 27 „Dürft' ich“ und „seliger Himmel“, V. 28 „die sehn, die zu von Jugend auf sahst“ („sie sehn“ hat erst die zweite Ausgabe). Der Himmel segnet den in warmer Umarmung ge d. o. h. h. 2. u. 3. Band

versichert. Den Eintritt der durch die sehnstlichen Fragen*) erwachten Vision bezeichnet V. 35. Der Hoffnung Strahl belebt ihn, die wehmuthsvolle Luft der Liebe durchdringt ihn, die Thräne fließt, und die sichersten Zeichen innigster Gegenliebe beglücken ihn.**). Bei den Worten! weißt dich V. 43 erinnert er sich erst, daß dies alles nur eine Vision sei, die er aber als eine wahrhafte Seelenwirkung der Geliebten betrachtet. Das Bild V. 41 f. deutet auf das Seelenhafte des leisen Lautes hin.

V. 43—47. Jetzt greift er das Bild der Geliebten, da er das Vertrauen gewonnen, daß auch ihm eine solche zu Theil werden solle, in lebhaftester Weise auf. Vgl. dazu das vierte Lied Wingolfs. Zuerst sieht er sie bei der Mutter, welcher er seinen glühendsten Dank für ihr Leben und die Frömmigkeit ihrer Seele ausspricht.***) Dann aber läßt er sie in den Garten eilen, wohin er ihr nachfolgt, mit dem besorgten Wunsche, sie möge nicht eilen, da es ihr schaden könne. Hierbei erinnert er sich, daß er ihren Namen nicht weiß, mit dem er sie so gern amuseu möchte.†)

*) V. 24 hieß es früher „wie demut gang“, V. 31. „Soll ich dich niemals o Himmel, erblicken? Führt niemals im Frühling“, V. 32 „meine sanft zitternde“, V. 33 „aufmachenden“, V. 34 „Wie, wenn der Abendstern kommt“ Erst in der zweiten Ausgabe ward V. 30 „nicht“ nach „niemals“ gestrichen und V. 32 „in ein“ statt „durch ein“ geschrieben.

**) Früher stand V. 37 „süßer prophetischer Schauer“, V. 39 „Und ein Andach geliebter mitweinender weiblicher Jahren“, V. 41 „Ein mich segnen der“ oder „sehender“, und „ein liebender Schatten“, V. 42 „Setner hat schlafenen ruft, weißt dich, Göttliche, mir.“ Erst die zweite Ausgabe schrieb V. 36 „die (statt „meine“) Gebirge“ und V. 38 „den Waagen“ statt „von den Waagen“.

***) V. 45 hieß es noch in der ersten Ausgabe „Mit mir dein gleich empfindendes Herze“.

†) Früher stand V. 47 „eist in der warten“, V. 48 „einem Zungen beborcht, keinem beobachtet sein“, V. 50 „die du“ und „geräde“. Das

B. 49 -56 sind ein späterer Zusatz, dessen wir besser entrathen würden.*) In Petrarca vermist Klopstock hier natürliche Einfalt, Faunus fanden wir schon Ode 2. Der Name Cidli stammt aus Klopstocks Messias. Die Singer (vgl. oben S. 85 f.) schrieb eine dichterische Erzählung Joseph und auch Liebeslieder. — B. 57—72. Sein ängstlicher Wunsch, daß sie nicht durch zu große Eile sich schade**), geht in Erfüllung, ja er sieht sie langsam wandeln, und er überzeugt sich bald, daß Liebe sie ergriffen habe; und wenn könnte diese anders gelten als ihm? Er schaut sie sinnend, Thränen füllen ihr Auge, ein tiefer Ernst spricht aus ihren Zügen, deren Reiz dadurch noch erhöht wird. Die Ver-

den Marie nicht ganz gemäße „unaussprechlich“ bezieht der Dichter auch später her.

*) Dieses Jungeß gedenkt Klopstock im Briefe an Hagedorn vom 11. April 1749. Er lautet dort.

Eil nicht so! Doch mit welchen Namen soll ich Dich nennen?
 Die Du unaussprechlich meinem Verlangen gefüllt?
 Wast Du Faunus genannt? Ist Singer Dein heiliger Name?
 Singer, die Joseph und den, welchen sie liebte, besang.
 Heißest Du Laura, welche der liedervolle Petrar! sich,
 Königen und Weisen, sie zu bewandern, besang?
 Laura! Faunus! ach Singer! Ja, Singer nennet mein Lieb Dich,
 Wenn in Liebe mein Herz halb gesagt Dir noch gefällt.
 Denn wo ist er, der göttlichste Jungling der liebenden Dichter,
 Der, wie sein Herz sie empfind, der so die Liebe besang?
 Meine Singer, ach eile nicht so, damit Dir kein Dorn nicht u. s. w.

*) Früher ließ es: „damit kein Dorn des vergangenen Winters Deinen zu schädlichen Fuß, indem du eilest, verletzt; ; Daß kein schädlicher Dorn des werdenden Frühlings dich anhaucht, Daß sich dem blühenden Mund reinere Luste nur naht.“ In der ersten Ausgabe änderte Klopstock B. 57 „damit kein Dorn der verpflanzeten Aese“ und B. 58 „weim du eilest“, behielt aber B. 59 f. unverändert bei. „Verpflanzt“ steht in der Bedeutung „an einen falschen Ort gepflanzt“, wie Ode 20, 1.

mutung, sie traure vielleicht, weil eine ihrer Freundinnen sie getäuscht^{*)}, verwirft er sofort, da er ahnt, daß das gewaltige Gefühl der Liebe sie, wie ihn, ergriffen habe, wovon der tiefe Seufzer, das verlangend zum Himmel gerichtete Auge und der tiefsinnige, seelenhaft versunkene Blick ihn so fest überzeugen, wie er gewiß ist, daß kein edles Herz ohne diesen heiligsten aller Triebe zu sein vermöge.^{**)} — Die Umschreibung der unsterblichen Naturen durch derer, die ewig sind, ist etwas matt. — V. 73—78. Daß er selbst von inniger Liebe zu ihr ergriffen sei, wagt er zuerst nur in dem Wunsche leise anzudeuten, daß sie den Geliebten kenne, daß die Winde dessen Liebe ihr verkünden möchten.^{***)} — V. 79—82. Zuletzt aber drängt es ihn, den Winden die Botschaft an die Geliebte aufzutragen, der sie den unendlichen Drang seiner glühenden Liebe verkünden sollen. Bei der Auffor-

*) V. 61 hieß es früher „geßt“ (statt „gehet“), V. 68 „in dir“ (statt „dir“). — „Empören“ V. 66 in der Bedeutung „aufregen“, stand auch früher Ode 16, 17, jetzt noch Ode 28, 17. Schiller nahm den Ausdruck von Klopstock an. Erst in der zweiten Ausgabe schrieb Klopstock V. 62 „das verschönte“ statt „dem verschönert“, V. 63 „weinst du, weil der“ statt „weinst du, weil deiner“, V. 66 „das“ (statt „mein“) Herz“.

**) V. 68 stand früher „Blick zärtlich zum Himmel hin steigt“, V. 69 f. „mir die brünstige (nach älterm Gebrauche, wie auch „inbrünstig“, in der Bedeutung „innig“) Stellung, als wenn du umarmtest, Als wenn du ans Herz eines Glückseligen sankst“, V. 71 „erhabenes Herz“. Erst in der zweiten Ausgabe findet sich V. 67 „seufzende“ statt des früheren „erseufzende“ und „zu dem Himmel“ statt des „gen Himmel“ der ersten.

**) Die frühern Fesarten sind V. 73 „Göttliche, du liebest“, V. 74 „unbemerkt zärtlich dir schlägt“, V. 77 „wehlet dir doch“ und „brünstig Verlangen“, V. 78 „Seufzer Betön, seiner Gelänge laut zu“. In der ersten Ausgabe trat V. 75 f. die jetzige Fesart an die Stelle der frühern „dessen Seufzer dich ewig verlangen“ und „sodern“. Druckfehler dieser Ausgabe scheint V. 73 das zweite „du liebest“ statt „du liebst“.

derung der Wunde schwebt die Stelle des Virgil vor, wo der Schäfer Damiatas wünscht, die Wunde möchten einen Theil von dem, was Galatea ihm so oft gesagt, zu den Ohren der Götter bringen (Ecl. III, 73). Die Wunde sollen zu ihr in die Laube dringen durch den Wald h.n, in dessen Nähe er sich die Wohnung der Geliebten denkt.*) Vgl. Goethes Lied Juni. — V. 83—98. Nachdem er seinen unüberwindlichen Drang nach Liebe, die nicht der Tugend entgegenstehe, sondern selbst die schönste Tugend sei, hervorgehoben (—86 **), spricht er die tiefste Empfindung aller Vorzüge der Geliebten aus, von denen keiner ihm entgehn solle (—94 ***), und die unbeschreibliche Glut, womit er sie lieben werde (—98). Höher als den Dichter setzt er noch den Ausdruck der Liebenden selbst. Den Namen Eidl, unter welchem Klopstock später seine Meta feierte, hat er V. 95 erst in der ersten Ausgabe der Ode eingesetzt.†)

*) V. 79 f. stehen früher „Wie die Wunde des goldenen Alters vom Thron des Schatzers, Und der Schatzier n. Ach hoch zu der Götter Ohr stohn“, V. 82 „durch den Wald hin“

**) V. 83 stand früher „Heißt sie“ (statt „Empfindung“), V. 84 „Aber zur Liebe gab sie noch ein gewaltiger mehr“, V. 85 „sie's“ (statt „he“), V. 86 „kl. r. und mach. der noch“. Die ursprüngliche Fassung „der schönsten der Tugenden“, wofür Klopstock in der ersten Ausgabe „der Tugenden schönster“ schrieb, hat er in der zweiten wiederhergestellt.

*** V. 87 f. heißt es jetzt „halb nur begehrtes“, V. 94 „eilet nun ausgeforscht nur und“.

†) In der ersten Ausgabe hieß es V. 95 „o Eidl“. Im folgenden Vers schrieb erst die zweite Ausgabe „Und selbst wir“ statt „Selbst wir entzückt“.

5. Selmar und Selma

Diese Elegie dichtete Klopstock in den ersten Monaten des Jahres 1748. Das liebende Paar führte damals die von den Griechen entnommenen Namen Daphnis und Daphne.^{*)} Am 25 Juli 1748 sandte der Dichter sie an J. A. Schlegel, mit der Bemerkung, diese Elegie habe viel Verbindung mit seiner Zerstreuung, wonach die Beziehung derselben auf seine Geliebte, die er auch noch in Ode 9 Daphne nannte, unzweifelhaft ist. Vorschwebte wohl die berühmte horazische Ode III, 9, die so manche Dichter der Zeit verlockte, aber von ihm gleichsam verflart wurde. Den Namen Selma nahm er aus Ossians Liedern von Selma, die ihn so sehr rührten; freilich ist Selma dort Ortsname, und man sollte meinen, er wurde eher den Namen der liebenden Selma und ihres Selgar gewählt haben, aber da er den Geliebten nicht gern Selmar nennen wollte, so wählte er lieber den ihm besonders gefälligen Namen Selma.

Das Gefühl innigster Unzertrennlichkeit erhält in diesem Liebesgespräche, worin einer den andern an Zärtlichkeit überbietet, den treffendsten, vollstrebenden Ausdruck. Hatte Selmar (der Dichter versetzt uns mitten in das Gespräch hinein) von den schwervermüthigen Tagen gesprochen, die er nach dem Tode der Geliebten leben werde, so verräth sich Selmas zarte Seele darin, daß sie nur von Stunden redet, die sie nach dem Tode Selmars aushalten könne.^{**} Dieser will nur Minuten das Leben ohne sie

^{*)} Wo jetzt „meine Selma“, stand früher „zärtliche Daphne“, B. 35 „gottlichste“, B. 38 und 42 „zärtlichste Daphne“, statt „ach mein Selmar“, „zärtlicher Daphnis“, und so auch sonst „Daphne“, „Daphnis“ an der Stelle von „Selma“, „Selmar“.

^{**}) B. 3 hieß es früher „durch weinen“ (vgl. Ode 3, 3), B. 6 „zärtlich

aushalten, aber Selma möchte ihm auch diese ersparen, und erst gleich nach ihm sterben *) Da der Geliebte aber gleichfalls zuerst sterben will, verkündet ihm Selma, daß sie schon lange das Schicksal darum gebeten habe.**) Erst dem sehnlichen Gebete Selmars, daß der Vater der Liebe sie zu gleicher Zeit abberufen möge (wie Theomon und Vaucis), kann sich auch Selma mit liebevollster Herzlichkeit anschließen.***) Man bemerke, wie Selma immer Selmars genau nachgebildeten Ausdruck zu zarterer Jungheit erhebt.

genossen“, B. 8 „uns ungeliebt keines entfloh!“ B. 11 „Ach dann“, B. 13 „Jeden unbrauchbaren (ohne Genuß) hingebacht, wie in der Elegie oben S. 14 „brauchbar“ steht) Tag, jede mir schreckliche Nacht“, B. 16 „Wie der vergangenen uns ungeliebt keiner entfloh“ (im genauem Anschluß an B. 8). Erst in der zweiten Ausgabe steht B. 1 „trennet“ statt des frühern trennte“.

*) Die ältern Fesarten sind B. 19 „unbrauchbare, trübe“, B. 20 „bring' ich, bist du erbلاßt“ (wie auch B. 26 „bist du, Daphnis, erbلاßt“), B. 21 „die todte Hand lässe noch einmal“, B. 22 „Ein! an die ruhende Brust, wein' und erblasse bei dir!“ B. 25 „dann bring' ich auch“ und, wie B. 19, „unbrauchbare“, B. 28 „zitter' und erblasse danielst“. — „Seelenlos“ B. 20, 26 heißt nicht „meiner Seele (b. h. deiner) beraubt“, sondern „im stumpfen Schmerze“, wie in der Ode an Ebert „statt, seelenlos“.

**) B. 32 begann früher „langst schon mit“.

***) Früher stand B. 43 „thranenden Augen“, B. 43 „Grabmal nicht“, B. 44 „die so voll“, B. 45 „zu ewig offene Gräber“ („offenen“ muß es jetzt heißen, nicht „offene“), B. 48 „Daphneus und meinen Geist fliehn“ — Die Worte „Sieh diese — Herz“ sollen andeuten, wie sehr auch er sie liebe und dadurch ihre Liebe verdiene. Der freie Gebrauch des Dativs „dir“ (für dich) . 42 findet sich schon in der ersten Fassung.

6. An Ebert.

Archilochisches Versmaß, wie in der bald darauf gedichteten Ode 3. Vgl. oben S. 9 Den Inhalt der Elegie bildet der schreckliche Gedanke, allein, ohne die Freunde der Jugend, im Alter dazustehen, ein Gedanke, der Klopstock befällt, als er eben mit Ebert beim Weine sitzt. Sonderbar dürfte es doch sein, daß sich beide allein hier am Weine zu vergnügen scheinen, dessen Freund freilich Ebert war; der Dichter ergreift gerade eine ihm passende Situation, deren Unwahrscheinlichkeit er uns durch die lebhaftere Darstellung vergessen macht.

V. 1—12 bilden die Einleitung zu dem schwermuthsvollen Gedanken. Selbst beim Weine, der ihn sonst so mächtig zur Freude zu stimmen wußte („vordem gewaltiges Kelchglas“) ergreift ihn der schmerzliche Gedanke, dessen er sich durch Thränen zu entledigen sucht. — Zu V. 7 f. vgl. den Schluß von Goethes Tasso — Er geht zur Seite, um zu weinen; aber er kann den Gedanken nicht wegwauen. Nach „und weinen!“ V. 11 tritt eine Pause ein; das folgende spricht der Dichter, als er zurückgekehrt ist. *)

Den schwermuthsvollen Gedanken sprechen V. 13—15 aus, worauf der Dichter nach der bestimmten Frage an Ebert, ob dieser nicht schrecklich sei (V. 16 f. **) , in einem weit ausgeführten

*) V. 3 stand früher „Ach, vergebens zedst du“, V. 5 und 11 „Ach muß weggehn“ und „Jahre“, V. 9 „könnten die Menschen ihr Anglied“ (in der ersten Ausgabe „könnten ihr Leiden die Menschen“). Erst in der zweiten Ausgabe schrieb Klopstock auch V. 8 „meinen Gram mir“ statt „meine Betrübniß“ und V. 10 „ertrüg' er es“ statt „ertrügen sie's.“

**) V. 18 f. lauteten früher: „Woert, wenn sie einst alle dahin sind, wenn unsere Freunde | Alle der Erde Schoß bedt“, V. 15 begann „Und wir

Vilse beschreibt (V. 18—24), wie ihn mit gleich niederschmetternder Gewalt erst zur Mitternacht die Vorstellung von den beim letzten Gericht aus ihren Gräbern steigenden Freunden ergriffen habe.^{*)} Auffallend ist es, wie der Dichter hier statt des Bluges den Donner setzt, gleichsam als ob der Blg die treffende Hand des Donners wäre: Veranlassung dazu bot donnernd V. 20 — Den herangewachsenen Sohn bezeichnet er als gebildet, wie Goethe seinen Hermann den wohlgebildeten Sohn nennt. Unter der unsterblichen Schar sind Gott und die himmlische Heerschar gemeint, die beim Weltgericht erscheinen. Klopstock trug sich schon damals mit einer Darstellung des Weltgerichts, die er später im Messias gab.

Mit V. 35 kehrt er zu dem oben angedeuteten schwermuthsvollen Gedanken zurück, um Evert zu fragen (V. 35—50, wie es ihnen beiden zu Muthe sein würde, wenn alle ihre Freunde ihnen vorangegangen sein würden, wobei er das Bild der einzelnen, die wir alle aus Wingoß kennen, mit treffenden Zügen ausführt, und meist den Begriff des Todes durch das Auslösen bezeichnender Eigenschaften derselben umschreibt.^{**)} V. 51—60.

wären“, V. 17 stand „nicht bang und starr und seelenlos“ (vgl. oben S. 120¹) um sich, V. 18 „ach, so erstorb“. Erst die zweite Ausgabe setzte V. 17 „trüb“ statt „bang“.

¹ V. 21 stand früher: „Ja, wie einen reisenden Mann, der der Gattin zuflieht“, V. 22 „gutartigen“, V. 23 „geselligen“, V. 24 „wie du den“, V. 25 f. „und seine Gebeine zu fallendem Staub machst, Dann triumphirend und hoch“, V. 27 „den trüben Olympus durchwandelt so triffst du“, V. 28 „verlor, daß mein lebendes“, V. 30 „marklos und ohnmachtvoll sank“, V. 31 ff: „Ach um Mitternachtszeit ging das Bild vom Grabe der Freunde Keine Seele vorbei. Um die Mitternachtszeit sah ich die Ewigkeit vor mir, Und die unsterbliche Schar.“ Erst die zweite Ausgabe schrieb V. 25 „ihm das Gebein“ statt „seine Gebeine“.

²) Ausgelassen sind jetzt nach V. 42 die Verse „Wenn uns Lide ver

Ja er denkt sich den schrecklichen Fall, daß auch Ebert vor ihm sterbe und die ihm einst zu Theil werdende Geliebte, und 'ragt sich dann, wie er mit seinem zur Freundschaft geschaffenen Herzen diese Einsamkeit ertragen werde. — V. 59 f. Wird der Geist in dieser schrecklichen Einsamkeit in stumpfen Schlummer sinken?*) — V. 61—80. Sollte aber sein Geist noch wach bleiben, so will er nach allen Gräbern seiner Freunde hinwallen und endlich in sehnstichtigem Hinfürschmachten nach ihnen an einem derselben sterben. Lebhaft versetzt er sich in diesen unglücklichen Zustand und er vergewärtigt sich, was er dann thun werde.***) — E genthuslich ist

löst und dir, empfindende Sch. . . , Folgt oder vor dir entflieht“ V. 36 hieß es früher „Wenn des zärtlichen Gesehens Auge mir nun nicht mehr lachest“, V. 38 „nicht mehr wie Sokrates“, V. 39 „Wenn des“ und „barmonisches“, V. 40 „Keinen Laut nicht mehr singt“, V. 41 „Wenn vom Grab mal empor der“, V. 42 „Frankreichs Gesellschaftler sucht“, V. 45 „Ach wenn in“, V. 46 „mehr vor Zärtlichkeit“, V. 47 „Water entlernt, wenn Hagedorn todt ist“, V. 49 „Wir der ahnen beide! löst uns ein“, V. 50 „alle sie hier?“ Die erste Ausgabe hatte V. 35 „Wenn nicht mehr d. z. Gesehens Auge mir“, V. 41 „über dem Grabe“, V. 41 „Wenn erst schlummernd sich G. u. V. erst fernet“, V. 49 „Geweichte“ V. 80 „Der Madikin“, die in Leipzig grabte V. 42 f. Schlegels Aufenthalt in Strebla, wo er Hofmeister war, bezeichneten die Leipziger Freunde als seine „Verbannung“ Klopstock schrieb an diesen. Giese habe ihn allein „in seiner Einsamkeit“ durch Briefe unterhalten.

*) V. 52 stand „nochvoller“ V. 54 „Bin ich der L n'ame denn“, V. 55 „alsdenn auch“, V. 56 „ach ihr zartes Geseh“, V. 57 „Bin ich allein, allein auf der Welt von allen noch übrig“, V. 58 „da da“, V. 59 „wirft du, Seele zur Freundschaft erschaffen, die leeren Tage“, V. 60 „sehen“. Erst die zweite Ausgabe schrieb V. 53 „dann“ statt „denn“

**) V. 63 stand früher „zu fühlen dein Elend“, V. 67 „Einsame Grabet“, V. 69 „liegt“, das in der zweiten Ausgabe statt „liegt“ wiederhergestellt ward, und „Ehären“, V. 71 „Sammelt euch, Gräber, um mich, ich will“, V. 73 „gebe, und auf“, V. 73 „Einen Hyppsenbaum“, V. 74 „thronend um mich erziehen“, V. 75 „biegsamen Wipfel“ (beide Ausgaben haben „biegsamen (ließ „biegsamem“) Wipfel“) V. 76 „Enkel grabet mich dann“

es, daß die Seelen seiner Freunde ihm als Engel auf der Hypresse erscheinen. — V. 81—84. Der Gedanke an eine solche schaurige Einsamkeit aber ist ihm zu schrecklich, als daß er sich nicht gewaltsam von ihm losreißen müßte, wobei er auf den frühern Vergleich (V. 18 ff.) wieder zurückkommt.

6a. Die Verhängnisse.

Die in den ersten Monaten des Jahres 1748 gedichtete Ode schloß Klopstock von seiner Sammlung auch in der zweiten Ausgabe aus. Vgl. oben S. 13. Im ersten Theile der in archaischem Versmaß gedichteten Elegie (V. 1—16) führt er aus, wie selten Könige, Philosophen und Priester die ihnen verliehene Bestimmung erfüllen, so daß sie nur zum Unglück werden, daß Gott im Zorne ihnen eine höhere Stellung gegeben hat. Daran schließt sich der Gedanke (V. 17 f.), daß wahre Tugend den Menschen nicht bestimmt, sondern für den Himmel aufbehalten sei, nur ein Abbild derselben in der Brust des Menschen wohne. Hierdurch bahnt der Dichter sich den Uebergang zu seinem Glück. — V. 19—30. Ihm wurden die Gabe des Liebes und edle Freunde zu Theil, und er will dieser beiden Gaben durch weisen Gebrauch und treue Liebe sich würdig machen; sonst wären auch ihm diese Gaben zu

„In der ersten Ausgabe „Grabet den Todten dann ein“, V. 79 „Neben meinen entschlafenen ein! Dann nimm“ Noch die erste Ausgabe hat V. 81 „für“ „sichte sie halten“, V. 83 „wenn du bistweilen erwachtest, zu fühlen dem Elend“, V. 84 „Banger, unsterblicher“, V. 85 „vom Grabe“, V. 71 „mit lebenden“, V. 77 „mein Haupt gen Himmel“.

seinem Unglück verhehen. Seltsam aber wird dieser klare Gang des Gedichtes durch die zwischentreteude Bemerkung gestört, Liebe dürfe er sich nicht bitten, da diese Tugend sei, welche nur dem Himmel angehöre. Dieser Gedanke, daß die Liebe gar nicht von Menschen erstrebt werden dürfe, ist doch gar zu wunderbar. Und wenn die höchste „selige Liebe“ nicht dem Menschen verhehen ist, warum soll denn das irdische Liebesglück ihm verwehrt sein? wäre dieses etwa mit der Weisheit, welcher seiner Natur heilig sein soll, nicht vereinbar? Wie Klopstock als Dichter der Liebe sich so vergelt konnte, daß ihm die Liebe für den Menschen zu hoch schien, und er meinte, mehr als die Gabe des Sanges und edle Freundschaft, die ihm beide verhehen seien, dürfe er nicht verlangen, erklärt sich nur aus einer Augenblicklichen Ueberspannung, welche er selbst später so bestimmt als solche erkannte, daß er die Elegie von seinen Gedichten ganz ausschloß. Die Ueberschrift deutet auf seine Bestimmung als Sänger der Weisheit und Freundschaft im Gegensatz zu Künigen, Philosophen und Priestern. Die Elegie steht im Anhang der Oden.

7. Salem

Altmanisches Versmaß. Vgl. oben S. 20 f. Diese Ode, welche dem Dichter das dringende Verlangen eingab, endlich das Herz der ihn schwächen lassenden Geliebten zu bewegen, sandte er am 27. September 1748 an Bodmer. Die Hartnäckigkeit Jannys hatte ihn so furchtsam gemacht, daß er Bedenken trug, sie ihr selbst zu übergeben. Sie erschien zuerst in der darmsstädtischen Sammlung; Klopstock nahm sie mit manchen proso-

dischen und kleinen sprachlichen Aenderungen* erst in die zweite Ausgabe auf.

Sein fast bestinungsloses Verlangen, endlich das spröde Herz der für ihn geschaffenen Geliebten zu gewinnen, kleidet er in eine Klage an den ihm erscheinenden, aber, als er von ihm seinen Beistand fleht, sich abwendenden Seraph Salem. Fanny kannte den Salem schon aus dem dritten Gesange des Messias, wo er einer der beiden heiligen Wächter des Johannes ist, „ein himmlischer Jüngling“ (B. 466 ff.). Man hat gemeint, Salem scheine den armen Dichter „um Besen haben zu wollen. Freilich kann Klopstock, als Salem sich stumm entfernt, in seiner glühenden Leidenschaft nur verzweiflungsvolle Klagen ausstoßen, aber der

*) Die frühern Gesarten sind nach Visscherding offenbar Schreib- oder Druckfehler B. 1 „Krieg heil mit“, B. 2 und 23 „Schussgeist“ (statt „Ersatz“), B. 7 „welche beim Wiederleben“ und „sich liebende“, B. 8 „und kein Schicksal mehr trennt“, B. 9 „wolckter Hand far stattmender“, B. 10 „vom Haupte des Seraphs herunter“, B. 11 „wie sie“, B. 12 „liebende nach dem Tode Gott opfern“, B. 13 „daß sie“, B. 15 „Iaß kein Schicksal sie“, B. 18 „aufwallender“, B. 19 „voll H—chuld“, B. 21 „H—b ein“, B. 22 „ich mich laßt an“, B. 24 „sich forst“, B. 25 „dem stauneladen Vate“ (?) B. 27 „Dann lehr' ich das Auge des Hohen in Thronen“, B. 30 „sie wird ist auch da“, B. 31 „liebe das wate“, B. 37 „Dann laßt sie viel Thronen“, B. 39 „Iahel das“, B. 40 „Iahel weiß nicht“, B. 41 „der wachenden Thronen“, B. 43 „Nacht die Mangelzeit seines Herzens“, B. 45 „der vernommen“ (?) B. 47 „o. Odann“, B. 51 „Seiner Göttlichen sagt“, B. 55 „die Tugend u. d. Liebe verwandt“, B. 56 „träumet“, B. 57 „kommen die seligen Stunden“, B. 59 „die ewigen Seelen von süßer Entzückung“, B. 60 „Vergeistung“, B. 61 „ich, was Gott für Meisterstücke gemacht hat“, B. 62 „Seelen zur Liebe gemocht hat“, B. 67 „o himmlischer“, B. 68 „Ich sie“, B. 69 „Höre mich alltig“, B. 70 „das wies der Liebe“, B. 73 und 75 „dachte“ (statt „hoffte“, B. 74 „schon lange mein Herz“, B. 79 (vgl. B. 3.) „Meiner Gottl. Heil sagte“ Auffallend ist, daß Klopstock B. 3 noch den „Campus“ beibehalten hat.

Schutzgeist Klopstocks und der Liebe ist ihm so freundlich (lächelnd und in anmuthigstem Schmucke) erschienen, und nicht ohne Grund hat er auf seine heilige Sendung bei den zur Liebe gebildeten Mädchen hingewiesen; wie schmerzlich es den Dichter auch ergreift, daß er auf sein Flehen nicht hört, Salem wird zur Zeit, wenn Gott ihn sendet, auch Fannys Herz mit Liebe zu ihm erfüllen, und diese Zeit kann nicht ferne sein, da der Dichter sich bereits in gewaltigster Sehnsucht nach ihr verzehrt. Salem erscheint als tröstender, freilich sich aller Zusagen enthaltender Engel, auf den Klopstock mehr vertrauen sollte, als ihm die Leidenschaft brennenden Verlangens und des Schmerzes über Fannys Kälte gestattet.

V. 1 16. Salem erscheint in einer herrlichen milden Sommernacht („einen festlichen Abend“. vgl. Ode 8, 61), mit Rosen das Haupt umwunden, von lieblichstem, ihn umfließendem Dufte begleitet; seine Rosen und der Duft sind Ausflüsse der Seligkeit von Liebespaaren, welche sich jenseits wiedergefunden. Der Dichter weist hier gelegentlich darauf hin, daß die für einander geschaffenen Seelen auch im Jenseits sich unzertrennlich angehören. — V. 17—20. Eüßer Seelenfriede erfüllte den Dichter, als er den Schutzgeist der Liebe sich also nahen sah. *) — V. 21—52. Salem, der sich ihm gleich als Schutzgeist reiner Seelenliebe zu erkennen gibt**), führt aus, wie er die zur Liebe bestimmten Seelen schon frühe zu innigster Zartheit bilde, wie das Mädchen aber erst durch seine Eingebung zur Liebe bewegt wird, während im Jüngling der Trieb aus der Tiefe der eigenen Seele allge-

*) V. 20 „Adams Unsterblichkeit“, die ihm vor dem Sündenfalle, im Stande der Unschuld, verliehen war.

**) In V. 23 f. vgl. in der Ode „Beyantwort der Abwesenden“ V. 22 f. „Geliebtere, als die Liebenden lieben.“

waltig erwacht. Hat aber Salem im Traume dem Mädchen den Jüngling gezeigt, wie er ganz von innigster Liebe zu ihr zerfließt, dann erfährt die Liebe auch dieses mit Allgewalt, so daß es alle fleischlichen weltlichen Rücksichten hintansetzt. Solche Rücksichten waren es, welche die wohlhabendere Fauny von Klopstock zurückhielten. Treffend wird auch hier, wie in der Ode die künftige Geliebte die Liebe als von der Tugend unzertrennlich dargestellt. — V. 53—66. Die ganze Wonne hingegebener Liebe^{*)}, die auch ins Jenseits herüberreicht, schildert der Schluß von Salems Rede. Die Dichtung von Salems Wirkung auf die Liebenden gehört zu den zartesten dichterischen Gebilden. Daß der Schutzgeist die Seelen ins Jenseits bringe, ist gangbare Vorstellung. Diese Darstellung und die Qual seiner gepreßten Seele, die sich in der Anrede an Salem (V. 67—82) ausspricht, sollten auf Fauny wirken. Schon nach den vier ersten Versen der Anrede des Dichters wendet sich Salem um und steigt zum Himmel. Wenn der Dichter am Schlusse V. 71 f. wiederholt, so folgt daraus nicht, daß dort erst Salem sich entfernt; die Klage kehrt hier unwillkürlich zurück, so mächtig hat ihn der bittere Schmerz ergriffen. Absichtlich gibt der Dichter V. 75 ff Salems eigene Worte wieder, wie er im Traume dem Mädchen den liebenden Jüngling zeige (V. 47 ff), nur die Stelle „meiner Seele — Herz“ konnte er aus dessen Rede nicht herübernehmen.

^{*)} Allgemein schön ist die Bezeichnung der ersten Liebeszeit durch die „jauchzende Jugend der Liebe“; das Jauchzen ist der von Freude aufgeregten Jugend eigen. Goethe schrieb im Tagebuch seiner Schweizerreise in Schwyz: „Lachen und Jauchzen dauerte bis um Mitternacht.“ In Märchens Lied im Egmont heißt es von dem liebenden Mädchen: „himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt“.

8. Petrarca und Laura.

Zweites asklepiadeisches Versmaß, wie Ode 1. Schon in dem Anfangs Juli 1748 geschriebenen Briefe an seinen Freund Cramer theilt der Dichter Stellen dieser Ode mit, die er eines Abends gemacht, als sich keine Nachtigall habe hören lassen. Vgl. oben S. 18. Gegen Bodmer bemerkt er am 27. September 1748, Laura, die so sehr nach der Unsterblichkeit gedürstet, sei vielleicht seiner Fanny ähnlich gewesen, und er führt dann B. 51—62 unserer Ode an, indem er nur ist und tritt in war und trat ändert. Die darmstädtsche Sammlung brachte auch diese Ode zuerst. Klopstock selbst gab sie, wie die vorige, erst in der zweiten Ausgabe, mit vielen sprachlichen und metrischen Verbesserungen.*)

Um Fanny zu bewegen, stellt er zuerst den unendlichen

*) Die frühern Lesarten sind: B. 1 „von mir kaum angeschaut“, B. 6 „in mir“ am Anfange des Verses, B. 8 „der du erittertest“, B. 10 f. „seufzend unsterbliche Thränen weintest, die selbst wehmuthsvoll“, B. 12 „weinet, ach vielleicht wäre sie“, B. 13 „erweicht. Ach! vielleicht“, B. 17 „weit über mein erhöht“, B. 18 „die heilige Brust“, B. 21 „und dem sanftsthrönenden“, B. 24 „Gesellen“, B. 26 „Ips“, B. 28 „Auch der schwache Trost fehlte mir“, B. 30 „mein Auge zu“, B. 41 „Tausend eine“, B. 42 „hohen“, B. 43 „die thronenvoll“, B. 46 „heiliger Gattigkeit“, B. 62 „wie die“, B. 64 „sprach der Glückselige“, B. 66 „was für“, B. 67 „aufwallender“, B. 71 „über Fuß“, B. 73 f. „wo die Entzündungen Um mein trunknes Haupt taumelnd fliehn“, B. 83 „wir uns zärtlich geliebt“, B. 84 „aufreiß Nachruhms“, B. 89 „es Monarchen sind“, B. 90 „goldene Könige“, B. 95 „Laurenz“, B. 99 „als die Monarchinnen“, B. 100 „Mehr als die Tochter der Könige“. In dem Briefe an Cramer steht B. 23 „sah er“ (mein Bild), B. 34 „in goldener Schale“, B. 36 „denen ein zärtlicher“. Spätere Druckfehler sind „anderen“ statt „andern“ B. 1, das Ausrufungszeichen statt Fragezeichen B. 14, „in“ statt „im“ B. 36 und B. 63 f. Klopstock schrieb „rosenwangicht“ wie auch „losicht, welscht“ u. d., aber „blumig“ Ode 10, 61.

„Schmerz“ hier noch häufiger Verbindung mit der so genannten „Nacht“, wenn das Mitleid und den Nachruhm der, welche der Geliebten waren, wenn sie ihre Liebe ihm schenke. Das Ganze führt er in einen Traum, so daß die Einleitung keinen Schmerz, Schmerz, alles Mitleid in dem Traume durch Petrarca und Dante ausgedrückt wird, in Vauvros Beschreibung aber enthält er die aus seiner eigenen Melancholie.

vs 1—14. Den Wunsch des so still und rein brennenden Mannes vermochte der in blühende Schwermuth verfallene Dichter nicht zu ertragen; vielmals erlebte ihm Herz und Seele^{*)}, da der einsame & himelwanderer ihn so bitter mahnte, daß auch er einsam, ohne ein lebendes Mädchen, durch das Leben wandern sollte. Wenn selbst nicht mit ihm gewohnt haben, wäre sie Zeugin seines schmerzlichen Schmerzes gewesen. V 15—28. Der letzte Gedanke führt zum Uebergang zum süßen Edlummer der Geliebten, wozu seine eigene Schlaflosigkeit den entschiedenen Gegensatz bildet, trostlos lag er da, in tiefster Einsamkeit, da auch der seinen Schmerz klagt in derunde Sang der Nachtigall verstummt war^{**)}. V 29—40. Während ein Engel des Himmels ihn in Schlaf versenkt, bittet ihn der Entschlummernde, das Opfer seiner Thänen zu den durch reinste Liebe auf Erden einst ausgezeichneten verklärten Frauen^{***}, im Himmel zu tragen, ob viel-

*) „Tochter des ewigen Hauches“, d. i. des Odems Gottes. Gleich darauf redet er sie als „Unsterbliche“ an.

**) „Der nächtliche Hauch“ (der Hauch zur Nachtzeit), wie Goethe selbst in *Pirola* sagt „die nächtliche Stadt“, „die nächtliche Thüre“.

***) Kowe, Elisabeth Kowe, geborene Singer. Vgl. Ode 1, 28. — Radikl. Dieser Braut Gramers ist mehrfach gedacht. Vgl. Ode 2, Lied 2. — Haller besang seine 1736 im fünfundsingzigsten Jahre gestorbene Gattin Marianne in drei Gedichten unter dem Namen Doris; von seinen drei

leicht eine von diesen niedersteigen möge, das Herz der Spröden zu bewegen. Wir haben hier eine ganz ähnliche Vorstellung wie in der Ode Salem. — V. 47—63. Da sieht er im Traume Laura, an deren Brust sich Petrarca legt. — V. 64—78. Petrarca spricht das Glück ihrer unendlichen Liebeseligkeit aus, die ihn so ergreift, daß er sie nicht besingen kann (was er den Engeln überläßt), sondern in ewigen Freudenthränen zerfließt. *) — V. 79—102. Noch weniger vermag Laura die unendliche Wonne auszusprechen; als sie mit den Worten „Mein Petrarca“ beginnt, ersticken Seufzer und Thränen der Lust ihre Stimme, aber der Dichter selbst wagt es, ihrem Gefühle seinen Ausdruck zu leihen. Denn kaum dürfte es angehn, die Stelle so zu verstehen, daß sie dieses unter Seufzern und Thränen wirklich gesprochen. Daß der Dichter ihre Seufzer und Thränen auslegt, ist freilich etwas sonderbar. Das Glück der Liebe, das sie auch jenseits erfreut, deutet er nur kurz an. V. 81 f. entsprechen oben V. 69 ff. Was Laura noch ganz besonders erfreut, ist die durch ihre Liebe **) errungene irdische Unsterblichkeit, und daß sie beide den Nachkommen als wirksame Muster der Nachahmung voranleuchten, wodurch diese den höchsten Gipfel des Glückes erreichen werden, was die Anrede an die Enkel und Enkelinnen in entsprechender Weise ausführt. ***) Hier wird nun wieder besonders hervorgehoben, daß

Kindern ist die Tochter, welche gleichfalls den Namen Marianne führte, unter der jüngern Doris verstanden.

*) Seltzam ist V. 73 f. der Ausdruck „es von Entzückungen schwelt taumelnd um mein tranktes Haupt“: die Entzückungen taumeln in dem sein Haupt umgebenden Lustkreis.

**) Die „goldne Zeit“ V. 87 und 98 ist die Wonnezeit der Liebe.

***) Es geht nicht wohl an, die „frohen Seufzer und Thränen“ auf Laura und Petrarca, auf ihr gegenseitiges „Kosen durch Blüthe, Seufzer,

des Dichters Sang die Geliebte der Unsterblichkeit weiht, und die innigste Seelenliebe eines Dichters als der höchste Segen bezeichnet, welcher ein rein empfindendes Mädchen beglücken könne.

8a. Der Adler.

Wohl in den Herbst des Jahres 1748 gehört folgende von Klopstock in keine seiner Ausgaben aufgenommene Ode, eine Lieblingsode Herders; sie findet sich bei Cramer, in der Schubart'schen und der darmstädtischen Sammlung. Die Ueberschriften der Adler und die Verwandlung rühren nicht von Klopstock her.

Als ich unter den Menschen noch war, da war ich ein Zufluch,
 Weichlich und zart von Gefühl,
 Ganz zur Empfindung der Liebe geschaffen: so zärtlich und rührend
 War kein Sterblicher mehr.
 Also sah ich ein gött. Mädchen; so zärtlich und süßlich
 War keine Sterbliche mehr.
 Aber ein unerbittliches Schicksal, ein eiserne Schicksal
 Gab mir ein hartes Gesetz,
 Ewig zu schweigen und einsam zu weinen; so zärtlich und süßlich
 War kein Sterblicher mehr.
 Einst sah ich sie im Gaipe, da ging ich leutwärts und weinte
 Leutwärts ins Einsame hin,
 Tief in den dunkelsten Gaipe, der den künftigen Schmerzen geweiht war
 Und dem erbebenden Geist.
 „Ach vergebens erlöschst du, wenn jene, die die Natur dir
 Gleich schuf, ewig dich flucht!“

Zu lesen, zu beziehen. Auch darf man nicht R. 81-86 als g. meinfames
 O. betrachten, und dann R. 87-94 R. farca, das übrige R. farca zuschreiben.

Ach vergebens unsterbliche Seele, wenn ewig ein am
 Dir die Unsterblichkeit ist!
 Wenn du, da du die Seelen erschaffst, gro's Seelen von vielen,
 Mütterliche Natur,
 Zärtlicher und sich ähnlich erschaffst, und gleichwohl sie trenntest,
 Sage, was dachtest du da,
 Mütterliche Natur? Sonst immer weise, nur aber
 Hier nicht weise genug,
 Hier nicht zärtlich genug! nicht mehr die liebende Mutter,
 Die du immer sein warst
 Ach, wenn dich noch Thränen erweichten! und wenn ein vor Wehmuth
 Sang erbebend's Herz
 Dich und sein eisernes Schicksal und seine Donner verfluchte,
 Wenn du Mutter noch warst!
 Wenn wie vormals dein Ohr, zur Zeit des goldenen Alters,
 Stammelnde Seufzer vernahm!
 Aber du bleibst unerbittlich und ernst! So sei es denn ewig!
 Seis! nicht mehr Mutter Natur!
 Warum laßt du mich nicht wie diesen Hain hier er hören,
 Ruhig und ohne Gefühl!
 Warum nicht wie den Sanger des Hains? Er rührt sich buchstätt nicht,
 Lieder ist es Gerüth,
 Was er tönet sind's zärtliche Klagen, die feurig sein Mund singt?
 Ach so wird er getrt!
 Ach, so werden den Sangerinnen! so kommt kein Schicksal,
 Sie zu trennen, daher!
 Ach, so rührt er kein menschliches Elend! Nur, laß mich er sein!
 Nicht mehr Mutter Natur,
 Schaffe zur Nachtigall mich! doch laß mir die menschliche Seele,
 Tiefe Seele nicht mehr!"
 Also sagt' ich und wurde verwandelt, doch lieb mir die Seele
 Und mein zu süßendes Herz
 Und nicht glücklicher sag' ich noch einsam und weine die Nacht durch
 Und den mir nächtlichen Tag,
 Wenn der Morgen daher thaut, wenn glücklichen Vögeln und Menschen
 Du, o Abendstern, wilst
 Geh', die ich liebe, im Haine daher, dann sag' ich ihr Klagen,
 Aber sie hört mich nicht

O so höre mich, Jupiter, denn, du des hohen Olympus
 Donnerer, höre du mich!
 Schaffe zum Adler mich um, laß deinen Donner mich tragen,
 Daß sein kriegerischer Schall
 Hart und süßlos mich mache, daß in den hohen Gewittern
 Zarlich mein Herz nicht mehr bebt,
 Daß ich die ehernen donnernden Wagen des Zeus nur erblicke,
 Aber kein blühend Gesicht
 Und kein lachelndes Auge, das seelenvoll redt und die Sprache
 Der Unsterblichen spricht.

Also sang er, und wurde zum Adler und an dem Olympus
 Zog sich ein Wetter heraus.

In einer ganz neuen Einkleidung spricht Klopstock die Uner-
 trüglichkeit aus, bei diesem unendlich zärtlichen und empfindsamen
 Herzen, einsam, ohne die ihm ganz zugeschwundene Geliebte, zu
 leben. Schon hat die Natur den liebenden Jüngling auf seinen
 Wunsch in eine Nachtigall verwandelt; aber auch als solche hält
 die liebende Seele es nicht aus, da die Geliebte, deren Reize der fünfte
 und vierte Vers vor dem Schlusse andeuten, nichts für ihn fühlt, und
 so bittet die Nachtigall den Jupiter, sie in einen Adler zu verwan-
 deln, damit alles zärtliche Gefühl, das sie verzehrt, ihr genommen
 werde. Das Versmaß ist das archilochische. Daß Klopstock diese
 Ode nicht in die zweite Ausgabe mit den nöthigen metrischen
 Verbesserungen aufnahm, dürfte eher auf einem Versehen beruhen
 als absichtlich geschehen sein. Das schmerzliche Gefühl tritt in
 scharfer Ausprägung hervor. Vgl. Ode 13. Zum Adler als Blüthenträger
 vgl. Hor. carm. IV, 4, 1—4. Im sechsten Verse vor dem Schlusse
 erwartete man eher den Wagen. Vgl. Hor. carm. I, 12, 53. 34, 8.

9. An Fanny.

Alcäisches Maß. Die ursprünglich an Daphne überschriebene Ode sandte Klopstock den 8. Oktober 1748 an Schlegel, dann den 5. November an Bodmer; der Geliebten wagte er sie nicht zu überreichen, übergab ihr dagegen später die noch stärkere Ode 11. Gisele ließ sie ohne Wissen des Dichters in den neuen Beiträgen abdrucken. Dann erschien sie in den Königsbergischen politischen und gelehrten Zeitungen 1770 Nr. 73. Klopstock nahm sie verbessert bereits in die erste Ausgabe seiner Oden auf, da sie einmal im Druck erschienen war und sie fast nur sprachlicher und prosodischer Aenderungen bedurfte. *) Bodmers französische Uebersetzung verleitete Klopstock, den Anfang der Ode (B. 1—22) sehr eifertig ins Griechische zu übersetzen. Str. 3

*) B. 1 hieß es „wie Staub“, B. 2 „Lange zerstreut ist“, B. 3 f. „Ueber das Schicksal meines Lebens! Ausgeweiht hast und gebrochen zufällt“, B. 5 „stillschwebend nach dem Olympus hin“, B. 7 „meinen jungen Thränen“ (in der ersten Ausgabe „meinen Jünglingsthränen“), B. 9 „Entweder aus ist“, B. 11 „o meine Daphne“, B. 12 „Lang auch schon todt bist, wenn deiner Augen“, B. 13 „beredter Geist“, B. 14 f. „Nun ausgelöscht ist, wenn du unangemerkt | Dem Böbel“, B. 17 „Werther des Nachruhm“, B. 18 und 20 „Glückseligern“, B. 25 „die Wage des Gerichts in der Hand“, B. 28 „tödt dann“, B. 29 „du dann“, B. 30 „warte nicht“, B. 33 „von mir getreu umarmt“ (in der ersten Ausgabe „zärtlich von mir umarmt“), B. 34 „Mit zu dir eilen“, B. 35 „süßer“, B. 37 „Ach, dann, o Ewigkeit“, B. 38 „Biß du ganz unser! Komm unbesingbare“. Die letzte Strophe lautete: „Fliehet unterdessen, fliehet, melancholische | Stunden, vorüber! Keine von Thränen leer! | Keine der hangen, schwermuthsvollen | Zärtlichkeit leer! Und umwölkt und dunkel!“ Erst in der zweiten Ausgabe schrieb Klopstock B. 1 „einst ich“ statt „ich einst“ (vgl. Ode 3 Lied 2 B. 33), B. 7 „meiner Jünglingsthräne“, B. 11 „alsdann“ statt „alsbenn“, B. 33 „innig“ statt „zärtlich“.

ist hier zu zwei Strophen erweitert. Die auf der Stadtbibliothek zu Zurich erhaltene und seit 1810 bekannte Uebersetzung leidet sogar an Sprachfehlern. Gegen Bodmer, dem er sie so-ort am 28. November 1719 übersandte, äußerte er: „Vielleicht künften diese Strophen vielen nicht wohl griechisch; vielleicht hätte Alcäus selbst nicht anders geschrieben, wenn er in gleichen Umständen gewesen, vielleicht — —.“

Die Ode enthält den Ausdruck schmerzlichster Entsagung, die nur durch die Hoffnung auf einstige unzertrennliche Vereinigung im Jenseits gemildert wird. Jannas soll nun einmal, obgleich die Natur ihre Seelen ganz für einander geschaffen, wegen kleinlicher weltlichen Rücksichten für dieses Leben ihm nicht angehören; aber am Tage der Auferstehung wird Gott sie unzertrennlich miteinander verbinden, der Bruder dann der Dritte in ihrem Bunde sein. Der Dichter wünscht, daß das Leben, welches ihm so bitteren Schmerz auflege, nur rasch hinfließen möge, er sehnt sich nach dem Grabe. Jannas Härte hoffte er durch diesen innigen Ausdruck seines Schmerzes zu erweichen; ihr selbst macht er nicht den geringsten Vorwurf, hebt vielmehr neben ihrer berechneten Schönheit ihren Edeßinn hervor und schiebt die Trennung allein auf die Verhältnisse; daß sie die Natur für einander bestimmt habe, wird bedeutsam betont, sein unendlicher, ihn bis zum Tode quälender Schmerz hervorgehoben und auch seines Ruhmes als Dichter des Messias gedacht — alles Gründe, welche in dieser Verbindung vielleicht einen Eindruck auf Jannas Herz üben könnten.

Str. 1—6 enthalten den Gedanken, daß am Tage der Auferstehung die für einander bestimmten Seelen sich angehören werden. Der Tag der Auferstehung aber wird erst lange nach seinem und Jannas Tod erscheinen; diese Zeitbestimmung benutzte der Dichter, um den sein Leben untergrabenden Schmerz zu schildern

und zugleich seine unbegrenzte Verehrung Hannys anzudeuten. Daß er sein Leben ausweinen müsse und die einzige Hoffnung seiner ergeben Gott vertrauenden Seele auf das Jenseits gerichtet ist, sprechen B. 2—6 aus. *) — Zur Jünglingsthräne vgl. zu Ode 1, 29. — B. 9 f. deuten darauf, daß vielleicht noch einige Seelen sich im Jenseits seines Messias erinnern werden. In der griechischen Uebersetzung lautet die Stelle: „Oder brachten einige der unsterblichen Engel meinen Ruhm in den Olymp.“ — Beglückt (B. 18. 20) geht auf den äußern Wohlstand, nicht auf das Glück der Liebe (wie Hor. epod. 14, 17).

Str. 7 deutet an, daß am Tage des Weltgerichts das Glück nach der Tugend bestimmt wird; daß Gott dann auch ihm die Seligkeit von Lauras Liebe geben werde, übergeht alsbald in der Hast des vordrängenden Gefühls, sagt nur Str. 8, er werde mit erst abwarten, bis der Seraph komme, ihn zu Laura zu führen, die dann zur Unsterblichkeit wiederbelebt sei. Sein Glück bezeichnet er in wenigen treffenden Zügen Str. 9, 2—10, 1 — Zu voll froher Thränen jenes Lebens (eine erklärende Ausführung des einfachen thränenvoll) vgl. Ode 8, 77 f. — Str. 10. Dann erst, wenn sie ganz unzertrennlich verbunden sind, werden sie den höchsten Genuß der Unsterblichkeit haben. — Str. 11. Dieser unbefugbaren Wonne setzt sich sein vollen, jetzt in schwermuthsvoller Liebe sich verzehrendes Herz entgegen.

*) Das wiederholte „nun“ (B. 2. 4) ist nur dann ohne Anstoß, wenn man nach „brechend im Lode“ eine kleine Pause eintreten läßt, so daß der unterbrochene Satz wieder aufgenommen wird. Vgl. B. 9 10. Sonderbar ist der Ausdruck „über des Lebens Schicksal ausweinen“.

10. Bardale.

Viertes asclepiadeisches Maaß. Die Ode, das erste schüchternste Geständniß seiner Liebe zu Janny, ward im Mai 1748 gedichtet. Vgl. S. 17. Sie erschien in den neuen Beiträgen unter dem Titel Ode. Klopstock nahm sie mit zahlreichen Veränderungen bereits in die erste Ausgabe auf, was von allen auf Janny bezüglichen Oden nur bei dieser und der vorigen geschah; hier stand sie vor der vorigen. Statt des frühern griechischen Namens Abdon (die Mutter nannte er festsam Abdone) setzte er Bardale, womit willkürlich die Nachtigall bezeichnet sein soll, und führte auch sonst die nordische Mythologie ein.*)

*) Früher begann die Ode: „Tiefen seelichen Schmerz ward ich und sang zuerst“, V. 2 hieß es „lehrt Abdone mich“, V. 4 „Sing, Abdon“, V. 5 „Gericht der Wald dir“, V. 5 „Einen hörend die (?) nur deinem Gesange da“, V. 7 und 11 „Alsdann sing, o Abdon“, V. 9 f. „welcher erhabener ist | Als der himmlische Jann“, V. 12 „Seelenvoller und göttlicher“, V. 13 „dir zu“, V. 13 f. „Alsdann singst du, Abdon, | Den Unsterblichen Liebe zu“, V. 18 „junges Lied“, V. 20 „sprach gelinder“, V. 21 f. „und doch und der bewegte Jann. War der Erde Gott nicht! Höreles sang ich schwach!“ V. 24 „Nicht den Göttern und Göttinnen“, V. 25 „Doch vom Abend herauf“, V. 26 „ein göttliches Bild“, V. 29 f.: „Wie war ihr Anblick mir neu! Was ihr vom Auge blüht, | Ach was war das? War's das, so sie zur Gottin macht?“ V. 33 „zärtlicher Paut, als mein gesungenster“, V. 34 „gefühlvoller“, V. 35 „den Wipfeln der Wasser“, V. 36 „die Höhen des Olymps“, V. 38 f. „Wie leg' ich dir doch würdige Namen bei? | Wirst du Seele genennet?“ V. 42 f. „blauer Olymp, an dem der Abendstern, Silberfarbig herandeigt?“ V. 45—48 „an dem der Rosenstrauch, Seine Knospen beneht, in dem ich selber oft, | Niederhangend vom Zweige, | Meine dichterische Stellung sah?“ V. 49 f. „Und was spricht ihr ihr Bild? Herrst du mir, Göttin, zu? Hörst du der Nachtigall zu?“ V. 53 „Hoch vom schwachtenden Auge her?“ V. 54 „lockt den“, V. 57 „Erzich“, V. 58 „Heißt er beßes Weichen? von den Olympiern“, V. 59 „Heißt er göttliche“, V. 60 „Oder

Klopstock wollte Fanny seinen Schmerz ausdrücken, daß es ihm nicht vergönt war, sie am 12. Mai bei dem Besuche eines Nachtigallwäldchens zu begleiten, wobei er den Wunsch ausdrückt, ihre zur Liebe ganz geschaffene Seele möge sich des vollsten Genusses derselben erfreuen, und in der Andeutung seiner eigenen liebevollen Hinnneigung zu ihr, welche schon der begeisterte Preis ihres seelenhaften Auges und ihres empfindenden Herzens andeutet, verräth er sein sehnliches Verlangen, er selbst möchte der Jüngling sein, in dessen Umarmungen ihr der Liebe höchste Seligkeit zu Theil werde. Der Dichter hat das Ganze auf eine so neue als sinnige Weise auszuleiden gewußt.

Str. 1—4. Die junge Nachtigall*) ist von ihrer Mutter, einer besondern Künstlerin, gelehrt und angewiesen worden, wenn sie allein mit andern Vögeln im Walde sei, bloß Gesänge zu singen, wie sie zur Gesellschaft der Nachtigallen passen.**)

Ständ des Elbflum“, B. 61 „gesegnet“ und „zölfter Mai, schönster Tag“, B. 62 „Da ich die Göttliche sah, aber gesegnet“, B. 63 „unter den Tagen“, B. 66 „Augen empfindt und euch“, B. 70 „Der in den Hain hin dich rief“. Erst in der zweiten Ausgabe schrieb Klopstock B. 9 f. „daber, der wie der wachsende / Ahorn schlanf sich erhebt“ (in der ersten begann B. 10 „Als die Greise des Hains“), B. 18 „dann“ statt „zu“, B. 29 „Welches neue“ statt „Welch ein neues“, B. 33 „der gefühlteste“, B. 34 „gesungenste“ statt „gefühlteste“, B. 46 „selbst mich“ statt „selber“, B. 47 „Im Arystalle des Flusses“ statt „Nach in einem der Bäche“, B. 53 „eilend“ statt „zartlich“, B. 56 „hebet dir die“ statt „hebt dir keine“, B. 57 „durchwollt“ statt „bewegt“.

*) Auffallend ist es, daß Klopstock „diesen“ im ersten Verse in „einen“ verwandelte; denn die Nachtigall, die hier auftritt, muß eben diesen Frühling geboren sein, da es nur so denkbar, daß sie vor Fanny, die sie in diesem Frühling sah, noch keinen „Menschen“ erblickt?

**) Delbrück schrieb richtig „Nachtigallen-Gesänge“, und ich war ihm früher gefolgt, aber daß Klopstock wenigstens später „Nachtigallen“ als Dativ sagte, scheint die in der folgenden Anmerkung angeführte Briefstelle zu beweisen.

Schmerz seiner nach innigster Verbindung mit ihr sich sehnen- den Seele, dann das Glück und den Nachruhm dar, welche der Ge- liebten warten, wenn sie ihre Liebe ihm schenke. Das Ganze kleidet er in einen Traum, so daß die Einleitung seinen Schmerz schildert, alles übrige in dem Traume durch Petrarca und Laura ausgesprochen wird; in Lauras Beschreibung aber entwirft er das Bild seiner eigenen Geliebten.

V. 1—14 Den Anblick des so still und rein hinwandelnden Mondes vermochte der in düstere Schwermuth versenkte Dichter nicht zu ertragen; dreimal erhebt ihm Herz und Seele*), da der einsame Himmelswanderer ihn so bitter mahnte, daß auch er ein- sam, ohne ein liebendes Mädchen, durch das Leben wandern solle. Kannn selbst würde mit ihm geweint haben, wäre sie Zeugin seines schrecklichen Schmerzes gewesen. — V. 15—28. Der letzte Ge- danke bahnt ihm den Uebergang zum süßen Schlummer der Ge- liebten, wozu seine eigene Schlaflosigkeit den entschiedenen Gegen- satz bildet; trostlos lag er da, in tiefster Einsamkeit, da auch der seinen Schmerz sonst lindernde Sang der Nachtigall verstummt war.**) — V. 29—46. Während ein Engel des Himmels ihn in Schlaf versenkt, bittet ihn der Entschlummernde, das Opfer seiner Thränen zu den durch reinste Liebe auf Erden einst aus- gezeichneten verklärten Frauen***, im Himmel zu tragen, ob viel-

*) „Tochter des ewigen Haaues“, d. i. des Obens Gottes. Gleich darauf redet er sie als „Unsterbliche“ an.

**) „Der nächtliche Hain“ (der Hain zur Nachtzeit), wie Goethe selbst in Prosa sagt „die nächtliche Stadt“, „die nächtliche Thüre“.

***) Howe, Elisabeth Howe, geborene Singer. Vgl. Ode 1, 29. — Radik in Dieser Braut Gramers ist mehr ach gedacht Vgl. Ode 2, Lied 2. — Haller besang seine 1.36 im fünfundsingzigsten Jahre gestorbene Gattin Marianne in drei Gedichten unter dem Namen Doris; von seinen drei

leicht eine von diesen niedersteigen möge, das Herz der Spröden zu bewegen. Wir haben hier eine ganz ähnliche Vorstellung wie in der Ode Salem. — V. 47—63. Da steht er im Traume Laura, an deren Brust sich Petrarca legt. — V. 64—78. Petrarca spricht das Glück ihrer unendlichen Liebeseligkeit aus, die ihn so ergreift, daß er sie nicht besingen kann (was er den Engeln überläßt), sondern in ewigen Freudenthränen zerfließt *) — V. 79—102. Noch weniger vermag Laura die unendliche Wonne auszusprechen; als sie mit den Worten „Mein Petrarca“ beginnt, ersticken Seufzer und Thränen der Lust ihre Stimme, aber der Dichter selbst wagt es, ihrem Gefühle seinen Ausdruck zu leihen. Denn kaum dürfte es angehn, die Stelle so zu verstehen, daß sie dieses unter Seufzern und Thränen wirklich gesprochen. Daß der Dichter ihre Seufzer und Thränen auslegt, ist freilich etwas sonderbar. Das Glück der Liebe, das sie auch jenseits erfreut, deutet er nur kurz an. V. 81 f. entsprechen oben V. 69 ff. Was Laura noch ganz besonders erfreut, ist die durch ihre Liebe**) errungene irdische Unsterblichkeit, und daß sie beide den Nachkommen als wirksame Muster der Nachahmung voranleuchten, wodurch diese den höchsten Gipfel des Glückes erreichen werden, was die Anrede an die Enkel und Enkelinnen in entsprechender Weise ausführt.***) Hier wird nun wieder besonders hervorgehoben, daß

Aubertin ist die Tochter, welche gleichfalls den Namen Martanne führte, unter der jüngern Form verstanden.

*) Seltzam ist V. 73 f. der Ausdruck „es von Entzückungen schwebt taumelnd um mein trankenes Haupt“: die Entzückungen taumeln in dem sein Haupt umgebenden Luftkreis.

**) Die „goldne Zeit“ V. 87 und 98 ist die Blüthezeit der Piete.

**) Es geht nicht wohl an die „frohen Seufzer und Thränen“ auf Laura und Petrarca, auf ihr gegenseitiges „Kosen durch Blicke, Seufzer,

des Dichters Sang die Geliebte der Unsterblichkeit weicht, und die innigste Seelenliebe eines Dichters als der höchste Segen bezeichnet, welcher ein rein empfindendes Mädchen beglücken könne.

8a. Der Adler.

Wohl in den Herbst des Jahres 1748 gehört folgende von Klopstock in keine seiner Ausgaben aufgenommene Ode, eine Lieblingsode Herders; sie findet sich bei Gramer, in der Schubart'schen und der darmstädtischen Sammlung. Die Ueberschriften der Adler und die Verwandlung rühren nicht von Klopstock her.

Als ich unter den Menschen noch war, da war ich ein Jungling,
 Wohllich und zart von Gefühl,
 Ganz zur Empfindung der Liebe geschaffen, so zärtlich und süßend
 War kein Sterblicher mehr.
 Also sah ich ein göttl'ches Mädchen; so zärtlich und süß: ich
 War keine Sterbliche mehr.
 Aber ein unerbittliches Schicksal, ein eiserne's Schicksal
 Gab mir ein hartes Geleg,
 Ewig zu schweigen und einsam zu weinen; so zärtlich und süß
 War kein Sterblicher mehr.
 Einst sah ich sie im Haine, da ging ich leichwärt's und weinte
 Seitwärts ins Einsame hin,
 Tief in den dunkelsten Hain, der den hängenden Zweigen gewohnt war
 Und dem erbebenden Geiß.
 „Ach vergebens ersiehst du“, wenn jene, die die Natur dir
 Gleich schuf, ewig dich flieht!

Zu lesen, zu beziehen. Nach, das man nicht B. 81—86 als gemeinsames
 C. 1,1 betrachten, und dann B. 87—94 Petrarca, das übrige Laura zuschreiben.

Ach vergebens unsterbt die Seele, wenn ewig einsam
 Dir die Unsterblichkeit ist:
 Wenn du, da du die Seelen erschufst, zwö Seelen von vielen,
 Mütterliche Natur,
 Zärtlicher und sich ähnlich erschufst, und gleichwohl sie trenntest,
 Sage, was dachtest du da
 Mütterliche Natur? Sonst immer weise, mir aber
 Hier nicht weise genug,
 Hier nicht zärtlich genug' nicht mehr die liebende Mutter,
 Die du immer sonst warst!
 Ach, wenn dich noch Tränen erreichten' und wenn ein der Wetmuth
 Sang erhebendes Herz
 Dich und sein eisernes Schicksal und seine Donner verübte,
 Kenn du Mutter noch warst!
 Wenn wie vormals beim Ehr, zur Zeit des goldenen Alters,
 Stammesende Sauser vernahm'
 Aber du bleibst unerbittlich und ernst' So sei es denn ewig'
 Sei'st nicht mehr Mutter Natur!
 Warum hast du mich nicht wie diesen Hain hier erlassen,
 Raub und ohne Gefühl'
 Warum nicht wie den Sänger des Hains? Er fühlt ich vielleicht nicht,
 Er ist es Gefühl,
 Was er thut, kühn zärtliche Klagen, die feurig sein Mund singt?
 Ach, so wird er gehört!
 Ach, so lieben ihn Sängerrinnen' so donnert kein Schicksal
 Sie zu trennen, daher
 Ach, so nicht er sein menschliches Glend! Nur, laß mich er sein'
 Nicht mehr Mutter Natur
 Schiffe zur Nachtigall mich' doch laß mir die menschliche Seele,
 Diese Seele nicht mehr'
 Also sagt' ich und wurde verwandelt, doch blieb mir die Seele
 Und mein zu fühlendes Herz
 Und nicht glücklicher Klage' ich noch einsam und weine die Nacht durch
 Und den mir nächtlichen Tag,
 Wenn der Morgen daher traut, wenn glückseligen Vögeln und Menschen
 Du, o Abendstern, winkst.
 Gehst, die ich liebe, im Hain daher, dann sing' ich ihr Klagen,
 Aber sie höret mich nicht

So laß mich, Juppiter, denn, du des hohen Olympus
 Donnerer, höre zu mich!
 Laß zum Adler mich um, laß deinen Donner mich tragen,
 Laß sein kriegerischer Schall
 Fret und stülze mich mache, daß in den hohen Gewittern
 Göttlich mein Herz nicht mehr bebt,
 Laß ich die ehernen donneraden Wagen des Zeus zur erblicke,
 Alles sein brühend Gesicht
 Und sein lachelndes Auge, das seelenvoll redt und die Sprache
 Der Unsterblichen spricht.

Also sang er, und wurde zum Adler und an dem Olympus
 Bog sich ein Wetter herauf.

In einer ganz neuen Einleidung spricht Klopstock die Uner-
 träglichkeit aus, bei diesem unendlich zärtlichen und empfindsamem
 Herzen, einsam, ohne die ihm ganz zugesessene Geliebte, zu
 leben. Schon hat die Natur den liebenden Jüngling auf seinen
 Wunsch in eine Nachtigall verwandelt; aber auch als solche hält
 die liebende Seele es nicht aus, da die Geliebte, deren Reize der fünfte
 und vierte Vers vor dem Schlusse andeuten, nichts für ihn fühlt, und
 so bittet die Nachtigall den Jupiter, sie in einen Adler zu verwan-
 deln, damit alles zärtliche Gefühl, das sie verzehrt, ihr genommen
 werde. Das Versmaß ist das archilochische. Daß Klopstock diese
 Ode nicht in die zweite Ausgabe mit den nöthigen metrischen
 Verbesserungen aufnahm, dürfte eher auf einem Versehen beruhen
 als absichtlich geschehen sein. Das schmerzliche Gefühl tritt in
 scharfer Ausprägung hervor. Vgl. Ode 13. Zum Adler als Blickträger
 vgl. Hor. carm. IV, 4, 1—4. Im sechsten Verse vor dem Schlusse
 erwartete man eher den Wagen. Vgl. Hor. carm. I, 12, 58. 34, 8.

9. - An Fanny.

Aleäisches Maß. Die ursprünglich an Daphne überschriebene Ode sandte Klopstock den 8. Oktober 1748 an Schlegel, dann den 5. November an Bodmer; der Geliebten wagte er sie nicht zu überreichen, übergab ihr dagegen später die noch stärkere Ode 11. Gieseke ließ sie ohne Wissen des Dichters in den neuen Beiträgen abdrucken. Dann erschien sie in den königsbearbeiteten politischen und gelehrten Zeitungen 1770 Nr. 73. Klopstock nahm sie verbessert bereits in die erste Ausgabe seiner Oden auf, da sie einmal im Druck erschienen war und sie fast nur sprachlicher und prosodischer Änderungen bedurfte. *) Bodmers französische Uebersetzung verleitete Klopstock, den Anfang der Ode (V. 1—22) sehr eifertig ins Griechische zu übersetzen. Str. 3

*) V. 1 hieß es „wie Staub“, V. 2 „Lange zerstreut ist“, V. 3 f. „Ueber das Schicksal meines Lebens | Ausgeweiht hast und gebrochen zu-
fällst“, V. 5 „Kultbetend nach dem Olympus hin“, V. 7 „meinen jungen
Thränen“ (in der ersten Ausgabe „meinen Jünglingsthänen“), V. 9 „Ent-
weder aus ist“, V. 11 „o meine Daphne“, V. 12 „Lang auch schon todt bist,
wenn deiner Augen“, V. 13 „beredter Geist“, V. 14 f. „Nun ausgelöscht ist,
wenn du unangemerkt | Dem Pöbel“, V. 17 „Werther des Nachruhm“, V.
18 und 20 „Glückseligern“, V. 25 „die Wage des Gerichts in der Hand“,
V. 28 „tönt dann“, V. 29 „du dann“, V. 30 „warte nicht“, V. 33 „von
mir getreu umarmt“ (in der ersten Ausgabe „zärtlich von mir umarmt“),
V. 34 „Mit zu dir eilen“, V. 35 „süßer“, V. 37 „Ach, dann, o Ewigkeit“,
V. 38 „Bist du ganz unser! Komm unbefangbar“. Die letzte Strophe lau-
tete: „Fließt unterdessen, fließt, melancholische | Stunden, vorüber! Keine
von Thränen leer! | Keine der hangen, Schwermuthsvollen | Zärtlichkeit leer!
Und unwollt und dunkel!“ Erst in der zweiten Ausgabe schrieb Klopstock
V. 1 „einst ich“ statt „ich einst“ (vgl. Ode 2 Lied 2 V. 33), V. 7 „meiner
Jünglingsthäne“, V. 11 „alsdann“ statt „alsbenn“, V. 33 „innig“ statt
„zärtlich“.

mit Hanns einstigem Tode, wie es mit ihrer vorausgeschauten
Ankunft in der Ewigkeit begonnen hatte.

12. Die Stunden der Weihe.

Alcäisches Versmaß. Das Gedicht ist im August oder September 1748 gedichtet. Bodmer ließ es in den freimüthigen Nachrichten von neuen Büchern und andern zur Gelehrtheit gehörenden Sachen (Stück 39) abdrucken, zwanzig Jahre später im Archiv der schweizerischen Kritik, dann in den Unterhaltungen. Die Königsberger gelehrten und politischen Zeitungen brachten es 1769 Nr 87. Schubarths Sammlung hatte es unter dem irreführenden Titel Ode, als er den Messias zu singen unternahm, gebracht. Klopstock nahm es mit manchen Verbesserungen und Auscheidungen erst in die zweite Ausgabe auf, nachdem es auch Tramer unter dem jetzigen Titel: Die Stunden der Weihe hatte abdrucken lassen*).

*) B. 1 f. hieß es früher „die mit der Abendstern Ueber mein Haupt hin sich zur Erfindung führt“, B. 4 „Göttergedanken“, B. 7 „goldnen Pforten“, B. 8 „besucht“, „eilt Menschen“, B. 9 „der den Messias seinem“, B. 10 „schattigten“, B. 11 „Eures Gefieders“, B. 12 „den Schatten des Ewigen“, B. 13 ff: „Euer Werk, Stunden, werden Jahrhunderte, 1 Dies weißagt Salem, ganze Jahrhunderte 1 Werden es hören, den Messias Ernsthaft“, B. 19 f „wie wenn in Donnerwettern Ueber mir Gott geht, erstaunt und freudig“, B. 23 „höret, nah sei“. Statt der Worte „Jeder laut, der schallende Dinge nicht tönt, verstumme“, hieß es seltsam: „Eerd mir alle Un- schbar, Vurger des Staubs, Ordanken, Die jetzt gekrönte, die ungekrönte

Der Dichter spricht den Wunsch aus, die Abendstunden, worin er sich zur Fortsetzung des Messias besonders aufgelegt fühlt, ungestört diesem Gedichte, von dessen heiligender Wirkung und unsterblichem Leben er ganz durchdrungen ist, widmen zu können; nur seinen von einem gleich hohen Gegenstand, dem Weltgericht, begeisterten Freund Schmidt will er zu sich lassen, doch soll auch dieser die geweihten Abendstunden durch kein weltlich Gespräch entheiligen, nur von dem Plane des Weltgerichts und dem, was außer seinem Gedichte ihm heilige Herzensangelegenheit ist, von Fanny wollen sie sich bereden. Der Dichter deutet an, daß wie der Himmel zum Messias ihn begeisterte, so Fanny über das Gedichtete die erste, entscheidende Stimme habe; die Erwähnung Schmidts dient nur zum Uebergang, obgleich das Gedicht eigentlich an den in Leipzig noch weilenden Schmidt gerichtet war, freilich zunächst bestimmt, dessen Schwester bekant zu werden.

Der Dichter bittet Str. 1 die Abendstunden, seiner Dichtung günstig zu sein, worauf Str. 2—5 ausführen, wie ihn die heilige Ahnung neulich mächtig ergriffen habe, daß Gott selbst diese Stunden ihm zur Fortsetzung seines frommen unsterblichen Liedes bestimmt habe. Treffend läßt er am Anfange den Namen des Unsterblichen (V. 5) unbestimmt, den dieser selbst (V. 14) gelegentlich ausspricht. Ueber Salem vgl. Ode 7. — Daß er diese

Narren (?), Ringsum denken, die dich, du Heilige, / Dich edle, dich, du Menschenfreundin, / Göttliche Tugend, die dich entweihn!'' V. 26 „daß sich'', V. 27 „Annähre'', V. 28 „Etas gern'', V. 29 „Außer wenn'', V. 30 „Tabor'', V. 31 „du mir (?'', V. 33 f. „Ihr Obergerichtamt! Ist lebenswürdig'', V. 35 „empfindet'', V. 36 „empfindt''. Den Schluß bildet folgende Strophe: „Darüber sollen künftige Christinnen / Weichherzig weinen! Drauf sollen Seraphim, / Die unter unsern Engeln wandeln / Ernst and gedanken- / voll niederblicken.''

Stunden eusam seiner Dichtung widmen wolle, sprechen Str. 6 und 7 aus. — Unter den unlieben Störern nennt er den schwachen Prediger, der mit seiner einseitigen dogmatischen Ansicht dem begeisterten Dichter beschwerlich fällt, wie schon damals manche thaten, und den wandellosen Christen, auf den die Sprache der heiligen Dichtung keinen Eindruck macht, ihn nicht umzuwandeln, zu begeistern vermag. Der Dichter muß sich einen alten Christen denken, der nur aus Gewohnheit dem christlichen Glauben folgt, ohne von ihm durchdrungen zu sein; der Ausdruck ist freilich sehr unklar; einen Christen ohne christlichen Wandel zu verstehen, geht nicht an. Keine andere Stimme als die christlicher Begeisterung soll hier ertönen. — Str. 7 lehnt er auch die Besuche seiner geliebtesten Freunde ab, wodurch er sich den Uebergang zu Schmidt und durch diesen zu dessen Schwester bildet. Schmidt wirkt in den Versammlungen der Musen Eions (der heiligen Musen), sein Geist ist in den Himmel entrückt, da ihn gleichfalls ein religiöses Gedicht, die Darstellung des Weltgerichtes, beschäftigt — Versammlung braucht der Dichter in der Bedeutung Chor. Vgl. Lde 8, 42. 13, 22 Vom Tanzreigen steht es Lde 15, 13. — Daß unter den Liedern hier nur religiöse Lieder, zunächst der Messias und das Weltgericht, zu verstehen seien, ergibt sich auch aus der ursprünglich noch folgenden matt nachschlagenden Strophe.

13. An Gott.

Alexandrisches Maas. Ueber diese bereits zu Ende des Jahres 1748 entworfene Lde vgl. oben S. 24 und Klopstocks eigene

Note Das Vorwort des Einzeldrucks ist im März 1752 geschrieben. In der ersten Ausgabe der Oden hat das Gedicht verhältnißmäßig wenige Aenderungen erlitten *) Ungeachtet des verbesserten Einzeldruckes erschien die Ode doch in der schubartischen und darmstädtschen Sammlung nach den früheren Abschriften.**)

*) In der Ausgabe von 1752 hieß es V. 5 „Sanft gerührt bebt“, V. 9 „Lächlet mein Herz mich? oder ißt“, V. 10 „Lispelnd“, V. 11 „dürst“, V. 18 „Eiltet sie bebend tief ins“, V. 19 „Auch da, auch da“, V. 21 „Nähmen sie Flügel“, V. 22 „fliegen aufwärts“, V. 25 „da ereilt“, V. 26 „So flieht dann“, V. 28 „enge Bezirk“, V. 29 „Welch ein Gedanke! Welche Beruhigung“, V. 31 „Daß vor dir darf mein Mund sich öffnen“, V. 33 „Gott, hoch du“, V. 40 „vom Staube“, V. 47 „Ueber die andern“, V. 50 „die du so“, V. 65 „sich unsichtbar“, V. 76 „und ihn zur“, V. 77 „Jwar gleicht das Leben“, V. 82 „dann ist kein Schicksal mehr“, V. 83 „beim trunkenen“, V. 88 „Aber mein Herz fühlt“, V. 93 „Nach“, Gott, dies Leben, mach' es zum leichten Hauch“, V. 95 „Oder gib die mir“, V. 100 „Kaum noch in Thränen hin bang zerfliehet“, V. 102 „zu dir gen Himmel“, V. 108 „Jahre lebet, blühet, verblühet und Staub wird“, V. 109 „Und nur das Glück, nur das Ruhe nennen“, V. 113 „Auch dich, o frommere“ (irrig steht jetzt, Frommere“), V. 118 „volles“, V. 119 „heissen“, V. 121 „wau“, V. 125 „Lieb des Sohnes“, V. 126 ff. „will ich erhabener Enkeln, die gleich uns lieben, gleich uns! Christen sind, seligen Enkeln singen.“

**) V. 4 bieten diese Abschriften „wohne“, V. 5 „Unsichtbarer“, V. 6 „Bild, der schauet“, V. 13 „die jetzt der Ewige“, V. 14 „Der Werke denket“, V. 17 „Ne gen Himmel“, V. 20 „Könnet ihr, Allwissende, sie schauen“, V. 25 „ihr göttlicher“, V. 26 „ob ihr gleich menschlich seid“, V. 32 „daher zu sammeln“, V. 38 „Dir schnelle Augenblicke“ (bei Kramer „Tr Augenblicke weinend“), V. 39 f. „Du wirst sein der du sein wirst. Herr, Herr! Heisset du, ich aber Staub und Asche“ V. 45 „Ein wimmeln“, V. 54 und 58 Komma nach „Denken“, V. 57 „Die Liebe grubst du auch in mein Herz hinein“, V. 63 „Dir, Lächter Gottes, ganz zuflüßend“, V. 66 „hinweht, immer ins Dunkle“, V. 69 „Ach Gott, du wegst ja“, V. 72 „Bärtlicher“, V. 77 „Jwar ich“, V. 78 „Hauch gleich“, V. 79 „Entfliehet, mit ihm entfliehet“, V. 80 „Welche der Zukunft an Dauer gleichet“,

Eine Parodie An den Menschen von M. Reineken brachte das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1753 S. 387 ff

In seinem bitterm Schmerze über die Härte der Geliebten, welche kein Herz für ihn habe, ergreift ihn plötzlich der Gedan'e der Allgegenwart Gottes, an den er die dringende Bitte richtet, ihm doch den Besitz der Geliebten zu schenken, die ganz für ihn geschaffen sei, mit der verbunden er sich zur reinsten Tugend emporzuschwingen und das fromme Lied vom Messias, den eigentlichen Veruf seines Lebens, in erhabenstem Schwunge vollenden werde Bodmer hatte vor wenigen Monaten an Fanny geschrieben: „Ein ehrfurchtsvoller Schauer überfällt mich, wenn ich gedenke, was für eine Rolle das Schicksal, Mademoiselle, Ihnen zugebach hat. Sie sollen den Poeten mit den zärtlichsten Empfindungen von himmlischer Unschuld, Sanftmuth und Liebe beseelen, die macht, daß die ewigen Seelen vor himmlischer Entzückung erzittern; Sie sollen seine Seele mit großen Gedanken anfüllen: ein jedes Glück zu verachten, das böselhaft ist, weil es nur irdisch ist, und eine jede Weisheit zu verwerfen, die kein Gefühl für die Liebe und

B. 87 „in seiner“, B. 90 „sich mir“, B. 93 „zum schnellen“, B. 95 „die leicht“, B. 97 „Dem heiligen“, B. 100 „hier hang“, B. 102 „zu dir hab' ausgestreckt“, B. 104 „Ruh' anlechte“, B. 105 „gibest und“, B. 107 „Glück, so wie dem Warm, der“, B. 113 „dich auch, o Frömmigkeit“, B. 119 „hohen“, B. 122 „mit schimmernden (Cramer „schimmernden“) entzückten Augen“, B. 122 „bebend“, B. 124 „das ewige“ Die Angabe der Lesarten bei Cramer ist so nachlässig, daß man auf sie nichts geben kann: so bemerkt er, die ältere Abschrift habe zwischen Str. 12 und 13 noch eine, die er wörtlich anführt, aber was er anführt, ist gerade Str. 13. Der auch nach einer Abschrift gemachte Abdruck im „Almanach der deutschen Muses auf das Jahr 1770“ gibt die Ausgabe von 1762, mit nur wenigen orthographischen Abweichungen und offenkundigen Versehen

Tugend hat. Dieses alles sollen Sie thun, damit sein Herz in der Vorstellung der liebenswürdigen himmlischen Personen nicht erschöpft werde. Wiewohl ich ihn stark am Gemüthe sehe, so wird er doch herrlicher emporsteigen, wenn er von Ihnen aufgestützt wird. Das ist das himmlische Vorrecht der Tugend, daß sie die Herzen der Junglinge durch Blicke, durch süße Reden, durch kleine Günstbezeugungen zu erhabenen Unternehmungen geschickter macht.“ Klopstock aber äußert in demselben Briefe, welcher die letzte Strophe unserer Ode Bodmer mittheilt*), das Schicksal seiner Liebe habe sich noch nicht entwickelt, bald erkläre sich die Hoffnung mit einigem Lächeln für ihn, bald sei alles rathselhaft. „Was ich sonst bisher von Ruhe genossen habe, ist meistens eine Folge dieses Gedankens gewesen: Wenn wir durch einigen Geschmack an tugendhaften Thaten und durch einige kleine Edelthugkeiten, die uns nicht schwer ankommen, ob sie gleich dem Pöbel schwer scheinen, einmal Miene gemacht haben, als wenn wir wohl tugendhaft sein wollten, so kommt die Vorsehung, greift unser ganzes Herz an und thut eine große Frage an uns: Ob wir uns auch hier wohl unterwerfen, ob wir auch hier wohl tugendhaft sein wollen? Sie sehen, daß dieser Gedanke von weitem Umfang ist. Aber ich wundere mich gleichwohl, wenn ich meine Liebe dagegen messe, daß er mich aufrichten kann.“ Der Zweck unserer Ode war Fanny auf die hohe Sendung hinzuweisen, welche ihrer Liebe bestimmt sei; dieses sollte in schwungvollster, ergreifendster Weise geschehen, wozu ihm die Form eines Gebetes an Gott die passendste schien. Das aus dem achten Buche von Miltons verlorenem Paradiese (399 ff.) entnommene Motto: „Ein feines und zartes Bild hast

*) B. 2 steht dort „süßer“ statt „reiner“; daselbst ist „erhabenen“ Druckfehler statt „erhabener“.

du dir, wie ich sehe, in der Wahl deiner Genossin vorgelegt“, soll darauf deuten, daß er nur im Besitze dieser ihm zugeschaffenen Seele sein wahres Glück finden könne, und auf seinen bangen Zweifel, warum Gott ihm das versage, was er einst Adam so huldvoll gewahrt habe. Gott spricht diese Worte zu Adam, als dieser sich eine Gefellin erbeten hat, die zur Theilnahme an jeder vernünftigen Freude fähig sei.

Str. 1. In seinem Schmerz ergreift ihn der Gedanke an Gottes Allgegenwart mit sanftem Schauer. — Str. 2. Von dem Gefühl durchdrungen, daß Gott in sein Herz schaue, spricht er die Sehnsucht aus, daß er es rein und fromm, seine Seele ihres göttlichen Ursprungs würdig finde. — Str. 3. Aber das Gefühl, daß er frei mit dem Schöpfer sprechen dürfe, erhebt ihn freudig.*) — Str. 4—8. Und doch stehen die menschlichen Gedanken so tief unter den göttlichen. Aber wie könnten sie den göttlichen Gedanken sich entziehen! Drum dürfen sie getrost sich zu Gott wenden, der ja die menschliche Beschränktheit kennt.**) Und so kann er sich mit voller Seele vertrauensvoll zum Ewigen wenden, was er denn sofort wagen will. — Str. 9—10, 2. Aber er erinnert sich, daß er Gott nichts zu verrathen habe, der wohl weiß, worauf seine Sehnsucht immerfort hingewandt ist, um was seine Thränen weinen.

Str. 10, 3—17. Sein Bekenntniß leitet er mit dem Gedanken ein, daß, obgleich er gegen Gott, den Ewigen, nichts sei***), er

*) „Was ein Gedanke leise dem andern sagt“ von einer allmählich sich emporringenden Ueberzeugung einer unglaublich scheinenden Vorstellung.

**) Bei Str. 5 f. schwebt Psalm 139 vor. B. 23 f. sind mit g ringen Veränderungen aus Ode 11, 27 f. genommen.

***) Er gedenkt hier der Bedeutung des Namens Jehovah (2. Mos. 3, 13 f.). — „Staub von Staube“, nach 1. Mos. 3, 19. 18, 27. Vgl. Ode 23, 5.

doch eine unsterbliche Seele empfangen habe, bestimmt, nach Gottähnlichkeit zu streben — Die Ruhe und das Glück ist der Zustand seligen Friedens, dessen die Gottheit genießt. Vgl. unten Str 28. — Unter den höhern Trieben, welche Gott der Menschenseele dazu verlieh (es sind die Tugenden gemeint), ist der höchste, der auch das Bild der Gottheit vollendet, die Liebe. Die Liebe ist freilich bei der Gottheit eine erhabnere, eine wahrhaft göttliche, welche die Engel (die zwischen Gott und den Menschen stehen) jubelnd verehren.*) Bei Adam, dem Gott dieselbe in das Herz senkte, sorgte der Ewige auch für deren Befriedigung, da er ihm die Eva schuf,**) während diejenige, die für ihn ganz geschaffen ist, der sich seine ganze Seele entgegenschent, um die sie in bitterstem Gram sich verzehrt, ihm versagt ist.***) — Wenn Klopstock sagt, Gott führe ihm Fanny weg, so deutet er damit nur an, daß er sie ihm versagt, daß sie ihm nicht angehören will, keineswegs, daß sie einem andern folge. Es schwebt der Gegensatz zu Eva vor, welche Gott bei Milton dem Adam zuführt

Str. 18—23. Er sucht sich selbst zu beruhigen, aber der Schmerz überwältigt ihn. — Str. 18 f. Freilich ist die Verbindung für einander geschaffener Seelen das höchste Glück auf Erden, das

*) Zu dem vorangefetzten Relativsage „welche du himmlisch schufst“ vgl zu Ode 4, 20. unten B. 61 ff.

**) „Das Verlangen von der Vollkommenheit“ ist die vollkommene Vorstellung. Gott laßt bei Milton dem Adam, er werde ihm sein Abbild geben, seine bereinigte Hülfe, sein anderes Selbst, seinen „Wunsch genau nach seines Herzens Verlangen“, und Adam erkennt freudig an, daß er sein Wort erfüllt.

***) Str 17 würde man wohl entbehren können, da die Dunkelheit des Schicksals Str. 19, 21 angedeutet, und daß er die Geliebte nicht vergessen könne, sonst genug bezeichnet ist. Die Fäden des Schicksals sind und unsichtbar, je mehr wir ihnen nachspüren, desto verworrener wird uns alles. Der Ausdruck B. 60 f. leidet an Unklarheit.

Gott in seiner Vatergüte sich gedacht hat; aber auch da, wo er solche Seelen von einander trennt, sind seine Wege verehrungswürdig — Str. 20—23. Der Gedanke beruhigt ihn, daß nach dieser kurzen Zeit in der Ewigkeit die für einander geschaffenen Seelen unzertrennlich verbunden sein werden.*) Aber die Qual, die er leidet, ist doch so schrecklich, daß das kurze Leben ihm zur Ewigkeit (Unsterblichkeit) wird, er über sein Unglück (die grenzenlose Dunkelheit, Düsterniß seiner Tage) fast verzweifelt, und zum Wunsch um baldige Erlösung von dem irdischen Dasein sich gedrungen fühlt.

Str. 24—26. Da blüht plötzlich der Strahl der Hoffnung in seine Brust, Gottes Gnade werde ihm doch noch Fannys Liebe zuwenden, die ihm so ganz zugesprochen sei, nach der sein Herz so innig verlange, der seine unsterbliche Seele so warm entgegen sich sehne, die in seine Arme zu schließen ihn sein ganzes Wesen dränge, wobei er hervorhebt, mit welcher Andacht er Gott stets verehrt, um seiner ewigen Seligkeit Glück ihn angefleht habe**). — Str. 27. Es bedarf ja nur eines Winkes seiner Allmacht, gegen die hier die menschliche Fingalligkeit in Gegensatz tritt; nicht mehr Mühe kostet es ihm, den Wurm in's Leben zu rufen und sein Leben zu bestimmen, wie des Menschen Schicksal zu wenden, der Jahre lebt, wie jener Stunden. Jahrhunderte sind nach der Bibel vor Gott

*) Wunderlich ist der Ausdruck, die Seele „Arme“ der Unendlichkeit immer „nach“, während wir sie eher auf dem Strome der Unendlichkeit schwimmend denken. Auch der Gedanke B. 81 f., daß Gott im Jenseits das Dunkel lichten werde, daß wir dort über Gottes Absichten zur Klarheit gelangen werden, scheint an der Stelle wenig passend.

**) Kühn sagt er „dir (statt „zu dir“) sehn“, wie kurz vorher „dir zum Himmel hob“, nach dem bekannten freien Gebrauch des Dativs der alten Dichter.

wie ein Tag; diesen Gedanken verwendet der Dichter auf eigenthümliche Art, indem er im Gegensatze zum Menschen statt Tage beim Wurm Stunden setzt. Der Gegensatz zum Menschen tritt jetzt schroffer hervor als in der ersten Fassung.*) — Str. 28—32. Seine Gonnin wünscht er sich nicht bloß aus eigensüchtigen Zwecken, sondern weil er in der Verbindung mit ihr sich zur erhabensten Erfüllung seiner menschlichen Bestimmung ausschwingen wird. Mit ihr will er ein wahrhaft tugendhaftes Leben führen und der reinsten Frömmigkeit, der christlichen Vollkommenheit sich widmen, ganz der Verehrung und dem höchsten Preise der Gottheit hingegeben, und, von seligster Bounne in dem Glücke ihres Besitzes durchdrungen, wird er auch das hohe Lied, das er für seinen Lebensberuf erkennt, in erhabenstem Schwunge vollenden. Str. 31 dürfte nicht ganz zweckmäßig zwischen die Erwähnung seiner Hallelujahlieder und seines Messias treten.

14. Heinrich der Vogler.

Jambisches Versmaß. Das Lied erschien 1749 im fünften Stück der vermischten Schriften unter dem Titel: Kriegs-Lied zur Nachahmung des alten Liedes von der Chevy-chase Jagd,**) mit der Bemerkung; „Dieses Lied wird den

*) „Jährigen“ zu Jahren kommen, nach der Analogie von „zeitigen“, „jähren“, bezieht sich auf ein einzelnes Jahr

**) Zwei ebenfalls mitgetheilte Nachahmungen des „Kriegsliedes“, gleichfalls von Klopstock, ein Liebeslied und ein Trinklied, hat er mit Recht auch von der zweiten Ausgabe der Oden ausgeschlossen. Sie finden sich jetzt im Anhange abgedruckt.

Lesern bereits aus dem Buschauer (Addisons) bekannt sein, der im 70. Stücke des ersten Theils die natürlichen Schönheiten desselben auseinandersetzt.“ Das englische, aus 67 Strophen bestehende Lied, von dem Klopstock nur die von Addison angeführten Strophen kannte, hat Herder in seinen Volksliedern (III, 18) mitgetheilt. Ursprünglich hatte Klopstock willkürlich den deutschen Heerführer Friedrich genannt, ohne irgend an eine bestimmte Person zu denken; erst als er das Gedicht für die erste Ausgabe der *Oden* bearbeitete, wählte er den Namen des schon in frühester Jugend von ihm begeistert verehrten Heinrich L.*) Aus dem englischen Liede, das die schreckliche Schlacht der Schotten und Engländer unter Douglas und Percy bei Shrivat besingt, hat Klopstock nur den frischen Ton und das Versmaß genommen. Wenn dort die Wittwen wehklagen und das ungebohrne Kind über die Jammergegeschichte wehklagen soll, so scheint dies den deutschen Dichter zur entgegengesetzten Schilderung der Freude veranlaßt zu haben.

Das, was die hier singenden Krieger begeistert, ist das mächtige Vertrauen auf die Tapferkeit des bewunderten und geliebten**) Heerführers, der, obgleich krank, den Feinden entgegenruft, und

*) Die frühern Lesarten sind: V. 1 „Die Schlacht geht an“ Der Feind ist da“ V. 2 „zum Sieg in's Feld!“ V. 5 ff: „Es braußt das königliche Noß: Und trägt ihn hoch daher || Heil, Friedrich! Heil“, V. 11 f. „Schon ist an seiner Kampfsbrust: Der Stern mit Blut bespritzt“, V. 14 „Stern an des Königs Brust“. Nach V. 16 folgte die Strophe: „Ter du im Himmel donnernd gehst, : Der Schlachten Gott und Herr! : Leg deinen Donner! Friedrich schlägt Die Scharen vor sich hin“ V. 35 stand „in der Finstern“. V. 37 „der Fremdenbräuen“, V. 40 „dem König“.

**) Str. 4 wünscht die Krieger dem Kaiser, der allen voran sich den Feinden entgegenwirft, daß er sie vernichte und überseht aus dem Kampf hervorgehe.

die Aussicht auf unvergänglichen Ruhm, da es den Kampf für das Vaterland gilt. Das horazische *dulce et decorum est pro patria mori* wird nur in einer Strophe und dann am Schlusse angedeutet, dagegen sehr ausführlich in sechs Strophen der hohen Freude und des beseligenden Ruhmes der Sieger gedacht, der erstern im Kampfe selbst, des andern bei der Heimkehr. Auffallend ist nur, daß die Krieger am Schlusse jedenfalls im Kampfe für das Vaterland den Tod erwarten. Klopstock bezog später das Schlachtlied auf den großen über die Ungarn im Jahre 933 erfochtenen Sieg. Der Kaiser soll damals nach der irrigen Angabe Pintprands an „Leibesschwachheit“ gelitten haben. Klopstock leugnete, daß er früher bei Friedrich an den Preußenkönig gedacht habe, was auch durch die ganze Haltung des Liedes und die Zeit der Abfassung bestätigt wird.

15. Die Braut.

Viertes asklepiadeisches Maß Vgl. oben S. 17. Das Gedicht ward 1749 auf die Hochzeit des Advokaten Johann Ludwig Gurbier (geb. 1718) mit Johanna Christiane Hagenbruch (geb. 1724) in Langensalza gemacht. Die Braut war eine Tochter von Klopstocks Tante Katharina Viktoria Schmidt, einer ältern Schwester seiner Mutter. Erst in die zweite Ausgabe der Oden nahm Klopstock das Gedicht mit manchen Veränderungen auf, welche aber die Hindeutungen auf griechische Mythologie und Dichtung unberührt ließen*).

Statt mit einem lachenden und scherzenden Hochzeitsliede

*) Früher hieß es B. 2 „sehn tanzende Grazien“, B. 5 „schon griff“, B. 6 „Spiel, schon lief ein“, B. 7 „die Feier“, B. 8 „den man raubt und

darf der Dichter dem heutigen Paare mit der Hindeutung auf die Unvergänglichkeit wahrer Tugend nahen, welcher es in ernstem Sinne huldigt. Klopstock kleidet den Gedanken in eine Abmahnung der Muse an ihn, leichte Liebescherze zu singen, wie sie seinem Freund Schmidt und Hagedorn geziemen. Bei den alten Dichtern hält Phöbus zuweilen umgekehrt den Sänger von der Besingung der Schlachten und Helden ab. Vgl. Hor. *carm.* IV, 15. Virg. *Ecl.* VI, 3. *) — Str. 1—5. Ich wollte von Liebescherze singen. — Knidias (der Göttin von Knidus,**) der Venus). — Götterchen sind die kleinen Liebesgötter, Erotes, Amores. — Verloren heißt die Hand, insofern sie ins Saitenspiel sich versenkte. — Das blonde Haar des hinliegenden, fliehenden Mädchens sucht der Liebhaber zu erfassen. Zu der Fußzene vgl. Hor. *carm.* II, 12, 25—28. Neben dem Verfolgen und Küssen des Mädchens nennt der Dichter die Lust des Tanzes (B. 11—16), die sehnüchtige Blut des Mädchens und, freilich etwas frostig, sonstigen heitern, lustigen Inhalt. — Str. 6—7, 1. Aber die himmlische Muse bedeutete ihm, daß die Natur ihn bestimmt habe, nicht Liebescherze und Lust, sondern Freundschaft und Tugend zu singen. Urania winkte ihm ernst zu. Die Vergleichung mit der oft von Klopstock erwähnten Singer (Ode 1, 28) und seiner

in nur flüchtig fühlt“, B. 14 „wenn der Tanz Flügel hat“, B. 17 „sanft empört“, B. 18 „und doch gesehen“, B. 23 „Brittisch denkenden“, B. 26 „Ehert und Fieber“, B. 29 „Hag nach dem Olympus zu“, B. 32 „Zelt und lurchtiam“, B. 33 „beim gesetzter Geist“, B. 34 „und küßt die“, B. 36 „dem Antlig“, B. 37 „Wann die Puppe nicht mehr, nicht mehr die Wange blüht“, B. 38 f. „Wann“, B. 41 „den Blumen“, B. 42 „Wann bei“, B. 45 „beiseiden üßt“, B. 47 „der Eltern“.

*) In einem anakreonischen Liede tönt die Feter, als der Dichter von Helden singen will, immer nur von Liebe.

**) Häufiger wird sie von Eros, Epithere und Amathus benannt.

Fanny deutet nicht auf den Ernst, sondern auf das Seelenhafte des Auges, das aus diesem sprechende „Sittliche“. Fannys „seelenvoller Augen“ gedenkt Klopstock in einem Briefe an Bodmer. „Sie hat eine gewisse Schönheit, die sie von allen andern unterscheidet.“, fügt er hinzu. „Ich kann Ihnen das jezo nicht anders sagen, als daß sich diese Schönheit völlig zu meinen Liedern auf sie schickt,“ und er wendet die von Laura gemachte Beschreibung (Ode 8, 51 ff.) auf sie an. Vgl. Ode 10, 29 ff. - Str. 7, 2 - 4. Aber auch seine ernste Muse darf nicht bei dieser frohen Feier verstummen. — Vorübergehn, vorüberschleichen, bildet hier den Gegensatz zum Verweilen, soll nicht etwa die Annäherung bezeichnen, wozu entschieden aber auch spricht. Störend ist es nur, daß ihr Ernst doch zunächst auf Urania, seine Muse, geht, die zum Olymp schon zurückgegangen ist. — Die blühenden Mienen beziehen sich nicht auf die Braut allein, sondern auf die fröhlichen Gesichter aller. — Str. 8—11. Zum Schlusse wendet er sich mit herzlichem Wunsche an die tugendhafte Braut. Diese hört auch heute gern auf den ernststen Gesang, der sie an die Unvergänglichkeit der Tugend mahnt, welcher ihr Herz zur Freude ihres Bräutigams und ihrer Mutter zugewandt ist. Die Tugend ist ihr nicht ein strenges, abstoßendes Wesen; sie erkennt ihren Reiz, der die körperliche Schönheit und das Leben selbst überdauert. — V. 39. Unser Verlangen, nach irdischem Genuße. Ruhn ist der Gebrauch der Mehrheit. — V. 42. Bei unserm Grab, nicht örtlich, sondern im Sinne wenn wir im Grabe ruhn. Der Frühling wird hier als die Liebe Zeit gedacht. — Auf derselben Flur, wo wir unserer L. erfreuten, werden es auch die Nachkommen thun. — V. 40. D. bezeichnet er hier als seine Freundin, an welcher er näher nimmt. — Das Ganze läuft Str. 12 in den Preis ihrer

Man vergleiche mit unserm Liede die Elegie, welche Klopstock auf das Liebesglück eines ältern Bruders seiner Frau. v. 1748 dichtete (vgl. oben S. 16), aber der Feile und Aufnahme nicht würdig fand. In der Schweiz hatte die Elegie als zu frei Anstoß erregt. Jetzt steht sie im Anhang der Oden abgedruckt. — Unter den alten Unsterblichen B. 2 sind dort die Griechen gemeint. Vgl. Ode 1. Treffend stimmt Klopstock B. 9—16 gleichsam seine Leyer zum Liebesliede *) Schmidt, der diesen an ihm ungewohnten Gesang mit dem Schwunge seiner Oden vergleichen wird, findet, gerade wie Ode 12, den Uebergang zu dessen Schwester Fanny (B. 17—20), die an dem prophetischen Sang seines Messias sich erfreut. Vgl. den Schluß von Ode 12. — B. 21—44 Im Gegensatz zu seiner schwermüthigen Liebe fordert er den Freund auf, sich dem vollen Genuße seines Glückes hinzugeben. — B. 45—60. Er versetzt sich dann in den rothen Reigen, bei welchem das Brautpaar erscheint und schildert die Gartlichkeit und den jugendlichen Stolz der im Bewußtsein, das Herz des Geliebten zu besitzen, beglückten Braut, die er mit ihrem Namen bezeichnet, wobei er ihre Erscheinung mit der der Aurora vor ihrem Geliebten vergleicht, nach Ovid Met. VII, 701—707. — Endlich kommt hier der Vergleich mit dem Glücke, welches ein vom Dichter besungenes und der Unsterblichkeit geweihtes Mädchen empfindet (B. 61—66), der auf Fanny berechnet ist. Mit einem leichten Uebergang zum Bräutigam, den der Anblick der Geliebten entzückt, läßt der Dichter zum Schluß (B. 67—78) den Genius der Geliebten (die Elyse, Sulphide, eine Gise), der die Gestalt der anacreontischen Laube (vgl. oben S. 32**) annimmt, dem Brautpaare sein Glück verkünden (B. 79—88), und schluden

*) Zu „Byblis“ B. 15 vgl. S. 115.

Liebesgenuß, selige Stunden der Freude, die keine nachfolgende Reue verbittert, wahre Tugend und die Weisheit, das der Unsterblichkeit geweihte Leben ihrer würdig zu gebrauchen und sich vor dem Gedanken an den unser aller wartenden Tod nicht zu ängstigen. Der Schluß ist etwas breit ausgeführt und verliert besonders durch den unzeitigen Gegensatz, wie wenige unser Glück genießen, wie manche es verkennen und durch das Streben nach Reichthum sich das Leben verkümmern.

Inhalt.

	Seite
Klopstock als lyrischer Dichter	5
1. Der Lehrling der Griechen	83
2. Wingolf	86
3. An Gisele	110
4. Die künftige Geliebte	112
5. Selmar und Selma	119
6. An Ebert	121
6a. Die Verhängnisse	124
7. Salem	125
8. Petrarca und Laura	129
8a. Der Adler	132
9. An Fanny	135
10. Barbale	138
11. Der Abschied	141
12. Die Stunden der Weihe	148
13. An Gott	150
14. Heinrich der Vogler	157
15. Die Braut	159
Elegie	162

Erläuterungen
zu den
Deutschen Klassikern.

Fünfte Abtheilung:
Erläuterungen zu Klopstocks Werken
von
Heinrich Dünker.

I.

25.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag.
1878.

Klopstocks Oden.

Erläutert

von

Heinrich Dünker.

Zweites Heft.

Zweite, neu durchgesehene Auflage.

.

Leipzig,

Ed. Wartig's Verlag.

1878.

Noch viel Verdienst ist übrig. Nun, hab' es nur:
Die Welt wird's kennen. Aber das edellste
ist Jugend!

16. An Bodmer.

Das Versmaß ist das umgekehrte zweite asklepiadeische, wie in Ode 1. 6^a. Vgl. S. 11 f. Diese und die folgende Ode dichtete Klopstock in der ersten Zeit seines züricher Aufenthalts Anfangs August 1750. Bodmer hatte, während Klopstock noch in Deutschland verweilte, in einer längern Ode seine schwärmerische Sehnsucht nach dem Dichter des Messias ausgesprochen. Unsere Bodmers Uberschwänglichkeit gegenüber etwas kühle Ode spricht nur die Freude über das Glück aus, sich der Umarmung des züricher Freundes zu erfreuen, ein Glück, dessen Verwirklichung ihm wie ein seliger Traum erscheine. Es ist derselbe Gedanke, den er zwei Tage nach seiner Ankunft zu Zürich in einem Briefe an seine Freunde äußerte: „Ich habe die Freude ganz genossen, den ehrlichsten Mann das erstemal in meinem Leben zu sehn, den ich, wenn ich sonst an ihn dachte, mir als einen entfernten unergleichlichen Freund vorstellen mußte, welchen ich in meinem Leben niemals sehn würde.“ Jede Ausprägung seiner Freude fehlt. Die Ode erschien zuerst mit der folgenden noch im Jahre 1750 zu Zürich unter dem Titel *Zwo Oden*. In der Schweiz wurden sie von den meisten Lesern als eine Art blühender Unsinn mit Achselzucken aufgenommen, wie sich aus der zu Zürich sieben Jahre später erschienenen Schrift: „*Moralische Beobachtungen und Urtheile*“ (S. 171 f) ergibt. Unsere

Ode erschien mit manchen Veränderungen in der ersten Ausgabe;*) anderes ward in der zweiten verbessert.**)

Gott, der oft die scheinbar berechtigtesten Wünsche unerfüllt läßt (V. 1—4), steht weiter als wir Sterblichen (V. 5 f.), die wir in unserer Beschränktheit auch nicht begreifen können, weshalb er Seelen von einander trennt, die ganz für einander geschaffen sind (V. 7—22). Den Gegensatz hierzu bildet die oft unerwartete Erfüllung eines kaum gewagten Wunsches (V. 23—26), wie er ihn selbst jetzt in Bodmers persönlicher Bekanntschaft beglücke (V. 27 f.). Die Hauptausführung widmet er dem Gedanken, daß oft Ort und Zeit Seelen, die für einander geschaffen scheinen, von einander trenne. Vgl. Ode 3, 11 ff.

Beim Anfange liegt dem Dichter zunächst sein Verhältniß zu Fanny im Sinne; der Gedanke, weshalb Gott ihm das Glück ver-
sage, daß an Fannys Seite ihm beschieden sein würde, beschäftigte ihn lebhaft. Dieses Glück ist „der frommste Wunsch, mancher Seligkeit goldnes Bild“. Vgl. Ode 11, 57 f. 13, 58 ff. Der Wunsch verweht, der vergeblich gethan wird, ohne in Erfüllung zu gehn. Eine scheinbare Verworrenheit (Labyrinth) schafft Gott, wenn er

*) In den sechs ersten Versen hiess es zuerst früher V. 1 läßt oft den frommsten Wunsch, V. 3 Unvollendet und weht da Labyrinth hin, V. 5 In der Ferne sieht Gott auf der Unendlichkeit, V. 6 Schauplatz hin. V. 7 begann Herzen finden sich nicht, V. 11 schloß göttl. Her Addison V. 13 f. hieß es mit Rome, Britanniens | Unschuldvolle Bewohnerin, wo die erste Ausgabe Geiellerin statt Bewohnerin gab.

**) Erst in der zweiten Ausgabe schrieb Klopstock V. 14 Veretnerin statt Geiellerin, V. 17 Für das Herz mir statt Für mein Herze, V. 18 verlangen statt auch leuchten, V. 21 Herren statt Ferne, V. 23 sich das zitternde statt das erzitternde, V. 26 nicht statt kaum, V. 27 Also freuet' ich mich, da statt Dieses Glück ward mir, als.

und den Weg zu dem ersehnten Glücke versperrt. Vgl. Ode 13, 81 f.: „Einst löst des Schicksals Vater in Klarheit auf, Was Labyrinth war.“ V. 5 f. tritt der „Unendlichkeit - Schauplatz“, vor welchem eigentlich in wiederholt sein sollte, etwas hart, aber bezeichnend zwischen das engverbundene sieht Gott. Wie der Satz mit dem umschreibenden „der die Schickungen lenkt“ anhub, so schließt er mit dem kräftig hervortretenden, jenes bestimmenden Gott. Vgl. Ode 66 am Ende.

V. 9 f. werden in V. 11–14 weiter ausgeführt V. 9 „Die Nacht fernerer Himmel“, eine weite örtliche Entfernung, die wie eine Nacht zwischen ihnen liegt, so daß sie sich nicht sehen können. — V. 11 Neben Addison (vgl. 11, 18), den er als sokratisch (vgl. Ode 6, 38) bezeichnet*), und die Rowe, die Verfasserin der Briefe Verstorbener an Lebende (vgl. 1, 28)**), tritt ein zukünftiger Bewunderer seines Messias (vgl. 11, 69 ff.). — V. 20 Wird' ich einst nicht dein Genius. Zu dieser eigenthümlichen Vorstellung vgl. Ode 2, Lied 2, 33 ff, oben S. 96. Ode 24, 79 f. 27, 16. — V. 21 f., die einen zusammenfassenden Abschluß bilden und zugleich zum Uebergang dienen, drücken denselben Gedanken wie V. 5 f. mit veränderter Wendung aus. Vgl. Ode 3, 15 f. — Das Herz zittert (V. 23) vor Freude bei der Vorstellung des ersehnten seligen Glüdes. — V. 25 f. Wir glauben nur ein Gebilde des Traumes zu sehn, daß aus diesem noch gleich nach dem Erwachen uns vor-

*) Sokrates Addison, wie Smintheus Anacreon 1, 3. Klopstock erklärte sich gegen das Setzen Namen zu einem verbindenden Zeichen (=).

**) Nach diesen Briefen hatte der junge Wieland gerade in Bodmers Hause seine zuerst 1753 erschienenen „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde“ gedichtet. Herder nennt die Rowe im Jahre 1773 „einen Engel von Mädchen, nicht reich, nicht viel Genie, aber so simpel, ihre Armut ganz und rein herauszusagen und so zart die Gedanken zu wecken, wie die liebe zaubernde Weiberhand nun schon immer das Glück hat“.

schwebt. Das gewählte den Armen entgegenkommen für das einfache umarmen deutet auf die zu diesem Zweck unternommene längere Reise.

17. Der Zürchersee.

Viertes asklepiadeisches Maß. Vgl. S. 17. Gleichzeitig mit der vorigen Obe. Vgl. S. 165. Im ersten Drucke führte die Obe die Ueberschrift: Von der Fahrt auf dem Zürchersee. Zu der hier beschriebenen Reise auf dem Zürchersee ward Klopstock von seinem neuen Freunde, dem jungen Kaufmann Hartmann Rahn, seinem spätern Schwager (vgl. oben S. 30), eingeladen. Außer Rahn theilte sich an dieser Fahrt der Arzt Dr. Hans Kaspar Hirzel, etwas jünger als Klopstock (er war am 21. März 1725 geboren), dessen Bruder Salomon Hirzel, Rudolf Werdmüller, der Buchhändler Salomon Wolf, der die freimüthigen Nachrichten herausgab, Johann Heinrich Schinz, später Pfarrer in Altstetten, ein Kaufmann desselben Namens und Keller von Goldbach, ein lustiger, auch mit musikalischen Talenten begabter Gesellschafter. Die weibliche Gesellschaft bestand aus fünf Frauen und vier Mädchen. Klopstock beschreibt diese am 30. Juli, einem Donnerstag, angestellte Fahrt in einem Briefe an Fannys Bruder vom 1. (nicht 15.) August. „Ich kann Ihnen sagen“, schreibt er diesem, „ich habe mich lange nicht so ununterbrochen, so wild und so lange Zeit auf einmal als an diesem schönen Tage gefreuet. Die Gesellschaft bestand aus sechzehn (achtzehn) Personen, halb Frauenzimmer. Hier ist es Mode, daß die Mädchen die Mannspersonen ausschweifend selten sprechen, und sich nur untereinander Visiten geben. Man schmeichelte mir, ich hätte das Wunder einer so außerordentlichen

Gesellschaft zu Wege gebracht. Wir fuhren morgens um fünf Uhr auf einem der größten Schiffe des Sees aus. Der See ist unvergleichlich eben, hat grünlichhelles Wasser; beide Gestade bestehen aus hohen Weingebirgen, die mit Landglütern und Lusthäusern ganz voll besäet sind. Wo sich der See wendet, sieht man eine lange Reihe Alpen gegen sich, die recht in den Himmel hineingrenzen *) Ich habe noch niemals eine so durchgehends schöne Aussicht gesehen. Nachdem wir eine Stunde gefahren waren, frühstückten wir auf einem Landgute dicht an dem See. Hier breitete sich die Gesellschaft weiter aus und lernte sich völlig kennen. Dr. Hirzels Frau, jung, mit vielsagenden blauen Augen, die Hallers Doris (vgl. zu Ode 8, 39, oben S. 130***) unvergleichlich wehmüthig singt, war die Herrin der Gesellschaft; Sie verstehen es doch, weil sie mir zugesallen war. Ich wurde ihr aber bei Zeiten untren. Das jüngste Mädchen der Gesellschaft, die schönste unter allen, das die schwärzesten Augen hatte, Demoiselle Schinz, eines artigen jungen Menschen, der auch zugegen war, Schwester, brachte mich sehr bald zu dieser Untreue. Sobald ich sie das erstemal auf zwanzig Schritte sah, so schlug mir mein Herzchen; denn es sah derjenigen völlig gleich, die in ihrem zwölften Jahre zu mir sagte, daß sie ganz mein wäre **) Diese Geschichte muß ich Ihnen nicht ausserzählen. Ich habe dem Mädchen dies alles gesagt, und noch viel mehr. Das Mädchen in seiner siebzehnjährigen Unschuld, da es so unvermuthet so viel und ihm so neue Sachen hörte, und zwar von mir hörte, vor dem es sein schwarzes schönes Auge mit einer so sanften und lebenswürdigen Ehrerbietung niederzuschlug, öfters große und unerwartete Gedanken sagte, und einmal in einer

*) Vgl. Goethes Lied „Auf dem See“. Erläuterungen zu Goethes Iyr Ged II, 120 f.

**) Vgl. Ode 182 „Aus der Vorzeit“.

entzündenden Stellung und Hitze erklärte, ich sollte selbst bedenken, wie hoch derjenige von ihm geschätzt werden müßte, der es zuerst gelehrt hatte, sich würdigere Vorstellungen von Gott zu machen — — — (Ich muß hier noch die Anmerkung machen, daß ich dem guten Kinde auch sehr viel Rüsse gegeben habe, die Erzählung möchte Ihnen sonst zu ernsthaft erscheinen.) Wir hatten zu Mittag etliche Meilen von Bärch auf einem Landhause gespeist. Wir führen hierauf dem See gegenüber auf eine mit einem Walde bedeckte Insel. Hier blieben wir am längsten. Wir speisten gegen Abend am Ufer. Da wir abfahren, stieg meine Untreue gegen Madame Hirzel auf den höchsten Grad; denn ich führte Demoiselle Schinz (die eigentlich Rahn zugetheilt war) statt ihrer ins Schiff. Wir stiegen unterwegs verschiedenemal aus, gingen an den Ufern spazieren und genossen den schönsten Abend ganz. Um zehn Uhr stiegen wir erst wieder in Bärch aus.“ Neben diesem Berichte Klopstocks, der auf Fanny zu wirken berechnet war, besitzen wir einen diese Fahrt beschreibenden Brief von Hirzel an Meist, aus dem wir die bezeichnenden Züge nachtragen. „Ein vorhergegangenes Donnerwetter“, schreibt dieser, „hatte die allzuschwüle Luft gereinigt und die brennende Hitze dieser Jahreszeit gemildert. Sanft blasende Weste folgten uns nach, trieben unser Schiff lachte fort und heiterten den Himmel, der anfangs noch mit leichtem Gewölke bezogen war, vollends auf, so daß wir bald die Natur im hellsten Sonnenglanze prangen sahen. „Wer wird uns“, rief jenes Mädchen, das den Frühling mit Ihnen gefühlt hat (Schinzens Begleiterin), „die Schönheit dieser glänzenden Wasserfläche und dieser reizenden Landschaft würdig schildern?“ Klopstock fand es unmöglich, beim Anblick der Naturschönheiten eine Schilderung anzubringen, die rühren könnte, weil die Natur jedes Gemälde weit übertriffe.“ Das Landhaus, auf dem sie frühstückten, gehörte den

Eltern des Reisegenossen Ketter, die Klopstock mit heiterm Lächeln und in einer Weise empfangen, welche ihn überzeugte, daß sie die hohen Gedanken des Messias, von dem damals erst die drei ersten Gefänge erschienen waren, empfunden. „Klopstock rühmte die Schönheit unserer Gegenden; doch schien er weniger davon gerührt als von der Mannigfaltigkeit der menschlichen Charaktere, die sein Scharfblick aufzuspähen fand. Nie sah ich jemanden die Menschen aufmerkamer betrachten; er ging von einem zum andern, mehr die Mienen zu beobachten als sich zu unterreden. — Der ältere Sohn unseres ehrwürdigen Gastwirthes, der eine nicht gemeine Stärke besitzt, den Flügel zu spielen, gab uns ein italienisches Solo zu hören. Klopstock belauschte auf den Gesichtern unserer Mädchen den Eindruck, den die Musik machte; er schien daraus bestimmen zu wollen, welche die Bärlichste sei. — Endlich stiegen wir wieder zu Schiffe. Von muntern Scherzen begleitet, schlich die Vertraulichkeit sich in unsere Gesellschaft; die Mädchen waren bekannter mit einander geworden. Klopstock hatte durch seine einnehmenden Sitten und geistvollen Reden ihre allgemeine Hochachtung gewonnen, und sie wünschten alle aus den Fragmenten zum vierten und fünften Gesang (des Messias) etwas von ihm zu hören. Er las die Stelle V, 205–249, wo ein Bewohner der Milchstraße das Unglück der gefallen Menschen schildert. Nachdem die Gesellschaft sich von der Behmuth, worein diese Stelle sie versetzt, nach und nach ermuntert hatte, begann „lachenber Scherz sie zu umhüpfen“, jeder suchte seine Schöne witzig zu unterhalten. Klopstock zeigte sich stets feiner würdig. „Ueber seine Fröhlichkeit herrschte freie Vernunft wie über seinen Ernst; seiner Witz begleitete seine Reden alle, deren Seele Gefälligkeit und Freude ist.“ Da man in ihn drang, noch etwas aus den ungedruckten Gefängen des Messias mitzutheilen, so las er die Liebesgeschichte von Semida und Cidli

(IV, 740—889), welche auf die Mädchen um so mächtiger wirkte, als ihnen die Beziehung auf Fanny nicht entgehen konnte, und der junge Dichter sein ganzes Herz in die Vorlesung legte. „Unsere Schönen fanden sich in einer ganz neuen Welt. Solche Gedanken hatte ihnen noch keiner ihrer Verehrer eingeflößt; sie belohnten unsern göttlichen Dichter dafür mit Blicken voll Liebe.“ Den Mittag verbrachten sie in Meilen, einem Dorfe am östlichen Ufer des Sees, vier Stunden von Zürich. Bei der trefflich besetzten Tafel künnete der Wein die Seelen. „Die Vertraulichkeit wuchs mit der Fröhlichkeit, satirische Scherze umgaukelten uns, ein fröhliches Gelächter begleitete sie.“ Man trank auf das Wohl von Klopstock's abwesenden Freunden Kleist, Gleim und Ebert. Als man Fannys Gesundheit ausbrachte, herrschte tiefe Feierlichkeit. „Klopstock erwiederte mit einem sanften Ernst, der die Empfindungen seiner großen Seele verrieth: doch ließ er den Ernst diesmal nicht siegen; er sah die frohe Gesellschaft an und trank und scherzte. Nach Tisch rüsteten wir uns zur Ueberfahrt auf eine kleine, jenseits Meilen liegende Halbinsel (das weit in den See tretende Vorgebirge Au), wo man die angenehmste Aussicht über den Zürchersee hat. — Eines der Mädchen sang. Wir klatschten der schönen Sängerin zu und erweckten unsere übrigen Begleiterinnen zu edelm Nach-eifer, gleichen Beifall zu verdienen. Allein in diesem Augenblicke kamen wir unvermuthet bei der kleinen Halbinsel an. Wir fanden an dem Gestade eine anmuthige Ebene, über welche kuhlende Schatten von Eichenbäumen schwärmten. Diesen Platz wählten wir zu unserm Speisesaale, wo wir uns eine Tafel mit Erfrischungen zurichten ließen, die wir nach einem Spaziergang in den Eichenwald genießen wollten. — Klopstock, von Freude belebt, häpfte mit seinem Mädchen durch den Wald und half meiner Doris das Lied auf Hallers Doris singen.“ Er raubte auch Rahn sein Mädchen.

Ball Freude und Dankbarkeit küßte er Hirzel, als Urheber der Lustreise auf die Wangen. „Man sammelte sich bei der frohen Tafel, zerstreute sich dann wieder und genoß die Annehmlichkeiten dieses Ortes, bis verlängerte Schatten uns die Rückreise antreten ließen.“ Klopstock las auf allgemeinem Wunsch die Stelle von Abbadona (V, 486—507); darauf trug er, um den Ernst nicht zu sehr überhand nehmen zu lassen, eine anakreonthische Ode von Fannys Bruder vor, und sang Lieder von Hagedorn auf so tief empfundene Weise, daß man sie noch nie so schön gefunden hatte. Schon hatte die Dämmerung alles in Dunkel gehüllt, als sie am kellerischen Sandgute wieder anlangten. Später ließen sie das Schiff eine ziemliche Strecke voranzufahren und gingen langsam dem Gestade nach. „Klopstock erblickte von ungefähr eine kleine Insel; diese besetzten wir; fünf Freunde mit ihren Mädchen nahmen den ganzen Raum ein. — Hier endlich eroberte Klopstock von dem sprodesten der Mädchen einen Kuß, und auch wir eroberten Küsse; denn wie wollten sie sich retten, die guten Mädchen, ohne die zarten Hüße zu benehgen?“ Als sie wieder das Schiff bestiegen hatten, äußerte Hirzel den sehnsüchtigen Wunsch, so die Ewigkeit zuzufahren zu können, was aber Klopstock zu ausschweifend fand, der sich für einmal nur eine solche Ewigkeit von vier Tagen wünschte. Hirzels junge Gattin mußte noch einmal die Doris singen. Man bat die Schiffer zuletzt, doch langsamer zu fahren, weil man die Fahrt möglichst auszudehnen wünschte.

Die Ode schildert weder die Schönheit des Zürchersees noch die Fahrt auf demselben, sondern setzt den auf der Au genossenen glücklichen Stunden ein würdiges Denkmal; freilich gedenkt sie zuletzt auch der heimischen Freunde, denen ja auch das Gedicht bekannt werden sollte, aber nicht auf sie, sondern auf die neuen Freunde ist es berechnet, die sich so sehr beeiferten, dem Dichter

ihre Liebe und Verehrung zu bezeigen, weshalb es auch mit dem an seinen Gastfreund Bodmer gerichteten sogleich gedruckt wurde.

Die drei ersten Strophen bezeichnen die jüngst auf der schönen Seefahrt genossene Lust als Veranlassung und Inhalt des Sanges. Ganz kurz tritt in den folgenden drei Strophen die heitere Lust beim Beginne der Fahrt hervor, worauf Strophe 7 f. als Glanzpunkt des Tages den Gipfel ihrer Freude, die Stunden auf der Au, bezeichnen. Daran schließt der Dichter die Feier des Genusses wahrer Freundschaft, welche er der erhebenden, die Seelen öffnenden Kraft der schönen Natur, der befeelenden Wirkung des Weins, ja selbst dem Nachruhm vorzieht, den zu erlangen seine Seele so eifrig bestrebt ist. Das Gedicht schließt mit der Versicherung, daß er in diesen seligen Stunden auch der abwesenden Freunde in treuer Liebe gedacht und sehnlichst gewünscht habe, in dieser herrlichen Natur mit ihnen ganz der Freundschaft zu leben, deren Feier das Ganze geweiht ist. Von der Fahrt selbst bis zur Ankunft auf der Au werden nur wenige bezeichnende Züge hervorgehoben, die Darstellung des Aufenthaltes auf dieser enthält sich aller Einzelheiten, nur die zur höchsten Freude sich vereinigenden Wirkungen der schönen Natur, des Weins und der Freundschaft werden gefeiert.

Str. 1 stellt die Schönheit eines Gesichtes, in welchem sich die Freude über die Reize der Natur spiegelt, höher als die der Natur selbst. Klopstock selbst achtete auf jener Fahrt mehr auf die Blicke und Herzen des ihm gewogenen Kreises als auf die Herrlichkeit der schönen Natur. Schon Hagedorn hatte gesungen, ein schön Gesicht ergehe mehr als die volle Himmelspracht, und Sulzer, Klopstocks Begleiter auf der Reise nach der Schweiz, hatte denselben Gedanken in seinen kürzlich erschienenen Unterredungen über die Schönheiten der Natur ausgeführt. Klopstock denkt sich die Natur als eine Künstlerin, die den Plan zu

ihren Schöpfungen ausdenkt und so den reichen Schmuck der Welt erfindet. Vor kurzem hatte er den Rheinfluss bei Schaffhausen als einen „großen Gedanken der Schöpfung“ begrüßt. Der Uebergangsgedanke, daß er mehr die Freude ihrer Fahrt als die Schönheit der Natur besingen wolle, ist übersprungen, da der Dichter sich sofort Str. 2 f. an die Freude, welche damals über sie alle gekommen, mit der Bitte wendet, sich auch seinem Gesange mitzutheilen. Der Sprung dürfte eben so wenig zu billigen sein als das späte Eintreten der Bezeichnung der angerebten Freude. Gelegentlich deutet der Dichter an, daß er auch dieses Lied in den Abendstunden gesungen. Vgl. Ode 12. Sein Lied soll aber nicht bloß heiter, wie frische Jugend sein, wozu seine Feier selten gestimmt war, sondern auch von reinem Gefühl durchdrungen. Seltsam ist die Vorstellung, daß die Freude schon wieder zum Himmel geflohen sein könne. Der See schimmert im Abendglanze (vgl. Ode 21, 19); denn schimmernd dürfte hier nicht auf die kristallreine Flut, die „silberne Welle“ (V. 67) sich beziehen. Vgl. Goethes Lied „Auf dem See“.*)

Str. 4. Der Dichter hebt zunächst den Augenblick hervor, wo im Süden die schneebedeckten Alpen, der Säntis, der Glärnisch, der Tödi, das Scheerhorn u. s. w., aus dem über ihnen noch gelagerten Nebel hervortraten. Der Uto ist der Uetli- oder Hütliberg, an dessen Fuß, vom See aus gesehen, Zürich zu liegen scheint. Bodmer hatte in seinem Gedicht an Klopstock gesungen:

*) Ursprünglich stand V. 5 „Von der schimmernden See weinvollem Ufer her“, V. 7 im rötlichen, V. 8 den Flügeln, V. 10 f. gleich dem aufwallenden, 1 Bollen, V. 12 statt Fanny das auf die lebenswürdige Schwester von Schinz hindeutende Sch. in (Schinzin), wobei freilich die Möglichkeit blieb, auch Schmidtin zu ergänzen und an Fanny zu denken. Bei dem Jauchzen des Jünglings schwebte dem Dichter seine und seiner neuen Freunde Lust auf dieser Seefahrt vor.

Zustand der deutschen schönen Wissenschaften kennt, wieder daran erinnert, daß schon Schlegel, der zu früh für die Ehre des deutschen Trauerspiels gestorben ist, durch diesen großmüthigen Monarchen in Soroe (als Professor) sein Glück fand, und zugleich dieses bekannt macht, daß der Verfasser des Messias vornehmlich der würdigen Materie seine ige Muße zu verdanken hat, so ist der Leser in den Stand gesetzt, noch vieles zu diesem kurzen Vorberichte hinzuzudenken "

Str. 1. Der König, den Gott zu dem besten von allen geweiht hat, wird sein Glück in dem Streben finden, sein Land glücklich zu machen. Zur horazischen Wendung vgl. den Anfang von Ode 1. *)

— Str. 2. Nicht wird ihn Kriegsrühm anziehen. Vgl. 1, 10 ff. • Zum Silbergetön 17, 49.**) — Str. 3. Nicht wird ihn als Jüngling die Ehrbegierde treiben, dem Eroberer nachzueifern, von dem er vielmehr schon in den Jahren reinen Jugendgefühls sich abgewendet hat.***) Cäsar seufzte beim Standbilde Alexanders, das er zu Gades im Tempel des Herkules sah, daß er in dem Alter, wo jener schon den ganzen Erbkreis unterworfen, noch nichts gethan habe. Vgl. Ode 136 Ludwig der Sechzehnte. — Str. 4—6 drücken im Gegensatz zu Str. 3 die Gedanken aus, welche dem Friedensfürsten schon als Jüngling den Schlaf raubten, wobei die bekannte Sage von Themistokles vorschwebt, den, wie er sagte, die

*) B. 3 f. lauteten in der ersten Fassung weniger profanisch „Dem Olympus her sah, der wird ein Menschenfreund Und des Vaterlands Vater sein.“ Den Olympus hat die spätere Bearbeitung hier so wenig wie 7, 3 weggebracht, wohl aber unten B. 87.

**) Die Strophe hieß ursprünglich. „Ihm winkt schimmernder Ruhm und die Unsterblichkeit, (Viel zu theuer durchs Blut blühender Jünglinge) Und der Mutter und Braut nächtliche Thrän' erkauft, (Todt ins eiserne Fels umsonst.“

***) B. 9 stand früher beim Bild, B. 12 Für den Göttlichen.

Siege des Miltiades nicht schlafen ließen. Vgl. Ode 55, 7 f. — Str. 4. Die Thränen weint er, nachdem seine Sehnsucht ihn dem Schlaf entrißen. Sein Ruhm ist viel erhabener als derjenige, den der Hölfling verkündet. „Thränen (des Verlangens,) geliebt zu sein, vom glückseligen (durch ihn beglückten) Volk.“ — St. 5 ist der entgegengesetzte Gegensatz zu Str. 2. Seine Sehnsucht ist, alle Lebensalter beglückt zu sehn.“ — St. 6. Er faßt dann den festen Entschluß, wie Gott, der Beglucker von Tausenden zu sein. Der Kaiser Antoninus hielt es für das Schönste im Leben, die Götter nachzuahmen, sehr wenig zu bedürfen und möglichst vielen wohlzutun. — Str. 7–9 bezeichnen das segensvolle Walten eines solchen Fürsten, der gewissenhaft seine eigenen Thaten erwägt, jede edle Handlung belohnt, und die echten Dichter unterstützt.“) Auffallend wird hier eingefügt, daß er ein gläubiger Christ sei. Dazu bestimmten den Dichter der vorschwebende Gegensatz Friedrichs des Großen und die echte Christlichkeit des dänischen Friedrich, der deshalb auch den Sänger des Messias so großmüthig unterstützte (vgl. B. 47, Ode 19, 10 ff. und unten zu Ode 37, 42). — Das bescheidene Verdienst ehrt ein solcher König, ja er begeistert es mit dem Streben nach Unsterblichkeit, welcher es dieses sicher entgegengehn sieht.“*)

*) B. 17 ist die Mehrheit Mütter neben der Einheit der Säugling sehr fähn, so daß man an einen Druckfehler statt Mutter glauben könnte. Bei Vetterlein ist Mutter eben nur einer der manchen Druckfehler, keine absichtliche Verbesserung. — B. 19 schrieb erst die zweite Ausgabe in statt im, während bereits die erste icho statt und ist lehte. Ichso bezieht sich auf den Augenblick, wo er den König vorüberkommen sieht.

**) Früher stand B. 25 die Wagischal (vgl. Ode 9, 25), B. 30 alsdann schaut auch. Noch in der ersten Ausgabe hieß es B. 31 f. „welche das weiche Herz tugendhafter und edler macht“. Zur Aenderung ward Klopstock wohl durch den Tadel des jungen Tramer bewogen.

***) Sichres statt Sichern schrieb erst die zweite Ausgabe. Sehr fein

Str. 10 bittet er die heilige Muse des Messias,*) zur Iyrischen Höhe zu eilen, wo das Lob der edlen Friedensfürsten gesungen wird, das würdiger als das der Eroberer.***) — Str. 11. Die Muse soll, ehe sie den Sang vom Messias anhebt, in Iyrischem Schwunge den König preisen, den sie noch häufig und lauter feiern wird, wenn ihn das Bewußtsein einer lange gewissenhaft geführten Regierung beseligen wird.***) Friedrich hatte erst am 6. August 1746 den Thron bestiegen. Freier heißt sein Thron nach dem bekannten, einen bedeutenden Grad bezeichnenden, Klopstock außerordentlich beliebten Gebrauche des Komparativs, von der vollen, durch Friedrich nie mißbrauchten Souveränität des dänischen Königs. Vgl. Ode 45 Das neue Jahrhundert. — Die letzte Strophe nennt den König selbst, der den Sänger des Messias unterstützt, damit er sein frommes Lied vollenden könne. Klopstock

ist die Meinung, daß der König keines Dichterlobes bedarf, der Dichter nicht, weil er ehrsüchtig nach diesem strebt, unterstützt, sondern weil er ihn als frommen Sänger des Messias ehrt. Vgl. die Aeußerung des Vorberichts S. 180, daß er der würdigen Materie seines Gesanges keine Mühe zu danken habe. Das letztere deutet die folgende Anrufung der heiligen Muse an

*) Der Berg Zion (Sion), auf welchem der Iübischke Thron Jerusalems mit der Burg Davids lag, heißt „Gottes heiliger Berg“ Vgl. Ode 54 und unten S. 186

**) B. 97 hieß es früher Die du von dem Lihamp (vgl. S. 160*) und sangst, B. 88 und ist zu den Höhen eilst (1755 ist dich zu den Höhen hebst), B. 39 „Wo das heil'ge Lob jener Monarchen tont.“

***) B. 41 lautete zuerst: „Wag' auch diesen Flug noch, nenne den Namen selbst“; die jetzige Lesart finden wir schon 1755 var Kühn statt stolz. Die folgenden Verse hießen ganz abweichend. „Der in deinem Gesang künftig ertönen wird, | Wenn du einst von dem Oind, daß nur die Tugend lohnt, | Uebon frommen Monarchen singt.“ Die gute That statt die Tugenden liest erst die zweite Ausgabe.

setzt aber hier nicht das wirkliche Ende seines Gedichts, sondern den Tod des Heilands auf Golgatha, dessen Schilderung mit dem zehnten Gesange schloß.“)

19. Friedrich der Fünfte. An Bernstorff u. Moltke.

Archaisches Maß, wie in Ode 6. Gedichtet Ende Februar 1751 auf der Rückreise aus der Schweiz „zwischen Schaffhausen und der Grenze von Schwaben“, **, Nachts beim Wechsel der Post und auf dem Postwagen, wie Klopstock selbst erzählte. Hatte er in der vorigen Ode, auf welche B. 5 f. hindeuten, das Lob des Königs, um nicht in den Verdacht eines Schmeichlers zu fallen, nur leise angedeutet, so äußert er hier den Ministern desselben, welche seine so ehrenvolle und fördernde Unterstützung vermittelt hatten, seine höchste Bewunderung und Verehrung Friedrichs, dem er auf Erden ewigen Nachruhm und jenseits glänzendsten Lohn weissagt. Das Lob, daß Friedrich ein echt christlicher Fürst sei, wird nur in der wehmüthigen Betrachtung angedeutet, daß der große Kriegsfürst Friedrich, auf den Deutschlands Hoffnung gerichtet sei, dem

*) B. 45 schloß ursprünglich mit Blumen hat

**) Nach der Erwähnung der „beernten Gebirge“ und des „einsamen Waldes“ in B. 1 f. möchte man diese Angabe bezweifeln. Indessen hatte Klopstock schon auf der Hureise in Meßkirchen, sechs Meilen dießseits Schaffhausen, appenzeller Alpen gesehen, und man dürfte um so eher denken, daß eben dort auf der Rückreise das Gedicht entstanden, als bei Meßkirchen ein „dicker, hoher Wald“ das Gebirge bedeckte, und Klopstock in seinem Briefe vom 20. Juli 1750 sich beklagt, die ihn begleitenden Schweizer hätten über ihren aus der Ferne winkenden Alpen die thüringischen wa. bedeckten Gebirge übersehen. Die Alpen und der Wald deuteten demnach die einen auf die Schweiz, der andere auf Deutschland, das den Dichter wieder umfing.

christlichen Glauben fremd bleiben werde. Durch eine eigenthümliche Wendung stellt er die beiden Friedrichs sich entgegen. Gedruckt erschien unsere, wohl von Quedlinburg aus nach Kopenhagen, wahrscheinlich zugleich mit der vorigen, gesandte Ode erst in der ersten Ausgabe der Oden,*), wo sie mit Recht dem Jahre 1751 zugeschrieben wird, während nach der chronologischen Ordnung der zweiten sie ins Jahr 1750 fallen würde; in der letztern erlitt sie wenige Veränderungen.

B. 1—5. Jetzt, wo er der Heimat und den kopenhagener Freunden zuwinkt, wenden sich seine Gedanken diesen zu.***) — B. 5—9. Er kann diesen offener seine unbegrenzte Verehrung des Königs aussprechen, als er dies neulich in der an diesen selbst gerichteten Ode zu thun gewagt. Der Zweifel, ob man sein Lob nicht als Schmeichelei auslege, steht dem vollen Herzen, der versuchende Ton, der das persönliche Lob möglichst zu mäßigen sucht, der warmen Empfindung (wie das Herz sie [die Empfindung] empfand) entgegen. — B. 9—20. Mit einem gewandten Uebergange***) kommt er zum Ausdruck jenes tiefen Schmerzes, daß Preußens Friedrich, den er als großen Feldherrn von einem der

*) Hier stand B. 6 Ietseren, B. 6 „Sang ihn mein furchtames Lieb“, B. 15 Labyrinth, B. 19 Oft da und schon begann, B. 31 Dann wird und den die Muse des Lator, B. 33 im Tempel und Vorhern (die Vorher als Mehrheit von der Vorher, wogegen die Vorhern von die Vorhere kommen sollte., B. 34 ff „Und kein Ruhm mehr beschützt, Ach der Tag wird dann der sanften Menschlichkeit Lohn sein, Wie ihr Leben einst war.“

**) Zu eil' ich muß man gleichfalls auch zu denken, woher auch richtig die erste Ausgabe Komma nach eil' ich hat, nicht Semikolon. Einsam, allein gelegen, wie am Ende von Ode 17.

***) Vor so offen muß ein Kolon, mindestens das früher hier stehende Semikolon gesetzt werden. Hier, wie in B. 5, beginnt der neue Gedanke in der zweiten Hälfte des Hexameters, wodurch eine nähere Verbindung der Verse entsteht.

Siege im letzten schlesischen Kriege benennt, *) wie Julian, dem man den Beinamen Apostata gegeben, das Christenthum verachte, und keine Hoffnung vorhanden sei, daß er es je erkennen und daran glauben werde. Klopstock bezieht sich hier auf eine Anekdote, die er vom Hofprediger Ead vernommen, der selbst dabei zugegen gewesen sein wollte. Als der Geheimerath Jordan, Friedrichs innigster Vertrauter, an der Schwindsucht darniederlag, besuchte ihn sein königlicher Freund, dem er seine jetzt unerschütterlich feststehende Ueberzeugung aussprach, daß Jesus Herr und Richter der Welt sei. Früher französischer Prediger, hatte Jordan auf seinen Reisen den Unglauben an die christliche Religion eingeflogen; auch dieses war ein Band geworden, das den König an ihn fesselte. Friedrich soll auf jene ernste Betheuerung erwidert haben, es thue ihm leid, daß Jordan schon rabotire, worauf dieser bemerkte: „Sire, Schwindlichtige rabotiren nicht.“ Dagegen berichtet Jordans Freund, von Bielsfeld, dieser habe eines Tages gegen ihn geäußert, er sterbe mit der Ueberzeugung von der göttlichen Sendung Christi, und ihn gebeten, dies einmal gelegentlich dem Könige zu sagen. Jordan starb am 25. Mai 1745 in Berlin, das der König schon vor mehr als zwei Monaten verlassen hatte **) — Das Labyrinth B 15 ist der Irrgang des Unglaubens. — Sein Moos, auf dem Grabstein, unter welchem er schon lange ruhte Vgl. Ode 60, 9 f. Irrig hat Wetterlein nach B. 20 das Zeichen eines aufgebrochenen Eises gesetzt. Zwar (B. 17) steht häufig so, daß kein Nachsay folgt, in der Bedeutung freilich. Vgl. Ode 26, 17.

*) Bei Gorr (am 30 September 1745) war das Verhältniß der preussischen Armee zu der österreichischen das allerungleichste; Friedrich hatte nur 18,000, Karl von Lothringen 40,000 Mann.

**) Gutzkibaz für den Dichter selbst, der nur mit Grauen daran denken kann. Das Kirchenlied nennt ihn dies irae.

Mit V. 21 wendet der Dichter sich dem dänischen Könige zu, den er auch der Deutschen Stolz nennt wegen der deutschen Herzogthümer (deren Herrschaft der regierenden Linie zugefallen war), nicht ohne Beziehung auf Friedrich den Großen, den Klopstock bei allen sonstigen Vorzügen eines solchen Namens nicht werth hält. Er bezeichnet ihn aber weiter als Ehre des menschlichen Geschlechts,*) als den Liebling der Völker, die Bewunderung des Geschichtsforschers. Das Lob ist etwas matt und bei aller Uebertriebenheit dankbarer Verehrung wenig bezeichnend. — Noch weniger sagt der auf den christlichen König berechnete Schluß (31–36). V. 31 f. enthalten die Andeutung, daß Klopstock damals mit der für den Messias bestimmten Darstellung des Weltgerichts (jetzt im achtzehnten und neunzehnten Gesange) beschäftigt war. — Die Sionitin, die heilige Muse. Vgl. Ode 12, 30. 18, 39. oben S. 182* Im Messias führte Klopstock später statt des frühern Muse den Namen Sionitin ein. Als Siona feiert er die heilige Muse Ode 54 Des Menschlichen, persönlich statt des frühern der sanften Menschlichkeit. Menschlichen ist nicht als Neutrum zu fassen. — Wie sein Leben einst war, schön (vgl. V. 29), herrlich. Sonst könnte man auch an das Glück des Bewußtseins treuer Pflichterfüllung denken. Vgl. Ode 18, 43 f. Messias XVIII, 770 ff.

*) Menschlichkeit nach älterem Sprachgebrauche, wie Ode 37, 16.

20 Die tobtte Clarissa.

Die erste der im Klopstock-sapphischen Maß gedichteten Oden. Das erst in der ersten Ausgabe der Oden erschienene Gedicht*) dürfte in das Ende des Jahres 1751 fallen, wo dem Dichter die Gewißheit geworden, daß Meta ihm ganz angehöre.***) Vgl. oben S. 38 f. Es war wohl der erste dichterische Erguß des Gefühls seines innigen Zusammengehörens mit Meta, die er hier mit dem von der Tochter des Jairus, der Geliebten des Semida, hergenommenen Namen Eidi bezeichnet. Die Darstellung jenes Liebesverhältnisses im Messias hatte er schon den züricher Freunden während der Seefahrt vorgelesen (vgl. oben S. 171 f.), und als einer derselben darin eine Schilderung platonischer Liebe sehen wollte, entschieden geäußert, es sei vielmehr die viel höher stehende zärtlichste Freundschaft. Meta hatte dem Dichter wohl mit tiefer Bewegung geschrieben, wie die Darstellung von Clarissas Tod in dem von allen gefühlvollen Seelen damals verschlungenen richardson'schen Roman***) sie zu heißen Thränen gerührt, worauf dieser bemerkte, auch er habe dem einzigen Mädchen wärmsten Antheil gewidmet, aber sie glücklich gepriesen, daß sie so frühe der rauhen Erde entrückt worden. Diese Gelegenheit aber ließ er sich nicht

*) Hier stand B. 1 die die Erd', B. 7 kömmt, B. 18 zu Seelen geflogen, B. 26 „Komm, laß uns wie ein Fest die Stunde, Eidi“. Die Zeichen der Parenthese B. 7 f. fehlten.

**) Freilich hatte er schon am 24. März 1751 vier Briefe von der „kleinen Moller“, dem süßen Mädchen, empfangen, die so natürlich schrieb, aber das längere, hier vorausgesetzte Verhältniß begann erst im Dezember.

***) Clarissa Harlowe, von dem auch schon eine deutsche Uebersetzung erschienen war. Vgl. oben S. 37. 38*.

entgehen, der Geliebten sein Gefühl dichterisch auszusprechen und sie zu gemeinsamer Feier von Clarissas Andenken aufzufordern, wobei er zugleich ihre eigene innige Verbindung andeutet. Daß sie zusammen die Stelle von ihrem Tode gelesen, braucht man aus B. 26 f. nicht zu schließen; dies kann sehr wohl bloße dichterische Einkleidung sein.

Str. 1—3. In einer Allegorie spricht der Dichter den Gedanken aus, daß viele Seelen für diese rauhe Erde zu fein seien, woher man ihnen wünschen müsse, daß sie bald zum Himmel zurückkehrten, wie sehr wir auch ihren Verlust auf Erden bedauern *) In der Parenthese B. 7 f. brückt sich des Dichters ängstliche Sorge lebhaft aus. Bei dem Entfliehen ist an die Flucht zu den „Blumen Edens“ (B. 3) zu denken.**, Doch leitet den Gegensatz ein, daß die irdischen Winde (er nennt die mildesten Winde) auf ihre feinere Natur keine Rücksicht nehmen.

Str. 4. Das Bild der hingestürzten, noch immer schönen Blume bringt den Dichter auf die vielbeweinte Clarissa, die ja auch noch im Tode so liebenswürdig vor uns liegt. Weggeblüht, mit Beziehung auf die Allegorie in B. 3. Der Augenblick gleich nach ihrem Tode wird durch „Und noch stille Röthe die hingefunkne Wange bedeckte“ treffend bezeichnet; in lebhafter Veranschaulichung läßt er Clarissa wirklich vor unsern Augen sterben, obgleich eigentlich nur von der Darstellung ihres Todes im Romane die Rede ist — Str. 5, 1—7, 1. Wie der Dichter eben in der Allegorie die Sorge um eine solche Seele auf der rauhen Erde und den

*, Verpflanzt, an die unrechte Stelle gepflanzt, wie Ode 3, 67
Befre, passendere

**) Im letzten Gesange des Messias spricht er von den „himmlischen Jünglingen, Seraphim, die an dem Fuße der Erbern, Gabriels und Eloas, wie Blumen blühen“.

Schmerz um ihren Verlust ausgedrückt hat, so stellt er jetzt die Freude Clarissas dar, im Himmel zu gleichen Seelen gekommen zu sein, die sie um so freudiger empfangen, je reiner sie sich auf Erden in allen Kämpfen gehalten und entfaltet hatte. Dies ist der eigentliche Trost bei dem Schmerze um Clarissas Tod. Die Darstellung ist im einzelnen höchst bezeichnend, nur das harte *welch' ihr gleichen* B. 18 anstößig. — Die Stimmen der Seligen versprechen ihr Kronen des Siegs. Die Bibel spricht von der Krone des Lebens (Offenb. 2, 10), vom Kranze der Gerechtigkeit (2 Tim. 4, 8). Vgl. Ode 39, 85. — Die es würdig waren, zu triumphiren, weil sie selber auch so rein und schön waren; sie sind die Blumen Edens, deren er B. 3 gedachte.

Den Schluß bildet Str. 7, 2–8, 4 die innige Aufforderung zur gemeinschaftlichen ganz einsamen Todtenfeier in Erinnerung des unauslöschlichen Eindrucks, den Clarissa ihnen hinterlassen. An den Cypressenfränzen der Trauer theiligen sich beide; Sidli weint, als sie die Kränze auf Clarissas Grab legt, und mit ihr der Dichter. — Schwesterlich tritt am Schlusse höchst bedeutend hervor, indem es Sidli als innigst verwandt mit Clarissa bezeichnet.

21. Friedensburg.

Viertes asklepiadeisches Maß. Klopstock war dem dänischen Könige im Mai 1751 auf sein vier Meilen von Kopenhagen entferntes, von Friedrich IV. 1720 erbautes Lustschloß Friedensburg gefolgt, wo er bis zum Herbst verweilte. „Ich genieße hier alle Ruhe“, schrieb er von hier schon am 11. Mai an Fanny, „und alle Süßigkeit des Landlebens, besonders da es der beste und

Frende (man denke nur nicht an Thränen) nennt der Dichter die Muth, die jetzt heller als bei der Erscheinung der Muse über ihr ganzes Antlitz, wie aus ihren Augen hervorgehend, sich verbreitet.

Str. 8—12. Preis des Königs durch die Muse, die hier als seliger Engel gedacht wird. Sie hebt zunächst hervor, daß es nur wenig wahrhaft Edle auf Erden gibt, daß sie einsam, vereinzelt (vgl. Ode 17, 70) sind, und daß die Himmlischen schon den Vorfall erkennen, der nicht immer in der beabsichtigten Weise zur That werden kann. Str. 10 fällt etwas matt ab. Zu Str. 11 f. vgl. den Schluß von Ode 19; aber dort ist vom Gerichte am jüngsten Tage, hier von dem gleich nach dem Tode (vgl. Ode 9, 25 ff. 11, 1 ff.) die Rede.*)

22. Der Verwandelte.

Dasselbe Versmaß wie in Ode 11. Das Gedicht, das Klopstock in das Jahr 1751 setzt, gehört in den darauf folgenden Frühling, wohl in den April. Am 9. April 1752 schreibt der Dichter an Gleim: „In so wichtigen Sachen der Glückseligkeit, als die Liebe und die Freundschaft sind, kann ich unmöglich halb glücklich oder nur halb unglücklich sein. Daher bin ich so lange traurig gewesen, und daher, da ich aufgehört habe traurig zu sein, habe ich auch ganz und gar aufgehört. — Genug, ich bin jetzt unter allem, was ein ehrlicher Mann sein kann, nichts weniger als unglücklich.“ Unsere Ode ist der dichterische Ausdruck dieses Gefühls, das erst

*) Zu Glücklichen, zur ewigen Seligkeit. Vgl. Ode 66, 30. — Bersammlungen, Chören. Vgl. Ode 8, 43. — Begleiterin, um vor Gottes Richterstuhl für ihn zu zeugen.

mit dem Frühling seine ganze Seele ergriff. Noch am 19. Februar hatte er in ganz andern Töne an Gleim geschrieben. Vgl. oben S. 40. Das Gedicht enthält den innigsten Ausdruck seines jubelnden Herzens, daß Meta ihm ganz ungetheilt gehöre. Es erschien, ohne Zweifel mit manchen Veränderungen, unter der Aufschrift *Au Cidli* in der ersten Ausgabe der *Eden*, unter der jetzigen, wenig abweichend in der zweiten.*)

Str. 1—4, 1. Der Schmerz der Liebe hat mir Jahre lang das Leben mit Trauer umhüllt. Der Dichter läßt auch seiner ersten Liebe langes Trauern vorausgehen, das schwermüthige dunkle Sehnen des Jünglings, das nach inniger Herzensbefriedigung verlangt. Die Liebe ist zwar der Erde entflohen, welche sie in der Zeit der Unschuld bewohnte, wie auch die Freude (*Eden* 17, 6), aber sie kehrt doch zu stillen unschuldigen Seelen zurück. Vgl. *Messias* V, 230 ff. Der Vergleich B. 4—8 soll die reine Liebe bezeichnen; der Vergleichungspunkt zwischen Eva und der Liebe liegt gerade in der Keuschheit, wobei es nur anstößig ist, daß im Vergleichungsatz selbst voller Unschuld als Bezeichnung der Eva hervortritt. Dem Dichter schwebt hierbei die schöne Stelle *Miltons* vor IV, 419—466; das Nothengestade ist seine That. Der wohlduftenden Luft des Paradieses gedenkt *Milton* IV, 156 ff. Daß aber die Liebe ihm tiefsten Schmerz durch die Abneigung der Geliebten bereitete, drückt der Dichter in einer lebhaften Anekdote an den Schmerz aus B. 9—12. Die Worte schwer-müthig-voller, wie Nächte sind,

*) B. 8 stand früher *Erden*, B. 8 *Zur geheimen*, B. 16 *schlummernde*, B. 21 *Als ... Wie haun'*, B. 28 *belohnst du mich?* B. 34 *wenn es*. Anstößig bleibt B. 88 das kurz gebrauchte *dein*. Auch B. 17 25, 30 hätten wohl einer profanischen Verbesserung bedurft.

können nur als adverbialer Zusatz zu trifft gefaßt werden;*) der Dichter will offenbar sagen, keine Nacht sei so dunkel wie seine Schwermuth gewesen; der Ausdruck ist aber verfehlt, da statt des eigentlichen Schwermuthsvoll das in der Vergleichung bleibende dunkel stehen müßte.

Str. 4, 1—6, 4. Auf einmal fühle ich mich ganz unerwartet von allem Schmerz befreit, zur reinsten Freude genesen. Daß ihm die Welt wieder freundlich lächelt, sprechen Str. 4, 3 f aus, wie Str. 5 die frohe Gewißheit, daß er sich nicht täusche, Str. 6 sein Staunen über den ganz ungewohnten Zustand, sein Entzücken und seine Dankbarkeit. B. 24 wünschte man wohl statt des unnöthigen in mir eine Bezeichnung, wenn er sich dankbar fühle. — Str. 7 In lebhafter Frage sagt er sich, daß es kein unedles Gefühl sei, kein Stolz auf seinen Ruhm, wodurch er sich über andere erhaben dünke, kein ihn der Wirklichkeit entzückender Prausch, der ihm die Heiterkeit wiedergegeben, sondern reines, herzliches Gefühl. — Str. 8 f Und zwar das Gefühl inniger Liebe zu einem unschuldsvollen Mädchen Treffend ist die Darstellung, daß die Tugend selbst ihm die Geliebte zuführe, nur kann die Tugend hier doch auch nur als reines Gefühl wie Str. 7, 3 f. gefaßt werden. Wie er im Schlafen und im Wachen die Geliebte immer vor sich zu sehn glaubt, spricht Str. 9 in glücklicher Bemerkung von Hor. carm. IV, 1, 33—40 aus. — Erst Str. 10 wendet sich der Dichter unmittelbar an Meta. Str. 10, 2—11, 4. Kein Herz hat je so geliebt; Meta, die vielleicht allein in dieser innigen Liebeskraft ihm gleicht, soll ihn lieben, da seine ganze Liebe zu Fanny nur eine Vorbereitung

*) Andere bezogen es auf die angeregte Liebe (B. 1. Allerdings hat man gar das Komma nach Schwermuthsvoller gestrichen und das Wort als Apposition zu Kummer, also als zweiten Fall der Mehrheit, gefaßt.

zur höchsten Liebeseligkeit gewesen, die in Metas Armen ihn erwartet. Der Dativ dir in der ungewöhnlichen Bedeutung für dich. Im vorletzten Verse deuten die süßern Träume auf das träumerische Versenken in sein zukünftiges Glück. Vgl. B 33.

23. Dem Erlöser

Altkäische Strophe. Die Ode ward nach dem Erscheinen der fünf ersten Gesänge des Messias (im Sommer 1751) gedichtet als Ausdruck seines innigsten Dranges, den Messias zu vollenden; sie war wohl zunächst zur Mittheilung an den König bestimmt, der ihm dazu die Muße verschafft. Sie erschien zuerst im Almanach der deutschen Muses auf das Jahr 1770*) (dann auch in der darmstädtischen und der schubartischen Sammlung) unter der gewiß nicht von Klopstock herrührenden wunderlichen Ueberschrift Die Hoffnungen des Christen, dann mit vielen Verbesserungen und der jetzigen Ueberschrift in der ersten mit ihr beginnenden Ausgabe der Oden**).

B. 1—5. Der Dichter beginnt mit dem Ausdrucke seiner

*) Mit Ode 24 und 19. Der Herausgeber verdankte sie der Güte eines Freundes und wollte nicht für die Richtigkeit der Abschrift strehn.

**) Die frühern Lesarten sind B 3 mehr als, B 12 Schauen von (?), B. 15 sich nur, B. 24 Du, heile, B. 26 zur Unsterblichkeit, B. 27 f besuchte Ruhestatt meines Gebets, B. 30 f. „Sie mit gesertem, trunkenem Munde ich“; Dann Rille Blumen“, B. 34 voll Seligkeit, B. 36 als- denn, B. 41 f. „Doch ich will leben, daß ich des Lobes werth“ Entschlummere, daß ich“, B. 43 vom Sohne, triumphirend, B. 46 die Stufen, B. 47 f. „Wo du hinaufsteigst, wo die Seher, Die dich verkündigten, Palmen tragen“, B. 49 f. „In der Entfernung Nacht Wer' ich die Spur an, wo du gewandelt bist“, B. 51 betrenn hohen Stufen, B. 54 welch' auf, B. 55 f. „die der Seraph | Ihm des Unsterblichen Schläfe windet“, B. 57 Zeigt und bei dem,

Baghaftigkeit, wie er, ein Staubgeborener, es wagen dürfte, Gottes Sohn zu singen, dessen Preis selbst die Engel nicht auszusprechen vermögen (V. 1-5). Unter der Unendlichkeit kann hier nur die gränzenlose Himmelswelt verstanden werden. Vgl. Messias I, 231 ff. *) — V. 5-20. Doch der Dichter beruhigt sich in dem Gedanken, daß auch in ihm eine unsterbliche Seele wohne, ja daß auch sein Leib einst verklärt auferstehn werde, wie der menschliche Leib vor dem Sündenfalle gewesen, und sein ganzes Herz sehnt sich diesem Augenblick entgegen, wo er in seiner vollen, vom Schöpfer ihm bestimmten Würde hergestellt sein werde. Vgl. unter den geistlichen Liedern das Lied die Auferstehung **). — V. 13 ff. glaubt er schon das Feib der Auferstehung vor sich zu sehn. Vgl. Messias XVIII, 55 ff. — V. 14-16. Adam war unsterblich geschaffen, verlor aber die Unsterblichkeit mit dem Stande der Unschuld. Vgl. Messias V, 206 f.

V. 58 Die Krone schimmer! V. 59 lehrt dem und führt, V. 61 derer, die ewig sind, V. 63 Von eurem Altar. Ein 10 fehle ganz. Erst in der zweiten Ausgabe ändert K. opfod V. 1 f. sammelt und hebt statt sammelt's und hebt's, V. 18 Todter statt Todten, V. 24 dieffelt statt dieffelt's, V. 29 Laß statt Laßt, V. 30 trunkenen (nach seinem später durchweg behaupteten Gebrauch, statt trunkenem, V. 47 du da statt dann du, V. 50 welche du wandeltest statt die du gewandelt bist, V. 61 deiner Strahlenhöhe statt deinen Strahlenhöhen, V. 61 derer die's statt der, die es

*) Von Staube Staub. Vgl. Ode 13, 30.

**) Ein Unsterblicher. Man erwartet eher eine Unsterblichkeit, wie Ode 13, 41 Vgl. Ode 24, 63 f. Verweisungen nennt der Dichter den verweilenden Körper; die Mehrheit soll auf die einzelnen Theile des Körpers hindeuten. Vgl. Messias V, 553. — Gatte heißt der Leib nach biblischem Sprachgebrauch, dagegen ist die Bezeichnung als Schatten (der Körper beschattet, verdunkelt die Seele) wohl dem Dichter eigen. — Andre Schauer Trunkenheiten, andre höchste Entzückungen, als hier auf Erden (V. 7 f.). Vgl. Ode 51.

Die Schöpfung steht für die schaffende Gottheit — V. 23—25. Aber noch viele Jahrhunderte werden bis zu jenem Tage verfließen; drum wünscht der Dichter zunächst, seine Seele möge bald in die Seligkeit eingehn. Bei der Aurore an die Stunden jenes Schlafes (V. 12) erinnert er sich, daß diese wohl viele Jahrhunderte dauern werden.*) Die Todesstunde begrüßt der Dichter als glücklich (hell) und ruhebringend (der Ruhe Geipiclin). Vgl. Ode 17, 31. Der ihm besonders erfreuliche biblische Gedanke, daß der Leib beim Tode in die Erde zur ewigen Auferstehung gesäet werde (1 Korinth. 15, 36 f. 42), ist hier weiter ausgeführt. Vgl. Ode 43, 5 f. — V. 26—32. Gern möchte er sich gleich zu der Grabstätte hinbegeben, um dort zu sterben. Anstößig ist die Hervorhebung, daß er den Ort seiner Grabstätte noch nie gesehen, was er gar nicht behaupten kann, da er ja nicht weiß, wo er sterben wird, und also sehr wohl diese Stätte gesehen haben kann.**), Bei der Erndte Blumen schwebt die in Dänemark auf dem Lande allgemein verbreitete Sitte vor, frische Gräber mit Blumen zu bestreuen, welche Klopstock so sehr gefiel. Vgl. Ode 66, 39 f. Die Stellen will er etwas phantastisch mit Sommerblumen bestreuen und zwischen ihnen zum Tode sich niederlegen. — V. 33—36. Aber der Tod kommt nicht dann, wenn wir ihn wünschen; ein solches Glück ist uns nicht beschieden. Vgl. Ode 43, 15 f. Welche herrliche Aussicht hätten die Menschen, freilich nur diejenigen, welche so glücklich sind, an Unsterblichkeit und Auferstehung zu glauben,***) wenn sie in dem Augenblicke stürben, den sie

*) Ober Jahrhunderte, moget ihr auch Jahrhunderte dauern.

**) Trunkenen, von Entzücken Vgl. Ode 4, 96. 13, 83. 125. 31, 16 Nach V. 11 hätte man hier einen andern Ausdruck gewünscht.

***) Freilich ist der Ausdruck glücklichen so wenig klar, daß der Dichter es später nöthig fand, ihn in einer Anmerkung zu erläutern.

entiazt er, da er sich der ihm auf Erden gewordenen erhabenen Aufgabe erinnert, zu deren glücklicher Vollendung er den Beistand des Erlösers sich ersucht. So tritt in der Ode der Gedanke hervor, daß seine ganze Seele auf diesem Werke ruht, zu dessen Vollendung er ohne den Beistand des Erlösers zu schwach sein würde; wie aber seine Seele, der Erde abgewandt, dem Himmel zustrebe, sie von frommsten christlichen Gefühlen durchdrungen sei, zeigt jene scheinbare weite Abschweifung — Str. 11–13 wünscht er, daß er die Vollendung seines frommen Liedes erleben möge, wozu Christus selbst ihn erleuchten möge. V. 45 deutet der Dichter auf Matth 7, 29: „Er (Jesus) predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten.“ Meister, wie die Jünger den Heiland anredeten. — Gewaltiger nach klopstock'schem Gebrauch des Komparativs. — Die Wege, auf welchen der Heiland das Werk der Erlösung vollbrachte; daß aber der Dichter hier eigentlich die „Erhebung des Sohns von dem Staub hinauf zu dem Himmel“, den Triumph des vom Tod erstandenen, zum Himmel schwebenden Heilandes, im Sinne hatte, dessen Schilderung ihm bald bevorstand, zeigt nicht bloß das Wonnegesingen der Propheten auf diese und das „Dort ist es himmlisch“ (V. 49), sondern auch die frühere Fassung der Stelle. Vgl. Messias XI, 12 ff — Der Ferne (früher der Entfernung) Nacht, die dunkle Ferne; denn auf jenen himmlischen Höhen waltet ewiger Glanz, auf der Erde herrscht Dunkel. Der Heiland läßt einen Schimmer von jener ewigen Herrlichkeit in seine Seele fallen, wodurch sein Geist mit unendlichem Verlangen erfüllt wird, dort seinen Lohn als Dichter des Messias zu empfangen. Das letztere ist freilich sehr nullar ausgedrückt, doch deutet darauf der Gegensatz von irdischer Unsterblichkeit als Dichter zu der ewigen Seligkeit, wo er seinen Lohn empfangen wird. In den Händen

sich selbst waſchen, weil ſie ſich am reinſten und frommſten geſtimmt ſahen, um würdig vor Gott treten zu können.*) Die ſpäter eingedrohte Eir. 19 ſcheint uns ſtörend. Der Dichter will offenbar ſagen, könnte er ſeine Sterbeſtunde beſtimmen, ſo würde er mit noch höherer Begeiſterung den Meſſias ſingen. Vgl. V. 3 f. Und doch würde er, wie die folgende Strophe zeigt, ſeine Sterbeſtunde vor der Beendigung ſeines Meſſias ſich wählen, was kaum mit der dankbar heizigen Begeiſterung zu vereinigen iſt. Vgl. den Anfang des dritten Geſanges des Meſſias und Ede 38. Erſt als er jeden Gedanken an eine ſelbſtbeſtimmte Todeszeit und einen raſchern Uebergang ins Jenseits aufgegeben, darf er zum Meſſias zurückkehren, ja der Gedanke an deſſen Vollendung allein kann ihn von jenem Wunſche abbringen, indem er ſich ſeiner hohen Aufgabe erinnert.

Der Gedanke, daß auch in ihm eine unſterbliche Seele wohne, auch ſein Leib einſt unſterblich auferſtehn werde, wie der Adams vor dem Sündenſturm geweſen, hat ihn zu dem Wunſche geführt, dieſer Auferſtehung bald theilhaft zu werden, da er ſich aber ſagen muß, daß noch viele Jahrhunderte h.ſ. zu jener Zeit hinfließen werden, ſo kann er das Verlangen nicht unterdrücken, bald im Himmel der ewigen Seligkeit ſich zu erfreuen. Doch auch dieſem Wunſch

*) Nach Gl. Müller's V. 33 iſt das urſprüngliche Ausdrucksgeſchlecht hergeleitet. „Ein Wunſch herrſcher Art wäre es.“ Der Wunſch ſelbſt wird in der folgenden lebhaften Frage ausgeſprochen. „Wenn wir von der Erde ſcheiden können, wann wir werden, wie aber ſpät wäre dann die Todesſtunde?“ Al. 33. 34. weiß ſich auf den vorhergehenden Satz zurück. Die Verbindung iſt nicht ſo genau, wie es der Aufregung gemäß iſt, die ſich auch darin verräth, daß gleich im Vorberuf die Stunde des Scheiterns als eine ſelige bezeichnet wird. Eigenthümlich iſt die ſpäte Stunde der ſpäter vollen Schlafes, wo ſtatt eines das vorhergehende ſpäte erklärende ſelige Genießen eintritt (vgl. V. 49, nach dem Wunſche der Allen).

entsagt er, da er sich der ihm auf Erden gewordenen erhabenen Aufgabe erinnert, zu deren glücklicher Vollenendung er den Beistand des Erlösers sich erhebt. So tritt in der Ode der Gedanke hervor, daß seine ganze Seele auf diesem Werke ruht, zu dessen Vollenendung er ohne den Beistand des Erlösers zu schwach sein würde; wie aber seine Seele, der Erde abgewandt, dem Himmel zustrebe, sie von frommsten christlichen Gefühlen durchdrungen sei, zeigt jene scheinbare weite Abschweifung — Str. 11—13 wünscht er, daß er die Vollenendung seines frommen Liedes erleben möge, wozu Christus selbst ihn erleuchten möge. V. 4) deutet der Dichter auf Matth 7, 29: „Er Jesus, predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten.“ — Meister, wie die Jünger den Heiland anbeteten. Gewaltiger nach Klopstock'schem Gebrauch des Comparativs. Die Wege, auf welchen der Heiland das Werk der Erlösung vollbrachte; daß aber der Dichter hier eigentlich die „Erhebung des Sohns von dem Staub hinauf zu dem Himmel“, den Triumph des vom Tod erstandenen, zum Himmel schwebenden Heilandes, im Sinne hatte, dessen Schilderung ihm bald bevorstand, zeigt nicht bloß das Wonne-singen der Propheten auf diese und das „Dort ist es himmlisch“ (V. 49), sondern auch die frühere Fassung der Stelle. Vgl. Messias XI, 12 ff. — Der Ferne (früher der Entfernung) Nacht, die dunkle Ferne; denn auf jenen himmlischen Höhen waltet ewiger Glanz, auf der Erde herrscht Dunkel. Der Heiland läßt einen Schimmer von jener ewigen Herrlichkeit in seine Seele fallen, wodurch sein Geist mit unendlichem Verlangen erfüllt wird, dort seinen Lohn als Dichter des Messias zu empfangen. Das letztere ist freilich sehr unklar ausgedrückt, doch deutet darauf der Gegensatz von irdischer Unsterblichkeit als Dichter zu der ewigen Seligkeit, wo er seinen Lohn empfangen wird. In den Händen

sich selbst wählten, weil sie sich am reinsten und frommsten gestimmt fühlten, um würdig vor Gott treten zu können.*) Die später eingeschobene Str. 10 scheint uns störend. Der Dichter will offenbar sagen, konnte er seine Sterbestunde bestimmen, so würde er mit noch höherer Begeisterung den Messias singen. Vgl. B 3 i. Und doch würde er, wie die folgende Strophe zeigt, seine Sterbestunde vor der Beendigung seines Messias sich wählen, was kaum mit der dankbar heiligen Begeisterung zu vereinen ist. Vgl. den Anfang des dritten Gesanges des Messias und Ode 38. Erst als er jeden Gedanken an eine selbstbestimmte Todeszeit und einen raschern Uebergang ins Jenseits aufgegeben, darf er zum Messias zurückkehren, ja der Gedanke an dessen Vollendung allein kann ihn von jenem Wunsche abbringen, indem er sich seiner hohen Aufgabe erinnert.

Der Gedanke, daß auch in ihm eine unsterbliche Seele wohne, auch sein Leib einst unsterblich auferstehn werde, wie der Adams vor dem Sündenfalle gewesen, hat ihn zu dem Wunsche geführt, dieser Auferstehung bald theilhaft zu werden, da er sich aber sagen muß, daß noch viele Jahrhunderte bis zu jener Zeit hinfließen werden, so kann er das Verlangen nicht unterdrücken, bald im Himmel der ewigen Seligkeit sich zu erfreuen. Doch auch diesem Wunsche

*) Nach Blodien B 33 ist das ursprüngliche Ausdrucksgeheim herzuheben. „Ein Wunsch herr der Aussicht wäre es“ Der Wunsch selbst wird in der folgenden letzten Zeile ausgesprochen. „Wenn wir von der Erde scheiden könnten, wann wir wüßten, wie überglücklich wäre dann die Sterbestunde.“ Adamant weist drauf auf den vorhergehenden Satz zurück. Die Verbindung ist nicht logisch genau, wie es der Aufregung gemäß ist, die sich auch darin verräth, daß gleich im Vorberian die Starbe des Schrebers als eine selige bezeichnet wird. Es geht sich um die „nahe Stunde der (früher voll) Seligkeit“, wo statt eines das vorhergehende selige erklärende selige ein Genitiv neutral (vgl. B. 19), nach dem Weirauch der Laten.

entsagt er, da er sich der ihm auf Erden gewordenen errathenen Aufgabe erinnert, zu deren glücklicher Vollendung er den Beistand des Erlösers sich erfleht. So tritt in der Ode der Gedanke hervor, daß seine ganze Seele auf diesem Werke ruht, zu dessen Vollendung er ohne den Beistand des Erlösers zu schwach sein würde; wie aber seine Seele, der Erde abgewandt, dem Himmel zustrebe, sie von frommsten christlichen Gefühlen durchdrungen sei, zeigt jene scheinbare weite Abschweifung. Str. 11 13 wünscht er, daß er die Vollendung seines frommen Liedes erleben möge, wozu Christus selbst ihn erleuchten möge. V. 4, deutet der Dichter auf Matth 7, 29: „Er (Jesus) predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten.“ Meister, wie die Jünger den Heiland anredeten. — Gewaltiger nach Klopstock'schem Gebrauch des Komparativs. — Die Wege, auf welchen der Heiland das Werk der Erlösung vollbrachte; daß aber der Dichter hier eigentlich die „Erhebung des Sohns von dem Staub hinauf zu dem Himmel“, den Triumph des vom Tod erstandenen, zum Himmel schwebenden Heilandes, im Sinne hatte, dessen Schilderung ihm bald bevorstand, zeigt nicht bloß das Wonnezingen der Propheten auf diese und das „Dort ist es himmlisch“ (V. 49), sondern auch die frühere Fassung der Stelle. Vgl. Messias XI, 12 ff. — Der Ferne früher der Entfernung) Nacht, die dunkle Ferne; denn auf jenen himmlischen Höhen waltet ewiger Glanz, auf der Erde herrscht Dunkel. Der Heiland läßt einen Schimmer von jener ewigen Herrlichkeit in seine Seele fallen, wodurch sein Geist mit unendlichem Verlangen erfüllt wird, dort seinen Lohn als Dichter des Messias zu empfangen. Das letztere ist freilich sehr unklar ausgedrückt, doch deutet darauf der Gegensatz von irdischer Unsterblichkeit als Dichter zu der ewigen Seligkeit, wo er seinen Lohn empfangen wird. In den Händen

sich selbst wählten, weil sie sich am reinsten und frommsten gestimmt fühlten, um würdig vor Gott treten zu können.^{*)} Die später eingeschobene Str. 10 scheint uns störend. Der Dichter will offenbar sagen, könnte er seine Sterbestunde bestimmen, so würde er mit noch höherer Begeisterung den Messias singen. Vgl. V. 3 f. Und doch würde er, wie die folgende Strophe zeigt, seine Sterbestunde vor der Beendigung seines Messias sich wählen, was kaum mit der dankbar heiligen Begeisterung zu vereinen ist. Vgl. den Anfang des dritten Gesanges des Messias und Ode 38. Erst als er jeden Gedanken an eine selbstbestimmte Todeszeit und einen raschern Uebergang ins Jenseits aufgegeben, darf er zum Messias zurückkehren, ja der Gedanke an dessen Vollendung allein kann ihn von jenem Wunsche abhalten, indem er sich seiner hohen Aufgabe erinnert.

Der Gedanke, daß auch in ihm eine unsterbliche Seele wohne, auch sein Leib einst unsterblich auferstehn werde, wie der Adams vor dem Sündenfalle gewesen, hat ihn zu dem Wunsche geführt, dieser Auferstehung bald theilhaft zu werden, da er sich aber sagen muß, daß noch viele Jahrhunderte bis zu jener Zeit hinfließen werden, so kann er das Verlangen nicht unterdrücken, bald im Himmel der ewigen Seligkeit sich zu erfreuen. Doch auch diesem Wunsch

*) Nach Gl. und en V. 33 ist das ursprüngliche Ausrufeszeichen: „he,“ stehen. „Ein Wunsch herrlicher Art ist es.“ Der Wunsch selbst wird in der folgenden lebhaften Frage ausgesprochen: „Wenn wir von der Erde scheiden können, wann wir werden, wie überglücklich wäre dann die Todesstunde?“ Alsdann weist kräftig auf den vorhergehenden Satz zurück. Die Verbtadung ist nicht logisch genau, wie es der Aufregung gemäß ist, die sich auch darin verräth, daß gleich im Vorder Satz die Stunde des Scheidens als eine seltsame bezeichnet wird. Es gewöhnlich ist die „letzte Stunde der irdischen Vollseligkeit“, wo statt dessen das vorhergehende seltsame erklärende seltsame ein Genitiv eintritt vgl. V. 49, nach dem Hebräer der letzten

entsagt er, da er sich der ihm auf Erden gewordenen erhabenen Aufgabe erinnert, zu deren glücklicher Vollendung er den Beistand des Erlösers sich erfleht. So tritt in der Ode der Gedanke hervor, daß seine ganze Seele auf diesem Werke ruht, zu dessen Vollendung er ohne den Beistand des Erlösers zu schwach sein würde; wie aber seine Seele, der Erde abgewandt, dem Himmel zustrebe, sie von frommsten christlichen Gefühlen durchdrungen sei, zeigt jene scheinbare weite Abschweifung. Str. 11–13 wünscht er, daß er die Vollendung seines frommen Liedes erleben möge, wozu Christus selbst ihn erleuchten möge. V. 45 deutet der Dichter auf Matth 7, 29: „Er (Jesus) predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten.“ Meister, wie die Jünger den Heiland anredeten. — Gewaltiger nach Klopstock'schem Gebrauch des Komparativs. — Die Wege, auf welchen der Heiland das Werk der Erlösung vollbrachte; daß aber der Dichter hier eigentlich die „Erhebung des Sohns von dem Staub hinauf zu dem Himmel“, den Triumph des vom Tod erstandenen, zum Himmel schwebenden Heilandes, im Sinne hatte, dessen Schilderung ihm bald bevorstand, zeigt nicht bloß das Wonnesingen der Propheten auf diese und das „Dort ist es himmlisch“ (V. 45), sondern auch die frühere Fassung der Stelle. Vgl. Messias XI, 12 ff. — Der Ferne (früher der Entfernung) Nacht, die dunkle Ferne; denn auf jenen himmlischen Höhen waltet ewiger Glanz, auf der Erde herrscht Dunkel. Der Heiland läßt einen Schimmer von jener ewigen Herrlichkeit in seine Seele fallen, wodurch sein Geist mit unendlichem Verlangen erfüllt wird, dort seinen Lohn als Dichter des Messias zu empfangen. Das letztere ist freilich sehr unklar ausgedrückt, doch deutet darauf der Gegensatz von irdischer Unsterblichkeit als Dichter zu der ewigen Seligkeit, wo er seinen Lohn empfangen wird. In den Händen

können nur als adverbialer Zusatz zu *trafft* gefaßt werden;*) der Dichter will offenbar sagen, seine Nacht sei so dunkel wie seine Schwermuth gewesen; der Ausdruck ist aber verfehlt, da statt des eigentlichen *schwermuthsvoll* das in der Vergleichung bleibende *dunkel* stehen müßte.

Str. 4, 1—6, 4. Auf einmal fühle ich mich ganz unerwartet von allem Schmerz befreit, zur reinsten Freude genesen. Daß ihm die Welt wieder freundlich lächelt, sprechen Str. 4, 3 f. aus, wie Str. 5 die frohe Gewißheit, daß er sich nicht täusche, Str. 6 sein Staunen über den ganz ungewohnten Zustand, sein Entzücken und seine Dankbarkeit. V. 24 wünschte man wohl statt des unnöthigen *in mir* eine Bezeichnung, wenn er sich dankbar fühle. — Str. 7. In lebhafter Frage sagt er sich, daß es kein unedles Gefühl sei, kein Stolz auf seinen Ruhm, wodurch er sich über andere erhaben dünke, kein ihn der Wirklichkeit entzückender Rauch, der ihm die Heiterkeit wiedergegeben, sondern reines, herzliches Gefühl. — Str. 8 f. Und zwar das Gefühl inniger Liebe zu einem unschuldsvollen Mädchen. Treffend ist die Darstellung, daß die Tugend selbst ihm die Geliebte zuführe, nur kann die Tugend hier doch auch nur als reines Gefühl wie Str. 7, 3 f. gefaßt werden. Wie er im Schlafen und im Wachen die Geliebte immer vor sich zu sein glaubt, spricht Str. 9 in glücklicher Benugung von Hor. *carm.* IV 1, 33—40 aus. — Erst Str. 10 wendet sich der Dichter unmittelbar an Meta. Str. 10, 2—11, 4. Kein Herz hat je so geliebt; Meta die vielleicht allein in dieser innigen Liebeskraft ihm gleicht, soll ihn lieben, da seine ganze Liebe zu Fanny nur eine Vorbereitung

*) Andere bezogen es auf die angedeutete Liebe (V. 1). Neuerdings hat man gar das Komma nach *schwermuthsvoller* gestrichen und das Wort in Opposition zu *Kummer*, also als zweiten Fall der Negation, gefaßt.

zur höchsten Liebeseligkeit gewesen, die in Metas Armen ihn erwartet. Der Dativ dir in der ungewöhnlichen Bedeutung für dich. Im vorletzten Verse deuten die süßern Träume auf das träumerische Versenken in sein zukünftiges Glück. Vgl. B. 33.

23. Dem Erlöser.

Altkänische Strophe. Die Ode ward nach dem Erscheinen der fünf ersten Gesänge des Messias (im Sommer 1751) gedichtet als Ausdruck seines innigsten Dranges, den Messias zu vollenden; sie war wohl zunächst zur Mittheilung an den König bestimmt, der ihm dazu die Muße verschafft. Sie erschien zuerst im Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1770*) (dann auch in der darmstädtischen und der schubartischen Sammlung) unter der gewiß nicht von Klopstock herrührenden wunderlichen Ueberschrift Die Hoffnungen des Christen, dann mit vielen Verbesserungen und der jetzigen Ueberschrift in der ersten mit ihr beginnenden Ausgabe der Oden**).

B. 1—5. Der Dichter beginnt mit dem Ausdrucke seiner

*) Mit Ode 24 und 13. Der Herausgeber verbatte sie der Güt gleich eines Freundes und wollte nicht für die Richtigkeit der Abchrift stehn.

**) Die vorhergehenden Verse sind B. 9 mehr als, B. 12 Schauen von (?), B. 15 sich nun, B. 21 Du, helle, B. 26 zur Unterbl. theil, B. 27 f. besuchte Ruhestat meines Hebeins, B. 30 f. „Sie mit geritten, trunkenem Auge seh“ Dann h. alle Blumen“, B. 34 voll Seligkeit“, B. 39 benn, B. 41 f. „Doch ich will leben, daß ich des Todes wer daß ich“, B. 43 vom Sohne, triumphirend, B. 48 bi „Wo du hinaufsteigst, wo die Seher, I Die dich verklä. die“, B. 49 f. „In der Entfernung Nacht I Wer ich die Spur bist“, B. 51 deinen hohen Stufen, B. 51 w. ich Seraph Um des Ueberbleibens Schätze wendet“, B.

Baghaftigkeit, wie er, ein Staubegeborener, es wagen dürfe Gottes Sohn zu singen, dessen Preis selbst die Engel nicht auszusprechen vermögen (V. 1–5). Unter der Unendlichkeit kann hier nur die gränzenlose Himmelswelt verstanden werden. Vgl. Messias I, 231 ff. *) — V. 5–20. Doch der Dichter beruhigt sich in dem Gedanken, daß auch in ihm eine unsterbliche Seele wohne, ja daß auch sein Leib einst verklärt auferstehn werde, wie der menschliche Leib vor dem Sündenfalle gewesen, und sein ganzes Herz sehnt sich diesem Augenblick entgegen, wo er in seiner vollen, vom Schöpfer ihm bestimmten Würde hergestellt sein werde. Vgl. unter den geistlichen Liedern das Lied die Auferstehung **) — V. 13 ff. glaubt er schon das Feld der Auferstehung vor sich zu sehn. Vgl. Messias XVIII, 55 ff. — V. 14–16. Adam war unsterblich geschaffen, verlor aber die Unsterblichkeit mit dem Stände der Unschuld. Vgl. Messias V, 206 ff.

V. 58 Die Krone schimmert! V. 59 lehrt dem und führt, V. 61 derer die ewig sind, V. 63 Von eurem Altar. Str. 10 fehle ganz. Erst in der zweiten Ausgabe änderte Klopstock V. 17 sammelt und hebt statt sammelt und hebt, V. 18 Tochter statt Töchter, V. 24 dießseit statt dießseit, V. 29 Laß statt Laßt, V. 30 trunkenen (nach seinem später durchweg behaupteten Gebrauch statt trunkenem, V. 47 du da statt dann du, V. 50 welche du wandeltest statt die du gewandelt bist, V. 51 deiner Strahlenhöhe statt deinen Strahlenhöhen, V. 61 derer die's statt der, die es.

*) Von Staube Staub. Vgl. Ode 13, 30.

**) Ein Unsterblicher. Man erwartet eher eine Unsterbliche, wie Ode 18, 41. Vgl. Ode 24, 68 f. — Verwerfungen nennt der Dichter den verworfenen Körper, die Mehrheit soll auf die einzelnen Theile des Körpers hindeuten. Vgl. Messias V, 653. — Hütte heißt der Leib nach biblischem Sprachgebrauch, dagegen ist die Bezeichnung als Schatten (der Körper beschattet, verbunkelt die Seele) wohl dem Dichter eigen. — Anderer Schauer Trunkenheiten, andere höchste Entzückungen, als hier auf Erden (V. 7 f.). Vgl. Ode 51.

Die Schöpfung steht für die schaffende Gottheit. — V. 23—25. Aber noch viele Jahrhunderte werden bis zu jenem Tage verfließen; drum wünscht der Dichter zunächst, seine Seele möge bald in die Seligkeit eingehn. Bei der Aarede an die Stunden jenes Schlafes (V. 12) erinnert er sich, daß diese wohl viele Jahrhunderte dauern werden.*) Die Todesstunde begrüßt der Dichter als glücklich (hell) und ruhebringend (der Ruhe Geipielin). Vgl. Ode 17, 31. Der ihm besonders erfreuliche biblische Gedanke, daß der Leib beim Tode in die Erde zur ewigen Auferstehung gesät werde (1 Korinth. 15, 36 f. 42), ist hier weiter ausgeführt. Vgl. Ode 43, 5 f. — V. 26—32. Gern möchte er sich gleich zu der Grabstätte hinbegeben, um dort zu sterben. Anstößig ist die Hervorhebung, daß er den Ort seiner Grabstätte noch nie gesehen, was er gar nicht behaupten kann, da er ja nicht weiß, wo er sterben wird, und also sehr wohl diese Stätte gesehen haben kann.**) Bei der Erndte Blumen schwebt die in Dänemark auf dem Lande allgemein verbreitete Sitte vor, frische Gräber mit Blumen zu bestreuen, welche Klopstock so sehr gefiel. Vgl. Ode 66, 39 f. Die Stellen will er etwas phantastisch mit Sommerblumen bestreuen und zwischen ihnen zum Tode sich niederlegen. — V. 33—36. Aber der Tod kommt nicht dann, wenn wir ihn wünschen, ein solches Glück ist uns nicht beschieden. Vgl. Ode 43, 15 f. Welche herrliche Aussicht hätten die Menschen, freilich nur diejenigen, welche so glücklich sind, an Unsterblichkeit und Auferstehung zu glauben,***) wenn sie in dem Augenblicke stürben, den sie

*) Oder Jahrhunderte, möget ihr auch Jahrhunderte dauern

**) Trunkenen, von Entzücken Vgl. Ode 4, 96. 13, 83. 125. 31, 16 Nach V. 11 hätte man hier einen andern Ausdruck gewünscht

***) Freilich ist der Ausdruck glücklichen so wenig klar, daß der Dichter es später nöthig fand, ihn in einer Anmerkung zu erläutern.

Baghaftigkeit, wie er, ein Staubgeborener, es wagen dürfe, Gottes Sohn zu singen, dessen Preis selbst die Engel nicht auszusprechen vermögen (V. 1–5). Unter der Unendlichkeit kann hier nur die gränzenlose Himmelswelt verstanden werden. Vgl. Messias I, 231 ff. *) V. 5–20. Doch der Dichter beruhigt sich in dem Gedanken, daß auch in ihm eine unsterbliche Seele wohne, ja daß auch sein Leib einst verklärt auferstehen werde, wie der menschliche Leib vor dem Sündenfalle gewesen, und sein ganzes Herz sehnt sich diesem Augenblick entgegen, wo er in seiner vollen, vom Schöpfer ihm bestimmten Würde hergestellt sein werde. Vgl. unter den geistlichen Liedern das Lied die Auferstehung **). — V. 13 ff. glaubt er schon das Feld der Auferstehung vor sich zu sehn. Vgl. Messias XVIII, 55 ff. — V. 14–16. Adam war unsterblich geschaffen, verlor aber die Unsterblichkeit mit dem Stanbe der Unschuld. Vgl. Messias V, 206 f.

V. 58 Die Krone schimmert' V. 59 lehrt dem und führt, V. 61 derer, die ewig sind, V. 63 Von eurem Altar. Str. 10 fehlte ganz. Erst in der zweiten Ausgabe änderte Klopstock V. 1 f. stammelt und hebt statt stammelts und hebt's, V. 18 Todter statt Todten, V. 24 diesseit statt diesseits, V. 29 Daß statt Laßt, V. 30 trunkenen (nach seinem später durchweg behaupteten Gebrauch) statt trunkenem, V. 47 bu da statt dann bu, V. 50 welche du wandeltest statt die du gewandelt bist, V. 51 deiner Strahlenhöhe statt deinen Strahlenhöhen, V. 61 derer die's statt der, die es

*) Von Staube Staub. Vgl. Ode 13, 30.

**) Ein Unsterblicher. Man erwartet eher eine Unsterbliche, wie Ode 13, 41. Vgl. Ode 24, 68 f. — Verwesungen nennt der Dichter den verweslichen Körper; die Mehrheit soll auf die einzelnen Theile des Körpers hindeuten. Vgl. Messias V, 553. — Hütte heißt der Leib nach biblischem Sprachgebrauch, dagegen ist die Bezeichnung als Schatten (der Körper beschattet, verdunkelt die Seele) wohl dem Dichter eigen. — Andreer Schauer Trunkenheiten, andere höchste Entzückungen, als hier auf Erden (V. 7 f.). Vgl. Ode 61.

Die Schöpfung steht für die schaffende Gottheit — V. 23—25. Aber noch viele Jahrhunderte werden bis zu jenem Tage verfließen; drum wünscht der Dichter zunächst, seine Seele möge bald in die Seligkeit eingehn. Bei der Ausrufe an die Stunden jenes Schlafes (V. 12) erinnert er sich, daß diese wohl viele Jahrhunderte dauern werden.*) Die Todesstunde begrüßt der Dichter als glücklich (hell) und ruhebringend (der Ruhe Gespielin). Vgl. Ode 17, 31. Der ihm besonders erfreuliche biblische Gedanke, daß der Leib beim Tode in die Erde zur ewigen Auferstehung gesäet werde (1 Korinth. 15, 36 f. 42), ist hier weiter ausgeführt Vgl. Ode 43, 5 f. V. 26—32. Gern möchte er sich gleich zu der Grabstätte hinbegeben, um dort zu sterben. Anstößig ist die Hervorhebung, daß er den Ort seiner Grabstätte noch nie gesehen, was er gar nicht behaupten kann, da er ja nicht weiß, wo er sterben wird, und also sehr wohl diese Stätte gesehen haben kann.**) Bei der Grundte Blumen schwebt die in Dänemark auf dem Lande allgemein verbreitete Sitte vor, frische Gräber mit Blumen zu bestreuen, welche Klopstock so sehr gefiel Vgl. Ode 66, 39 f. Die Stellen will er etwas phantastisch mit Sommerblumen bestreuen und zwischen ihnen zum Tode sich niederlegen. — V. 33—36. Aber der Tod kommt nicht dann, wenn wir ihn wünschen; ein solches Glück ist uns nicht beschieden. Vgl. Ode 43, 15 f. Welche herrliche Aussicht hätten die Menschen, freilich nur diejenigen, welche so glücklich sind, an Unsterblichkeit und Auferstehung zu glauben,***) wenn sie in dem Augenblicke stürben, den sie

*) Ober Jahrhunderte, moget ihr auch Jahrhunderte dauern.

**) Trunkenen, von Entzücken. Vgl. Ode 4, 96. 13, 83. 125. 81, 16. Nach V. 11 hätte man hier einen andern Ausdruck gewünscht.

***) Freilich ist der Ausdruck glücklichen so wenig klar, daß der Dichter es später nöthig fand, ihn in einer Anmerkung zu erläutern.

sich selbst wählten, weil sie sich am reinsten und frommsten gestimmt fühlten, um würdig vor Gott treten zu können. *) Die später eingehobene Str. 10 scheint uns störend. Der Dichter will offenbar sagen, konnte er seine Sterbestunde bestimmen, so würde er mit noch heftigerer Begeisterung den Messias singen. Vgl. B. 3 f. Und doch würde er, wie die folgende Strophe zeigt, seine Sterbestunde vor der Beendigung seines Messias sich wählen, was kaum mit der dankbar heiligen Begeisterung zu vereinigen ist. Vgl. den Anfang des dritten Gesanges des Messias und Ede 38. Erst als er jeden Gedanken an eine selbstbestimmte Todeszeit und einen raschen Uebergang ins Jenseits aufgegeben, darf er zum Messias zurückkehren, ja der Gedanke an dessen Vollendung allein kann ihn von jenem Wunsche abbringen, indem er sich seiner hohen Aufgabe erinnert.

Der Gedanke, daß auch in ihm eine unsterbliche Seele wohnte, auch sein Leib einst unsterblich auferstehen werde, wie der Adams vor dem Sündenfalle gewesen, hat ihn zu dem Wunsche geführt, dieser Auferstehung bald theilhaft zu werden, da er sich aber sagen muß, daß noch viele Jahrhunderte bis zu jener Zeit hinfließen werden, so kann er das Verlangen nicht unterdrücken, bald im Himmel der ewigen Seligkeit sich zu erfreuen. Doch auch diesem Wunsch

*, Nach H. Schlegel B. 33 ist das ursprüngliche Ausdruckszeichen hergestellt. „Ein Mann ist herrlicher Mensch, wäre es.“ Der Wunsch selbst wird in der so gegebenen lebhaftesten Frage ausgesprochen. „Wenn wir von der Erde scheiden könnten, wann wir wollten, wie überaus glücklich wäre dann die Todesstunde.“ Als dann weist Kräfzig auf den vorhergehenden Satz zurück. Die Verbindung ist nicht logisch genau, wie es der Aufregung gemäß ist, die sich auch darin verräth, daß gleich im Vorder Satz die Stunde des Scheides als eine selbige bezeichnet wird. Gegenwärtig ist die selbige Stunde der (früher vollen) Seligkeit, wo statt eines das vorhergehende selbige erklärende selbige ein Genetiv eintritt (vgl. B. 49, nach der Mehrzahl der Mss.).

entsagt er, da er sich der ihm auf Erden gewordenen erhabenen Aufgabe erinnert, zu deren glücklicher Vollendung er den Beistand des Erlösers sich erlehrt. So tritt in der Ode der Gedanke hervor, daß seine ganze Seele auf diesem Werke ruht, zu dessen Vollendung er ohne den Beistand des Erlösers zu schwach sein würde; wie aber seine Seele, der Erde abgewandt, dem Himmel zustrebe, sie von frommsten christlichen Gefühlen durchdrungen sei, zeigt jene scheinbare weite Abschweifung. Str. 11–13 wünscht er, daß er die Vollendung seines frommen Liedes erleben möge, wozu Christus selbst ihn erleuchten möge. V. 4) deutet der Dichter auf Matth 7, 29: „Er (Jesus) predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten“ Meister, wie die Jünger den Heiland anredeten. — Gewaltiger nach klopstock'schem Gebrauch des Komparativs. — Die Wege, auf welchen der Heiland das Werk der Erlösung vollbrachte; daß aber der Dichter hier eigentlich die „Erhebung des Sohns von dem Staub hinauf zu dem Himmel“, den Triumph des vom Tod erstandenen, zum Himmel schwebenden Heilandes, im Sinne hatte, dessen Schilderung ihm bald bevorstand, zeigt nicht bloß das Wonnefingen der Propheten auf diese und das „Dort ist es himmlisch“ (V. 49), sondern auch die frühere Fassung der Stelle. Vgl. Messias XI, 12 ff. — Der Ferne (früher der Entfernung) Nacht, die dunkle Ferne; denn auf jenen himmlischen Höhen waltet ewiger Glanz, auf der Erde herrscht Dunkel. Der Heiland läßt einen Schimmer von jener ewigen Herrlichkeit in seine Seele fallen, wodurch sein Geist mit unendlichem Verlangen erfüllt wird, dort seinen Lohn als Dichter des Messias zu empfangen. Das Letztere ist freilich sehr unklar ausgedrückt, doch deutet darauf der Gegensatz von irdischer Unsterblichkeit als Dichter zu der ewigen Seligkeit, wo er seinen Lohn empfangen wird. In den Händen

der Seligen denkt er sich Siegespalmen nach christlicher Vorstellung. Während er in der ersten Fassung den Seraph die Hände damit wie Kränze umwinden ließ, wird hier nur gesagt, daß die Palmen zu diesen Zweigen im Himmel wachsen.

Estr. 14—16. Wunsch, daß sein Lied, des hohen Gegenstandes würdig, die Herzen entflammen möge. Früher wurde alles Folgende richtiger dem von dem Schimmer des Heilandes erleuchteten Geiste zugeschrieben, während der Dichter sich jetzt wieder an den Heiland wendet. Auch Estr. 14, 2 war Die Krone schimmert (vgl. Ode 20, 23), besser als das jetzige Die Palme weht, was nur allgemein auf die dort wachsenden Palmen geht. Die Wiederkehr der Palme wirkt störend. Der Erlöser soll ihm nach der jetzigen Fassung bei seinem Werke bis zu seiner Vollendung beistehn, seinem Gesange, den er als seinen erhabensten Gedanken bezeichnet, hohen Schwung leihen, ihn ewige Wahrheiten lehren, damit er diese der Welt in seinem Gesange verkünde und sie zu begeistertstem Glauben an den Erlöser hinreißt. Vgl. Ode 11 Estr. 12, den Schluß von Ode 13 und die Ode an den Erlöser am Ende des Messias. — Estr. 16. Sein Lied soll ein Nachhall der Engelchöre im Himmel sein. Besonders schwebt hier der Jubelempfang des Heilandes im Himmel vor, dessen Darstellung dem letzten Gesange des Messias vorbehalten war, der ihn schon damals beschäftigt haben wird.

24. Die Königin Luise.

Eigenthümliche vierversige regellose jambische Strophen, da die ungeraden Verse weiblich enden und sechsfüßig, die beiden andern kürzer sind, der zweite vier, der vierte nur drei Füße hat und beide männlich auslauten, so daß die sinkenden Verse dem Ausdruck

des hinschmelzenden Schmerzes entsprechen, nur sollte man freilich meinen, es müßten dann eher die geraden Verse weiblich, die andern männlich ausklingen. Am 19. Dezember 1751 war die ihrer Milde und Tugend wegen allgemein geliebte und verehrte dänische Königin, eine Tochter Georgs II. von England und der ansbachischen Prinzessin Karoline, einer sehr ausgezeichneten Fürstin, an den Folgen einer äußerst harten Entbindung gestorben. Klopstock fühlte sich gedrungen, den schwer gebeugten König, dem er die erwünschteste Muße verdankte, der ihm auch menschlich so nahe getreten war, unser Gedicht zu widmen, von dessen Veröffentlichung er sich auch nicht durch den Gedanken, höflicher Schmeichelei geziehen zu werden, abbringen ließ. Es erschien einzeln gedruckt unter der Aufschrift: An den König. Kopenhagen den 26. Januar 1752. Wenn man in Dänemark die einfache Aufschrift An den König unziemlich fand und sie verspottete*), so entging er in Deutschland nicht dem Vorwurf der Schmeichelei.**)

„Meine Ode An den König war eine sehr natürliche Folge von der Liebenswürdigkeit der Königin und von der Betrübniß über ihren Tod“, schreibt Klopstock den 9. April in Bezug hierauf an Gleim. „Und Herr (Hosprediger) Gad hat diesmal ein bißchen unrecht. Ich fürchtete einen Vorwurf von dieser Art so sehr, daß ich beinahe die Neigung meines Herzens unterdrückt und der allgemeinen Erwartung entgegen gehandelt hätte, um diesen Vorwurf zu vermeiden. Ich sagte diese Besorgniß auch dem Herrn von Bernstorff.

*) Eine dänische Parodie erschien unter dem Titel Til Bispen (an den Bischof).

**) Das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit brachte in demselben Jahre (S. 776 ff.) eine gereimte Umdichtung des Gedichtes, wahrscheinlich von Frau Gottsched. Launige Nachahmungen sind die Oden von C. W. Friebst An den Bräutigam und An den Obermeister.

Er überließ mich meiner Neigung, überließ die Besorgniß in ihrem ganzen Umfange, und ohne ihr etwas zu vergeben, bestritt er sie.“ Ein verbesserter Abdruck erschien zu Hamburg; nach diesem wurde die Ode mehrfach abgedruckt. Der Almanach der deutschen Mäusen auf das Jahr 1770 (vgl. oben S. 195*) druckte sie nach einer Abschrift ab, als wenn sie noch nie im Drucke erschienen wäre. Die jetzige Ueberschrift und einzelne Veränderungen erhielt sie in der ersten Ausgabe der Oden“).

Wie in der vorigen Ode alles auf die Bitte an den Erlöser hinging, so hier auf die Rede der verklärten Königin. Das Gedicht beginnt mit der Beschreibung der allgemeinen Trauer und der besondern des Königs um die Entschlafene (V. 1—20), wendet sich dann zur Darstellung ihres Todes (V. 21—60) und durch einen glücklichen Uebergang zu ihrem Erscheinen vor dem Throne Gottes (V. 61—71), worauf dann ihre Rede an den König folgt, welche diesen trösten und erimuthigen soll.

Str. 1 f. Alle haben den Tod der Königin beweint, der eine brach gleich in laute Thränen aus, der andere weinte erst, als er von seinem Erstarren sich erholt. Klopstock betrachtet sich hier mit als dänischen Unterthanen. Beim ersten Verse schwebt die Stelle aus Youngs Nachtgedanken (6) vor: „Sie — denn ich kenne noch nicht ihren Namen im Himmel“, nach der Vor-

*) Früher hieß es V. 4 Im, was richtiger, V. 19 o Gott! zwischen dem doppelten auch er! V. 34 Die sie, V. 46 dann ist, V. 47 Der Erdkreis, V. 49 „So liegt Sie todt, und schön, schön für des“, V. 53 „Wie lebenswürdig sind des“, V. 54 f. „Wie lebenswürdiger der Tod, Des Christen Tod! Die letzte Ruh!“ V. 57 „was den für Ehren schmücken“, V. 59 „Den ewigen, den Gott geweihten“. Erst in der zweiten Ausgabe der Oden schrieb Klopstock V. 66 ist (statt jetzt), V. 71 Zug (statt Pomp), V. 81 nähst (statt näherst), V. 85 saust' es statt sausters, V. 131 aus dem statt woraus. Ein Druckfehler war V. 81 erb, aht' statt erb, aht.

stellung, daß die Gestorbenen im Himmel einen neuen Namen erhalten. Vgl. die Offenbarung Johannis 2, 17. — Str. 3 geht auf den Schmerz des Königs über, der gleichfalls erst erstarrte, ehe sein Schmerz sich in Thränen auflöste. Das Bild von der Marmorstatue auf dem Grabe, schon aus Shakespeares Was ihr wollt II, 4 bekannt (vgl. Wielands Oberon III, 63), bezieht sich auch auf das folgende; nur auf diese Weise erklärt sich das doppelte jo. — Str. 4. Der tiefe Schmerz, eine so innigst liebende Seele verloren zu haben, läßt sich nicht zurückhalten. Zu B. 13 vgl. das Hohelied 8, 6: „Die Liebe ist stark wie der Tod“. Die eine Pause andeutenden drei Punkte nach Tod! sind mit Unrecht später weggelassen worden. Nachdem der Dichter die warme Liebe zur Königin hervorgehoben, die alle so schmerzlich vermissen, kehrt Str. 5 zum König zurück, der am meisten verloren ja der auch den todtten Sohn neben ihr liegen sehn mußte. — Str. 6, 1. Aber dieser Verlust hat das ganze Land getroffen, woher sie nur weinend die Rathschlüsse Gottes verehren können. Mag auch das Ueberspringen einzelner Gedanken der großen Aufregung des Schmerzes an sich entsprechen, so wirkt es doch in der Weise, wie es hier erscheint, etwas störend. Auch ist die Aeußerung über das todt zur Welt gekommene Kind übertrieben, da ja die Königin mehrere Kinder, unter ihnen den Thronerben, hinterließ. Der Ausruf: o unser Richter! den die erste Fassung richtiger von o Gott! trennte, deutet auf den Tod des Kindes als eine Art Heimführung des Landes durch den Himmel hin.

Str. 6 f. Uebergang zur Todesstunde, in welcher die Königin sich so himmlisch und bewundernswerth gezeigt, daß die Enkel noch die Erinnerung daran heilig begeh'n sollen. Das Fest soll als ein Trauerfest im Dunkel, in Schauer und Thränen gefeiert

werden.*) Str. 8—12. Schilderung ihres feligen Todes. Str. 8. Viele Tage litt sie die bittersten Schmerzen, und zwar mit solcher christlichen Geduld, daß jeder Tag die selige Todesstunde verdiente, die so belehrend für den Christen, wie für sie selbst ehrenvoll war **) Der Ausdruck ist dadurch dunkel, daß die Hauptsache, wodurch jeder Tag des Todes werth war, verschwiegen wird. — Str. 9 f. Sie lächelte, als sie den Tod nahen fühlte. Die Todesstunde denkt der Dichter sich auf einem Friedhofe unter einer Nebelhülle wohnend; er gibt ihr schwarze Flügel, wie die Alten dem Todesgotte (Hor. sat. II. 1, 58), deren Hauschen die Königin vernimmt und erkennt. Seltsam personifizirt der Dichter nicht den Tod, sondern die Todesstunde. — Daß die Königin mit Freuden den Tod empfangen, was ihre gläubige Sehnsucht nach dem Jenseits aussprach, soll sein Lied der fernsten Nachwelt verkünden.***) Aber dies Lächeln ist für die liebende Gattin und Mutter doch unnatürlich, und wird auch kaum gerechtfertigt durch Str. 11 f.: In diesem Augenblick ist ihre ganze Seele dem Himmel zugewandt, nachdem ihr Herz nur noch einen liebevollen Scheidegruß den Ihrigen geweiht, der ihr zwei Thränen entlockt. Unter der Mutter ist die Mutter des Königs, Sophie Magdalena, verstanden.†) — Str. 13—15. Wie herr-

*) Man lieft neuerdings „Sie sei ein Fest“, wogegen Klopstock sich eb sein Fest, has freilich nicht ganz ohne Anstoß. Aber ein Fest ist hier durch aus nicht an der Stelle, wie es zwei Verse später der Fall. — Die einge hüllte Schauer vom Schmerze, bei dem man sich verhüllt, kaum „tief in die Seele gehüllt“ (geprägt)

**) Vgl. Dbe 28 Str. 9. Irrig erklärt man, die Königin sei lange auf den Tod vorbereitet gewesen, jeder ihrer Lebenstage so edel gewesen wie ihre Todesstunde.

***) Nach Str. 10, 2 deuteten früher wieder drei Punkte eine Pause an.

†) Auch nach Str. 12 standen ursprünglich drei Punkte.

lich lag die Vollendete im Tode da! Selbst der Seraph, der sie zu Gott führen sollte, fand die Todte schön, da auf ihrem Antlitz sich die stille Freude und der Friede spiegelten, worin ihre Seele geschieden war. Anstößig ist jetzt das und, das freilich häufig steht, um einen Gegensatz anzuknüpfen, aber dann müßte auch, wie in der frühern Fassung, ein Beiwort vorhergehen, woran und schön sich anschlosse. Str. 15 ist ein unnöthiger, matter und dunkler Zusatz. Der Dichter will sagen, wenige wüßten die Würde des todtten Körpers eines Tugendhaften zu schätzen, der ja einst verkürt zur ewigen Seligkeit auferstehn soll. Vgl. Str. 16, 3 „Heilig ist ihr Staub.“

Str. 16. Uebergang zum Aufschwung der Seele.*)

Str. 17. Sie stand vor Gott, der Genius des Landes und ihre Mutter ihr zur Seite. Des Gerichtes gedenkt der Dichter nicht, wie er überhaupt das Bedeutendste uns errathen läßt, nur wenige glänzende Züge hervorhebt. Der Seraph, der sie zu Gott gebracht, wird hier als Genius des Landes bezeichnet; da der Schutzgeist den Sterbenden vor Gott bringt, so ist hier der Schutzgeist des Landes zugleich der der Königin. V. 4 sollte es eigentlich heißen: „denn Karolina stand dort“. - Str. 18. Uebergang zur Rede der Verklärten an den Schutzgeist. Daß sie vom Seraph zu dem Throne geführt ward, der ihr unter den Seligen bestimmt war, wird übergangen, sowie die zwischen ihrem Tode und der Bestattung verflossene Zeit. Wie sehr sie auch ihr neues Glück beseligt, läßt sie doch auch die Erde nicht außer Acht, wo man ihre Leiche eben mit königlichen Ehren bestattet. Sie ward im königlichen Begräbniß in der Domkirche zu Rostschild (Röskild), vier Meilen von Kopenhagen, beigesetzt. Daß sie den

*) Sein Bewohner. Vgl. Ode 13, 41. 23, 6.

Seraph ausgesprochen, dessen Rückkehr zur Erde bevorstand, wie V. 3 f. etwas gezwungen bezeichnet.

Die Rede der Königin beginnt Str. 19—21 mit der Erklärung an den Seraph, daß sie ihn zur Erde zurückbegleiten werde um dort mit ihm den König tröstend zu umschweben. Der auffallende Umstand, daß die Verklärte ohne weiteres den Himmel verläßt, nach welchem sie sich so innig gelehnt, kümmert den Dichter nicht. Str. 19, 3 f. Wir werden in einem Augenblick auf Erden geboren, um zu sterben, und im andern bald darauf hinweggenommen. Der Ausdruck ist nicht ohne Anstoß. Str. 20 läßt das lebhafte Gefühl die Rede in eine Ansprache an den König selbst übergehen, den sie in seiner Zurückgezogenheit sieht. Daß man irrig Str. 22—24 für die Str. 21, 4 angedeuteten Gedanken erklärt, zeigt deutlich das auch Str. 22, 4, wonach wir hier die unmittelbare Fortsetzung haben. — Str. 22. Frieden und Ruhe will ich in deine Seele senken. — Str. 23 f. Gerne möchte ich mit meinen Engelloden (denn als Engel denkt sich der Dichter hier, wie alle Seligen) deine Thränen trocken, da ich mich so glücklich, so herrlich belohnt finde.“ Str. 25. Der König wird in einem langen Leben sich durch Menschlichkeit Glück und Ruhm erwerben, und auch ihn Seele dadurch erfreuen, die eine durchschauendere Zengin der selben sein wird, als sie es im Leben vermocht hätte, da sie jetzt sein innersten Gedanken erkennt (Vgl. 21 Str. 9.). — Str. 27 hebt die hohe Würde eines Fürsten hervor, der vieler Tausende Glück zu fördern bestimmt ist; jeder Tag desselben ist wichtiger als viele selbst lange Leben von gewöhnlichen Sterblichen. — Str. 28. 3

*) Kronen, der Vergeltung, die den Gerechten jenseits erwarten. Vgl. O. 20, 23. 73, 34 — Ergriff, erreicht. Vgl. Str. 26, 3.

selbst aber werde jede deiner Thaten in das große Buch eintragen, das einst am Tage des Gerichts aufgeschlagen werden wird, und vor Gott sie verkünden. Das Kennen vor Gott soll sich auf das Gericht gleich nach dem Tode, das Richten der Engel (d. h. das Vorlesen der Engel, wonach Gott richtet) auf den jüngsten Tag beziehen. Vgl. den Schluß von Ode 21. - Die verklarte Königin steht zuletzt himmlisch lächelnd von ihrem Throne auf; weshalb, läßt der Dichter uns errathen: sie will sofort ihren Schutengel zur Erde zurückbegleiten. Auch hier, wie sonst in der Ode, müssen wir uns zu viel hinzudenken, was wir bestimmt angedeutet wünschten. Daß das Aufstehen eine Folge der freudigen Aufregung sei über die vielen guten Thaten, welche der König noch thun werde, scheint kaum annehmbar. Treffend erfunden ist es, daß der Dichter den Trost, welchen er dem Könige weicht, und zugleich die Mahnung zu rüstigem Fortwandeln auf seiner erhabenen, ruhmvoll betretenen Bahn, der Verklärten in den Mund legt: nur dürfte die Ode durch den Wegfall von Str. 22 f. viel gewinnen; Str. 24—28 würden dann wirklich die Str. 21, 4 genannten Gedanken sein.

25. Hermann und Thuznelba.

Eigenes Vermaß. Die Ode ist 1752 nach Klopstocks Rückkehr aus Deutschland geschrieben und erschien 1753 in den Vermischten Schriften von den Verfassern der Bremischen Beiträge III, 3, mit Bezeichnung der redenden Personen (Thuznelbens Name steht vor Str. 1 und 7, der Hermanns vor Str. 6). Mit einigen Aenderungen ward sie in die erste Ausgabe der Oden aufgenommen. *)

*) B. 1 stand ursprünglich da kommt, B. 4 Noch nicht vom, B. 7 f. „Von der bevorstehenden Schlacht in | Weiten Umarmungen aus“, B. 12 Noch

Thusnelde empfängt ihren siegreich mit dem erbeuteten römischen Adler, dem Legionszeichen^{*)}, aus der teutoburger Schlacht rückkehrenden Gemahl mit jubelnder Liebe, lockt und bekränzt ihm das Haar. Der Dichter wollte den hohen Freiheitsinn der kräftigen deutschen Frauen zur Zeit Hermanns schildern, welche die Männer zur Bewahrung der Freiheit und Vertilgung der Feinde befeuerten, in ähnlicher Weise wie die Spartanerinnen. Daß die deutschen Frauen den Männern in den Krieg folgten, wo sie, hinter den Schlachtreihen stehend, sie zum Kampf ermunterten und ihnen Speise zubrachten, berichtet Tacitus (Germ. 7), der hinzufügt, das Zeugniß der Frauen sei ihnen über alles heilig gewesen, ihr Lob habe ihnen mehr als alles gegolten. Durch die Beharrlichkeit ihrer Bitten, indem sie ihnen ihre Brüste und die drohende Gefangenschaft zeigten, sollen sie zuweilen die wankende Schlacht wiederhergestellt haben. Nach Cäsar (B. G. I, 51) ließen sie Wagen und Karren nachfahren, auf welche sie die Frauen setzten, die, während sie in den Krieg zogen, mit flatternden Haaren die Krieger beschworen, sie der Knechtschaft der Römer zu entreißen. Vgl. Klopstocks Anmerkungen zur Hermanns Schlacht. Thusnelde erwartet hier ihren Hermann in der Nähe des Schlachtfeldes, von

nicht Thusnelde, V 19 „als du zuerst im Eichenhaine“, V. 17 im dunkeln Haine, V 23 Seine Reiter, V 25 „liegendes Haar mich, Hermann, locken“ V. 26 „unter dem Kranz in Kreise falle“, V. 28 „Besser gefolgt als beweint“ Die erste Ausgabe der Oden gab V. 4 das prosaisch harte Niemals vom V 6 ff „ruhe! hier in meiner Umarmung! Aus von der donnernden Schlacht“ V 13 in Eichen Schatten, was wohl vor im Eichen Schatten den Vorzug verdient, obgleich der Dichter sonst im Schatten braucht. Nach Lust V 5 muß ein Ausrufungszeichen stehen

*) Die meist silbernen Adler wurden auf Stäben getragen, welche mit Metallen überzogen waren; man ermißte ihnen göttliche Ehre. In der teutoburger Schlacht verloren die Römer zwei Adler, den dritten rettete der Träger, indem er ihn herabstieß und mit ihm entfloh.

glühendster Siegesfreude bewegt. Vgl. die Hermanns Schlacht Scene 11 und 12, wo Klopstock die Ankunft Hermanns ganz anders von Thusnelde feiern läßt.

Str. 1 sieht Thusnelde voll jubelnder Freude den siegreich heimkehrenden Gatten, der, wenn auch von der Schlacht entstellt, ihr jetzt doch schöner als je scheint; besonders blickt sein Auge vor Siegesfreude. — Str. 2 empfängt sie ihn, voll innigster Lust, nimmt ihm Schwert und Adler ab, läßt ihn bei sich niedersitzen und umarmt ihn.*) Seines Schildes wird nicht gedacht. In der Hermanns Schlacht erscheint er nur mit der Lanze. — Str. 3—5. Sie trocknet ihm den Schweiß, wischt ihm das Blut ab und spricht ihren Jubel aus, daß er sich den Kranz der Unsterblichkeit errungen, er den Augustus gebemüthigt habe. Hierbei gedenkt sie in glücklichster Weise jenes Augenblickes, wo Hermann ihr zuerst seine Liebe gestanden, indem er sie leidenschaftlich (wilder) faßte. Alle einzelnen Züge sind gewählt, besonders treffend angedeutet, daß vor allem seine tapfere Mannhaftigkeit sie zu ihm hingezogen, sie schon damals die Unsterblichkeit ihm angesehen: sie wollte vor ihm fliehen, aber die Neigung hielt sie zurück; gern ließ sie sich halten. Die Warden sollen Hermanns Lob und des Augustus Niederlage singen. Dem Dichter schwebt hier die Stelle des Horaz carm. III, 3, 11 12. vor, wo von dem schon zu Lebzeiten vergötterten Augustus gesagt wird, zwischen Herkules und Pollux liegend, trinke er Nektar mit purpurnem Munde. — Str. 6. Hermann will nicht, daß Thusnelde sein Haar schmücke, ehe er seinem ehrenvoll im Kampfe gefallenen Vater Siegmur (vgl. Obe 80, 38. 109 ff.) die letzte Ehre

*) Wenn sie die Schlacht „zu schrecklich“ nennt, so gedenkt sie dabei der ungeheuern Anstrengungen, welche ihren Gatten fast erschöpft. Kaum ist der Ausbruch durch das triefende Schwert veranlaßt.

erzeigt; zugleich bedauert er, daß nicht Augustus selbst ihm entgegengestanden und als Racheopfer für seinen Vater gefallen. In der Hermanns Schlacht Scene 11 wünscht er, Augustus möchte nun selbst kommen. Ergreifend ist dort sein Schmerz über Siegmars Tod dargestellt. — Str. 7. Thusnelda aber will ihm den Siegeskranz ausdrücken *); den Vater soll er nicht bedauern, der schon bei den Göttern sei, welche den im Kampfe für das Vaterland gefallenen Helden ehrenvoll empfangen; nicht beweinen soll er ihn, sondern seinem Beispiele nur immer nachfolgen, wie dieser, sein Leben für das Vaterland unthätig einiege **). So spricht es Thusnelda am Schluß bedeuſam als höchſte Pflicht und Ehre des Mannes aus, die Freiheit des Vaterlandes mit ſeinem Blute zu ſchützen. Auch wenn Hermann gefallen wäre, würde ſie ihn nicht beweint ſondern geſeiert haben, aber ihr Jubel iſt jetzt gränzenlos, wo der Geliebte ihr als Sieger heimgekehrt.

26. Fragen.

Altäiſche Strophe. Unſere Ode, gleichzeitig mit der vorigen gedichtet, erſchien zuerſt unter der Ueberschrift die Nachahmer in der darmſtädtiſchen Sammlung **), dann weſentlich verbeſſert in der

*) Bei B 25 f. ſchwert wohl, die Götter der alten Teutſchen vor, das Haupt auf dem Haupte in einen Wulſt zuſammenzuſchlingen, um ſich ſo dem Feinde fürchtbar zu machen, gewöhnlich ſtocht man es und bald es dann in einen Knoten zuſammen. Vgl. Tac. Germ. 8. Juv. XIII. 165 und Kopholds Anmerkung zur Hermanns Schlacht.

**) Du ſollſt du ſt offenerbar ihm zu ergänzen, nicht, wie man ſonderbar genug geihan hat, mit

***). Herder ſchrieb an Merck, er habe dieſe Ode unter Bodmers Namen ganz verändert, abweichend von der darmſtädtiſchen Sammlung, aber in letzter et ſie beſſer

ersten Ausgabe der Oden; in der zweiten ward nur wenig ge-
ändert*) Wahrscheinlich schwebte dem Dichter die Aeußerung von
Leibniz in den Gedanken wegen Verbesserung der deut-
schen Sprache vor: „Nachdem die Wissenschaften zur Stärke ge-
kommen und die Kriegerzucht in Deutschland aufgerichtet worden,
hat sich die deutsche Tapferkeit zu unsern Zeiten gegen morgen-
und abendländische Feinde durch große von Gott verliehene Siege
wiederum merklich gezeigt, da auch meistens die gute Partei
durch Deutsche gefochten. Nun ist zu wünschen, daß auch der deutsche
Verstand nicht weniger obliegen und den Preis erhalten möge, wel-
ches ebenmäßig durch gute Anordnung und fleißige Übung ge-
schehn muß.“ Allopstock führt den Gedanken aus, daß der deutsche
Dichter sich von der Nachahmung der Alten und der Fremden frei
machen und ihm ganz eigenthümliche Werke liefern müsse, die ihm
nicht weniger wie glänzende Kriegsthaten gelingen werden. Vgl Ode 55.

Estr. 1 spricht die Verachtung derjenigen deutschen Dich-
ter aus, die, statt selbst zu dichten, sich auf slavische Nach-
ahmung beschränken, ohne Spur edlen Selbstgefühls, daß die
Engländer besonders adelt. Nach Dichterweise redet er die Veier an,
welche seine Empfindungen singen soll. Vgl Ode 46, 5**) — Estr. 2.

*) Ursprünglich hieß es V. 1 wer der Natur Geschick, V. 2 verlannt
hat und Albions, V. 3 edlem, V. 4 Selber unnaehgeahmt, immer,
V. 8 vorliegen könnte, V. 9 „Nad wie die Sterne mit edel glühender“,
V. 12 „Bin ich ein Dich er nicht auch geboren?“ V. 18 f. „hat sich fern Hag' ent-
flammt, Hat laut des Jünglings Herz geschlagen, Brennenb geb. eilet nach gro-
ßen Thaten, V. 24 „Deutsche erbaueten oder siegten“ V. 25 f. „das sich ge-
flügelter Von hochm Geist lebt“. Estr. 4 kam erst in der ersten Ausgabe der
Oden hinzu, welche auch V. 12 laß „Wurde nur er ein Poet geboren?“, V. 14
gehen statt gehn und, V. 24 den Galliern.

**) Milton Vgl oben S. 93. Unter es ward als unfähig (noch nicht
fähig) gedacht

Warum soll der Deutsche, in welchem heldenhaften Freiheitsgefühl und hohe geistige Kraft leben, statt den andern Völkern voranzueilen, ihnen immer knechtisch folgen? — Des Denkers Leben, sein in seinen Schriften niedergelegter Geist, wodurch er uns noch ein Zeitgenosse ist, obgleich er schon 1716 gestorben.* — Str. 3. Soll er nicht, wenn er andere Völker frei sich erschwingen sieht, von Scham und Ehrgeiz getrieben, sich selbst verachten und nicht ruhen, bis er ein seiner würdiges Werk geliefert? Die Scham treibt ihm nicht allein die Röthe in die erhigten Wangen, sondern brennt auch in seinem Herzen, so daß er in jenen Ruf ausbricht, der an Correggios *Anch' io son pittore* erinnert. — Str. 4 hat Klopstock später eingeschoben, um auf den Muth hinzuweisen, der sich zur Schöpfung selbständiger Werke erhebt. Die wiederholte Hindeutung auf den Ehrgeiz ist etwas störend, wenn gleich hier von der Scham die Rede ist, nicht den Ehrgeiz zu jenem Ausruf zu haben. Zum Auffahren um Mitternacht vgl. Ode 18, 15 ff. (S. 180 f.) Dunkel ist das vorhergehende gehen, was doch wohl das unruhige Umhergehen bezeichnen soll. — Str. 5 f. Freilich im Kriege hat der Deutsche sich heldenhaft bewährt. Werther steht hier nach dem Klopstockischen Gebrauch des Komparativs für ganz werth (irrig hat man erklärt „Hermanns werther als Leibnizens“); es ist aber nicht mit uns zu verbinden, sondern tritt absolut voran und bezieht sich zugleich auf die beiden folgenden Sätze. Das Krönen (Kränzen) schreibt der Dichter der Schlacht statt der Siegesgöttin zu. Vgl. Str. 7, 3. Zu bestaubt vgl. Ode 25, 2. Hor. *carmin.* II, 1, 22. Hat sich — gedurstet bezieht sich auf das Ausrücken. Daß bei Höchstädt Baiern mit den Franzosen verbunden waren, übergeht

*) Kühner, wenn er kühner geworden

Klopstock.*) — Str. 7. Aber auch durch ein dichterisches Meisterwerk können wir Unsterblichkeit und Ruhm über andere Völker erwerben. Treffend deutet er am Schlusse in niedersehen auf die das Verdienst ehrende Bescheidenheit, eine deutsche Tugend, im Gegensatz zu französischer Eitelkeit. Vgl. Ode 28, 31 f. (wo auch früher niedersehen stand) und 81, 61 ff. Irrig ist die Deutung „auf alles Unwürdige (davon ist ja hier keine Rede) verächtlich herabsehn“. Daß wir die Franzosen auch auf dem Felde der Dichtung schlagen müssen, ist nur angedeutet.

27. An Young.

In dem Klopstock beliebten vierten asklepiadeischen Maße. Klopstock kannte Youngs Nachtgedanken mit ihrer erhabenen Schwermuth und ihrem ernstlichen christlichen Eifer längst, auch in der Uebersetzung seines Freundes Gbert. Es drängt ihn, seine herzlichste Verehrung des englischen Dichters als seines Lehrers auszusprechen, welcher ein so herrliches, für viele segensreiches Werk vollendet, daß er getrost ins Jenseits hinübergehn könne, um dort den ewigen Lohn zu empfangen. Die Ausführung ist freilich etwas überspannt. Klopstock selbst betrachtet es als seine Lebensaufgabe, den Messias zu vollenden. Vgl. Ode 11—13 23. Die Ode erschien 1758, wie Ode 25, im dritten Bande der vermischten Schriften, ging dann mit mehreren Verbesserungen in die erste Ausgabe der Oden über.**)

*) Noch donnert, lebt in der Erinnerung fort. Vgl. Ode 46, 44. Nehm' ich lebet noch Vers 6. — Gleich würdig, wie wir Deutsche. Vgl. Ode 70.

**) Die frühern Lesarten sind B. 2 ff. „längst schon empor, und dir zu rinnen stehn Manche freudige Thränen | Schon im Auge“, B. 5 fern (statt hoch), B. 12 „Dielem Weder der Todten, spricht!“ B. 18 des Todes Schall,

Str. 1 Young kann getrost sterben; denn sein Lohn ist ihm schon jenseits bereit und die Engel erwarten ihn, um ihn mit Freudenthränen zu empfangen. — Prophetischer Greis, weil er im Prophetentone auf das künftige Leben und das jüngste Gericht hinweist. — Zum Palmenzweig vgl. Ode 23, 55 f. — Dem Dichter schwebt die Sage von dem Olympienheger Diagoras vor, zu welchem, als dessen beide Söhne gleichfalls zu Olympia gesiegt hatten, ein Spartaner mit den Worten trat: „Stirb, Diagoras, stirb! In den Himmel kannst du doch nicht steigen“ du kannst kein höheres Glück erreichen, kein Gott werden). Cic. Tus. I, 16, 111. — Str. 2 f. schildern die Wirkung der „Nachtgedanken“ auf den Freigeist, den sie mächtig ergreifen, indem sie ihn an das jüngste Gericht erinnern. — Str. 4. Ihn selbst hat Young mit innigstem Vertrauen auf das Jenseits erfüllt, und er soll ihn auch in Zukunft lehren, soll als Schutzgeist ihn begleiten. Vgl. zu Ode 16, 20 (S. 167). Was besonderer Strafe wird hier Stirb wiederholt; nicht bloß soll er sterben, weil er genug gewirkt und höchster Lohn im Jenseits seiner wartet, sondern auch um sein Genies im Leben zu werden. Das Letztere ist freilich etwas wunderlich.

28. Die beiden Musen.

Ursache Strophe In dieser wohl gegen Ende des von Aloysi als Entstehungszeit bezeichneten Jahres 1752 fallenden Ode (vgl. S. 11 f.) laßt der Dichter die deutsche Muse mit der britischen

B 14 „We n Jahrs ab ist, das“, B 15 „bleib“, „bleib' denn“ In der ersten Ausgabe der Oden stand B. 2 ff. „doh se der rinnen, stehn! Schon der freudigen Tia. ed, Biel im Hage“

voll selbstbewußten begeisterten Muthes den Wettlauf in der religiösen, der höchsten, Dichtung anstellen, ohne zu entscheiden, welche von beiden als Siegerin hervorgeht; daß sie zu diesem Wettkampf berechtigt sei und er einen solchen von ihr erwarte, wird bloß angedeutet. Eigentlich schwebt ihm sein eigener Kampf in der religiösen Dichtung mit Milton vor, dem er sich durch seinen Messias wenigstens gleichzustellen hofft. Das Ganze ist als eine Vision dargestellt, ähnlich dem Anfange von Hor. carm. II, 19. Wir finden die Ode zuerst in der darmstädtischen Sammlung; viele Veränderungen hat sie in den beiden Ausgaben der Oden erlitten.*)

Str. 1. Voll freudiger Bewegung verkündet der Dichter, was er gesehen, in ahnungsvoller Hoffnung, daß sein

*) Ursprünglich stand V. 1 ist, V. 2 Oder was sein wird? V. 3 die deutsche Mus' im Streitlauf, V. 4 dem krönenden Ziele, V. 5 u. 6 „Dieses umschattete Gewehte Lorbeern, jenes weite Rähn in dem Schimmer des Abends Palmen“, V. 12 Vom Capitol, V. 16 ihr weherd, V. 18 Edem, V. 19 f. „schon klang des Herolds / Silberston ihr“, V. 23 Thuislons Tochter. Zwar bei, V. 25 „Doch glaubt' ich, daß du lange gestorben seist“, V. 27 ich es ist erst, V. 28 Doch nur am Ziele da, V. 32 Feuerboll niedersticht, diese, V. 33 f. „Doch eh' der Herold dir zu gefahrvoll tönt. Einmal noch einmal Bin ich es nicht“, V. 35 Thermophil gestritten, V. 37 Du großer richtender, V. 38 Kamst, V. 39 mit Muth im Mied, V. 42 Palmen, nimm sie, V. 43 „Wenn ers gebent, zuerst doch“, V. 45 f. „Ist klang der Herold. Ablerichneß flogen sie; / Die hohe“, V. 47 f. „Ich sah's, der Lorbeer bebt' und danket Behte der.“ In der ersten Ausgabe hieß es V. 6 f. „Dieses beschattete Des Haines Eide, jenes weite Weherde Palmen im Abendzimmer“, V. 23 Ja bei, V. 25 „Alleru ich glaubte, daß du gestorben wärst“, V. 28 Aber am Ziele nur, V. 29 Doch siehst du (statt Aber siehst du), V. 34 Bin es nicht ich, V. 37 Der große richtende. Erst in der zweiten Ausgabe wurden die jetzt gen. Lesarten V. 6 ff. 12, 16, 19 f. 23 (ich Aristonem), 25 28, 29, 33—35 37 eingeführt.

Gesicht sich erfülle, zu dessen genauerer Schilderung er V. 5 übergeht. Str. 2. Auf der Laufbahn sah er zwei Ziele, eines für die vaterländische, das weitere für die religiöse Dichtung. Vgl. Ode 33, 33 ff. Auffallend ist, daß nach der jetzigen Lesart die Palmen nur in der Nähe des andern Ziels wehen. Die Abendstunden waren unserm Dichter so besonders geweiht zur Dichtung (vgl. Ode 12), daß er hier auch diesen Wettlauf darenin verlegt. — Str. 3. Die brittische Muse erschien mit dem gewohnten Muth, der sie in den Kampf mit Homer und Virgil getrieben; Klopstock denkt hier an Milton.*) — Str. 4 f. Die deutsche Muse. Der Muth und die erwartungsvoll ihre Brust heben (empörende, vgl. S. 117*) Kampflust werden bezeichnend geschildert, doch ist das Bild des mit hervorgebeugter Brust, als ob es schon im Laufe wäre, stehenden Mädchens unschön. Bei Kossien ist es eher an der Stelle Sie hebte vor gespannter Erwartung (vgl. V. 45), und der Gedanke, von der Britin besiegt zu werden, hatte ihre Wangen geröthet und entflammt. Der Dichter gibt ihr das goldgelbe Haar der Germanen. Das Fliegen des Haars braucht Klopstock auch in der Hermanns Schlacht Scene 6 vom loien Haare Anders steht der Ausdruck V. 48. Daß Thuislone bloß in Gedanken gesehen, wie der Herold die Trommete erhob, um das Zeichen zum Wettlauf zu geben, bemerkt Klopstock selbst in einer Anmerkung; wirklich geschieht dies erst V. 49.**)

*) Der heiße Sand. Die Römer nannten den Kampfplatz von dem Sande womit er bestreut war, selbst Sand, arena. Der Sand ist heiß, weil er die Strahlen der Sonne einsaugt, doch deutet das Wort hier wohl auf die Schwere des Kampfes hin.

**) Ihr, für sie, es war ja nur ihre eigene Vorstellung, so daß sie auch daran dachte, daß der Ruf zum Wettkampf allgemein sei, die Trommete alle zum Kampfe aufrufe.

Str. 6—9. Die Brittin kann ihre Freude über die verwandte junge tüchtige Mitstreiterin nicht verbergen, doch hält sie dieser vor, wie schwer der Kampf mit ihr sei. Sie ist stolz auf eine so würdige Mitstreiterin. Str. 6 Thuisfone. Ueber ihren Vater Thuisfon vgl. S. 109, auch Ode 57. Die Narbe ist nicht besonders angebracht. Klopstock bezeichnet mit Thuisfone die deutsche Dichtung, die früher in den Eichenhainen der Warden aufgezogen wurde, in denen auch die älteste brittische Dichtung sich bildete; denn die Britten sind ihm Deutsche. Vgl. S. 89, Ode 2 Lied 1, 39 f. Lange Zeit hat sie sich verborgen gehalten, heute zum erstenmal tritt sie neuverjüngt wieder auf. — Str. 7. Die Brittin bittet um Entschuldigung, wenn sie früher nicht gewußt, daß sie unsterblich sei, doch eigentlich muß jene sich erst im Weltlauf bewahren. — Str. 8. Sie weist sie auf die beiden Ziele hin; daß das weitere, wonach sie strebt, das der religiösen Dichtung sei, müssen wir hinzudenken. Thuisfone erwidert nichts, sie will nicht durch Worte, sondern durch die That sprechen; sie ist ganz das Bild eines edlen deutschen Jünglings. — Gehaltner Muth, der nicht in Ruhmredigkeit sich ergiebt; stolzes Schweigen, ein Schweigen, das aus der Scheu hervorgeht, unnöthige Worte zu machen; feurig zur Erde gesenkter Blick, mit Bescheidenheit gepaarte Kampflust. Vgl. den Schluß von Ode 26. — Str. 9. Erkennt auch die Brittin aus der ganzen Erscheinung, welche eine selbstbewußte, tüchtige Streiterin sie vor sich hat, so kann sie doch nicht umhin, sie auf die Ruheheit aufmerksam zu machen, mit ihr den Kampf zu wagen, die so ruhmvoll mit der griechischen und römischen Muse gestritten. Noch immer schweigt Thuisfone oder, wie der Dichter sie gleich darauf und Ode 89 nennt, Teutona, von den germanischen Teutonen, wovon teutonicus im Sinne von germanicus schon bei Martial sich findet.

Str. 10–12. Endliche Erwiderung der aus Selbstbewußtsein zum Wettstreit entschlossenen deutschen Muse. Als der Herold herantritt und so der entscheidende Augenblick des Wettlaufs naht, da kann sie nicht umhin, ihre Liebe und Bewunderung der Brittin auszusprechen, die sie nicht als Gegnerin betrachte, aber den Wettstreit mit ihr zu wagen, treibt sie der innerste Drang ihrer Seele, und sie ist überzeugt, daß sie nicht weit hinter ihr zurückbleiben werde, ja sie kann der Hoffnung nicht entsagen, vielleicht einen Augenblick vor ihr am Ziele anzukommen. — Neue Balmen. Sie will den Preis der höchsten, der religiösen Achtung gewinnen. — Nähre, dein Genius. Mit nicht zu billgender Kühnheit tritt dein Genius an den Anfang des Verbindungsliedes, so daß in diesem er sich darauf bezieht. Ihr Genius treibt beide zum Kampfe, nicht eitle Ehrsucht. — Die Krone, der Siegespreis Vgl. R. 4. 30. In höchster Aufregung über den ihr winkenden Sieg ruft sie die Götter an. — Bei R. 47 f. schwebt die Stelle vom Wettlauf des Ajax und Odysseus vor, Il XXIII, 705 f. Von den Helden läßt man sich dies immer gefallen, aber bei den Mädchen nimmt es sich übel aus.

Str. 13. Der Beginn des Wettlaufs, dessen Erfolg der Dichter nicht schaut. Goethe äußerte gegen Edermann, es gebe ein übles Bild, wenn Klopstock die beiden Mäusen miteinander laufen, die Beine werfen und den Staub mit ihren Füßen erregen lasse. Das Werfen der Beine hat Goethe hinzugethan. Der Staubwolken, welche die laufenden Mädchen erregen, wird höchst unglücklich gedacht, da sie doch nur leise den Boden berühren; selbst bei dem Laufe der homerischen Helden ist von keiner Staubwolke die Rede, nur von ihren Spuren im Staube. Bis zur Eiche, dem ersten Ziele, verfolgt sie sein Blick, wo ihn aber der Staub nicht unterscheiden läßt, ob eine der andern etwas voran

sei*); je näher sie dem letzten Ziele kommen, desto heftiger strengen sie sich an, die Staubwolke wird immer dichter, so daß er sie endlich nicht mehr sehn und also — darauf kam es den Dichter an — nicht entscheiden kann, welche von ihnen zuerst am Ziele gewesen; aber daß keine einen weiten Vorsprung haben werde, ist in der Rede der sich nicht eitel rühmenden Thuisfone angedeutet.

29. An Cidli.

Umgekehrtes zweites asklepiadeisches Maß Vgl. zu Ode 16. Im Frühling 1752, während Klopstocks Anwesenheit zu Hamburg, gedichtet. Vgl. oben S 41. Der Dichter sucht am frühen Morgen, von innigster Liebessehnsucht ergriffen, seine Meta (vgl. Ode 20 und 22) in ihrer von Rosen prangenden (vgl. Ode 36, 10) Gartenwohnung zu Bitterwerder (an der Bille) auf; schon glaubt er sie schlafend vor sich zu sehn und er will sie in liebevollem Scherze aus dem Schlummer wecken. Das Gedicht erschien in der ersten Ausgabe der Oden.**)

V. 1—14. Nichts Unerforschlicheres gibt es als die wunderbare Gewalt, womit die Liebe Seelen unwiderstehlich zu einander hinzieht. — Täuscht, indem es sich seinem Blick entzieht. — V. 3 f. Oft beruht die Liebe auf bloß

*) Klopstock sagt in der Anmerkung, es werde weder gesagt, welche das Ziel der Eichen, noch welche das der Palmen zuerst erreicht habe, allein bei dem ersten kann er die Gestalten noch erkennen, und er sieht, daß keine der andern weit voraus; weiter erreicht sie sein Blick nicht mehr.

**) Hier findet sich V. 22 verfehlt sie statt verspäht sich. Verspähnen ist ein von Klopstock nach versehen gebildetes Wort. Nach Und in den beiden vorletzten Versen stehen drei Punkte. Nach V. 36 ist wohl einfach Komma, nicht Punkt oder Ausrufungszeichen zu setzen.

eingebildeten Vorzügen, nicht auf dem wirklichen Werthe der Seele der Geliebten; nur die letztere, wo wir tief in das innerste Wesen der Geliebten schauen, ist die wahre, unsere eigenste Seele hinziehende Liebe. — V. 5–14. Der Dichter läßt sich hier zu einer ergriffenen Schilderung seines eigenen jetzigen Liebesglückes mit Meta hinreißen, obgleich der Ausdruck ganz allgemein gehalten ist. *)

Mit V. 15 f. bahnt sich der Dichter den Uebergang zu der Liebe ohne Gegenliebe, zu seinem früheren Verhältnisse zu Fanny. — V. 17. Eine, eine selige Stunde, wo der Liebende der vollen Liebe der Geliebten versichert werden soll; unsere Liebe deutete auf eine solche höchste Herzenbefriedigung hin. V. 18 f. Dann haben wir falsch gewählt, weil die Geliebte die gewünschte Neigung uns nicht schenken konnte, obgleich sie sonst unserer vollsten Liebe durchaus würdig war, wie Klopstock von Fanny noch immer glaubt. **) — V. 19–22. Wie es aber komme, daß die Seele sich so vergreifen könne, daß sie falsch wähle, ist nicht zu erforschen, selbst der, welcher sich so irrte, weiß nicht, wie es ergangen. — V. 23–28. Die Betrachtung seines eigenen Irrganges zeigt ihm, daß er ihn wandeln mußte, um den ganzen tiefsten Liebes Schmerz durchzuempfinden, und so nun das volle Glück heißer Gegenliebe zu genießen, dessen

*) Erweinete, mit Thränen erlehute — Fast zu selige, da das unendliche Glück uns fast die Brust sprengt. — Wie sehr sie sind, welcher göttliche Funke in liegt. — Dadurch, durch das Gefühl ihrer Ähnlichkeit. — Wer — mit Worten aus? Wie tief sie auch das Glück empfinden, sie vermögen es nicht in Worte zu fassen.

**) Klopstock deutete in einer Anmerkung an, daß Fanny „in Ansehung der Liebe anders gedacht“ als er. Sie nahm eben auf äußere Verhältnisse Rücksicht, da ihr des Dichters Stellung nicht gesichert schien. Eine Andeutung gab schon der junge Gramer 1777 in „Klopstock. Fragmente in Briefen von Trilow an Elise“ S. 452 f. Vgl. oben S. 64 ff.

er, nachdem die Zeit traurigen Schmachts überstanden, sich voll erfreuen soll. — Darin (B. 23) erklärte Klopstock selbst später in der Irre, so daß es auf die Erfahrung ginge, in welcher für ihn eine Lehre liege. Aber viel treffender wird der Ausdruck wenn wie drin in der Bedeutung „im Innern“, in der Seele fassen, wie bei Homer ἐνδοῦ. Zum Lehren der Liebe vgl. Ode 22, 39 ff. *)

B. 29—38. Er will jetzt wirklich zu Meta und stellt sich schon das seiner harrende Glück lebhaft vor. Ich gehorche der Mahnung der in ihm leise redenden Stimme. Aber während er sich auf dem Wege zu ihr befindet, versetzt er sich schon in den herrlich duftenden Garten; er glaubt sie zu sehn, wie sie noch schlummert; mit lieblicher Rederei will er sie wecken, damit ihr Lächeln sein Herz, das so lange an Jannys spröder Härte gelitten, innigst erfreue. **)

30. Das Rosenband.

Jambisches Maß. Im Dezember 1753 gedichtet. Vgl. oben S. 42. Die Ode erschien zuerst 1762 im zweiten Theil von Rosen-

*) Er soll nun seine Kenntniß, wie es der Weise thut, auch anwenden. Bei den Verwandlungen ihres Zauberstabs ist der Schmerz unglücklicher und der Genuß erwiebter Stebe gemeint.

**) B. 29 schattete, gewährte solchen lieblichen Schatten. Vgl. Ode 22, 5. — B. 31 Die Himmlischen, die Seligen. Vgl. Ode 7, 38 f. 20, 3. — B. 34 Dort, in dieser herrlichen Umgebung. B. 36 Der Thau der Rosen, wie die thauende Rose Ode 17, 44. Es ist wohl an den Morgen zu denken, nicht an den Abend. Die Geliebte schlummert nicht im Garten. B. 37 daran, an das Beden, weil er immer spröde Mäße von Janny fürchten mußte, selten ein lächelndes Blick von ihr ihn erfreute. — Verwöhnt, von der unglücklichen Gewöhnung. — B. 38. Mir gehört zu lächelnd, nicht zu wache.

baums Liedern für das Klavier unter der Ueberschrift Das schlafende Mädchen; von da ging sie in den göttinger Musenalmanach für das Jahr 1770 über. Nur durch ein Versehen des Druckers ward sie in der ersten Ausgabe der Oden weggelassen, wo sie im Verzeichniß als vorlestes Gedicht des zweiten Buches unter dem Titel Sidli mit der Jahreszahl 1753 nach der Ode der Rheintwein aufgeführt wird. Unter dieser Ueberschrift ward sie 1775 im zweiten Bande der Sammlung „Deutschlands Originaldichter“ aufgenommen, dann von Cramer im dritten Bande seines Buches über Klopstock mitgetheilt. Die jetzige Ueberschrift erhielt sie in der zweiten Ausgabe der Oden. Das Gedicht gehört zu den einfachsten und anmuthigsten Klopstocks. Herder bemerkte, einfacher und leichter könne nichts gesagt sein.

Auch hier sucht der Liebende die Geliebte neckisch vom Schlummer aufzuwecken, welche diesmal im Freien, wohl in einer Laube, schläft, und zwar so fest, daß sie nicht fühlt, wie er sie mit einem Bande von Rosenblättern bindet, und erst als er ihr zulispelt und mit dem Rosenbände rauscht, erwacht. Wie der Blick der Liebe tief in die Seele des Geliebten sich versenkt, wird treffend, und zwar beim Liebenden wie bei der Geliebten (V. 4 f. 10 f.), bezeichnet. Der liebevolle Blick, womit sie beim Erwachen sich begegnen, läßt sie das unendliche Glück, daß sie sich ganz angehören, tief empfinden. Man bemerke auch den beabsichtigten Gegensatz in V. 3 und 6.*)

*) V. 6 Und wußt' es nicht, ich war ganz Gefühl. Daher V. 7 auch doch, ofgleich ich in mein Gefühl versunken war.

31. An Sie.

Das Versmaß von Ode 25. Vgl. S. 41 f. Unsere Ode, die zuerst unter der Aufschrift An Sidli in der ersten Ausgabe der Oden erschien, ward gedichtet nach Klopstocks Rückkehr nach Kopenhagen im Spätjahre 1752. Wetterlein setzt sie vor die Reise nach Hamburg, in den Juni 1752, Grüber in die Zeit von Klopstocks Aufenthalt zu Quedlinburg, den August 1752, wo Meta ihm schrieb: „Mir wird unter tausend Veränderungen der Tag Jahre lang, und mit Dir allein, in meinem Zimmer, ohne die geringste Veränderung zu suchen, ohne etwas weiter zu haben als uns selbst, verginge er mir wie eine Stunde. — O komm' wieder! komm' wieder! - das ist alles, was ich sagen kann.“ Die in der ersten Strophe angeredete nahe selige Zeit, welche ihm die besten Freuden verspricht, kann nur die ihrer unzertrennlichen Liebesverbindung, ihrer Ehe, sein, welcher er sich entgegensehnt; aus Sehnsucht, sich des Besizes seiner Liebe endlich zu erfreuen, hatte er in den Tagen seiner Leidenschaft zu Fanny viele Thränen vergossen.

Str. 1 f. Die Zeit seiner schwermüthigen Liebe ist vorüber; er darf jezt vertrauensvoll der höchsten Erfüllung seines Liebessehns, der Verbindung mit Meta, entgegensehn. Engel, selige Geister, die einst glühend und rein wie er selbst geliebt, senden ihm den Tag hernieder, welcher ihn mit Meta ewig vereinen wird. Vgl. Ode 8, 35 ff — Str 3 f. Ruhig im reinstem Morgenglanz kommt dieser Tag vom Himmel herab und bringt ewigen Frühling mit sich; auf diesen ewigen Frühling, das nie veraltende Glück

(vgl. Ode 10, 66), bezieht sich die letzte, die volle Seligkeit der Liebe feiernde Strophe.*)

32. Ihr Schummer.

Alfätsche Strophe. Gedichtet nach der Krankheit, welche Meta im Herbst 1752 befallen hatte. Das Gedicht erschien in der ersten Ausgabe der Oden unter der Aufschrift (idli.**). Der Dichter, der bei seinem Besuche die Geliebte im Schlaf findet, bittet den Schummer, daß er ihr Gesundheit verleihe, doch auch Gemüthsruhe erleht er ihr. Die Schummernde erscheint ihm so schön, aber er bricht ab, da er durch ein weiteres Wort sie zu erwecken fürchtet.

Str. 1—2, 2. Herzlicher Wunsch, daß die Kranke frisch gefunden möge. Geflügelt heißt das balsamische Leben, weil es rasch sich aus ihrem gestärkten Herzen über den ganzen Körper verbreitet. Der Lebensodem, der die Wange erfrischt, wird als Tropfen aus der Quelle des Paradieses bezeichnet. Vgl. Ode 48, 10. — Str. 2, 2—3, 1. Daran schließt sich der Wunsch der Heilkraft des Seelenglückes. Besser, edler ist die Ruhe,

*1 B. 9 Flügelu der Ruh, ruhigen, nicht heftig bewegten Flügeln. Vgl. Ode 8, 78. Irrig erklärt man „sanfte beruhigende Fittige der tröstenden Liebe Meta“. — B. 10. Die Lüste sind hell von dem Tage, der schon hoch am Himmel lächelt, aber bei seinem ersten Erscheinen Thau herniebergesandt hat. Vgl. Ode 35, 59 f. 123 Str. 1. — B. 13. Sie fahlet sich ganz. Vgl. Ode 29, 9. — Sieht Entzündung empor, sie hebt ober, wie Klopstock sonst sagt, sie empört das Herz, daß es mächtig schlägt. Vgl. Ode 10, 66 13, 61. — B. 16. Trunken Vgl. oben S. 197**.

**1) Dort steht B. 4 die lichte krystalline Tropfe, wohl mundartlich Klopstock änderte dies, als es Tramer für eine gewähltere Form erklärt hatte. B. 5 findet sich sie statt ihn.

welche das Bewußtsein der Tugend und glückliche Liebe eingeben; diese Ruhe ist eine Grazie des Olymps, worin der Schlummer wohnt. Er denkt sich einen ganzen Olymp von dem Menschen wohlthätigen Gottheiten, wie Heiterkeit, Freude, Trost, Gesundheit, Genesung. Vgl. Ode 38. Von allen diesen ist jene Ruhe einer tugendhaften, liebeglücklichen Seele die herrlichste. Zwischen der biblischen Darstellung von Eden (vgl. Ode 29, 29) und der klassischen vom Olymp wechselt der Dichter. — Str. 3, 1—4. Aber er legt seinem Liebe Schweigen auf, da er sie zu erwecken fürchtet. — O leisere. Die Saite soll auch nicht einmal leise ertönen, sein Lied verstummen, das, wie lieblich es auch tönen mag, keinen Preis sich gewinnen würde, sollte es, wie er fürchtet, Cibi aus dem ihr so wohlthätigen Schlummer wecken. Was kann er dem Liebe Schlimmeres drohen als Mangel an Beifall?*)

33. An Gleim.

Viertes asklepiadeisches Maß, wie in Ode 10. 15. 17.**) Bei aller Anerkennung Gleims als Dichter und Freund tritt Klopstock ihm entschieden in Bezug auf das übertriebene dem großen Preußenkönig geweihte Lob entgegen; die deutsche Muse sei zu gut, als daß sie diesen sie verachtenden König besingen sollte. Die Ode ist eine dichterische Antwort auf die Zumuthung von Gleim u. a., Friedrich

*) Es wecket. Vgl. Ode 86, 14 ff.

**) Das im Trude des Ferkmases in der zweiten Ausgabe geschehene Versehen, daß in den beiden ersten Versen die Länge des zweiten Choriamben ausgefallen, bemerkte Klopstock selbst dem Verleger am 20. November 1797. Der gewünschte Umdruck erfolgte nicht, und so erhielt sich der Fehler in den folgenden Ausgaben.

den Großen zu besingen. Als Gleim sich im Februar 1752 zu Berlin befand, äußerte Klopstock, er möge ihm von Kleist, Ramler, Sack schreiben, auch, wenn er wolle, vom Könige. Unsere Ode fällt wohl in das Spätjahr 1752 (vgl. S. 42); sie erschien zuerst in der darmstädtischen Sammlung, dann mit manchen Verbesserungen in der ersten Ausgabe der Oden *)

Str. 1—5, 2 Gleims Lob als Dichter scherzhafter Lieder. Gleim hatte sich bis dahin besonders durch seinen Versuch in scherzhaften Liedern (1744) bekannt gemacht. — Klopstock beginnt, wie nicht selten, mit einem allgemeinen Gedanken. Der wahre Scherz ist kein rohes Lachen, sondern maßigt sich weise — Der Liebling der Freude, der echte Scherzdichter. Vgl. Klopstocks Aeußerung über Hagedorn Ode 2 Lied 6, besonders V. 31 f. Daß der wahre Scherz von den Grazien eingegeben sein müsse, deuten V. 1 f. an. — Str. 2. Gleim kennt den wahren Scherz, wie sich am Abende zeigt, wo er, nachdem er den Pflichten seines Amtes als Sekretär des Domkapitels genügt, sich im heitern Kreise ergeht**.

*, Früher stand V. 14 b13b, was offenbar Trudfeller statt schön ist, obgleich man allerdings es gegen den Zusammenhang durch die Deutung „beideben“ hat halten wollen, V. 23 f. von halbem / kaltem Verfall, V. 27 Friederichs Lobe, V. 31 beugt dir die Muse, V. 38 ff. „Muse, gekrönt feurig am hohen Fie., Das der Dritte geslanzt und es mit Phöb' Apollo Vorbeerbarren umschattet, Mit der Palme der Erge. auch, Sang sie genau mich her, Löwenb. entschüpfte mir Meier Peter (Gramer „entschlüpfere / Wer die“), V. 41 bodon / chem Ernst, V. 41 Hör', V. 43 Deine Peter, V. 47 verflüdiget, V. 53 Floß vom Hämuß der Caell, V. 55 in Feuer. Erst die zweite Ausgabe schrieb V. 23 von halbem (die erste Ausgabe hatte vom haben, kaltem, wie Ode 29, 13 dem verweilenben, vollem V. 58 und 43 Laute, V. 38 da statt als, V. 49 verflüdiget.

**) Sonderbar ist der Ausdruck, dem Abendstern schädere Flügel geben“ f. c. „die Abendstunden beflügeln, verkürzen“.

und indem er scherzhafte Nieder singt, mit Laune den Ernst der Weisheit würzt.* — B. 9 18 Was thut es, daß der rohe Lacher dein Lieb mißverstehet, wenn er alles als plumpen Ernst nimmt?**) Deine Freunde verstehen es, aber du weißt nicht, wie viele du dieser hast ***) Auf sinnige Weise erwähnt der Dichter unter den Verehrern von Gleims Muse auch manche von reiner, inniger Liebe erfüllte Mädchen†), die wohl wissen, daß es Gleim nur Scherz ist, wenn er sich einen Flatterer nennt. Es schwebt hierbei das Lied an Chloë, eine Nachahmung eines anacreontischen, vor, das mit den Versen beginnt und schließt:

Getreu soll ich, o Chloë, sein,
Ich Flatterer getreu? —

Sie lacht dem Jünglinge nicht, stimmt seinem lauten Lachen nicht zu. Da sie weiß, welche Gewalt ihre Schönheit, die ganze Anmuth ihres Wesens übt, so darf sie ihren Born ihm zeigen, und sie lächelt ihm nicht eher wieder, bis er einsieht, daß er den Dichter mißverstanden, wenn er das Lob der Flatterhaftigkeit für Ernst nahm. Treffend wird auch im folgenden dem empfindenden Mädchen feineres Gefühl für die Anmuth von Gleims Liedern zugeschrieben. ††)

*) Die Scherzlieder werden als Blumen betrachtet, die er in den weiten Ernst des Lebens streut: auch hier ist der Ausdruck anspielend.

**) Lauter (ein klopfstuchender Comparativ) deutet auf das gemeine Lachen, im Gegensatz zum solennischen Lächeln. Ebenso steht B. 28 trunfnere.

***) Irrig erklärt Gramer. „Wen ge erkennst du für deine wahren Leser“

†) Lesbisch, mit Beziehung auf Sappho von der Insel Lesbos, die Sängern glühender Liebe. Horaz braucht *Lesbium plectrum*, Lesboum barbiton vom lyrischen Gesange des Alkaios, *Lesbias pes* von der sapphischen Strophe.

††) So schön sie ist, mit welcher Anmuth sie auch ausgestattet ist. — Empört, gelesen. Rgl. Lde 4, 66. 28, 17.

Str. 5, 3—9, 1. Gleim als Sänger der Freunde und des großen Königs. Mit einem glücklichen Uebergang wendet sich Klopstock zu Gleims Begeisterung für Freundschaft. Von der Anrede geht der Dichter gleich zur dritten Person über, weil er das folgende Lob Gleim geradezu zu sagen sich scheut und sich ihm als unparteiischer Beobachter ferner stellen will; aber auch schon der Abwechslung wegen war ihm diese durch den Vers sich anbietende Wendung angenehm. Daß Gleim der beständigste Freund sei, tritt treffend seinem scherzhaften Bekenntniß der Flatterhaftigkeit in der Liebe entgegen. Wie er in der Freundschaft kein Maß kannte, nichts unterließ, wo es galt, sich als Freund zu bethätigen, wie er nur in feurigster Begeisterung von seinen Freunden sprach und auch so von andern gesprochen wissen wollte, wird ganz der reinsten Wahrheit nach geschildert. In leisester Wendung geht er (V. 26) zu Gleims begeisterten Preise Friedrichs über. Das Voranstellen und die Wiederholung des Namens Friedrichs soll die begeisterte Weise, wie Gleim vom Preuenknige spricht, malerisch schildern.*) Schon in den scherzhaften Liedern hatte er im Liede an die Stadt Prag seinen König Friedrich gepriesen. — Str. 9, 2 10, 1. Aber Friedrich will von ihm und der deutschen Muse nichts wissen. Hier lehrt er zur Anrede zurück. Magst du immer sagen (was ein Unrecht gegen dich selbst, da du so schöne Lieder gedichtet), die deutsche Muse habe nichts geliefert, was die Beachtung des Königs verdiene, er verachtet sie, sie aber ist zu stolz, als daß sie sich dem Dienste ihres Verchters widmen sollte.

Str. 10, 1—15. Daß die deutsche Muse Friedrich zürne, der sich der fremden Dichtung zugewandt, stellt der

*) Erfüllt, erfüllt ist, wie Obes 2 Lied 1, 20.

Schluß dar. Vgl. Ode 52 Str. 3 f. 71 Str. 6—8. 113. 117. 120. Klopstock dichtet, er habe die Leier in der Hand gehabt, um Friedrich zu preisen, als die zum höchsten Ziele der religiösen Dichtung hineilende deutsche Muse (vgl. Ode 25) ihn zürnend angeschaut, daß ihm aus Furcht die schon tönende Leier aus der Hand gesunken, und ihn vom Preise Friedrichs abgehalten.“) Sie erschien ihm aber wie die weissagende Priesterin, die Pythia, mit fliegendem Haar. Vgl. Ode 122 Delphi (vom Jahre 1782). Daß dem Dichter ursprünglich eine griechische Priesterin vorschwebte, ergibt sich aus der ältern Lesart mit bodonischem Ernst. Beim bodonischen Orakel weissagten die Priesterinnen aus dem Rauschen der am Fuße der Eiche hervorprudelnden Quelle. Später mochte sich Klopstock hier die deutsche Priesterin Welleda denken. Das fliegende Haar soll auf den Borna deuten (anders Ode 28, 16), aber das ganze Bild der Priesterin paßt nicht wohl zu der zum Ziel rasch hineilenden Muse. Dem Dichter war es darum zu thun, Str. 8 f. die Erhebung der deutschen, dem höchsten Ziele zustrebenden Dichtung anzudeuten; dazu paßt aber die Vorstellung von der weissagenden Priesterin nicht. Und die Worte „die Priesterin — Ernst“ bildlich zu fassen, „wie eine Priesterin“, hundert und (B. 39), das unmittelbar an das jedenfalls eigentliche drohend anknüpft. — Str. 11 verbietet sie ihm ernst, Friedrich zu besingen, ja er soll auch andern Dichtern ihr Verbot mittheilen.“) Der Hain

*) Ähnlich sind die Einleitungen des anacreontischen Dichters, dessen Leier statt Helben nur die Liebe singen will, und römischer Dichter, des Virgil (Buc. VI, 3. 4.), des Horaz (carm. IV, 15, 1—4) und des Ovid (M. A. 493—498).

**) Nerven, nach dem römischen nervi hier, auch im Neffias, sehr kühn von den Saiten der Laute gebraucht. Vgl. Hor. carm. III, 11, 3. 4 testudo resonare septem calida nervis, Verg. Aen. IX, 776 numeros intendere nervis.

wird als Sitz der deutschen Dichtung gedacht Vgl. Ode 2 Lieb 3, 42. 23, 6 f. 23 f. 52, 14. 55, 4. 56, 1. 13. 57. 67, 1 8. 29 69, 1. 71, 5. 48. 77, 51 f. 78, 3. 8. *) — Str. 12. Friedrich hätte unserer Dichtung das goldene Zeitalter schaffen können, wie den Römern Augustus, der glücklicher war als Cäsar und die übrigen, welche die republikanische Freiheit vernichten wollten. Die Anrede o Rom möchte hier, wo die Muse Klopstock anredet, weniger passen. Die Franzosen bezeichnen das Zeitalter Ludwigs XIV. als ihr goldenes. Ludwigs Name, will Klopstock sagen, wird gerade durch die großen Dichter erhalten, die er beschäftigte, da ihre Werke fortleben. — Str. 13 f. Als Friedrich Kronprinz war, wo er sich mit Wissenschaft und Kunst angelegentlichst beschäftigte, durfte die Dichtung sich schönste Förderung von ihm versprechen; auch während der schlesischen Kriege konnten ihn die Dichter feiern. Aber jetzt hat die deutsche Dichtung eine religiöse Richtung genommen, die weit abliegt von der vom Könige gepriesenen voltaireschen Dichtung. So deutete Klopstock später selbst; denn er bemerkt, daß der dichterische Quell Friedrich entgegengeslossen, beziehe sich auf Str. 9 und erklärt „Heinrichs Sängern“ für Voltaire. Aber dann war ja Friedrich nicht daran Schuld, daß die Dichtung sich von ihm abwandte, und wir sehen gar nicht, worin dieser es eigentlich verfehlt. Und warum hatte die echt deutsche, vaterländische Dichtung sich von Friedrich abgewandt? Es muß ja Friedrichs eigene Schuld, daß die Muse ihn nicht feiern kann, hervorgehoben, es muß bezeichnet werden, daß er die Dichtung nicht, wie man von ihm gehofft, gefördert habe. Vgl. Ode 52, 9 ff. Klopstock verstand sich hier später selbst nicht mehr Auf die eigentliche Bedeutung der Stelle führt uns Cramers Versicherung im dritten

*) Der göttinger Dichterbund nahm davon den Namen Pain an

1792 erschienenen Bande der, wie es heißt, von Klopstock selbst in der Handschrift gelesenen Schrift „Klopstock, Er und über ihn“, Klopstock habe ihm gesagt, er habe unter Heinrich den Kaiser Heinrich verstanden, der selbst Minnesinger war und sang, Reich und Bande seien ihm unterthan, aber lieber wolle er die Krone als die Geliebte nißsen, worauf Klopstock selbst Ode 52, 65 ff. hin-
deutet. *) Liegen nun auch zwischen dieser Erklärung von Cramer und der Ode dreißig Jahre, so dürfen wir ihr wenigstens ebenso viel glauben als den noch vierzehn Jahre später fallenden Anmerkungen, ja die äußere Wahrscheinlichkeit spricht mehr für diese, und die Entscheidung kann bloß in der Stelle selbst liegen. Nach jener frühern Erklärung wäre Heinrichs Sänger der Sänger eines die Mufen liebenden Fürsten, und demnach könnte der Sinn von B. 50 ff. nur dieser sein: „Noch in den schlesischen Kriegen beschäftigte er sich mit Wissenschaft (auf diese deutet der Denker, der Philosoph) und Kunst. Aber später wandte er sich von diesen ab und schlug eine Richtung ein, welche ihn der Feier der deutschen Mufe unwürdig machte.“ Er ist nicht der dichterische Quell, sondern Friedrich, auf den Klopstock das eben gebrauchte Bild vom fließenden Quell anwendet. Statt Haine war zuerst Feuer gedruckt, was Cramer, und wohl auch Klopstock damals, für einen Druckfehler erklärte, wie oben B. 14 blöb statt schön. An sich wäre dies möglich. Aber was kann dann in Haine strömen bedeuten? Beziehen wir Heinrichs Sänger nach Klopstocks späterer Er-

*) Freilich ist die Bezeichnung etwas unklar, und man könnte sich wohl denken, es hätte ihm eigentlich Heinrich der Vogler vorgeschwebt, den er als Jüngling hatte besingen wollen, Bgl. oben S. 1 158. Noch weniger kann jemand darauf kommen, unter Heinrich den Helden der Henciade zu verstehen. Ganz wie hier steht Ode 52 Heinrich VI. und Friedrich sich entgegen. Auch dort steht Heinrich ohne nähere Bezeichnung, nur in der Ueberschrift Kaiser Heinrich.

Klärung auf den Dichter der Henriade, so hieße es „eine vaterländische Richtung einschlagen“, aber etwas Albernereß als der Zusatz, daß Voltaire der deutschen religiösen Dichtung nicht folgen könne, ließe sich kaum denken. Und Klopstock braucht Haine, wie oben B. 41, nur von der deutschen Dichtung, nie von einem andern, während hier Haine auf alle Dichtungen gehen müßte. Der dichterische Quell selbst fließt in diesem Haine; wie könnte nun Klopstock von ihm sagen, er fließe in heilige Haine? Er mußte bezeichnen, warum er den den Franzosen zugewandten Friedrich nicht feiern kann. Nehmen wir dagegen Klopstocks frühere Beziehung auf Kaiser Heinrich an, so gibt „wohin — wird“ geradezu einen Widersinn, so daß es fast unbegreiflich scheint, wie Klopstock in seinen Anmerkungen eine solche Deutung geben konnte. Als er gegen Tramer das ursprüngliche Feuer in Haine änderte, nahm er ohne Zweifel in den Worten er wandte sich nicht den dichterischen Quell, sondern Friedrich als Subjekt und verstand unter den Hainen, wohin u. s. w. die französische Dichtung, freilich gegen seinen sonstigen Sprachgebrauch, aber er wußte sich eben nicht anders zu helfen, um das ihm unverständlich gewordene Feuer wegzuschaffen, als daß er es in Haine änderte. Das ursprüngliche in Feuer strömen sollte den leidenschaftlichen Drang nach Dichterruhm freilich auf eine überkühne Weise bezeichnen, und daß er in der französischen Dichtung seinen Ruhm gesucht, durch „wohin ihm — folgen wird“ angedeutet sein. Ein Herr Noire hat seine anmaßende Flüchtigkeit dadurch der Welt herrlich offenbart, daß er selbst Klopstocks Anmerkung mißverstanden, die Haine auf die „Heiligthümer der deutschen Muse“ bezogen und, ohne eine Ahnung der Schwierigkeit der Stelle zu haben, über meine ihm unzulänglich bekannte Deutung deräsonnirt hat. Freilich bleibt die Stelle auch nach unserer Auffassung gezwungen, aber dies hat der

Dichter, nicht der Ausleger zu verantworten. Ein anderer neuerer Erklärer läßt den Dichter wunderbarlich genug sagen, weil Friedrich sich den Franzosen zugewandt, habe sich die patriotische deutsche Dichtung der christlichen Richtung zugewandt, wohin ihr der atheistische Voltaire nicht folgen könne. Die Hauptsache daß Friedrich sich abgewandt hat, müßte dann ausgelassen sein, wenn nicht etwa gar bei er wandte Friedrich, bei strömt der dichterische Quell Subjekt sein soll!

Str. 15 Was die Muse bedauert ist, daß Friedrich seine hohe Aufgabe verkannt hat, der Begründer des goldenen Zeitalters der Wissenschaft und Kunst für uns Deutsche zu werden. Die Muse wünschte, daß die Feier dieses Unrecht nicht verkünden, des Königs Namen gar nicht nennen möchte; aber da die Nachwelt es doch erfahren wird, so soll sie, wie sie eben thut, ihr schmerzliches Gefühl über die getäuschte Hoffnung ihr verkünden. Die Wendung ist nicht besonders glücklich, auch wenn man das erste „Sagt's der Nachwelt nicht an (ihr Dichter)“, darauf beziehen wollte, daß die Muse nicht gern etwas Schlimmes von einem so bedeutenden Fürsten verkünden möchte. Auch ist es anstößig, daß die Muse zuletzt allgemein spricht, worauf freilich schon die Bezeichnung „Heinrichs Sänger“ hinleitete.*)

34. Furcht der Geliebten.

Klopstock-sapphische Strophe. Gedichtet im Oktober 1752 bei der Rückkehr nach Kopenhagen auf dem Postwagen zur Nachtzeit in Holstein oder Schleswig. In der ersten Ausgabe der Oden

*) Nicht achtete, verachtete. Was er werth war, Deutschlands August und Ludwig XIV. Bgl. Str. 12.

hat Klopstock das Gedicht dem Jahre 1752 zugeschrieben, während sie jetzt unter 1753 steht, in welchem Jahre Klopstock in Dänemark blieb. Wenn Wetterlein in Klopstocks Aeußerung an Gleim vom 14. August 1753: „Meine Moller wird alle Tage runder Sie hat sogar Grübchen an den Händen bekommen, und die Taille — diese süße Taille hat nichts bei dem Rundwerden verloren“, einen Beweis finden will, daß der Dichter auch in diesem Jahre Meta in Hamburg gesehen, so widerlegt sich diese Vermuthung durch Klopstocks Brief an Ebert vom 18. September 1753, dem er schreibt: „Was Sie für ein glücklicher Sterblicher sind? Sie haben meine Clary gesehen. Und was noch mehr ist, alle die Rundheiten und Rundheitchen, die ihr der Gesundmacher Dr. Liebe gegeben hat und die ich noch nicht gesehen habe, die haben Sie gesehen“ Das kleine Gedicht erschien zuerst, wohl nicht ohne Veränderungen, in der ersten Ausgabe der Oden unter der Ueberschrift An Sidli.

Er beruhigt Meta, die ängstlich ihm nachweint, indem er sie auf den Gott der Liebe hinweist, der ihn begleite und zu Lande wie zu Wasser beschütze. — Str. 1 setzt der weinenden Geliebten seinen eigenen sorglosen Schlummer auf der öden Poststraße entgegen, wo er sicher fährt. Freilich vermißt man hier die Andeutung, wodurch er sich bei der Nachtfahrt auf dem Wagen sicher fühlt, und eine Bezeichnung der Holperigkeit des Weges.*) — Str. 2 bezeichnet die Fahrt auf dem großen, etwas mehr als zwei Meilen breiten Belt bei Nyeborg; denn auf diesem wird er sich, wie im vorigen Jahre, eingeschifft haben. Oder hätte er diesmal wegen der Sorge der Geliebten die Fahrt von Fridericia auf

*) Die sandige Landstraße war durch Knüppeldämme unterbrochen. — Verzogen bezieht sich auf die mancherlei Krümmungen des langen Weges.

dem kleinen Belt vorgezogen, der nur eine Viertelmeile breit ist? Später wählte er die Fahrt von Travemünde. Die Strömung aus der Ostsee ist in den Beltten sehr stark. Diesmal aber wird Gott, der ihre Liebe schützt, sie beruhigen.

35. Der Rheinwein.

Altaiische Strophe. Auch unser nach Klopstock selbst 1753 entstandenes Gedicht ward zuerst in der ersten Ausgabe der Oden bekannt; in der zweiten ist es an ein paar Stellen verändert. *) Vgl. S. 42. Wir haben hier keine Einladung eines bestimmten Freundes **) auf ein Glas Rheinwein, sondern der Dichter preist den alten, fast hundertjährigen Rheinwein, wohl Johannisberger (vgl. Ode 169) und zwar aus den Jahren 1670 oder 1676, wahrscheinlich aus dem letztern (es waren ihm wohl einige Flaschen desselben geschenkt worden), als den edelsten echtdeutschen Wein, der ganz zu vertraulichem Herzensergüsse unter innigen Freunden geschaffen sei, wobei er die Gelegenheit ergreift, Freundschaft, Liebe, edlen Dichterdrang und Tugend zu feiern. Die Einladung ist bloße Einleitung. Götzinger hat die seltsame Vermuthung aufgestellt, Baschow sei der Eingeladene gewesen, da dieser 1753 nach Sorau berufen worden war. Wir haben hier eine echt Klopstockische Nachahmung der Ode des Horaz an Messalla Corvinus (III, 21).

*) B. 11 stand früher Latona, B. 29 Laub' statt Hall', B. 57 f. „auch dieser Unerblichkeit nur wenig achten“, B. 59 f.: „Wir wollen viel von großen Männern, | Eh' sich der Schatten verlängt, noch reden!“

**) Dieser müßte auch genannt sein, er heißt allgemein B. 29 Freund, B. 45 Jüngling. Die letztere Anrede fällt auf, da Klopstock selbst noch keine dreißig Jahre alt war.

Str. 1—3 Einladung zum Genuße edlen alten Rheinweins im kühlen Gartensaale, wo sie ganz allein sein wollen. Die Einladung wird dem Weine selbst aufgetragen. Seltsam wäre es, wenn der Dichter bei den Worten „der im Golde blinkt“ an goldene Becher gedacht hätte, wie Goethes Sängers von „purem Golde“ spricht, man „aus Golde trinken“ sagt, da der Wein ja noch nicht eingeschenkt ist, und ihm auch schwerlich goldene Becher zur Hand waren, er müßte denn solche zugleich mit dem Rheinwein zum Geschenk erhalten haben; im Golde für von Gold soll wohl golden bedeuten, und sich auf die hochgelbe Farbe des Weines beziehen.†) — V. 4. Es ist eine Täuschung, wenn Klopstock das siebente Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts für eine echtdeutsche Zeit hält; auch in der Dichtung kann von einer echtdeutschen Zeit bei der damals herrschenden zweiten schlesischen Schule nicht die Rede sein.**†) — V. 6—8 wird der Antheil des Rheines an der Herrlichkeit des Johannisbergers freidichterisch hervorgehoben. Die Nebel des Rheines sind dem Weine förderlich, nicht die Khlung der sonnenbeschienenen Berge. Der Johannisberg erstreckt sich nicht bis an den Rhein. Als Klopstock unsere Ode schrieb, hatte er den Rhein nur bei Schaffhausen gesehen (erst 1774 kam er nach Mannheim), aber die grünliche Farbe durfte er trotz Götzinger auch dem Rheine im Rheingau zuschreiben. — Bei V. 11 f. schweben die Verse der genannten Ode des Horaz vor „Oft soll des alten Cato Tugend von Wein erglüh't sein“

Str. 4—7. Lob des Rheinweins, dessen Einleitung Str. 4 f.

*) Der junge Schiller spricht in der Zeichensphantasie 6, 3 vom „Golde der Reben“, Pfeffel braucht „der Reben trinkbar Gold“. Später hat Schiller Purpur vom rothen Betne. Vgl. die Erläuterungen zu dessen Iur. Ged. II, 80.

**†) V. 4 Alter. Vgl. V. 9. Auch unten V. 34 heißt er der Alte. — V. 5. Feuriger, nach Klopstock'schem Gebrauch des Komparativs.

bilden Der Dichter kennt nicht, wie der Schulmeister, das ganze weite Thier- und Pflanzenreich, aber das, was zu seinem Herzen spricht, die Rose, die Genossin des Bechers (vgl. Ode 17, 44), den Wein und die Nachtigall (vgl. Ode 10), die am Abend singt, wenn er sich des Weines erfreut, versteht er ganz, er kennt sie besser als der Philosoph, fühlt ihr innerstes Wesen, ihre Seele.*) — Mit raschem Uebergang wendet sich der Dichter Str. 6 zum Rheinwein, dem er die edelste Seele von ihnen allen zuschreibt, und ihn dadurch ohne weiteres über alle andern Weine erhebt; er ist aber auch dadurch der echtdeutsche Wein, daß er des Deutschen Charakter würdig ausprägt Klopstock hebt die nachhaltige feurige Kraft hervor **) Im Rheinweintlied von Claudius (1775) heißt der Rheinwein „edel, still und doch voll Kraft und Muth“. — Str. 7 hebt den Wohlgeruch hervor, durch welchen sich der Rheinwein von den übersüßigen Weinen des Südens unterscheidet. Dem Dichter schwebt hierbei ein Gleichniß Miltons IV, 159 ff vor, in welchem es von dem am Kap der guten Hoffnung Vorbeifahrenden heißt, daß sie, wenn der Nordwestwind hinter Mozambique ihnen sabäische Gerüche vom gewürzhaften Gestade des glücklichen Arabiens entgegenwehe, die durch den Gegenwind verursachte Verzögerung der Fahrt sich gern gefallen lassen. Es sind die auf den Molukken wachsenden Gewürznelkenbäume gemeint, deren Blumen man noch vor der Entfaltung, ehe ein Theil des ätherischen Oels verfliegt, einzusammeln pflegt. ***)

*) Erfindungsvolle, reich an verschiedenen Weinen, gleich dem Dichter. Vgl. Plin. Nat. Hist. X, 43. — Der Erweis. In den philosophischen Lehrbüchern folgte auf den Satz der Erweis, auf diesen die Folgerungen — Triflet. Vgl. Ode 33, 28.

**) Mit glühend ist nicht aufklammend, taumellos (nicht betau- schend) zu verbinden, wie zu stark den Gegensatz das auf den Champagner deutende von Schaum leer bildet.

***) Der Krämer, der gewinnstüchtige Kaufmann.

Str. 8—9, 1. Der Dichter schließt die Halle, damit nicht, durch den Geruch angelockt, ein ungebetener Gast komme, sich behaglich bei ihnen niederlasse und mit seiner nüchternen Schulweisheit sie langweile. *) Unter der Halle denkt sich der Dichter einen nach einer Seite geöffneten Gartensaal — Str. 9, 1—14, 2. Den Geist soll ihnen der Rheinwein beleben, die tiefsten Sorgen des Herzens verjühen. Die engere Wissenschaft bildet den Gegensatz zur allgemeinen, sich breit ergehenden Schulweisheit; zur nähern Erklärung tritt hinzu den hellen Einfall; es gilt nur Eingebungen des Augenblicks, die der den Geist erhellende Wein hervorruft. Der Wein soll nicht, wie man gewöhnlich sagt, die Sorgen verjühen, sie brechen. Bei Horaz heißt es, der Wein enthülle der Wesen Sorgen und ihren geheimen Plan. Als Sorgen des Herzens, die er mit dem Freunde theilen will, nennt er die wehmüthige Erinnerung an einen gestorbenen edlen Freund, die nur dem Kummer um den Verlust der Geliebten an Bitterkeit nachsteht (V. 36—44), Dichterdrang (V. 45—54) und Tugend (V. 54—58). Die Worte; „So starb — todt da!“ werden von Klopstock offenbar als Erzählung des der Aufforderung folgenden Freundes gedacht **) Der Dichter tröstet ihn über des Freundes Tod, indem er ihn seinen Schmerz ganz ergießen läßt und die Schwere seines Verlustes anerkennt. — Wenn es ihn drängt, sich unter den deutschen Dichtern einen Namen zu machen, so verweist er ihn auf würdige Gegenstände. Die Ehrbegierde erhebt sich zur Weisheit, die zu besonnener Verfolgung des hohen Zieles sich ent-

*) Von der Weisheit, von der sie sich unterhalten, über die dieser aber nur zu schwachen weiß.

**) V. 42. Kurzichtig, weil sie die Absicht der Vorlesung nicht erkennen. — Nerventlos, kraftlos, gebrochen, da sie sich in das Unglück nicht zu finden wissen.

schließt. *) — Sehr schön wird V. 54—57 der Unsterblichkeit des Dichters das stille Verdienst bescheidener Tugend entgegengestellt, wozu Klopstock sich den Uebergang durch den nicht auf Dichtwerke beschränkten Gedanken macht, daß es gar verschiedenes Verdienst gebe, das man sich um die Welt erwerben könne. **)

Str. 15, 2—4 Zum Schlusse wollen sie, nachdem sie die Sorgen durchgesprochen (athme nun auf), im Andenken an große Männer, die ihnen als Musterbild menschlicher Vollkommenheit vorleuchten, sich ergehen bis in die späteste Nacht. ***)

36. Gegenwart der Abwesenden.

Ueber das Vermaß vgl. oben S. 53. Die Sehnsucht des Dichters nach der Geliebten erhält in unserm Gedichte einen gefühlvollen Ausdruck. Seine Sehnsucht, das geliebte Weien wiederzusehn, wollte er in ein Lied ergießen, und dabei von dem letzten thränenvollen Abschied ausgehn, aber ihr Bild stellt sich ihm dabei so lebhaft vor, daß er sie vor Augen zu sehn glaubt und so das

*) Der Ausdruck ist hier höchst sonderbar; das, was die Ohrbegierde sich wählt, ist eben die Weisheit. — Würdigen, werth halten, es zum Ziel zu machen. Vgl. Ode 61, 8. Der unsterblichen Schelle, der Unsterblichkeit, die wir durch thörichte Dinge uns erwerben wollen. Es ist die Schelle der Narrenkappe gemeint.

**) Sie soll. Unmöglich kann soll hier die Forderung bezeichnen, die man an die wahre Tugend stelle. Gewöhnlich wird so man sagt gebraucht. Launing bezeichnet er es als eine Sage, da die Tugend selbst sich darüber nicht äußert; sich schließt er hier von denjenigen aus, die auf solche stille Tugenden Anspruch machen können.

***) Zu des Aufgangs Ähnlungen vgl. zu Ode 31, 10.

ganze Glück der Liebe genießt.' Die Wirkung des Gedichtes hat dadurch bedeutend verloren, daß der Dichter das Ganze als etwas Vergangenes erzählt. Das von Klopstock dem Jahre 1753 zugewiesene Gedicht kennen wir nur in der Gestalt, worin es die erste Ausgabe der *Oden* unter der Ueberschrift *An Sidli* brachte; die zweite hat wenig geändert. *)

Str. 1 3. Die Sehnsucht der Liebe wollte ich singen und glaubte schon den wehmuthsvollen Abschied von der Geliebten auf meiner Leier zu vernehmen. — V. 1 f. Der erwartenden, auf Gegenliebe wartenden, wie das folgende noch ungeliebten es erklärt **) V. 3 f. Es sollte eigentlich heißen „denn ich werde geliebt, wie es noch keiner außer mir ward“, aber der Gedanke, daß keiner so wie er geliebt habe, drängt sich auf kaum zu billigende Weise vor. Schon zur Zeit seiner Liebe zu Fanny meinte er, keiner habe je so geliebt. Vgl. oben S. 20. In einem Briefe an Ebert vom 18. September 1753 nennt er seine Clary „das geliebteste und liebendste Mädchen“. — Treffend werden in Str. 2 die Schmerzen sehnsüchtiger, Verlangen und Hoffen innigst vereinernder Liebe geschildert ***) — Str. 3, 2 Am Rosenbusch, in Metas Garten. Vgl. *Ode* 29, 30 ff. S. 219. — Des Abschieds Thränen, den thränenvollen Abschied. Thränen ersticken fast die Stimme (V. 12).

Str. 4–6. Schon war er im Begriffe, diesen Abschied zu singen, als er ganz von der lebhaftesten Vorstellung der

*) In der ersten Hand V. 13 zu leisem, V. 24 Thräne.

**) Die muß (wie unten V. 9) betont werden, was freilich prosodisch hart ist, da die Silbe kurz gesprochen werden muß.

***) Irrig hat man neuerdings auch V. 7 vor doch einen Gedankenstrich gesetzt, wogegen man richtig V. 8 f. als parenthetisch bezeichnet hat. Klopstock setzte nach V. 4 und 8 bloße Ausrufungszeichen, nach V. 2 Komma.

Geliebten hingerissen ward. *) — V. 13 Das Ohr war zu leise, zu empfindlich, so daß es alles, was sie beim Abschiede sich gesagt, nebst allen Thränen wieder hörte — V. 17 f. Die süße Täuschung, daß die Geliebte vor ihm stehe, ließ ihn seine wirkliche Entfernung von ihr vergessen. Beim Trinken der Vergessenheit schwebt das Trinken aus dem Lethe vor (Hor. epod. 14, 3. 4). — Str. 6. Er sah sie leidhaft vor sich und freute sich seiner unendlichen Liebe. — Wie hing mein Herz, ist nicht nothwendig von der Umarmung zu verstehn. Vgl. Ode 30, 4 f. 10 f. — V. 23. Als die Liebenden lieben. Vgl. Ode 7, 23 f. — Der Schlußvers spricht, anmuthig ausklingend, das volle Glück aus, daß er endlich die Geliebte gefunden, der er sich so lange entgegengesetzt. Vgl. Ode 4.

37. Für den König.

Das Versmaß ist dasselbe wie Ode 25 und 31, nur daß der letzte Vers um einen Daktylus gewachsen. Das Gedicht spricht den feurigsten Dank an Gott aus, daß er dem Lande einen christlich frommen, menschlichen König verliehen; die Feier des Königs wird einem sterbenden, in die Zukunft schauenden Christen in den Mund gelegt. Wie in so manchen Oden, zielt alles auf diese längere Schlußrede, welche den Hauptgedanken lebhaft ausdrückt. Vgl. Ode 4. 7. 21. 24. Die Ode erschien zuerst unter der Aufschrift Psalm (vgl. zu V. 1) zu Kopenhagen 1753 und in einem andern Abdruck in demselben Jahre zu Hamburg, dann auch mit einer „vergott-

*) Irrig ist die Erklärung: „Ich faßte den Entschluß, dem Abschiedsliede nicht zu lauschen“; der Dichter sagt nur, er habe dem Gedanken an den Abschied sich entzogen.

[shedeten“ Uebersetzung in den Poetischen Gedanken (1753 Nr. 19); sie ging später in die Schubartsche und die darmstädterische Sammlung über. Mit manchen Verbesserungen nahm sie Klopstock in die erste Ausgabe der Oden unter der jetzigen Ueberschrift auf*).

Str. 1. Anruf Statt der Muse oder der Feier ruft der Dichter den Psalter an, wie er Gott als biblischen Jehovah anredet. — Psalter, Psalterion heißt eigentlich ein dreieckiges, harfenähnliches Saiteninstrument (sonst Magadis), dessen sich die griechischen Sänger bedienten, ward aber später besonders von der Psalmenichtung gebraucht. Psalm 33, 2: „Danket dem Herrn mit Harfen und lobsinget ihm auf dem Psalter von zehn Saiten.“ Vgl. Psalm 71, 22*). — Str. 2—5, 2. An das allgemeine Lob der Herrlichkeit und Milde Gottes schließen sich der Dank, daß er ihnen (den Dänen) einen solchen König verliehen,**

*) Zu der ersten Fassung stand V. 2 herab' Ruf zu der, V. 6 Tre glückseligen Volk, V. 9 Wonn' und Jubel, V. 17 Er ist's, er, V. 2 der schwillende Heib, V. 26 dem Göttlichen zu, V. 27 Schwarz Stunden (was Cramer irrig als Druckfehler bezeichnet), V. 30 „Du bist du wie das Leben“, V. 32 nicht das Auge der Engel, V. 36 belohne! se Herz, V. 37 Keinen König, der Gott dies, V. 38 ff.: „Kann gebort, wird ihm das Kind schon fallen, Und geschaffen vor Eden, | Sieht ihn da Seraph, erst, sagt es vor Gott“, V. 51 „Gott, Gott, segn' ihn! Gott, segn' ihn!“ V. 52 nicht, komm und, V. 53 sein Alter, V. 54 Mit der Wonn' V. 54 sie folgen ins Weltgericht nach, V. 71 „Und nun . . . Segne, Gott segn' ihn!“ In der ersten Ausgabe der Oden stand V. 32 nicht den Heib. V. 40 „Sieht ihn der Seraph und nennt ihn vor Gott“ Erst die zweite Ausgabe brachte die jetzigen Lesarten V. 6, 17, 22, 38 f. 58. Irrig liest sie V. 1 die (statt Tre) rinnt, da hier ein neuer Abschnitt beginnt

**) Gilberton, wie Ode 16, 6. — Zur Stimme deiner Feier, v deinen feierlichen Tönen. — Erhöhen, erheben, preisen.

**) Menschlichkeit, nach älterm Gebrauche für Menschheit. Vgl. Ode 16 f

und das Gebet, Gott möge ihren König immerfort beschützen und lange erhalten, da er von allen innigst geliebt werde. Die Uebertreibung, daß der König die Wonne der ganzen Menschheit sei, kommt ungelegen, da eigentlich nur von der Liebe die Rede sein kann, die er bei allen seinen Unterthanen sich erworben.*) — Mit rascher Wendung wendet er sich an den König selbst, dem er Heil wünscht, wogegen er über den Eroberer Wehe ruft. Zum Bilde des Eroberers vgl. Ode 1, 10 ff. 18, 5 ff. Außerst kühn wird das Wiehern und in der zweiten Fassung auch das Schäumen der Pferde auf den Eroberer, das Wüthen des Eroberers auf die Pferde übertragen **) — V. 23—25. Stirb! — ihm nach. Nach dem Tode wird er von den Seinen verflucht, da er bloß nach blutigen Lorbeern gestrebt. Von der Strafe Gottes ist hier nicht die Rede, wo nur der Gegensatz zu „Dir rinnt die Freudenthräne“ beabsichtigt ist. Der Donnerer ist hier nicht, nach einem auch bei Klopstock sich findenden Gebrauche, Gott, sondern der Eroberer, der Held der donnernden (Ode 26, 22) Schlacht. Vgl. Ode 2 Lied 2, 13. Der Eroberer suchte Lorbeern im Allerniedrigsten, in unmenschlicher, thierischer Wuth; dort schienen sie ihm zu sprossen. Klopstock läßt Lorbeerzweige aus den fürchterlichen Kriegsthaten hervorst wachsen; an ganze Lorbeerbäume darf man nicht mit Gruber denken. Die Vorstellung ist an sich freilich sonderbar; aber viel schlimmer macht man die Stelle durch die Deutung, Gottes Auge

*, Mit besonderer Kunst werden die Bitten um dauernden Segen und Leben mit einander verbunden; Gott möge, wenn er auf ihn schaue, nur auf ihn blicken und nie seinen Blick von ihm wenden. Der Parallelen V. 8 und 16 ist biblisch. Statt „der der Jubel unserer Seele ist“, in stärkere, neu anhebende Ausruf ein.

**) Gezähmter statt zahmer (weniger wild) dürfte lauter vorgehen sein.

entdecke die Lorbeern doch, wenn sie auch in Blut und Schmutz wuchsen, und bestrafe sie was gar nicht da steht. — Str. 7, 1—8, 1 Dem Glücke, der dem Eroberer folgt, tritt das gute Bewußtsein des von seinem Volke geigneten Friedensfürsten entgegen. — Schwarze Stunden im Gegeniaz zu der dauernden bessernden Unsterblichkeit. Die Aenderung Freuden war keine Verbesserung; eher hätte bessern in reinen geändert werden sollen. V. 28 f. deuten auf den Gedanken, sich dem Edlen zu widmen. Vgl. Ode 18, 21 ff. — Dann, wenn er diesen Entschluß gefaßt hat. Wie er emporsteigt, bezeichnen V. 30—32. Vgl. auch V. 33 f. — Bei den Worten Spricht zum Ruhme schwebt wohl die Stelle im Prediger (2, 2) vor: „Ich sprach zum Lachen: Du bist toll! und zur Freude: Was machst du?“ Bloß die Worte: „Du kennst nur die Außenthats!“ (V. 30) spricht er zum Ruhme, das folgende edel handelt ist asyndetisch mit spricht verbunden, wie dieses selbst mit dem noch von der (V. 26) abhängenden V. 29. — Str. 9 f. Aber dem guten seine Pflicht streng erfüllenden König fehlt es auch nicht an Ruhm; das Kind preist ihn und der Seraph.*) Dem lallenden Kinde, das kaum den Tag geschaut hat, wird der Seraph entgegengestellt, der Sonnen entstehen und vergehn gesehen hat. Vgl. Messias I, 261 ff.

Str. 11 führt uns der Dichter nach dem Kinde und dem Seraph ohne weitem Uebergang einen sterbenden Christen vor, in dessen Abschiedsrede an den Enkel die Größe und das Glück des von Gott den Tönen verliehenen Königs, der das eben von einem gewissenhaften Friedensfürsten Bemerkte bewahrheitet, sich auf das lebhafteste ausprägt. — V. 41 wäre die gewöhnliche Wort-

*) Weiß', Echuweise, wie V. 23. Vgl. Ode 35, 30, 32. — Des Engels des Schutzens, wie auch ursprünglich V. 32 „das Auge der Engel“ stand.

folge: „Ich sah einen weissen Christen sterben“; einen Christen tritt mit hervorhebendem Nachdruck voran, doch dürfte hierbei die dem Dichter gestattete Freiheit der Wortstellung überschritten sein. — V. 42 Zur Zeit der neuen Heiden. Gerade in demselben Jahre schrieb Klopstock Drei Gebete eines Freigeists, eines Christen und eines guten Königs ausdrücklich für den König, weil man fürchtete, dieser möchte zum Zweiler an der Wahrheit des Christentums werden. Daß Friedrich ein Christ sei, hatte er schon früher mehrfach hervorgehoben und ihn in dieser Beziehung über den unchristlichen Preussenkönig erhoben. Vgl. Ode 18, 29. — V. 44. Gegen den Enkel deutet auf sein hohes Alter, doch redet er ihn V. 52. 57 Sohn, wie V. 64 Jüngling an. — Lächelte, sprach lächelnd, da er sich auf das Jenseits freute. (Str. 12 Dank gegen Gott, dem der Greis sich entgegenseht.) Klopstock schwebte hierbei die letzte Rede eines alten Heiden, des Plato vor: „Ich danke der Natur, daß ich ein Mensch und nicht ein Thier, daß ich ein Grieche und nicht ein Barbar, daß ich ein Athener und zu Sokrates' Zeit geboren bin“ (Plut. Mar. 46). — Str. 13—16. An den Preis seines Glückes, die Zeit dieses Königs erlebt zu haben, wird treffend die Weissagung eines langen, im Bewußtsein seiner Thaten beglückten Lebens angeknüpft. Die zwischentretende Mahnung an den Enkel (Str. 13, 4), seinen Tod nicht zu beweinen, wirkt störend und steht ganz unverbunden da. Die Andeutung, daß ihm nur der Gedanke, diesen König nicht mehr sehn zu sollen, den Tod schmerz-

*) Schwelle, hier vom äußersten Punkt, der Grenze, wobei der griechische Ausdruck auf der Schwelle des Alters voranschwebt (il. XXII, 60. XXIV, 487. Herod. III, 14 n. a.). Den Worten widerspricht ganz offenbar die Deutung, das irdische Leben werde als Schwelle (Eingang) in das ewige Leben gedacht.

sich mache (Str. 14, 1 ff.), streift an's Uebertriebene. Anstößig ist bedeckt (Str. 15, 4), das wohl zu den Haaren (die Mehrheit ist hier gewählt, als die gewöhnlichere Einheit), aber nicht zur Wonne des Lebens (dem Rückblick auf ein würdig und segensvoll geführtes Leben) paßt; um so anstößiger, als „und — Lebens“ nicht gleichsam parenthetisch gesagt ist, sondern besonders hervorgehoben und ausgeführt wird. — Zu Str. 16, 2–4. vgl. den Schluß von Ode 21. — Str. 17 f. Das Höchste, was man auf Erden schauen kann, ist ein Herrscher, der die Seinigen beglückt. — Str. 18. Der Greis schließt mit der Mahnung an den Enkel, dieses Königs würdig zu sein, und mit den reichsten Segenswünschen für den König. Der Mahnung an den Enkel folgt sich glücklich der Gedanke ein, daß dem König kein noch so becheidenes Verdienst entgehe. Der Segen der Sterbenden erweist sich besonders wirksam. — Der Greis will den Enkel segnen, wozu er mit Nun beginnt; da er aber fühlt, daß es zu Ende geht, kann er sich nicht enthalten, erst den Segen des Königs zu wiederholen (vgl. B. 51 f.), und so stirbt er, ohne den Enkel wirklich gesegnet zu haben.

38. Die Genesung.

Hier zum erstenmal bediente sich Klopstock freier Maße, denen er etwas Dithyrambisches zuschrieb. Vgl. oben S. 43 f. Die Theilung in Strophen von vier Versen erfolgte wohl erst später, denn wir kennen die Ode erst in der Gestalt, welche sie in der ersten Ausgabe der Oden erhielt; wenige Veränderungen ließ der

Dichter in der zweiten eintreten *) Klopstock schrieb die Ode zu Quedlinburg im September 1754 nach der Genesung von einem lang andauernden Fieber, um Gott dafür mit Beziehung auf seinen Messias zu danken, den er doch erst vollenden möchte, ehe er in das Jenseits hinübergehe. Vgl. oben S. 34. Seiner im Juni mit ihm verbundenen Meta gedenkt er hier gar nicht.

Str. 1. Gott hat mich genesen lassen. Die Genesung**) bezeichnet der Dichter als eine der wohlthätig auf den Menschen wirkenden Kräfte, zu denen er auch den Schlummer und die Gemüthsruhe zählt. Vgl. oben S. 225. Sie ist auch von Gott geschaffen, aber auch nicht als unsterblich, wie so viele auf Erden wirkende Kräfte, die mit dem Ende der Welt schwinden, wogegen die Seele des Menschen, ja auch sein verklärter Leib zur Unsterblichkeit bestimmt ist. Unmöglich kann der Dichter sagen wollen, die Genesung vermöge nicht den Menschen auf immer dem Tode

*) In der ersten Ausgabe begannen V. 2 und 26 Obwohl der, V. 4 und 28 Vom Himmel, V. 7 stand kalter statt kalten, V. 17 f. „Jünglingsfragen gefragt, Antworten Mit den Fragen gleiches Maas bekommen.“ In der zweiten Ausgabe gab Klopstock zuweilen die Bezeichnung der Länge oder Kürze, die man leider in den neuesten Abdrücken überall vermisst. Als kurz sind bezeichnet nur V. 3, von V. 4, Hätt' V. 5, mit V. 13, und V. 14, in V. 22, Mein V. 24, als lang mit V. 8 und das V. 21. Demnach schließt V. 14 mit dem Fuße UU—U, wie der erste Vers der folgenden Ode, am Ende von V. 20 steht der dritte Paon (UU—U). Als lang wollte Klopstock auch die erste Silbe von Stimme bezeichnet haben, nach seinem Briefe an Göthe vom 12. Oktober 1796.

**) Daß unter ihr nicht die Gesundheit zu verstehen sei, sondern die Wiederherstellung derselben zeigt das Gedicht selbst, um vom Sprachgebrauche zu reden, so deutlich, daß es unbegreiflich, wie man dies hat übersehen. Noch seltsamer hat ein Herr Moritz Klopstocks Genesung verstanden erklärt ernstlich auch V. 2 „wie meine erste Schöpfung, die Welt“ „nur so lange es Gott gefallen, genesen sei“. Und dieser Dichter nutzlos reden!

zu entziehen.“) — Str. 2. Ohne seine rettende Hand wäre ich gestorben. Diesen Gedanken kleidet der Dichter in ein schönes bildliches Gewand, indem er die Aureda an die eingeführte Göttin der Genezung fortsetzt und im Gegensatz zu ihr das schauerliche Bild des bewältigenden Todes ausführt. Adelong führt unsere Strophe zum Beweise an, daß Klopstock zuweilen einen ganz gemeinen Gedanken in einen Schwall von Worten und Bildern einzukleiden pflege; denn sie sage nichts weiter als: „Wäre ich nicht gesund geworden, so wäre ich gestorben.“ Den Vorderatz faßt Adelong aber irrig; er heißt vielmehr: „Hätte Gott mir nicht die Genezung gesandt“.**) — Statt des Antlitzes nennt der Dichter die Stirn, worin sich sonst die geistige Bewegung ausdrückt, Trauer und Freude, Ernst und Freundlichkeit, aber im Tod ist sie erschläft. — Str. 3—5. Freilich wäre ich im Tode zu höhern Sphären gewandelt und hätte in das Leben der Gestrirne, das mir auf Erden dunkel bleiben muß, Einsicht erhalten. Vgl. zu Ode 51, 14.**) — Str. 6. Aber er hätte

*) Man hat neuerdings die frühere Besart obwohl für vorzüglicher gehalten, aber nur weil man Klopstocks spätere Fassung nicht verstand. Freilich ist das wirklich „Unsterbliche“ hier als Gegensatz nicht genannt, aber das er darunter die menschliche Seele meint, ist, und mußte es besonders für Klopstock sein, ganz unverkennbar. Vgl. Ode 39 Str. 25 ff. 41 Str. 5 f.

**) Des Liegenderden kalter Stern, nach Klopstockischer Weise für „meiner Stern, der ich kalt da gelegen haben würde“. So heißt es Ode 2 Stb. 1, 13 der Folgenden für „ich, der ich dir folge“, Ode 79, 68 dem Kommenden für „einem, der kommt“, Ode 141, 9 die Wunde der Verlassenen für „die Wunde von mir, die ich verlassen bin“. — Eisernen, der gewaltsam niedertritt, das Bild ist vom Kampfe hergenommen.

**) B. 9 auch, in diesem Falle, wie B. 21. — B. 10. Vgl. Ode 39, 9. 133, 1 ff. — B. 12 dem doppelten Auge, dem mit dem Fernrohr bewaffneten Fort Dichter denkt sich alle Erden, Sonnen und Kometen bewohnt. Vgl. Reissner V. 147 ff. Ode 46. 47. 63. — Rühn, von jeder Wißbegierde getrieben. — Jüng

dann auch das Werk seiner Bestimmung, den Messias, nicht vollendet. Vgl. Ode 9, 6 ff. 23, 41 ff. — Süß, da sie ihm einen herrlichen Lohn verhielt. Vgl. Ode 11, 45 ff. — Drum freut er sich seiner Genesung, was er schließlich durch Wiederholung der Anfangstrophe ausdrückt, die hier vielleicht besser eine andere, seine Freude lebendiger bezeichnende Wendung erhalten hätte.

39. Dem Allgegenwärtigen.

Aus der tiefen religiösen Richtung, von welcher er in den vier Jahren seiner Verbindung mit Metta sich gehoben fühlte, ist unsere Ode hervorgegangen, an welche sich nach Mettas Ende November 1758 erfolgtem Tode vier ähnliche angeschlossen. Es sind sehr schwungvolle, doch zuweilen ermattende Ergüsse der angeregten frommen Betrachtung, denen es aber an strenger, abgerundeter Einheit fehlt. Unser Gedicht erschien Ende 1758 in Gramers Nordischem Aufseher (I. Stück 44) unter der Aufschrift Betrachtungen über die Allgegenwart Gottes, in einer von der jetzigen wesentlich abweichenden Gestalt. Die Strophenform fehlt dort völlig, nur sind an vielen Stellen durch Einrücken der Zeilen Abschnitte angedeutet. *)

Jünglingsfragen, da er noch ganz jung, unerfahren in diesen höhern Sphären. Auch hier hat Herr Noire sich wieder bloß gestellt, indem er bei Jünglingsfragen an den ledigen Muth der Jugend erinnerte, um den es sich hier nicht handelt. Aehnlich setzte Klopstock Jünglingsthänen einmal an die Stelle des ursprünglichen jungen Thränen. Die Jünglingsfrager stehen parallel dem ersten entzündenden Gruße.

*) B. 15. 21. 25. 28. 34. 43. 54. 67. 76. 80. 87. 90. 96. 101. 104. 109. 1. 121. 125. 130. 135. 138. 144. 149. 156. 164. 168. 172. 180 Die Verse sind b nach der ursprünglichen Fassung geätzt.

Die Verse sind vielfach anders als jetzt abgetheilt.*) Die sonstigen Abweichungen sind folgende. V. 3 (2) steht Hestiger gebetet, V. 4 (3) Als dein, V. 6 (5) her (statt dieser), V. 14 (12) Allein (statt Aber), V. 16 (1) Diese Schwere der Erde, V. 23 (19) „Mit Feuer taufe meine Seele“, V. 31 (26) „Schon so viel Kräfte jener Welt hat“, V. 33 (28) o Unendlicher, V. 41 f. (36) „Was Gott bereitet hat | Denen, die ihn lieben“ (vorher fehlten die Verse „Nicht in — Todter ist“, V. 45 f. (39) „Den, der geschaffen hat, sieht. | Wenige, deren Ohr“, V. 47 ff (40—42) „In dem — Sturmwind, | Im Donner, der rollt, Oder im l. B. Den Unerforschnen hört! | Wenige Herzen erfüllt | Mit Ehrfurcht und Schauer“, V. 56 f. (47 f.) „Stets finden. Und wenn er mir entflieht, | Dieser himmlische Gedanke“, V. 60 (50) Aus den, V. 66 (56) Im Allerheiligsten, V. 67 (57) meine Augen auf und sehe, V. 72 ff (62—64) „verweisen, | Aus der ich auferstehen werde, | Gott, Gott würdigt auch dich, | Dir — sein“, V. 80 ff (69—71) „Schauer | Fühl' ich das Wehen, | Hier ist das Rauschen der Lüfte! | Er hieß sie wehen und rauschen, | Der Ewige! | Wo sie wehen und rauschen, | Ist der Ewige!“, V. 87 (73) und 90 (77) Freu', V. 89 (76) Wird der Ewige sein! V. 93 (78) Werden deine, V. 99 f. (84) „Wieder aus Staube, Unsterbliche schafft“.

*) V. 1 schließt gelangen, V. 2 Liebe, V. 9 Seele, V. 10 ist, V. 11 Loos, V. 18 zu Gott, zu Gott, V. 19 Unendlichen, V. 21 in Staub, V. 26 lautet „Allgegenwärtig, Vater, umgibst du mich!“ Cobann schließt V. 27 Anschau sein, V. 29 an dich, V. 30 besteht bloß aus Allgegenwärtiger, V. 34 schließt Auge, V. 35 Ohr, V. 36 Herz, V. 37 rang, V. 38 nach We auch (statt nach Gott, nach Gott), V. 91 und 92 Schöpfung, V. 94 verhäubter, V. 95 Ewige! V. 107 mich, V. 114 ff. Erde, Leib, Welten, Engeln, Welten, V. 128 dir, V. 181 finds, V. 139 Auferstehung, V. 142 Augenblicken, V. 158 erhebe, V. 162 geht von Entflamm' b Empfindungen, V. 180 schließt mit Hände.

wogegen Verſet — Kronen (Sb) fehlt, B. 104 89) gleich B. 67 (57) iſt, B. 109 f. (93) „Geheimnißvolle Nacht der Welten, | Wie — ſchaun“, B. 112 (95) „So ſchauen wir in dir, o Nacht der Welten“, B. 135 (113 f.) Augenblick (ohne Allgegenwärtiger), B. 144 f. (121) „Ich lieg', ich liege vor dir Auf meinem Angeſichte“, B. 147 (123) im Staube, B. 150 ff. (126—128) „O die du ſein wirſt, | Die du höher denken Und ſelig er empfinden, | Die du anſchaun wirſt“, B. 155 (131 f.) „Durch den, der war! — ſein wird“, B. 164 (141 f.) „Wer bin ich, o Erſter? Wer biſt du?“, B. 166 f. „Daß ich dein ſei, Auf ewig dein ſei“, B. 177 (154) Verwandeln (ſtatt Wandeln). Am Schluſſe ſind noch dreißig unten mitgetheilte Verſe ausgefallen. *) Noch in der erſten Ausgabe ſtand B. 14 ſüßlt, B. 33 Kam's, B. 34 ins Herz deß, der, B. 36 Gott denken, B. 71 drei Punkte nach dem erſten Der Ewigel, B. 73 und 77 Freu', B. 78 Höhen, B. 85 Verſt, B. 91 Euch, Sonnen, euch, Erden, B. 92 um mich, ſeine göttliche Gegenwart, B. 93 im dunkeln, B. 112 In meine Seele ſtrahlſt, B. 121 Angeſichte, B. 145 ff.: „Ohn' ihn, der ſich für mich geopfert hat, | Könnt' ich nicht dein ſein! Ohn' ihn wär'

*) „Mit Gnade ſei mir gegenwärtig, Mit Gnade! Mit Gnade! Es ſind Worte des ewigen Lebens, Die du beteteſt, | Eh' du in Gethſemane | Ins Gericht giengſt. | Hallet, Himmel, ſie! | Stamm! o Erde, ſie nach! | Daß alle ſie eins ſein! Wie du, Vater, in mir biſt, | Wie ich in dir bin! | So laß alle ſie eins in uns ſein, | Ich in ihnen! | Und du in mir! Daß ſie zu einer Vollkommenheit Vollendet werden! Hallet die Worte des ewigen Lebens, ihr Himmel! | Stamm! o Erde, ſie nach! Der für mich mit dem Tode rang! | Den Gott für mich verließ! | Der nicht erlag, | Als ihn der Ewige verließ. Der iſt in mir! Gedanke meines tiefften Erſtaunens, Ich beuge vor dir! | Da die Wunde gewaltiger weht, | Die höhere Wog' auf ihn ſtrömte. | Sanft Repha's! | Ich ſinke! Hilf mir, mein Herr! und mein Gott.“ Die Abſchnitte ſind hier durch Doppelpunkte bezeichnet.

feines Menschen Herz kommen ist, das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben.“ Die Wiederholung von „Unendlicher“ V. 28 leitet die Unfaßbarkeit ein, wie die Umschreibung des Menschen V. 34 f. auf den Grund deutet, weshalb dieser die Größe der Seligkeit nicht zu ahnen vermag (er ist durch die Sünde gefallen und an die Erde gefesselt) *) — Str. 10 f. Nur wenige Menschen erkennen in der Schöpfung den allgegenwärtigen Schöpfer! Vgl. Ode 41, 57 ff. — Str. 12 14. Gott aber möge geben, daß der Gedanke der Allgegenwart mich immer umfassen und ich, sollte er mir verloren gehn, ihn vom Himmel wieder erflehe, auf daß ich ihn ganz durchdringe, was er als Vorbereitung zum einstigen Schauen Gottes von Angesicht zu Angesicht faßt. Unter dem Heiligthume versteht er die Natur, unter dem Allerheiligsten den Ort, wo Gott unsichtbar im Himmel thront (Messias I, 329). Beide Ausdrücke sind von der Stiftshütte hergenommen (2 Mos. 26, 33). — Gedanke der Ewigkeit, ewiger, unvergänglicher Gedanke. Früher stand „dieser himmlische Gedanke“. — Statt des Himmels nannte die erste Fassung die dort thronenden Engelschöre. — Laute Thränen der Freude (Ode 36, 9 ff.), über die Gewißheit, daß er ihn wiedergewonnen werde. Irrig denkt Gruber an Freudenthränen der Engel. Vgl. V. 107.

Str. 15—22. Gott ist in allem auf Erden gegenwärtig. Die Erde ist der Stoff, woraus der Mensch geschaffen, der Boden, worauf er lebt, aber auch der Schoß, worin er verwesen wird, und auch in ihr ist Gott gegenwärtig. Von ihr wendet sich der Dichter

*) Dürstete. Vgl. Psalm 42, 3 (60, 2): „Es dürstet meine Seele nach Gott.“ So auch unten V. 117. Ode 41, 77. 42, 19. Sonst hat Klopstock auch die Form dursten.

(im Gegensatz zur Verwesung) zur blühenden Blume und mit denselben Worten (vgl. Str. 17, 1. 18, 1) zu der Luft. Störend wirkt die wiederkehrende Erwähnung des im „Donnersturm“ gegenwärtigen Gottes. Vgl. B. 40 f. Gezwungen ist die Umstellung B. 63 auferstehn aus der, wo man statt der eher ihr erwartete. — Str. 19–22. Selbst bei der Verwesung des Todes ist Gott gegenwärtig, wie bei der einstigen Auferstehung des Leibes (vgl. Ode 23, 17 ff.). Alles wird an jenem Tage vor dem Ewigen*) sich beugen und auch die Vollendeten werden hinsinken, der Dichter faßt dies lebhaft als Aufforderung an sie, um Gott zu preisen, der im Tode wie im Leben sich offenbare. Im zwanzigsten Gesange des Messias heißt es, als der Messias den Himmel betritt: „Da entzauken der Engel Kronen, | Da streuten mit sanfterer Freude die Himmlischen alle | Palmen auf den erhabenen Weg.“ Die Vollendeten erhalten die Krone des Lebens (vgl. zu Ode 20, 23) und Palmzweige (vgl. Ode 23, 55 f.) In der Offenbarung Johannis (4, 40 f.) haben die vierundzwanzig Ältesten goldene Kronen, die sie zur Erde werfen, da sie vor dem Herrn am Stuhle desselben niederfallen, um ihn zu preisen. Vgl. Messias XX, 129 ff. Ode 43, 58. 63, 11. Nur das Halleluja dem Schaffenden! wird wiederholt, weil Gott doch eigentlich Gott des Lebens ist, auch aus dem Tod wieder Leben hervorgeht. Hätte der Dichter beim zweiten Halleluja dem Schaffenden! an die Auferstehung gedacht, so

*) Jesajas 2, 11 ff. sagt vom Tage des Herrn Zebaoth, der Herr werde dann allein hoch sein, über alle Berge und Hügel, alle Thürme und Mauer, alle Schiffe und alles Menschenwerk, „daß sich bücken muß alle Höhe der Menschen und demüthigen, was hohe Leute sind, und der Herr allein hoch sei.“ Klopstock läßt auch die Tiefen sich bücken, d. h. sich noch mehr erniedrigen. Die Trümmer braucht Klopstock durchweg in der Einzahl, so auch Worthe u. a., wovon die Mehrzahl Trümmer n.

würde er wohl (vgl. B. 84) dem Wiederschaffenden gesagt haben. Der Herr spricht (1 Sam. 2, 6): „Ich werde todt und ich werde lebendig machen.“ Ueber Halleluja vgl. unten S. 269. — Str. 23 f. Auch in allen zahllosen Welten ist Gott allgegenwärtig. Der Uebergang geschieht absichtlich mit denselben Worten, wie Str. 15. — Nacht der Welten findet seine Erklärung in geheimnißvolle Nacht. Eben im Dunkel der Nacht, die so große Geheimnisse uns enthüllt, sehen wir unzählige uns am Tage verborgene Welten. — In dem dunkeln Worte, nach 1 Kor. 13, 12: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel, in einem dunkeln Worte (ἐν ἀνύμω), dann aber von Angesicht zu Angesicht“ — Str. 25 f. Aber vor allem ist Gott in meiner Seele gegenwärtig, er ist ihr näher als diesen unbeseelten Welten, die seine Gegenwart nicht zu denken noch zu fühlen vermögen. Wie fein Leib nichts ist gegen diese ungeheuern Welten, so steht er durch seine Seele, die unsterblich ist und von Gott selbst wieder erlöst ward, hoch über ihnen. Die Wiederholung der Worte „diese — Welten“ wirkt hier schwächend. — Die Hervorhebung des Fühlens, Empfindens neben dem Denken hat Klopstock auch in den folgenden Strophen wirksam verwandt. Vgl. Str. 27, 32, 34 f.

Str. 27–30. Welch ein Wonnegefühl durchströmt mich, wenn mich der Gedanke der Allgegenwart Gottes ganz ergreift! Und wie sehnt sich meine Seele nach solchen Augenblicken, wo ihr Gott näher ist! Der Uebergang zu dieser Wendung ist am Schlusse von Str. 26 glücklich vorbereitet. Dem in der Erde ruhenden Körper schreibt der Dichter sehnliches Verlangen nach der Auferstehung zu *) — Str. 31. Hier ergreift

*) Namlos braucht Klopstock im Sinne von „unbeschreiblich“ (vgl. Ode 40, 49), aber auch namenlos (Ode 41, 47).

ihn aber das Gefühl seiner Nichtigkeit; er fällt vor Gott nieder und möchte sich noch gern tiefer vor ihm erniedrigen, im Staube der niedrigsten der von ihm geschaffenen Welten vor ihm niedersinken. Die Erde ist keineswegs diese unterste aller Welten.

Str. 32 f. Doch ermunthigt ihn das Gefühl seiner unsterblichen, zum Anschauen Gottes geschaffenen Seele. Zur Umschreibung des Namens Gottes (Jehovah), „der war — sein wird“ vgl. 2 Mos. 3, 14. Offenb. Joh 1, 4. Ode 41, 28. Die Seele redet er hier, wie sonst, im Gegensatz zum Körper als Unsterbliche an. Vgl. Ode 23, 5 ff. Str. 34—36 So darf ich denn auch Gott anflehn, meine Seele immer mehr zu ihm hinzuleiten, sie im Glauben an ihn zu befestigen*), damit sie ganz ihm angehöre. In den Worten deine noch ungeschauten Gegenwart tritt wieder das Verlangen nach einstiger unmittelbarer Anschauung hervor. — Str. 37—40. Aber was wäre ich ohne den Erlöser, der mich wieder mit Gott versöhnt hat, an den ich sonst nicht ohne Grauen hätte denken können. Klopstock hält sich hier streng an die christliche Erlösungslehre; an den Gegensatz des Christen zum Nichtchristen ist gar nicht gedacht. Freilich wunderte sich der Philosoph Eberhard (Neue Apologie des Sokrates I, 16), von Gottes „Feuerreifer und Rache“, wie es in der ersten Fassung hieß**), aus Klopstocks Munde zu vernehmen, allein dieser steht hier, wenn er auch den Ausdruck aus dem alten Testamente genommen, ganz in der strengen christlichen Vorstellung, wonach Gott durch den Abfall des Menschen erzürnt und von ihm abgewandt war, es der Erlösung bedurfte, seinen

*) Gründen, fest begründen, daß sie nicht warte.

**) „Ohn' ihn wär' deine Gegenwart Feuerreifer und Rache nur.“ Gott nennt sich selbst einen eifrigen Gott (2 Mos. 32, 41); sein ist die Rache (5 Mos. 32, 35); des Grimm's seines Horns wird mehrfach, wie 5 Mos 13, 17, gedacht.

Born zu besänftigen, daß er uns wieder als seine Kinder annehme. Auffallender ist die jetzige erst in der zweiten Ausgabe eingetretene Fassung, wo Gott als ein „allmächtiger Unbekannter“ bezeichnet wird, aber der Dichter nahm an, daß der Mensch, auch wenn er nicht durch göttliche Offenbarung wüßte, daß er durch seinen Abfall Gottes Born auf sich gezogen, doch eben in Folge des Sündenfalls, durch den er in einen Zustand der Erniedrigung gekommen, Grauen vor Gott empfinde. Vgl. Ode 40, 7 ff. *) Klopstock schließt mit dem innigsten Ausdruck seines Glaubens an den Erlöser, hindeutend auf die Erzählung von Thomas (Joh. 20, 24 ff.).

In dem jetzt weggefallenen Schlusse des Gedichtes (vgl. S. 251 *) kam Klopstock auf Christus zurück, und zwar gedachte er der Worte, die dieser bei Johannes spricht (17, 21 ff. vgl. Messias IV, 131-4 f.), und er schloß mit dem tiefen Gefühle, daß der Herr ihm beistehn müsse, damit er nicht sinke, wie Petrus (Kephas) sank (Matth. 14, 30 ff.). Eine innere abrundende Einheit hat das Gedicht nicht; um so weniger war Veranlassung, den Schluß wegzulassen, ja man kann behaupten, daß dieser einen dem Anfang entsprechenden Ausgang bilde als das jetzige Abbrechen bei dem Bekenntniß seines innigen Glaubens an den Erlöser. Vgl. unten S. 246.

*) Erd' und Himmel werden vergehn, nach Matth. 24, 35: „Himmel und Erden werden vergehn, aber meine Worte werden nicht vergehn.“ — Waideln wird, nach 1 Kor. 15, 52. — Dem ersten Gefallenen (Adam) steht der letzte Erlöser (der jüngste der Menschen) entgegen. — Wirst du bei den Deinen sein, nach Christi Verheißung Matth. 28, 24: „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.“

40. Das Anschauen Gottes.

Das, wie die drei folgenden, nach dem Tode Metas 1759 entstandene Gedicht erschien in demselben Jahre im Nordischen Aufseher (II Stück 78), und zwar mit folgendem Motto aus Hiob 19, 25 ff.: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken, und werde darnach mit dieser meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleische Gott sehn. Denselben werde ich nur sehn, und meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder.“ Auch diese frommen Betrachtungen, die ursprünglich nicht in Strophen abgetheilt waren, haben in der ersten Ausgabe der Oden vielfache Veränderungen erfahren.*) V. 1 begann Mit Bittern, V. 3 f. lauteten „Wäre der nicht der Ewige, | Der mirs verheißen hat“, V. 7 f. „Würd' es wissen und fühlen, | Wenn auch sein göttliches Licht“, V. 15 stand „Im Staube zitternd freu' ich mich“, V. 19 „Du nah am Grabe deines Leibes“, V. 22 „Ins Allerheiligste zu gehn“, V. 23 „Viel unüberdachte, | Viel nie — gefeierte“, V. 24 im Heiligthume, V. 25 „Von ferne, nur von ferne, | Nur — Schimmer“, V. 27 „Einen — durch Nacht | Gemilderten Schimmer“, V. 32 „Der so zum Unendlichen | Beten — ward“, V. 33 Ins Land, V. 37 „Und doch verbarg der Vater ihn | In — Berges“,

*, Früher fehlten V. 10. 13, V. 35 schloß einmal, V. 36 ihn, V. 40 Donner, V. 52 zerfiel in drei Verse, von denen der mittlere die Worte „Auf den ich trete“ enthielt, V. 59 in zwei (der zweite begann Wenn mich), ebenso V. 60 („Einst ringsum einschleicht“ bildete den zweiten), V. 61 f. in vier (von denen der erste mit Seele schloß, der vierte lautete „Schau oft, so wirst du strahlenvoll“, V. 73 in zwei (der erste schloß Strahlen Gottes), ebenso V. 87 (legt er schloß), V. 89 (der erste lautete: „Auch er sieht die Klarheit des Vaters“) und V. 93 („Er ruft“) bildete einen Vers).

Born zu befänstigen, daß er uns wieder als seine Kinder annehme. Auffallender ist die jetzige erst in der zweiten Ausgabe eingetretene Fassung, wo Gott als ein „allmächtiger Unbekannter“ bezeichnet wird, aber der Dichter nahm an, daß der Mensch, auch wenn er nicht durch göttliche Offenbarung wüßte, daß er durch seinen Abfall Gottes Born auf sich gezogen, doch eben in Folge des Sündenfalls, durch den er in einen Zustand der Erniedrigung gekommen, Grauen vor Gott empfinde. Vgl. Ode 40, 7 ff. *) — Klopstock schließt mit dem innigsten Ausdruck seines Glaubens an den Erlöser, hindeutend auf die Erzählung von Thomas (Joh 20, 24 ff.).

In dem jetzt weggefallenen Schlusse des Gedichtes (vgl. S. 251 *) kam Klopstock auf Christus zurück, und zwar gedachte er der Worte, die dieser bei Johannes spricht (17, 21 ff. vgl. Messias IV, 1314 f.), und er schloß mit dem tiefen Gefühle, daß der Herr ihm beistehn müsse, damit er nicht sinke, wie Petrus (Kephas) sank (Matth. 14, 30 ff.). Eine innere abrundende Einheit hat das Gedicht nicht; um so weniger war Veranlassung, den Schluß wegzulassen, ja man kann behaupten, daß dieser einen dem Anfang entsprechendem Ausgang bilde als das jetzige Abbrechen bei dem Bekenntniß seines innigen Glaubens an den Erlöser. Vgl. unten S. 246.

*) Erb' und Himmel werden vergehn, nach Matth. 24, 35: „Himmel und Erden werden vergehn, aber meine Worte werden nicht vergehn“ — Wandelu wird, nach 1 Kor. 15, 52. — Dem ersten Gefallenen (Adam) steht der letzte Erlöste (der jüngste der Menschen, entgegen. — Werst du bei den Teinen sein, nach Christi Verheißung Matth. 28, 21: „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.“

Str. 1—5 stellen den eigentlichen Gegenstand der Ode hin, die freudige Gewißheit, daß wir Gott anschauen werden. Vgl. Ode 39, Str. 7 ff. Er würde es nicht glauben, da er seiner ihn von Gott trennenden Sündhaftigkeit sich bewußt ist, hätte es nicht der Ewige selbst verheißen. Wissen und Fühlen hier verbunden, wie in der vorigen Ode (vgl. S. 256) Gedanke und Empfindung. Das Gotteslicht der Offenbarung hat seinen Geist erleuchtet, ihn weiser gemacht. Die Seele ist verwundet durch die Sünde, durch die nach dem Apostel der Tod in die Welt gekommen. Str. 6. Seine Seele soll sich ganz diesem höchsten Gedanken hingeben. Ist sie ja doch, wenn auch der Leib immer mehr dem Tode sich nähert, selbst ewig. — Str. 6 f. Freilich kann die Seele jetzt noch nicht den Gedanken des Anschauens Gottes ganz fassen, nur einen gebrochenen Strahl desselben zu erblicken hoffen. — Das Allerheiligste, wie Ode 39, 56 (S. 254). Er will sich begnügen mit dem Eintritt ins Heiligthum, in den Vorhof des Himmels, als welchen er die christliche Lehre faßt, welche ihm manche sonstige Geheimnisse biete, die noch nicht ganz durchdracht, ganz gefaßt, nie genug zu feiern seien. — Damit ich nicht sterbe, da kein Mensch leben kann, der das Antlitz des Herrn gesehen. Vgl. Str. 10. — Str. 8—12. Konnte ja selbst Moses, der vor dem Herrn Gnade gefunden, dessen Antlitz nicht sehn, das er jetzt droben Jahrhunderte lang schaut. Zu Str. 8 vgl. 2 Mos. 33, 12 ff.: „Und Mose sprach zu dem Herrn: — Hab' ich denn Gnade für deinen Augen funden, so laß mich deinen Weg wissen. — Der Herr sprach zu Mose: Was du jetzt geredet hast, will ich auch thun; denn du hast Gnade für meinen Augen funden, und ich kenne dich mit Namen.“ — Str. 11 aber sprach: So laß mich deine Herrlichkeit sehn. 11 Ich will für deinem Angesichte her alle meine Gute quämen.

Str. 9. Vgl. 4 Mos. 20, 12: „Der Herr sprach aber zu Mose und Aaron: Darum daß ihr nicht an mich geglaubt habt, daß ihr mich nicht heiligtet für den Kindern Israel, sollt ihr diese Gemeinde nicht ins Land bringen, das ich ihnen geben werden.“ Vgl. 5, 32, 48. Das gelobte Land wird hier Land des Golgatha genannt, weil Christus dort den Kreuzestod leiden sollte. — Die Strafe. Moses starb auf dem Berge Nebo. Der Herr begrub ihn selbst; niemand hat sein Grab gesehen. — Str. 10. Vgl. 2 Mos. 33, 20 ff: „(Der Herr sprach:) Mein Angesicht kannst du nicht sehn; denn kein Mensch wird leben, der mich siehet. Und der Herr sprach weiter: Siehe, es ist ein Raum bei mir, da sollst du auf dem Fels stehn. Wenn denn nun meine Herrlichkeit fürübergehet, will ich dich in der Felsflucht lassen stehn, Und meine Hand soll ob dir halten, bis ich fürübergehe. Und wenn ich meine Hand von dir thue, wirst du mir hinten nach sehn. Aber mein Gesicht kann man nicht sehn.“ — Des Sohnes Herrlichkeit. Klopstock betrachtet die drei Personen als in Gott vereint, nennt aber hier den Sohn, der einst das Volk des Moses befreien sollte. Vgl. Str. 16 ff. Auf dem Sinai erschien Gott dem Mose und verkündete den Juden seinen Willen — Str. 11 f. Im himmlischen Lichte, da, wo es keine Nacht und keinen Schatten gibt, schaut er jetzt, den Schranken der Zeit enthoben, die Herrlichkeit des Herrn. Wir bestimmen nach beschränkten menschlichen Begriffen diese Zeit als viele Jahrhunderte. Vor dem Herrn sind Jahrhunderte wie ein Augenblick, wie das Leben gleich einem Hauche ist (Ode 13, 77). Der Begriff der Zeit erhält seine nähere Ausführung in den beiden folgenden Versen, während der unbegranzte Himmelsraum in B. 41 -43 angedeutet ist. — Str. 13 -15. Der wonnevolle Gedanke, daß auch er einst Gott von Angesicht zu Angesicht schauen werde, hält ihn in Augenblicken der

Furcht aufrecht, und er fleht zum Erlöser, daß er ihn im Zeitpunkte des Todes ganz damit durchdringen, ihm ein seliges Ende geben möge. — Der Fels, mit Anspielung auf Moses. Vgl. zu Str. 10. — Str. 14 schildert die Kleinmuth der ihrer Sünde sich bewußten Seele. — O du — schaun bezeichnet den Erlöser, auf den sein ganzes Vertrauen gerichtet ist. Die Todten Gottes sind die Seelen, welche in dem Herrn starben (Offenb. 14, 13). Vgl. Ode 43, 104.

Str. 16—18. Der Dichter versetzt sich in den Augenblick, wo er die Herrlichkeit Gottes schaun wird, das Antlitz nicht Gottes, sondern des Gottmenschen, aus welchem aber die ganze Klarheit (nach biblischem Gebrauche der Lichtglanz, wie Luk. 2, 9. 9, 31 die Klarheit des Herrn) des Vaters so mächtig strahlt, daß selbst die höchsten Engelhöre vor Verehrung fast verstummen. — Hosanna (gib Heil), der Jubelruf der Israeliten. Das Christenthum machte es zum religiösen Rufe, weil das Volk es dem Heiland zugerufen (Matth. 21, 9 ff.). Vgl. Ode 50, 31. — Str. 19 f. Diesen Lichtglanz des Vaters sahen die Engel schon in dem leidenden Gottmenschen. Die Blutweissagung, die Weissagung vom Sühntode des Messias (wie bei Jesaias 53), war eine der Gottesstrahlen, der Erleuchtungen des irdischen Dunkels. Höchst gezwungen setzt der Dichter zuerst das auf einer der Gottesstrahlen (heller leuchtete), dann das auf die Apposition (jene Blutweissagung) bezügliche Zeitwort (erfüllt ward) ohne jede Verbindung. — Da er verachtet und elend war, nach Jesaias 53, 3. — Str. 21—23. Ja auch dem zweifelnden Thomas erschien dieser göttliche Glanz im Antlitz des Heilands. Die frei benutzte Erzählung Joh. 20, 24—29 hat Klopstock durch lebhaft lyrische Vergegenwärtigung gehoben. Bei Johannees werden

acht Tage genannt. Vgl. Meßias XIV, 815—1118. — Zeugen. So nennt Klopstock die Jünger. Die Schlussworte sind aus Johannes. Die gläubigste Zuversicht spricht sich gerade in der tief ergriffenen Darstellung der Ueberzeugung des Zweifelnden von der Wahrheit der Auferstehung Christi aus. Dadurch schließen sich gleichsam Anfang und Ende der Ode zusammen; das Gefühl hat sich in andächtigem Schwunge erhoben, um sich wieder in sich selbst zu versenken. Ähnlich war es nach der frühern Fassung mit der vorigen Ode, die jetzt gleichfalls mit der Hinbeutung auf Thomas schließt.

41. Die Frühlingsfeier.

Unser gleichfalls in das Jahr 1759 fallendes Gedicht erschien erst im folgenden Jahre in Gramers Nordischem Aufseher (II. Stück 94) unter der Aufschrift: Eine Ode über die ernsthaften Vergnügungen des Landlebens, mit folgendem Vorwort: „Ich weiß nicht, ob ich mir zu viel schmeichle, wenn ich vermutho, daß folgender Gesang bei einigen etwas zu den ernsthaften Vergnügungen des Landlebens beitragen werde. Wie schön sind diese! und wie glücklich machen sie denjenigen, der sie empfinden kann: Mich dünkt, es sollte sich niemand rühmen, daß er die Freuden des Landlebens kenne, wer sich der höchsten derselben nicht oft überläßt, ich meine, wer nicht durch den Anblick der Natur, er sehe ihre Schönheit in einem kleinen Blatte oder in einer weitaußgebreiteten Gegend, wer nicht oft durch diesen Anblick zu Betrachtungen über den, der dies alles, und wie viel mehr noch! gemacht hat, erhoben wird. Dann erst ist der Schatten recht kühl, der Wald grün, die Luft erfrischend und wohlthätig, der Mondabend

recht still, wenn die ruhige und schönere Seele, als jenes alles ist, auf diesen Stufen zu dem allgütigen Vater der Schöpfung emporsteigt. Wer Kummerkungen von dieser Art nicht mehr hören mag, weil er sie schon oft gehört hat, der kommt mir vor wie einer, der seiner Existenz müde ist. Mein Vater gewöhnte mich früh dazu, selbst meine Spiele durch Vorstellungen dieser Art zu unterbrechen. Er reizte mich, die schönsten Blumen kennen zu lernen und sie ihm zu bringen; und denn wußte er mir immer etwas dabei von Gott zu sagen. Es war so natürlich, so unge sucht, was er mir alsdann sagte, und immer etwas anderes, oder doch auf neue Art ausgedrückt. Einmal, da ich ihn bei einem Regen, der nach einer langen Durre gekommen war, vor Freuden weinen gesehen, und er meine Fragen über sein ißiges Weinen beantwortet hatte, sagte er hinzu: „Gewöhne dich, mein Sohn, selbst unter deinen lebhaftesten Berstrenungen, jede Veranlassung zu ergreifen, die dich an Gott erinnern kann. Ich liebe deswegen das Landleben mehr als das Stadtleben, weil es mir mehrere Gelegenheit gibt, an Gott zu denken. Wenn ich mit meinen Freunden die unschuldigen Vergnügungen desselben genieße, selbst alsdann, wenn wir uns am weitesten von dem Zwange der Stadt entfernen, so habe ich beim Anblicke irgend eines Reims, irgend einer halbvertretenen kleinen Blume immer einige Augenblicke für mich übrig, wo nicht mein Auge, doch meine Seele gen Himmel zu heben. Welche Freude machen mir alsdann die Vergnügungen der Freundschaft, und wie ernsthaft wird sie hierdurch selbst alsdann, wenn sie bloß scherzt.“ Mein Vater würde mit dem Inhalte des Gesangs, den ich heute meinen Lesern mittheile, zufrieden gewesen sein.“

Auch diese Ode hat in der ersten Ausgabe der Oden bedende Aenderungen erfahren, schon wegen der Abtheilung in 1 versige Strophen. Es fehlten hier Str. 4 und 22, B. 34 die B

Sohn des Mais, einen eigenen Vers bildeten V. 6 die Worte Und anbeten, V. 23 Du lebst, V. 25 Anzubeten, V. 26 Und ich weine, V. 93 Seht ihr den fliegenden Bliß? (vor ihm ein Abschnitt nach Nahen?); in zwei Verse zerfielen V. 45 (der zweite begann mit Schau'), V. 64 (der erste war Du Naher!) und V. 83; in einen verbunden waren V. 65 f. Sonst stand V. 1—4 „Nicht in den Ozean | Der Welten Gottes | Will ich mich stürzen, | Nicht schweben, wo die ersten Erschaffnen, | Wo die Jubelchöre Lichts, | Anbeten, tief anbeten | Und — vergehn“, V. 10 f. „Halleluja, Halleluja, | Auch der Tropfen am Eimer rann Aus — Allmächtigen“, V. 9 „Da aus seiner Hand“, V. 10 größern und quollen, V. 11 f. „Da die Ströme des Lichts | Rauschten und Orionen wurden, | Da rann der Tropf Aus — Allmächtigen“, V. 17 f. „tausend, die myriadenmal hunderttausend, | Die den Tropfen bewohnten? | Und bewohnen? | Wer bin ich?“, V. 19 als die Erden, V. 20 „als die Orionen, die aus Lichte“, V. 22 „Das neben mir spielt“, V. 26—28 „Vergib, vergib dem Endlichen | Auch diese Thränen, | O der du bist und sein wirst“, V. 29 „Du wirst sie alle mir enthüllen, | Die Zweifel alle“, V. 31 f. „Des Todes führen wird, | Dann werd' ichs wissen, | Ob das goldne Würmchen, | Das du auch geschaffen hast, | Seine Seele hatte“, V. 33 Warest du, V. 41—44 „Unwunden wieder, von Palmen unwunden | Ist meine Harfe | Ich — Herr! | Hier steh' ich! | Rund um mich ist alles Nacht, | Ist alles Wunder!“, V. 47 Namenlofefter, V. 48 Erschufst, V. 49 „Lüfte wehn | Und sanfte Kühlung“, V. 50 Angeficht gießen, V. 52 „Sendet der Herr? ... Der Unendliche!“, V. 56 „Das ist sacht an der Ewigkeit, Der kommt! — — —“, V. 57—62 „Nun fliegen und wirbeln und rauschen die Winde. | Wie beugt sich der lebende Wald? | Wie — Strom?“, V. 61 ff. „Der Wald neigt sich, | Der Strom flieht,

Und ich — Angesicht?“, V. 68 „Du zürnest nicht, Vater!“ V. 74 um (statt umher), V. 75 „Auch das goldne Wärmchen merkt auf“, V. 76 „Wär' es — seelenlos, | Wär' es unsterblich?“, V. 79 wird, Herr, die Nacht, V. 81 „Seht — Nahen? | Den zuckenden Blick?“, V. 82 den Donner Jehovens, V. 91 „Und nun schweigen sie — — Majestätischer | Wandeln die Wolken herauf! | Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig! | Angebetet, gepriesen sei dein heiliger Name! (vgl. V. 65 f)“, V. 94 in den Wolken, V. 95 „Er ruft: | Jehova! Jehova! Jehova!“, V. 96 gesplitterte, V. 101 schon rauschen, schon rauschen, V. 104 der Fülle des Segens entladen! V. 106 im stillen, sanften. Noch in der ersten Ausgabe der Oden bildeten V. 17–20 acht Verse (Verschlüsse waren tausend, bewohnten? Schaffenden! und Siebengestirne), weiter stand V. 9 und 13 Als statt des jetzigen Da, V. 12 und 16 entrannst (statt entranneft), V. 15 und Orion, V. 30 durchs dunkle, V. 52 Fragezeichen nach Herr und Unendliche, V. 57 „Nun schweben, und rauschen, und wirbeln die Winde!“, V. 64 vier Punkte nach Naher! V. 72 „Du zürnest nicht, o Vater“, V. 73 f. stille, V. 85 nach jedem der Ausrufungszeichen vier Punkte, V. 90 wie sie die Wälder durchrauschen! V. 94 Hört, V. 95 Jehova! dreimal. Das nur zweimalige Jehova ist vielleicht bloßer Druckfehler der zweiten Ausgabe.*)

*) Als kurz waren bezeichnet Wo V. 3, um V. 5, Da V. 9, 12, 13, wie V. 14, Und V. 104, als lang die V. 49 und das doppelte wie V. 90. In spätern Abdrücken sind viele Ausrufungszeichen ganz willkürlich getilgt, wie V. 2 nach stürzen, V. 4 nach anbeten und vergehn, V. 8 nach auch, V. 10 nach entquellen, V. 13 nach wirbel! V. 19 nach quollen, V. 42 nach umwunden, V. 44 nach Allmacht und Alles, V. 46 f. nach Du, V. 52 nach Herr! V. 54 nach schwül, V. 55 nach herauf, V. 63 nach beiden Herr und Gott, V. 64 nach Naher, V. 71 nach Traube, V. 74 nach still! V. 75 nach auf!

Der Dichter will an die Darstellung eines Gewitters seine andächtigen christlichen Betrachtungen anknüpfen; zur Schilderung desselben versetzt er sich in einen frühen Matmorgen, wo er in der schönen Natur in der Nähe eines Stromes und eines Waldes spazieren geht, ganz durchdrungen von dem am frischen Morgen uns besonders tief ergreifenden Gefühle der Schönheit der Schöpfung, wie in der Nacht die Unendlichkeit des Sternhimmels unsere Seele so ahnungsvoll nach oben zieht. Vgl. Ode 46–49. Erst mit Str. 13 beginnt die Darstellung des heranuahenden, stürmenden und endlich im Regen sich entladenden Gewitters.

Str. 1–4. Gott den Schöpfer der Erde will ich preisen. — Str. 1–2, 2. Ganz erfüllt von der Herrlichkeit der Erde will ich nur diese, nicht die unermesslichen Himmelswelten feiern. *) — V. 7 f. bricht er in Jubel aus,

V. 78 nach dich, V. 85 nach dem ersten Herr und nach Gott, V. 97 nach Hütte, V. 100 nach vorüberzugehen, V. 102 nach Regen, V. 104 nach entlastet, V. 108 nach Friedens!

*) V. 1 f. beginnen, wie auch V. 5, 8, mit einem Daktylus, nicht mit einem Jambus; eher könnte man an den vierten Päon (VVV) denken. In den beiden ersten Strophen wechseln daktylisch-trochäische und anapästisch-jambische Verse; letztere allem finden sich in Str. 3 f., nur daß V. 11 nach dem Jambus und Anapäst bezeichnende Daktylen, V. 13 Trochäen folgen und V. 14 f. der vierte Päon nach zwei Jamben steht. Str. 5 haben wir wieder daktylisch-anapästische Verse, wogegen nach dem ersten Verse von Str. 6 bis zum Ende von Str. 8 anapästisch-jambische, meist rein jambische Verse folgen, dann aber Str. 9 daktylisch-trochäische eintreten. Von Str. 10 an wechseln steigende und fallende Rhythmen vielfach nach dem Bedürfnisse miteinander ab — Ozean im Gegensatz zur Bezeichnung der Erde als Tropfen am Eimer, nach Jesaias 40, 15: „Siehe, die Heiden sind (vor Gott) geachtet, wie ein Tropf, so im Eimer bleibet.“ Aber, daß auf den ausgegossenen Eimer deutet, möchte kaum den Vorzug verdienen. Sirach 18, 8. „Gleich wie ein Tröpflein Wassers gegen das Meer.“ Vgl. auch Ode 46, 3 — V. 3 bezeichnet die Engel. Vgl. Messias I, 231–282. Ode 8, 77.

daß die Erde auch ein Werk des Allmächtigen ist, was Str. 3 f. in lebhaftester Erhebung ausführen. — Halle-
luja, d. i. „lobet den Herrn“, wurde in den Uebersetzungen der
Psalmen (104, 35 u. a.) beibehalten; das Wort ist trochäisch ge-
messen; im Hexameter braucht Klopstock die drei ersten Silben
lang, wogegen in dem geistlichen Liede Die Auferstehung Jesu
die im kirchlichen Gesange gebräuchliche Messung als zwei Jamben
sich findet. Vgl. Ode 11, 27. 13, 23. 39, 86. — Rinnen, ent-
rinnen stehen von der kleinen Erde, von den größern Erden, den
Planeten, entquellen, vom Siebengestirn rauschen. Er versetzt
sich in die Schöpfung der Himmelswelt und läßt nacheinander das
Siebengestirn, die Sonne und den Orion vor unsern Augen gleich-
sam entstehen. Siebengestirne und unsre Sonne sind mit
Göbinger als Prädicata zu nehmen (die Ströme des Lichtes wur-
den Siebengestirne). — V. 13 fällt etwas matt ab, da nach den
Strömen des Lichts ein einzelner Strom, ohne nähere Be-
stimmung, eine Schwächung ist; dagegen ist beim Orion, der als
das glänzendste Sternbild des Himmels hervortritt, der Vergleich
des Lichtes mit einem Wasserfall treffend benutzt. Zur Darstellung
des Bildes des Orion nennt er dessen Gürtel, da an dessen drei
Sternen zweiter Größe, die hier in gerader Linie nahe beisammen-
stehen (man nennt sie den Jakobsstab), das Sternbild besonders
leicht kenntlich ist. Vgl. Ode 47, 44. 48, 14. — Die erst später
eingefügte Str. 4 dürfte hier weniger glücklich eintreten; auch wird
V. 19 f. nur Str. 3 berücksichtigt.

Str. 5 Ganz besonders muß ich den Schöpfer preisen,

— Bei ich neben denkt der Dichter nicht an die Erhebung des Geistes zu der Him-
melswelt, wie V. 8 zeigt, sondern an das Verweilen der ganzen Seele bei ihrer
Betrachtung.

Born zu besänftigen, daß er uns wieder als seine Kinder annehme. Auffallender ist die jetzige erst in der zweiten Ausgabe eingetretene Fassung, wo Gott als ein „allmächtiger Unbekannter“ bezeichnet wird, aber der Dichter nahm an, daß der Mensch, auch wenn er nicht durch göttliche Offenbarung wüßte, daß er durch seinen Abfall Gottes Born auf sich gezogen, doch eben in Folge des Sündenfalls, durch den er in einen Zustand der Erniedrigung gekommen, Grauen vor Gott empfinde. Vgl. Lde 40, 7 ff. *) — Klopstock schließt mit dem innigsten Ausdruck seines Glaubens an den Erlöser, hindeutend auf die Erzählung von Thomas (Joh. 20, 24 ff.).

In dem jetzt weggefallenen Schlusse des Gedichtes (vgl. S. 251 *) kam Klopstock auf Christus zurück, und zwar gedachte er der Worte, die dieser bei Johannes spricht (17, 21 ff. vgl. Messias IV, 1314 f.), und er schloß mit dem tiefen Gefühle, daß der Herr ihm beistehen müsse, damit er nicht sinke, wie Petrus (Kephas) sank (Matth. 14, 30 ff.). Eine innere abrundende Einheit hat das Gedicht nicht; um so weniger war Veranlassung, den Schluß wegzulassen, ja man kann behaupten, daß dieser einen dem Anfang entsprechenderen Ausgang bilde als das jetzige Abbrechen bei dem Bekenntniß seines innigen Glaubens an den Erlöser. Vgl. unten S. 246.

*) Erd' und Himmel werden vergehn, nach Matth. 24, 35. „Himmel und Erden werden vergehn, aber meine Worte werden nicht vergehn.“ — Wankeln wird, nach 1 Kor. 15, 58. — Dem ersten Gefallenen (Adam), steht der letzte Erlöste (der jüngste der Menschen) entgegen. — Wirst du bei den Deinen sein, nach Christi Verheißung Matth. 28, 24: „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.“

40. Das Anschauen Gottes.

Das, wie die drei folgenden, nach dem Tode Metas 1759 entstandene Gedicht erschien in demselben Jahre im Nordischen Aufseher (II Stück 78, und zwar mit folgendem Motto aus Hiob 19, 25 ff.: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken, und werde darnach mit dieser meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleische Gott sehn. Denselben werde ich mir sehn, und meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder.“ Auch diese frommen Betrachtungen, die ursprünglich nicht in Strophen abgetheilt waren, haben in der ersten Ausgabe der Oden vielfache Veränderungen erfahren. *) V. 1 begann Mit Bittern, V. 3 f. lauteten „Wäre der nicht der Ewige, | Der mirs verheißen hat“, V. 7 f. „Wurd' es wissen und fühlen, | Wenn auch kein göttliches Licht“, V. 15 stand „Im Staube zitternd freu' ich mich“, V. 19 „Du nah am Grabe deines Leibes“, V. 22 „Ins Allerheiligste zu gehn“, V. 23 „Biel unüberdachte, | Biel nie - gefeierte“, V. 24 im Heiligthume, V. 25 „Von ferne, nur von ferne, | Nur — Schimmer“, V. 27 „Einen — durch Nacht | Gemilderten Schimmer“, V. 32 „Der so zum Unerblichen, | Beten — ward“, V. 33 Ins Land, V. 37 „Und doch verbarg der Vater ihn | In — Berges“,

*) Früher fehlten V. 10, 13, V. 35 schloß einmal, V. 36 ihn, V. 40 Donner, V. 52 zerfiel in drei Verse, von denen der mittlere die Worte „Auf den ich trete“ enthielt, V. 59 in zwei (der zweite begann Wenn mich), ebenso V. 60 („Stuht ringsum einschließt“ bildete den zweiten), V. 61 f. in vier (von denen der erste mit Seele schloß, der vierte lautete „Schau oft, so wirst du strahlenvoll“), V. 73 in zwei (der erste schloß Strahlen Gottes), ebenso V. 87 (legt er schloß), V. 89 (der erste lautete „Auch er sieht die Klarheit des Vaters“) und V. 93 („Er ruft“) bildete einen Vers).

und Strom treffend beschrieben, und daß der Herr in ihm sich nahe, lebhaft, mit Steigerung des Schlußverses von Str. 14, hervorgehoben. „Des Herrn Wege sind im Wetter und Sturm“, heißt es bei Nahum 1, 3. Str. 16. Vor dem Herrn, der so sichtbar erscheint, den Wald und Strom zu erkennen scheinen (vgl. Ode 21, 22 ff), muß er ehrfurchtsvoll niedersinken und ihn um Barmherzigkeit und Gnade auflehn, wobei ihm die Worte vor-schweben, womit Moses auf dem Sinai den vor seinem Angesicht vorübergehenden Herrn anruft (2 Mos. 34, 6): „Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Gnad' und Treu.“*) Str. 17. Aber, obgleich er im Donner-gewölk naht, kommt er doch nicht im Borne, sondern um Segen der Erde zu spenden, was Str. 18 weiter ausführt, die am Schlusse sehr wirksam das „Vater, du zürnest nicht!“ wiederholt. — Zürnest du, solltest du zürnen. Vgl. oben S. 257**. — Dein Gewand. Wie die Bibel mehrfach vom Kleide Gottes spricht**) — Die statt Herr eintretende Anrede Vater ist durch die Betrachtung veranlaßt, daß das Gewitter, worin der Herr kommt, der Erde Segen bringt; als gnädiger Vater, der für seine Schöpfung sorgt, erscheint er, nicht als Zerstörer.***) — Den stärkenden Halm, wie Homer die Gerste, das Gerstenmehl „das Mark der Männer“ nennt. Die Traube dagegen „erfreut des Menschen Herz“. Vgl. Psalm 104, 15: „Daß der Wein erfreue des Menschen Herz und das Brod des Menschen Herz stärke.“

*) Hier beginnt der erste Vers mit einem Jambus, auf den zwei Choriamben folgen, der vierte Vers hat wieder einen Vor-schlag.

**) Goethe gedenkt des Saumes seines Kleides in der Ode „Grenzen der Menschheit“ (Erläuterungen III, 336).

***). In der Frage „Zürnest du, Herr?“ tritt der bewegte Choriambus ein, wogegen in dem beruhigenden „Vater, du zürnest nicht“ auf den Daktylus der Kretikus oder eine katalektisch-trochäische Dipodie folgt.

Sirach 31, 35: „Der Wein, zur Nothdurft getrunken, erfreut Leib und Seele!“ *)

Jetzt legt sich der Sturm, eine augenblickliche Ruhe tritt ein. Str. 9. Da fällt sein Blick wieder auf den Rosenkäfer, und sein ganz von Gottes Vatergüte erfülltes Herz kann die Hoffnung nicht unterdrücken, daß auch dieser wohl unsterblich sein dürfte **) — Str. 20. Nun aber sammelt das Gewitter sich wieder gewaltiger und dunkler, ein Anblick, welcher den Dichter, der wieder sein Auge empor gerichtet hat, immer ergreifender mit dem Gefühl der Größe Gottes durchdringt. ***) Str. 21 f. Da zuckt ein Blitzstrahl in der Luft, der Donner rollt; ehrfurchtsvoll erkennt der Dichter in ihnen die Nähe des Allmächtigen (vgl. Str. 16, 4), der sich auch hier in seiner Herrlichkeit offenbart. †) Obgleich er ganz allein ist, möchte er in seiner lebhaften Aufregung alle Welt darauf hinweisen Ganz so in Ode 60, 4. — Die beiden ersten Verse von Str. 22 bilden Str. 16, 3 einen; der dort folgende Vers ist hier bezeichnend verändert, da die Furcht den Dichter verlassen hat, nach Psalm 72, 18 f.: „Gelobet sei Gott der Herr! — Und gelobet sei sein herrlicher Name ewiglich!“ Str. 23. Der Sturm erhebt

*) Der Rhythmus ist hier sehr malerisch: zuerst der längere jambische Vers, dann der freudig erregte Vers aus Daktylus und Choriambus, wogegen der folgende, gemüthlich sich ergehende aus einem doppelten Anonius (—UU—U) besteht.

**) Seelenlos (nicht mit einer unsterblichen Seele begabt) ist daktylisch zu messen; die mehrfachen Daktylen entsprechen der freudigen Erregtheit.

**) Dürfte. Vgl. S. 254*.

†) Nach den drei ersten daktylischen Versen von Str. 21 (V. 2 folgen auf den Daktylus zwei Trochäen) ist der vierte, aus Anapästten bestehende sehr malerisch. Der Donner rollt längere Zeit, erst langsam, dann rascher, indem er mehrfach stärker wird.

sich von neuem und vereint seine erschütternde Gewalt mit der des Donners; als er sich dann gelegt, zieht die dunkle, schwere Gewitterwolke langsam einher. In „Und die Gewitterwinde“ ist „hört ihr“ aus Str. 21, 2 f. zu ergänzen. — Gewitterwinde, die unmittelbar dem Gewitter sich gesellenden Winde. Treffend tritt V. 2 der Vergleich des Windes mit der wild sich ergießenden Woge ein. *) — Str. 21 f. Da fährt ein Blitz nieder (er fliegt, früher hatte der Blitzstrahl nur in der Wolke gezuckt), der Donner folgt unmittelbar darauf, und nun bemerkt der Dichter, daß der Blitz in den Wald eingeschlagen und gezündet hat, **) wodurch denn die Furcht erregt wird, er habe auch seine Hütte getroffen, aber das Vertrauen auf Gottes Vatergüte verscheucht diese bald. Str. 24, 1 f. sind mit bezeichnenden Abweichungen aus Str. 21 wiederholt. Daß der Donner den Namen Jehovas ausruft, fällt ins Spielende. Zu Str. 25, 2 ff. vgl. 2 Mos. 12, 23, wo die Thüren der Israeliten, an denen der Würgengel, „der Verderber“, vorübergehen soll, mit Blut gezeichnet werden. — Str. 26 f. Nun rauscht der Regen hernieder und zum Zeichen, daß der Herr nicht zürne, erhebt sich der Regenbogen. Die Beruhigung, daß das Gewitter vorüber und der lang erwartete Regen endlich die Erde

*) Die lebhafte Bewegung drückt V. 1 drei rachen Daktylen aus, wogegen in den folgenden, trochäisch beginnenden, höchst malerischen Versen die langsamen Trochäen überwiegen. Auch das Abnehmen der folgenden Verse ist bezeichnend, aber das Ueberspringen aus dem schweren trochäisch-daktylischen Maße in den kleinen jambischen Vers kaum zu rechtfertigen; denn die Beruhigung des Dichters kann damit nicht wohl ausgedrückt sein, wie etwa Str. 20, 4, und wir erwarten hier die malerische rhythmische Darstellung fortgesetzt.

**) Schmettern, kann für schmetternd heißen, denn niederschmettern kann es hier nicht heißen.

erqunden wird, drückt Str. 26 mit innigstem Gefühl aus; die beiden ersten Verse sind höchst malerisch. Zu Str. 27 vgl. 1 Buch der Könige 19, 11 ff., wo der Herr „nicht im Winde, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer, sondern im stillen, sanften Säusen“ dem Elias erscheint,*) und das Erscheinen des ersten Regenbogens nach der Sündflut als Zeichen des Bundes zwischen dem Herrn und „allem Fleisch auf Erden“ (1 Mos. 9, 12 ff.). Störend würde es sein, daß der Dichter, der an derselben Stelle vom Anfang des Gedichtes an stehen zu bleiben scheint (dasselbe Frühlingswürmchen sieht er Str. 6 und 19, den Wald Str. 15 f. und 23), sich nicht vor dem Gewitter zurückzieht und sich ruhig vom Regen durchnässen läßt, könnte dem Leser der Ode wirklich dieser Gedanke kommen. Freilich würde das Gedicht gewonnen haben, wenn wir den Dichter, wie Schiller in seiner berühmten Elegie, auf seinem Spaziergange begleitet hätten, wir ihn nicht immer an derselben Stelle sähen. Kaum dürfte Klopstock in unserer Ode einen Wettstreit mit dem berühmten malerischen Gedichte von Brodes: Die auf ein starkes Gewitter erfolgte Stille, im ersten Bande von dessen Irdischem Vergnügen in Gott (1721) bezweckt haben, wenn er sich auch aller Mittel der Darstellung zur malerischen Schilderung zu bedienen so eifrig als glücklich bestrebt war. Die Ode ist gleich den übrigen Andachtsoden aus dem innersten Triebe seiner Natur geflossen, und glücklicher als die übrigen, weshalb der Dichter auch später weniger durchgreifende Aenderungen an ihr vorzunehmen brauchte.

*) Vgl. auch Goethe a a O. und im Werther den Schluß des Briefes vom 16. Junl.

42. Der Erbarmer.

Diese von Klopstock dem Jahre 1759 zugewiesene Ode kennen wir nur aus der spätern Bearbeitung in der ersten Ausgabe der Oden.*)

Wie in der vorigen Ode, so wird auch hier gleich am Anfang (Str. 1—3) der Gegenstand des Gedichtes bezeichnet, das Erstaunen über die Größe Gottes, welches für den Menschen die höchste Seligkeit ist. Bewunderung ist für dieses Verirren in die Größe Gottes ein viel zu schwacher Ausdruck, wo wir uns selbst vergessen haben, ganz außer uns gesetzt, verzückt sind.**) — Str. 2 bildet einen durchgehenden Gegensatz zu Str. 1. Unsere Seele ist endlich (V. 11), woher sie Gott den Unendlichen (V. 6) gar nicht fassen, nur andachtsvoll sich ihm hingeben kann. So oft und so innig er vermag, wünscht er von dieser Seligkeit sich zu erfüllen.

Str. 4 f. Kann die Seele auch das Wesen Gottes, der sich selbst als den über alle Zeit Erhabenen bezeichnet hat (vgl. Ode 39, 132), nicht fassen, so darf sie ihn doch als Vater

*) Hier bildeten V. 13 das zweite Du bist und „wir — denken“ eigene Verse. V. 15 Vater' Vater', V. 26 „Dich Herr“. V. 8 fehlte du, V. 26 das zweite durch. V. 13 stand warst, V. 14 erreicht, V. 31 verkündet, V. 36 So, V. 45 indem, V. 46 jenseits. In der zweiten Ausgabe sind als kurz bezeichnet sie V. 3, in V. 12, die erste Silbe von Labyrinth V. 23, Durch V. 26, bis V. 50, als lang nicht V. 38. Schon hiernach tritt mehrfach der vierte Päon (— — — —) hervor, der sich auch V. 5 findet.

**) Auffallend tritt zuerst das allgemeine Bewunderung ohne nähere Bestimmung ein.

sich denken; ist er ja der Vater von allem, was da ist. *) — Str. 6—10. In diesem seligen, unergründlichen Gedanken, daß Gott unser Vater ist, dürfen wir uns ganz hingeben nach der Verkündigung des Jesaias. Vgl. Jes. 19, 15: „Kann auch ein Weib eines Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibs, und ob sie desselben vergesse, so will ich doch dein nicht vergessen.“ Klopstock läßt den Lazarus dieses Ausspruches im Gebete über die sterbende Maria Magdalena gedenken (Messias XII, 568 ff), **) und er soll Klopstocks letztes Wort gewesen sein. Str. 7—9 bilden eine Abweisung. Freilich kann der Herr auf manche Weise den Menschen sich verkünden, aber am verständlichsten und dauerndsten thut er es durch den Mund seiner Geweihten in der schriftlichen Offenbarung. Der Ausspruch, den er im Sinne hat, verzückt ihn so, daß er nicht weiß, ob er noch wirklich lebe oder schon der Seligkeit sich freue. Vom Vorwurf des Gezwungenen, Ueberspannten kann man die Ode hier nicht freisprechen, wie der Anfang etwas matt ist. Str. 6, 1 redet Klopstock seine lebenden Mitmenschen an, die einst im Jenseits zugleich mit den Engeln Gottes Größe anstaunen werden, viel reiner, als sie jetzt vermögen. Zu B. 25 f. vgl. Ode 41, 81 ff. 106.

Str. 11—13. Für die unendliche, in dieser Verheißung

*) Du bist wird B. 13 wiederholt, weil die Seele Gott als gegenwärtig aufzufassen strebt. — Erreicht es nicht. Man erwartete ihn; es bezieht sich auf dich zu denken — Himmel der Himmel, der höchste Himmel, nach biblischem Ausdruck: hier werden darunter die höchsten Engel verstanden. Vgl. Psalm 148, 1--4.

**) Die vorliegende Fassung berechtigt durchaus nicht, hier das nach Erbarme von Klopstock gesetzte Fragezeichen in ein Komma zu verwandeln, wodurch die Verbindung mehr als hart wird.

der Unsterblichkeit sich bekundende Vaterliebe, will er Gott ewig lobpreisen, hier auf Erden und jenseits, und im Anstaunen seiner Größe die höchste Seligkeit genießen.^{*)} — Die letzte Strophe springt zu einem Anrufe an seine Seele über. Der durch die Ueberschrift angeregte Gedanke, daß Gott sich des Menschen erbarme, tritt keineswegs als Hauptpunkt hervor; nur die unendliche Vaterliebe Gottes wird gepriesen und angestaunt. Den Mittelpunkt und eigentlichen Zweck unseres nichts weniger als in sich abgerundeten lyrischen Ergusses bildet die Feier jener Worte des Jesaias, worin der Dichter in etwas sonderbarer Weise eine Versicherung der Unsterblichkeit und der ewigen Seligkeit sieht.

43. Die Glückseligkeit aller.

Auch diese in ihrer ursprünglichen Fassung uns unbekannte Ode des Jahres 1759 brachte die erste Ausgabe der Oden.^{**)} Durch den Grundgedanken, daß er einst selig sein werde, und

^{*)} Str. 11 fehlt ein dir oder ihm. In Str. 12 vgl. Ode 39, 45 66, 40, 91 ff.

^{**) Hier bildeten V. 57–60 acht Verse (ach, eine, Aber und der waren Versanfänge), ebenso V. 69–72 (mit bist' ich, sein! Geist! schloßen solche, V. 55 fehlte selbst dann, und es stand V. 8 meine Parze, V. 7 im Himmel, nach V. 13 drei Punkte, V. 27 hebst, V. 37 des ewigen, V. 58 nieder legte, V. 66 warst, V. 67 Treß, V. 70 wärst, nach V. 77 drei Punkte, V. 81 du seliger dadurch, V. 86 sinket ohne mir, V. 93 nicht gehen kann, V. 94 ich es, V. 113 sanfteren, V. 114 Aber mit Donnertritte, V. 124 ist auch gestorben, ist auch Als kurz bezeichnete die zweite Ausgabe aus V. 3, werd' V. 20, wie V. 23, die erste Silber von Labryinthum (Ode 42) V. 41, Sie V. 43, als lang sind V. 21 und nicht V. 108. Ein neuerer Druckfehler ist V. 15 mag (statt vermag, um von der willkürlich veränderten Interpunktion nicht zu reden).}

den Lobpreis, den er deswegen dem Herrn weihet, schlingt sich die Betrachtung, daß Gott die Glückseligkeit aller Wesen gewollt habe; die Frage, ob dieser die Welt nur geschaffen, um seine Seligkeit durch die Seligkeit so zahlloser Wesen seiner Schöpfung zu erhöhen, wagt er nicht zu entscheiden. Eine durchgreifende Einheit zeigt sich in unserer Ode noch weniger als in den übrigen religiösen Hymnen der Jahre 1758 und 1759. Der Dichter überläßt sich frei dem Strome seiner frommen Gedanken und Empfindungen, aber an wahrhaft dichterischem Schwunge steht sie, wie gelungen auch einzelnes sein mag, den übrigen weit nach.

Str. 1. Nach längerer Unterbrechung wagt er wieder von Gott zu singen. Das bildliche Legen der Hand auf den Mund (Sprichwörter 30, 32. Buch der Weisheit 8, 12) dürfte beim lyrischen Gesange weniger passend sein. Glücklicher ist der Ausdruck gewählt, daß er die Harfe wieder von der Erde aufhebt; das Bild, daß er die Harfe niedergelegt, hätte besser begonnen. — Vor Gott wird bedeutsam wiederholt, noch bedeutsamer von Gott V. 13 f. Vgl. Ode 39, 1. 20.

Str. 2—4. Sofort geht er zu dem Gedanken über, der ihn zum Sange treibt. Welche Seligkeit wird es sein, wenn meine Seele sich des himmlischen Lebens erfreut! Den Zustand der Seele nach dem Tode führen V. 5—14 aus — V. 5 f. Wenn mein Leib in der Erde ruht. Vgl. zu Ode 23, 28. — Treffend ist V. 7 f. der Gegensatz der in dem Himmel wachsenden Seele ausgeführt. — Jeder Gottes, nach Psalm 80, 11. Dasselbst 92, 13: „Er wird wachsen wie ein Ficus auf Libanon.“ — V. 9 f. Nach 1 Kor. 13, 12: „Jetzt (auf Erden) erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleich wie ich erkannt bin.“ — V. 11. Diesen Gedanken zu fassen, muß die Seele sich über die Erde

emporichwingen. Ueber (auffallend für auf) diese Höhe, wie Str. 26, 4. Vgl. Ode 18, 23. V. 12–14. Den Gedanken, von Gott geliebt zu werden so innig, wie er selbst ihn liebt, kann er nicht ausdenken; anbetungsvoll fällt seine Seele vor der Erinnerung an Gottes Unendlichkeit nieder. V. 15 f. Er vermag sie nicht zu bezeichnen. Hier haben wir ein neue, dritte (vgl. V. 11. 14) Wendung. — Str. 5 f. Daß er einst unsterblich, Gott ähnlicher sein werde, sagt ihm eine Stimme in seiner Brust. Sonderbar ist es, daß der Dichter sich hier nicht auf die Offenbarung beruft. Gott hat seine Gedanken der menschlichen Seele eingepflanzt. Ähnlich läßt er Ode 13 Gott unter andern Trieben die Liebe in das Herz graben (V. 53–57). Daß die Ueberzeugung der Unsterblichkeit als ein von Gott eingepflanzt Gedanke betrachtet wird, ist nach V. 21 nicht zu verkennen. Freilich (und V. 21 ff. *) allgemein von allen Gedanken, jeder Bethätigung Gottes zu verstehen, wie in der zu Grunde liegenden Stelle Psalm 139, 17 f.: „Aber wie köstlich sind vor mir, Gott, deine Gedanken? Wie ist ihr eine so große Summe? Sollt' ich sie zählen, so würde ihrer mehr sein denn des Sandes.“ Sand am Meer, nach sonstigem biblischen Gebrauch. Vgl. 1 Mos. 22, 17. 32, 12. — Str. 7 f. Die Hoffnung einstiger Unsterblichkeit hebt die Seele schon jetzt über sich selbst hinaus, so daß sie dringend nach dem Herrn verlangt, den sie seiner Größe wegen nicht genug zu feiern vermag. Gott selbst ist kein Durst, das Verlangen seines am Irdischen muden Herzens. Vgl. S. 251*. — V. 31 f. Vgl. Ode 41, 87 f.

Str. 9–12. Preis der unendlichen Liebe des Herrn,

*) V. 21 ist Gott vor mir wohl als Merkmal zu lesen, woran sich der Adonius seine Gedanken anlehnt.

der allen die Seligkeit bestimmt hat. — V. 33 f. Welches Wesen außer Gott ist gleicher Liebe werth? Wenn*) begann er? Nur Gott allein hat nie begonnen. — V. 35. Die Ewigkeiten, die ganze unendliche Zeit seit der Schöpfung. Vgl. Messias V, 37 ff. — Die Welten herunter, wenn ich alle Welten von der größten bis zur kleinsten durchgehe. — V. 38. Entwurf von Seligkeiten, ist es, den du erdacht. — Alle, welche nicht fielen, nicht allein die Engel, sondern auch Bewohner anderer Welten (Messias V, 152 ff.), wie unter allen, die fielen, außer den Menschen auch die gefallenen Engel gedacht werden. Klopstock folgt hier der von Origenes ausgebildeten Lehre von der Wiederbringung aller Dinge (Apokatastasis), welche selbst die Bekehrung der Teufel in Aussicht stellte. — Der tausendarmige Strom ist, wie der Quell des Heils, Gott selbst, aus dem alle Gnade, alle Seligkeit fließt, das große Labyrinth das unergründliche Weltall. Wetterlein versteht unter dem Labyrinth das Leben. Vgl. S. 166. — Die Seligkeiten, welche der Herr verleiht, erzeugen immer neue, höhere Seligkeiten, so daß eine unendliche Kette von stets sich steigenden Seligkeiten sich fortzieht. Hierdurch bahnt sich der Dichter den Uebergang zu dem Gedanken, daß auch die irdischen Leiden mit ewiger Seligkeit belohnt werden.**) Wenn er das Elend als einen von der Erde in den Himmel sich erstreckenden Pfeiler bezeichnet, so deutet dies an, daß wir durch Leiden zum Himmel gereift werden. Es schwebt wohl das Bild vom Atlas vor, der den Himmel trägt. Daß die ewige

*) So schrieb Klopstock; willkürlich hat man dafür neuerdings wann gesetzt.

**) Unmöglich kann das Elend den Zustand der Ungnade oder die Sünde bezeichnen, da es den geraden Gegensatz zu den Seligkeiten bildet. Wie könnte auch der Zustand der Ungnade, die Sünde selbst etwas im Jenseits gehören!

Seligkeit auf diesem Pfeiler ruht, ist eben so sonderbar als das Strömen des ewigen Stroms der Gnade um ihn. Str. 13 spricht in einfachen Worten den Gedanken aus, daß Gott alle Wesen zur Seligkeit geschaffen. — Str. 14, 1—15, 2. Der Dichter versetzt sich in die Zeit der Wiederbringung aller Dinge, wo die Zahl der zur Seligkeit gebiethenen Wesen unermesslich sein, und er selbst von den Menschen nur eine außerordentlich kleine Zahl kennen wird. Die Zeit dieser Wiederbringung deutet er durch die Jahrtausende an, welche seine Seele dann herangereift sein wird. Die Freude, die ihn dann beseligen wird, spricht sich in der Anrede an die sämmtlichen Seligen aus, die dann mit ihm Gott anbeten werden. Zu den Kronen vgl. Ode 39, 85. — Str. 15, 3—16, 4. Er will nun in einen Preis Gottes ausbrechen, wovon er aber durch das Bedenken abgehalten wird, ob er so zu Gott reden dürfe, den er auch seines Lobgesanges wegen um Vergabung bittet. Zu V. 59 f. vgl. Ode 13, 29 ff. 1 Mos. 18, 27 spricht Abraham zu Gott: „Ach ich hab' mich unterwunden zu reden mit dem Herrn, wiewohl ich Erd' und Aschen bin.“ — Dem künftigen Todten. Vgl. Ode 39, 34 f.

Str. 17—19. Feier Gottes als des Wesens aller Wesen, der war, ist und sein wird, des Ersten, dem keiner entfernt gleich kommt. Zu den Preis Gottes flücht der Dichter sehr geschickt den Gedanken ein, daß er nur durch ihn ist und sein wird. Der Ausdruck ist hier sehr matt, obgleich der Dichter ihn zweimal (V. 67. 75) durch bildliche Bezeichnung zu heben sucht. — Str. 20—23. Er gibt sich dem Gedanken hin, Gott habe wohl die übrigen Wesen geschaffen, um seine Seligkeit durch die Seligkeit dieser zu erhöhen, worüber er bei seiner jetzigen beschränkten Einsicht nicht entscheiden kann. Es ist diese eine Abschweifung, die freilich dem Dichter insofern

nahe lag, als er früher der von Gott beabsichtigten Glückseligkeit aller gedacht hatte. Auch hier ermattet der Schwung der Darstellung *) Str. 24–31. Der Gedanke an das höhere jenseitige Leben, wo Gott auch wohl seine Kenntniß über die Endlichkeit erhöhen werde, erregt seine Sehnsucht nach dem künftigen Dasein. Der Tod hat für ihn seinen Schrecken verloren; er sieht in ihm nur den Vermittler höchster Seligkeit und jubelt in dem Gedanken an den Augenblick, wo seine freie Seele die Bestattung des zur einstigen Auferstehung bestimmten Körpers schauen wird, die für sie um so weniger schreckhaft ist, als ja Jesus Christus selbst starb und begraben ward. V. 97. Gegeben von Gott deutet auf die Offenbarung (nicht auf die Stimme in uns, wie V. 17 ff.). Schon hier schwebt die V. 103 f. ange-deutete Stelle der Offenbarung Johannis 14, 13 vor: „Und ich höret' eine Stimme vom Himmel zu mir sagen: Schreibe, selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an.“ Die Hoffnung steigt zum Himmel hinauf, schaut droben ein seliges Leben. — V. 102. Ueber die höchste der Hoffnungen (vgl. V. 11) schwingt er sich auf, indem er nach dem Tode die höchste Seligkeit genießt, er nichts Höheres mehr verlangt. — Zu V. 104 vgl. Ode 40, 58. — V. 105. Der Sünde Lohn. Vgl. Römer 6, 23. — V. 106 ff. Vgl. Ode 41, 30 f. — Str. 28 f. Er kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Tod ihn wohl vorbereitet, nicht im Sündenzustand treffen möge. Vgl. Ode 23, 33 ff. 40, 57 ff. — Der Tod, der den Leib niederstreckt, sät ihn aus. Vgl.

*) V. 82. Des Endlichen, der Endlichkeit. — V. 87. Nach Jahr-tausenden Vgl. V. 58 f. Es wird hier eine stets höher steigende Erkenntniß gedacht. — V. 91. Was sie entflammt. Die Kraft wird durch die Triebe der Seele zur Thätigkeit aufgeregt.

B. 5 f. 120. — Str. 30. Sonderbarer Ausdruck der Freude, wenn er auf Erden überwunden hat. — B. 118 Mit einem Blick. Vgl. Ode 24, 69 ff. — Str. 31. Aber noch größere Freude empfindet er beim Gedanken, daß auch Christus, wie er, gestorben und begraben worden. Vgl. Jesaias 53, 8. Die Darstellung ist hier matt und gezwungen. Höhere, sehr hohe, nach Klopstockischem Gebrauch des Komparativs. — Auffallend gedenkt Klopstock am Schluß nicht noch der Auferstehung, wodurch das Gedicht einen schwungvollern Schluß erhalten haben würde.

44. Die Genesung des Königs.

Am 4. Januar 1760 erschien unsere Ode in ihrer ersten Fassung im Nordischen Aufseher unter der Ueberschrift: Ein Danklied für die Genesung des Königs von den Blattern mit folgender Vorbemerkung: „Nun sind wir schon zehn Jahre über die Hälfte unseres Jahrhunderts hinaus. Von wie viel Unglücklichen sind wir in den letzten Jahren Zeitgenossen gewesen. Welche Entscheidungen der Vorsehung haben wir erlebt, die durch ein Sandkorn, das sie auf die eine Waagebal legt, das Uebergewicht bestimmt, und thut, was sie will. Bis gegen die letzten Tage des nun vergangenen Jahres wurden wir ganz verschont. Aber in diesen letzten Tagen — doch wurden wir in denselben nicht viel mehr als verschont? Empfingen wir nicht außerordentliche Gnaden? Nicht einmal ein Schatten von Gefahr bei einer Krankheit, die so viele weggenommen hat, von vier tausenden über tausend. Ich kann nicht aufhören, über diese so sichtbare Hülfe der über uns wachenden Vorsehung zu erstannen. Und zu eben

dieser Zeit^{*)}), zur Zeit dieser großen Hülfe, wurde auch unser Leben erhalten. Wie gelinde war die Erschütterung, mit der uns das Erdbeben, zum Danke für die Genesung des Königs, aufweckte. Kann man sich überteden, daß Gott dasselbe ohne Ursach in diesen Tagen habe kommen lassen? Wir sollten desto feuriger für die Erhaltung des Königs danken können, weil wir zugleich für unsere eigene zu danken haben. Ich bin überzeugt, daß schon viele öffentlich und in'sgeheim Gott mit derjenigen Rührung, die so außerordentliche Wohlthaten erfordern, gepriesen haben. Aber können wir den Dant für solche Gnaden zu oft wiederholen? Wie würde ich mich freuen, wenn folgende Ode einige zu dieser Wiederholung veranlaßte. Sie ist, um diesen Zweck desto mehr zu erreichen, nach der Melodie: Lobet den Herrn; denn er ist — gemacht worden. Dies wird denjenigen, welche die Musik, vornehmlich wegen ihres würdigsten Gebrauchs lieben, nicht gleichgültig sein.“ Ursprünglich war B. 1 der Strophe in drei (wie: Laßt dem Erhalter | Unser's Geliebten | Uns freudig danken¹⁾), B. 5 in zwei gleiche Verse getheilt. Der erste Vers besteht aus einem doppelten Abdonius mit der jambischen Reihe 0—0 0, der letzte bloß aus dem doppelten Abdonius; B. 2 und 4 sind katalektische jambische Trimeter, B. 3 besteht bloß aus drei Trochäen.^{**)} Verändert erschien die Ode in der ersten Ausgabe.^{***)}

^{*)} In der Nacht vom 21. auf den 22. Dezember. Ueber dieses im ganzen Norden verspürte, nur zwei Minuten dauernde Erdbeben vgl. Klopstocks Anmerkung zu unserer Ode. Der König lag im Dezember an den Blättern darnieder.

^{**)} In der ersten Ausgabe der Oden ist das Schema der Ode vorgelegt. Der zweite und vierte Vers sind dort so gemessen, daß auf einen Iambus zunächst eine jambische Dipodie, dann zum Schlusse, wie B. 2, eine katalektische Tripodie folgt, im dritten der erste Trochäus von der folgenden Dipodie getrennt wird.

^{***)} Ursprünglich stand B. 6 Thränen und Wonne, B. 9 Gebet (wohl Druckfehler statt Befehl¹⁾), B. 18 doch ihn berührte, B. 22 Dann und

Str. 1 f. Aufforderung zu freudigem Danke, der sich in Thränen ergießen soll. Daß sie Gott allein die Rettung des Königs verdanken, tritt wiederholt hervor. — Des Lebens — des Todes. Vgl. Buch der Weisheit 16, 13: „Denn du hast Gewalt, beide über Leben und Tod.“ Lde 39 Str. 22. — Vor dem Throne, vor Gott, dessen Thron wir uns im Himmel denken. Vgl. Lde 11, 45. — Str 3 f Die Größe der in der Rettung des Königs erzeugten Gnade, für die immerfort ihr Danqgebet aufsteigen müßte, mit der Andeutung, wie gelinde die Krankheit vorübergegangen. Das wiederkehrende „Zu viel, zu viel Barmherzigkeit, o Vater“ V. 12. 19, möchte doch zu übertrieben sein. — Str. 5. In gleicher Weise hat Gott aus übergroßer Barmherzigkeit alle zu derselben Stunde vor dem Erdbeben errettet. — Str. 6–8. Gottes Absicht bei diesem Erdbeben, der, während er sich ihnen so gnädig erzeigt, andere Völker so schrecklich dabei betroffen hat. — Str. 7 f. verlegt er sich lebhaft in die Zeit jenes Erdbebens; die Erinnerung daran erheitert ihn jetzt. — V. 27 f. schwebt das lütharner Erdbeben vom November 1755, das durch die Zerstörung der Stadt alle Welt in schreckliche Angst setzte und mancherlei moralische Schriften hervorrief, bei V. 29 f. der siebenjährige Krieg vor, der halb Europa in Flammen setzte und besonders im vorigen

(Gnaden, V. 30 „nach dir, des Todes Herr und des Lebens“, V. 31 daß sie im Erdbeben, V. 36 und daß er, V. 38 daß er uns erget, V. 40 aus dem, V. 43 daß jedes Herz sein, V. 44 Baldender wohl Trübsal, da es gegen das Herkommen verfährt: dennoch nicht Betrübten dieses vor“, V. 46 nicht Jehovens Herrlichkeit, V. 50 Innerden. Legieret ward erst in der zweiten Ausgabe verbessert. In den neuen Ausgaben ist willkürlich nach Str 7 das ursprüngliche Ausdruckszeichen in ein Komma verändert. Str 8 steht neu an.

Jahre so viel Blut gelostet hatte.^{*)} Das biblische Bild vom Ausstrecken des Armes^{**)} wird sehr glücklich zugleich auf das Strafen und Segnen bezogen. — Str. 9–11. Lob und Preis der Erbarmung Gottes, der sich eben so gnädig an ihnen erwiesen, daß die Urentel die Erinnerung daran stets dankbar erhalten müssen. Das Halleluja, der Preis Gottes (vgl. S. 269) folgt in V. 43–45, wobei die Worte des Moses vorichweben (2 Mos. 34, 9): „Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Gnad' und Treu“ Vgl. Ode 41, 62 f. 85 ff. Du lber gehst auf den Erlöser, der freiwillig das Leiden übernommen, bei welchem er schwer litt. Vgl. zu Ode 40, 58 ff. V. 46. Vgl. 2 Mos. 33, 22: „Wenn denn nun meine Herrlichkeit fürüber gehet.“ Ode 40, 38. — V. 47. 2 Mos. 33, 22 f.: „Meine Hand soll ob dir halten, bis ich fürübergehe. Und wenn ich meine Hand von dir thu', wirst du mir hinten nachsehn“ — V. 53. Kein Greis, der jetzt lebt. Vgl. Ode 37, 41 ff. Str. 12 Noch einmal erhebt sich der Dichter, um Gott zu danken, wobei er es für eine Gnade erkennt, daß sie überhaupt zu Gott sich wenden dürfen. Vgl. Ode 43, 59 f. Zu V. 57 f. vgl. oben V. 4. Ode 43, 31 f. Die Schlußverse wiederholen (vgl. Str. 8, 2 f.), daß der Herr nur seinen Arm erhoben, um sie zu segnen, was nur auf die Krankheit des Königs deuten kann (des Erdbebens gedenkt er oben V. 39 f. gleich darauf); der Segen, daß Gott den König von der Krankheit, wenn auch nur leise, ergreifen ließ, liegt eben darin, daß er dadurch alle an seine große Erbarmung erinnerte.

^{*)} Erwürgen, nach biblischem Sprachgebrauch für tödten.

^{**)} Vgl. 2 Mos. 3, 19, 5, 4, 34. Psalm 136, 7 u. a. Bei Ezechiel 25, 13 spricht der Herr „Ich will meine Hand ausstrecken über Edom und will austrotten von ihm beide, Menschen und Vieh, — und durchs Schwert fallen“, bei Jeremias 6, 12: „Ich will meine Hand ausstrecken über (wider) des Landes Einwohner“

43. Das neue Jahrhundert.

Das Gedicht erschien zuerst im Oktober 1780 im Nordischen Aufseher unter der Ueberschrift: Auf das Fest der Königlich-souveränität in Dänemark; wesentlich verbessert brachte es die erste Ausgabe der Oden mit der jetzigen Ueberschrift. Ursprünglich bildete B. 6 Veracht' ihn, B. 42 Als — ist, B. 72 Nur singen, B. 77 Noch sagen, B. 90 Ihr — sanft einen eigenen Vers B. 9 f. 25 f. 35 f. (doch fürs und nur einmal fließe st), B. 61 f. („Es hebt sich auf und segnet“) waren verbunden. B. 28 fehlte, B. 3 lautete „Der Patrioten Staub wo ausgegraben“, B. 7 stand „Sie haben uns — entrißen“, B. 8 „Und einen König gegeben“, B. 12 nicht der Demokrat allein, B. 14 Der guten Könige, B. 17 „Nicht für ein Vaterland nur“, B. 21 f. „Doch, wenn der Tod sein g. G. verdient, | Auf einem hohen Thermoplyä | Oder auf einem andern Altare d. H. Docht er sein“, B. 29 „ists fürs Vaterland sterben“, B. 31 „Für des großen Vaters“, B. 34 Entflammt, B. 37 „Und Namen | n. bekannter, | Als andre Namen sind“, B. 39 „Die Mutter und die Braut | Trocknet schnell d. b. Th. |“, B. 40 „Denn des Todten Verdienste | Möchten Thränen entweihn“, B. 41 welche noch männlicher, B. 42 die viel edler, B. 48 Beschattenden Fittigen, B. 52 Herrschers der Welten, B. 53 Welcher uns, B. 56 ihren entzündenden Thränen, B. 59 dem neugebornen Jahrhunderte, B. 65 O hierum flehen, B. 73 tönt, B. 78 deine Wetter nicht. Die letzte Strophe lautete: „O Tag der Feier, wie groß bist du! | Mit dir beginnet | Ein neues Jahrhundert der Gnade.“ Abschnitte waren nach B. 4. 6.

8 16. 24 27. 32. 40. 44. 56 und dann weiter nach jedem vierten Verse. *)

Durch die sogenannte Erbsoveränetätsverschreibung vom 16. Oktober 1660 war dem Könige von Dänemark außer der Erbllichkeit der Krone die volle Souveränität übertragen worden. Bis zu jener Zeit hatte die ganze Staatsgewalt in den Händen einer mächtigen Aristokratie gelegen, die nur auf Schwälerung der königlichen Macht zu ihrem eigenen Vortheile bedacht war. Der Adel, welcher allein den Reichsrath bildete, war der einzige berechtigte Stand; er hatte die sämmtlichen Kronlehen gegen geringe Abgabe inne, führte ausschließlich die Rechtspflege und genoß die ungemeassensten Vorrechte. Der dadurch eingetretene Nothstand bestimmte endlich auf dem Reichstage zu Kopenhagen am 8. September 1660 den Bürgerstand und die Geistlichkeit, dem Könige unter Aufhebung der bisherigen reichständischen Verfassung die unumschränkte Gewalt zu übertragen. Bischof Soane und Bürgermeister Rausen setzten die Sache mit solcher Entschiedenheit trotz der Gälrung des Adels durch, daß schon am 18. Oktober die Huldigung auf die neue Verfassung erfolgte. Die Könige übten seit dieser Zeit die Verfassung in volksthümlichem Sinne, und der von Klopstock besungene Friedrich V., der im Jahre 1760 schon vierzehn Jahre regiert hatte, verstand sich zu manchen Selbstbeschränkungen. Vgl. Ode 17, 44.

Str 1 f. Dankbare Feier derjenigen, welche jenen Umschwung herbeigeführt haben, dessen Bedeutung B. 7 f.

*) Noch in der ersten Ausgabe stand B. 15 Königs, B. 21 Erleicht, B. 29 ist's sterben für das, B. 31 des großen, B. 37 andre, B. 50 die nur, B. 55 im, B. 60 den du, B. 66 Vorlesung, an dich, B. 67 icht, B. 77 brüllende, B. 81 Friede, B. 90 Gebenien, B. 91 Friedrich's ungehinderter Gnade. In der zweiten Ausgabe sind als kurz bezeichnet die B. 7, in B. 74, als lang wer B. 5, daß B. 86

tur; bezeichnen. Eaufst sollen jene wahren Vaterlandsfreunde ruhen, ihr Andenken von allen geehrt werden. Sene Männer waren alle Bürgerliche; sie ruhen daher in keinem Erbbegräbnisse, so daß ihre Gebeine leicht, ohne daß man wüßte, daß sie ihnen angehören, ausgegraben werden könnten. Bei V 4 schwebt das zur Strafe erfolgende Ausstreuen der Asche vor. Vgl. Hor. epod. 16, 14. 15. — Die Verachtung wird V. 5 f. der Leier aufgetragen, wie Ode 26, 1. Nicht ohne Absicht ist den Patrioten gegenüber hervorgehoben, daß die aristokratische Abkunft kein Verdienst ist. — Str 3 7 wendet sich der Dichter gegen diejenigen, welche diesen Umischung als freiheitsgefährlich darstellen, wobei er sich freilich die Sache leicht macht, indem er nur anführt, daß es auch freiheitliebende Könige (Str. 3 f.) und in Monarchien begeisterte Vertheidiger des Vaterlandes gebe (Str 5-7). Die Freiheit wird Str. 3 schwungvoll gefeiert. Ihr Name klingt dem Ohre so lieblich*), sie erhellte den Verstand, erhebt den Gedanken, erweitert das Herz. V. 15. Des guten Königes glücklicher Sohn, eine mit Bezug auf Friedrich V. gewählte Ausführung des Begriffes eines guten Königs. Auf den nur sechszehn Jahre regierenden Christian VI. war 1746 Friedrich V. gefolgt. Glück- lich durch das Bewußtsein edelster Pflichterfüllung und die Liebe des Volks. Vgl. Ode 18, 1 ff. 14 f. 24, 99 f. — V. 18 bezeichnet eine republikanische Verfassung, im Gegenjag zu einer das Gesch- ehrenden, nicht der Willkür fröhrenden Monarchie (V 20). — Ein hohes Thermopylä, vom Kampfe gegen fremde Eroberer. Thermopylä bildet zwei Zamben. — V. 23 Andern Altar des Ruhmes, indem er sein Leben im Kampfe opfert. Man konnte auch an anderes Verdienst denken, aber dann müßte der Vers

*) Siberton Vgl zu Ode 17, 49 (S. 178)

parenthetisch gefaßt werden. — V. 21 Lodet sein Haar. Mit Beziehung auf die in V. 22 vorschwebenden Spartaner, welche bekränzt und mit geklättem langen Haare in den Kampf gingen (Plut. Lyc. 22, was man irrig auf gelocktes Haar gedeutet hat. Ueber die Deutschen vgl. oben S. 210⁴). Beim Ersiehlen schwebt das Emporschwingen zu hohem Ruhme vor — Der Dichter kann es nicht unterlassen, in Str. 7 hervorzuheben, wie die Dichtkunst einem solchen Helden den schönsten Lorbeer sticht. Unsterblichkeit dir! Es ist hinzuzudenken wird zu Theil, was freilich etwas hart *), Der später zur Verstellung einer vierzeiligen Strophe hinzugefügte Vers: „Und weinet Mutterthränen dir nach“, dürfte wenig passen, da die Mute die Gefallenen nicht beweint, sondern preist; denn unter den Mutterthränen, den Thränen innigster Liebe, können doch nur Thränen der Sehnsucht, des Schmerzes verstanden werden. Str. 8 10 Sehr geschickt macht der Dichter den Uebergang zum dänischen König, dem edlen Fürsten, für den zu sterben viele bereit sein werden, ja er sieht schon die Helt im Geiste vor sich, wo die Dänen mit Begeisterung ihr Blut für König und Vaterland vergießen werden. Wenn Mopsted hierzu im Jahre 1797 die Anmerkung machte: „Es schien damals, daß Dänemark Krieg haben würde“, so hat er, wie es ihm mehrfach bei seinen später, besonders auf Vottgers Wunsch, gemachten Anmerkungen, begegnet, sein eigenes Gesicht irrig ausgelegt. Einen nahe drohenden Krieg nimmt er so wenig an, daß er die

*) Man muß sich hier schon Bitterlein statt des überlieferten Unsterblichkeit dir nach beiden Weitem Nomina gesetzt. Bessere Ausdrücke für den oben erwähnten. „Unsterblichkeit dir“ ohne weitere Interpretation. Wie bei Estlin und „Du stehst dir, Unsterblichkeit“ können wir deshalb nicht annehmen, weil Mopsted dann auch nach Unsterblichkeit Ausdrucksformen möglichens Nomina, gesetzt haben würde.

feite Ueberzeugung ausspricht, Friedrich werde den Frieden zu wahren wissen; nur in dichterischer Lebhaftigkeit schaut er das wirklich in der Zukunft, was er als gewiß im Falle eines wirklichen Krieges sich denkt. V. 29 ist Uebersetzung des berühmten horatischen *Dulce et decorum est pro patria mori*. Vgl. Ode 24, 53. Eigenthümlich wird V. 30—32 Friedrich als Vater des Vaterlandes bezeichnet. Vgl. Ode 18, 4. — Der Patrioten. Vgl. Ode 21, 53. — Str. 10. Große Helden werden erstehn. So schwungvoll das Bild vom Adler (Jesaias 40, 31) ist (vgl. Ode 57, 15), so matt fällt der Ausdruck „als andere Namen sind“ ab. Selbst Mutter und Braut preisen den Heldenmuth des ihnen Entrißenen, trauern ihm nicht nach, da er durch ihn den höchsten Ruhm sich erworben. Vgl. Ode 18, 6. — Str. 11. Aber die Weisheit und Vaterliebe des Königs bewahrt uns den Frieden. Jene Tugenden erhebt Klopstock über den Muth, zum Schwerte zu greifen. V. 44 deutet auf den siebenjährigen Krieg, von dem Friedrich trotz mancher Versuche, ihn hereinzuziehen, sich fern hielt. — Donner, vom Getümmel der Schlacht. Vgl. Ode 26, 23. Ode 25, 7 stand früher donnernde Schlacht. — Ein Krieg wegen Holstein-Gottorp, den man hierher gezogen hat, drohte erst nach dem 1761 erfolgten Tode des letzten Herzogs von Holstein, ja erst nach der Thronbesteigung Peters III. (1762).

Str. 12—14. Das Lob des Königs als eines Friedensfürsten bahnt einen leichten Uebergang zur heutigen Festfeier, welche sie im Segen des Friedens, mit Dank gegen den Himmel, der ihnen solche volkethümliche Fürsten gegeben, mit sorglosem Blicke auf die Zukunft und inmitten, zu Thränen gerührter Freude begehen. — Zu V. 49 f. bilden V. 55 f. den Gegensatz. Die gewöhnlichen prunkenden Festfeiern sollen nur Auge und Ohr anziehen. — Str. 15—17. Dichterische Ausführung des Wunsches, daß

das neue Jahrhundert gleich segensreich wie das verfllossene sein möge, das freilich dem Lande den Segen des Friedens bewahrt und manche dankenswerthe Verbesserung gebracht, aber kein frisches, vollkräftiges Staatsleben gezeitigt hatte. Sehr glücklich flucht der Dichter den Wunsch ein, daß Friedrich und sein Sohn Christian lange herrschen möchten, was leider nicht geschehen sollte; denn letzterer zeigte sich nach dem frühen Tode seines Vaters (1766) völlig unfähig zur Leitung der Staatsverwaltung -- In den beiden letzten Versen von Str. 17*) macht der Dichter den Uebergang zur Hindeutung auf die schreckliche Verwüstung, welche der Krieg augenblicklich anrichtete (Str. 18 woran sich der fromme Wunsch anschließt, die Vorsehung möge endlich doch den Völkern das Glück dauernden Friedens gewähren (Str. 19-21). Der Krieg wird mit der Waagschale in der Hand der Vorsehung gewägt; daher die donnernde Wage, ihr furchtbarer Klang. Damit hat der Dichter die homerische Vorstellung verbunden, daß beim Kriege Zeus die Loose der kämpfenden Völker gegeneinander abwägt (Ilias VIII, 69 ff.), diese aber zur Andeutung des Gedankens verwendet, welcher unbedeutende Zufall oft den Sieg entscheidet. Vgl. Klopstocks ähnlichen Ausdruck oben Ode 41, 32 ff. V. 71. Blut und Leid der Völker jammert zur Vorsehung, die nicht darauf hört. Absichtlich wird der Ausdruck die donnernde Wage (V. 6) wiederholt -- Nur wenige, Völker. Gruber wollte Wenige schreiben. -- Singen, im Gegensatz zu schreien (V. 71) Darein, in das Walten der Vorsehung, in das Wägen ihrer Wage, die ihnen nicht Noth, sondern Glück zuwägt Das Bild wird durch V. 72 etwa-

*) Sie, die Vorsehung, die damit die Völker strafft. Der Dichter läßt hier die Rede fallen.

gestört. V. 76. Voll Blut und Glend (ist wieder absichtlich aus V. 71 wiederholt), auch für den Sieger Vgl. V. 82 f. — Str. 20. Selbst die stolzen Kriegsfürsten (Klopstock denkt an den Preußenkönig, werden endlich (noch) erkennen, daß die Vorsehung in den Kriegen nur die Völker straft, in ihnen ihr fürchterliches Gericht hält. — Brüllenden soll wohl, wie Wetter, auf das Gleichniß gehn, obgleich Klopstock donnern auch ohne solche Beziehung braucht. — Göttlichen, Sie werden Gottes Hand im Krieg erkennen. V. 83 f. Die mit Blut erkauften Siege sind ohne Entscheidung, sie werden durch folgende Niederlagen wieder aufgewogen.*)

Str. 22–24. Der Dichter kehrt schließlich zum Glück Dänemarks zurück. Str. 22. Wir wollen uns mit unserm Könige des Friedens freuen. — So, mit frommem Aethen zur Vorsehung. Ohne Wehmuth können sie sich ihrer gegenseitigen Liebe freuen, da sie keine trüben Zeiten, wie das übrige Europa, erlebt haben. — Str. 23. Wie glücklich sind sie, daß sie sich der unbeschränkt wirkenden (ungehinderten) Liebe des Königs erfreuen, was sie jener glücklichen Umgestaltung verdanken, deren Gedächtniß sie heute feiern. Der Wunsch für diejenigen, welche die Souveränität des Königs durchzieht, drängt sich hier lebhaft ein. Die Abweichung von V. 1 ist dadurch veranlaßt, daß hier die Patrioten gleich genannt werden müssen; doch hätte sanft unmittelbar auf weht folgen können, hätte der Dichter nicht den Vers kräftiger anstöhnen

*) Goethes Mephistopheles sagt (Faust II. Akt II, 2) von den Augen am Torrauet und Sklaverei, kaum seien sie abgethan, so fingen sie wieder von vorn an. Aemobans redet bloß damit

lassen wollen. *) — Str. 24 bezeichnet das erste Jahr als glücklichen Beginn eines segensreichen Jahrhunderts; es ist die Morgenröthe eines langen heitern Sommertags. **)

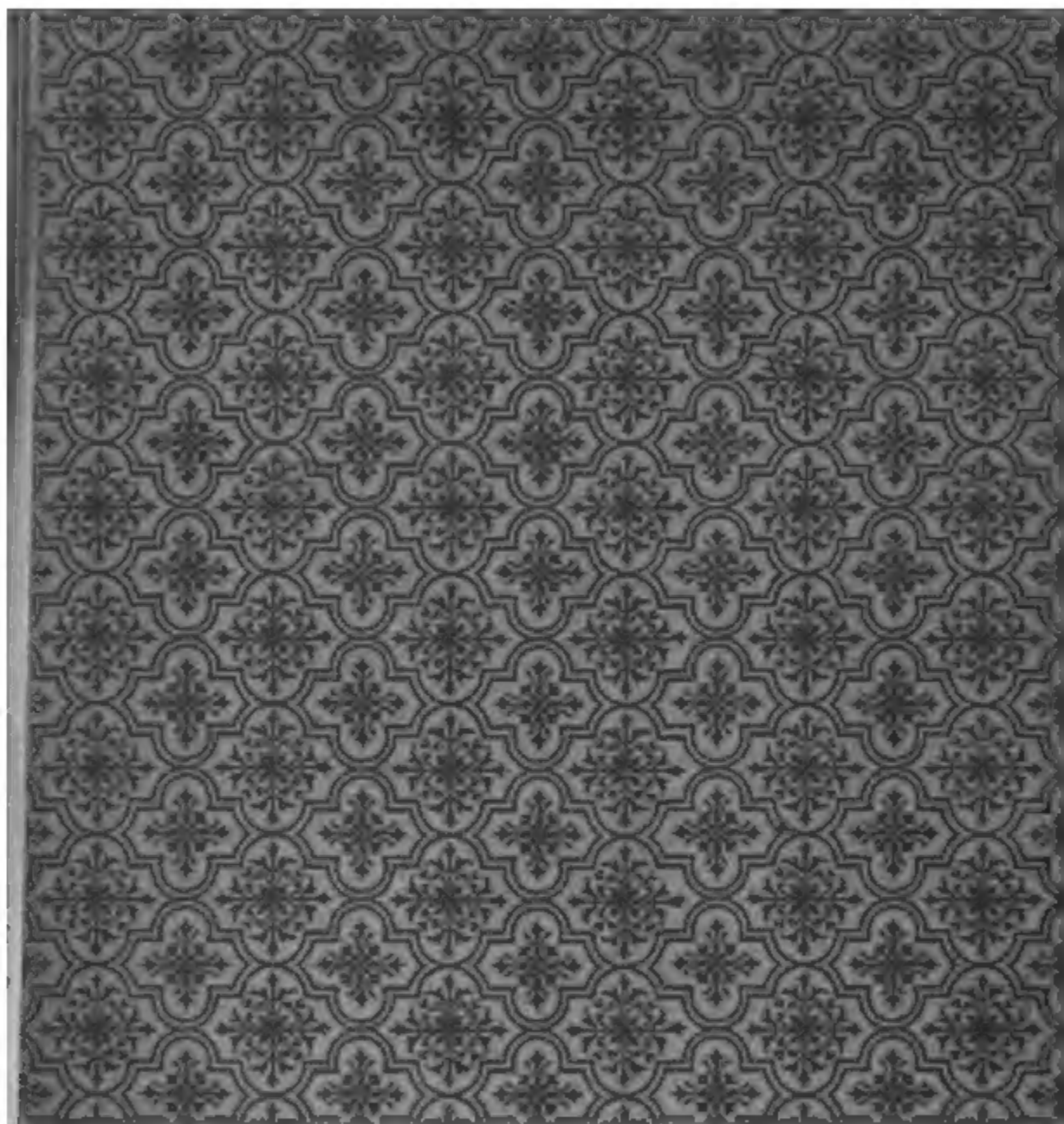
*) V. 89 ist wohl als Choriambus mit Vorschlag zu messen, V. 92 als bloßer Choriambus. V. 90 hat das Maß U—UU— | U—UU— | U—U—, V. 91 —U—UU | —U—UU—U.

**) Hier sind die Verse trochäisch-daktylisch.

Inhalt.

	Seite.
16. An Bodmer	165
17. Der Bärchersee	168
18. Friedrich der Fünfte	179
19. Friedrich der Fünfte. An Bernstorff und Nolte	183
20. Die tobtte Clarissa (1751)	187
21. Friedensburg	189
22. Der Verwandelte	192
23. Dem Erlöser	195
24. Die Königin Luise	200
25. Hermann und Thuselda	207
26. Fragen	210
27. An Young	213
28. Die beiden Musen	214
29. An Cidli	219
30. Das Rosenband	221
31. An Sie	223
32. Ihr Schlummer	224
33. An Gleim	225
34. Furcht des Geliebten (1753)	233
35. Der Rheinwein.	235
36. Gegenwart der Abwesenden	239
37. Für den König	241
38. Die Genesung (1754)	246
39. Dem Allgegenwärtigen (1758)	249
40. Das Anschauen Gottes (1759)	259
41. Die Frühlingsfeier	264
42. Der Erbarmer	276
43. Die Glückseligkeit aller	278
44. Die Genesung des Königs	284
45. Das neue Jahrhundert (1760)	288

www



R11 3

830
1927

Müntzer, H.
Erläuterungen Deutscher
Kriegsblock.

NAME

DATE

Feb. 25, 1928

2/25/28

M. Stanger

FEB 25

Wass. H. Frickel

MAR 19 '31

4733

